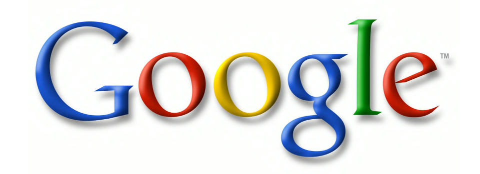
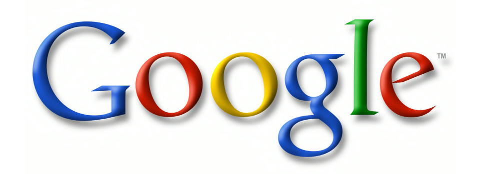
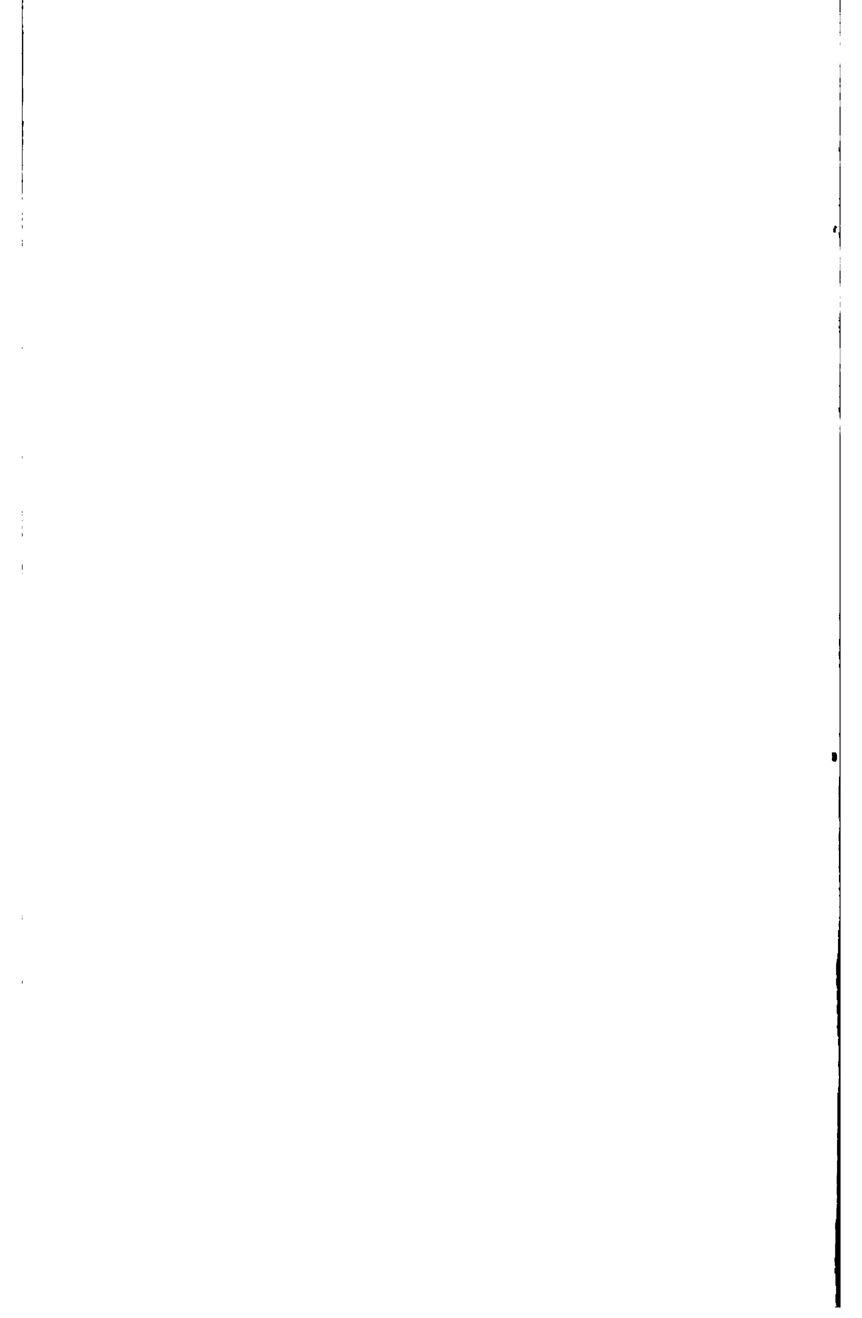












Wanderungen

durch

London.

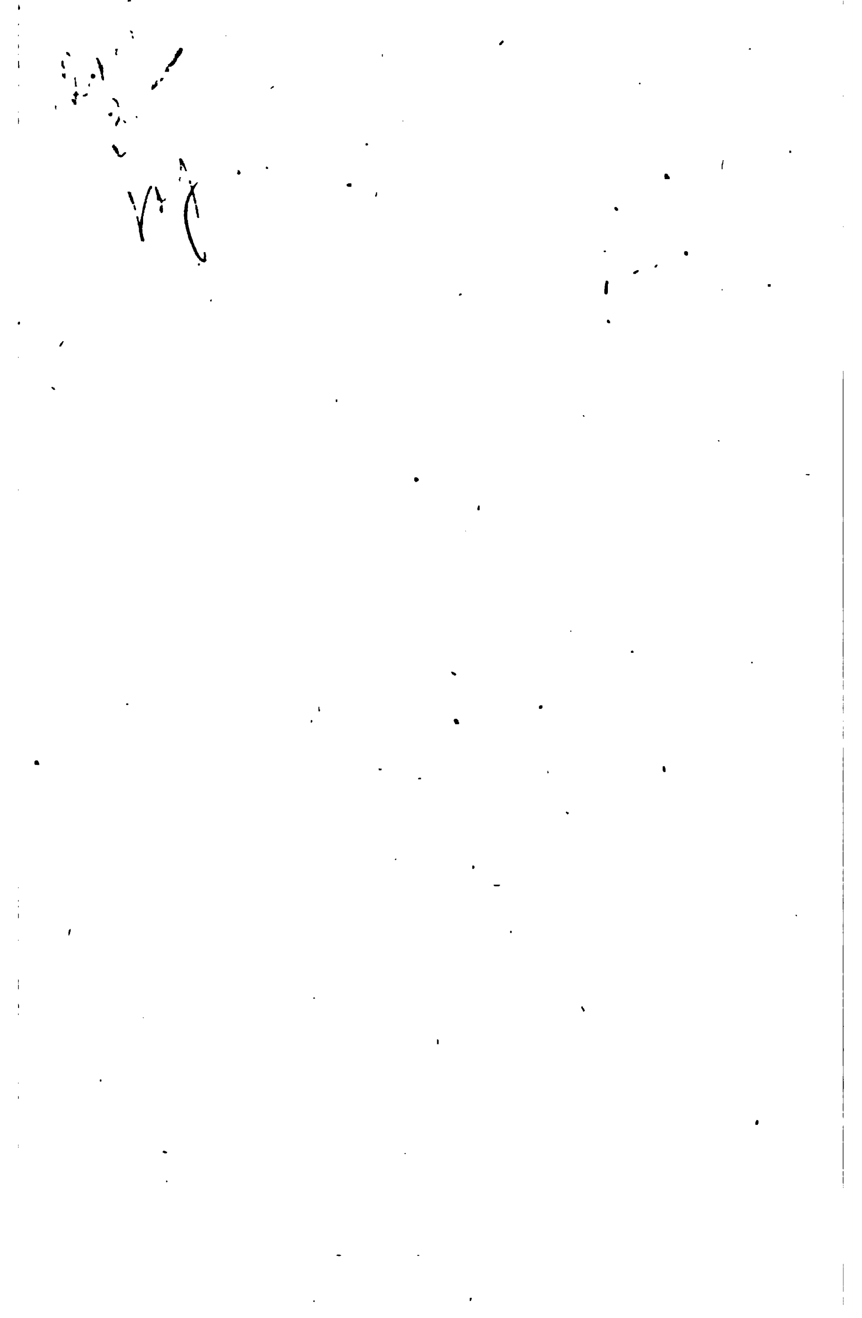
Von

Max Schlesinger.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung).

1852.



Wanderungen

durch

London.

Erster Band.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Wanderungen

durch

London.

Von

Max Schlesinger.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)

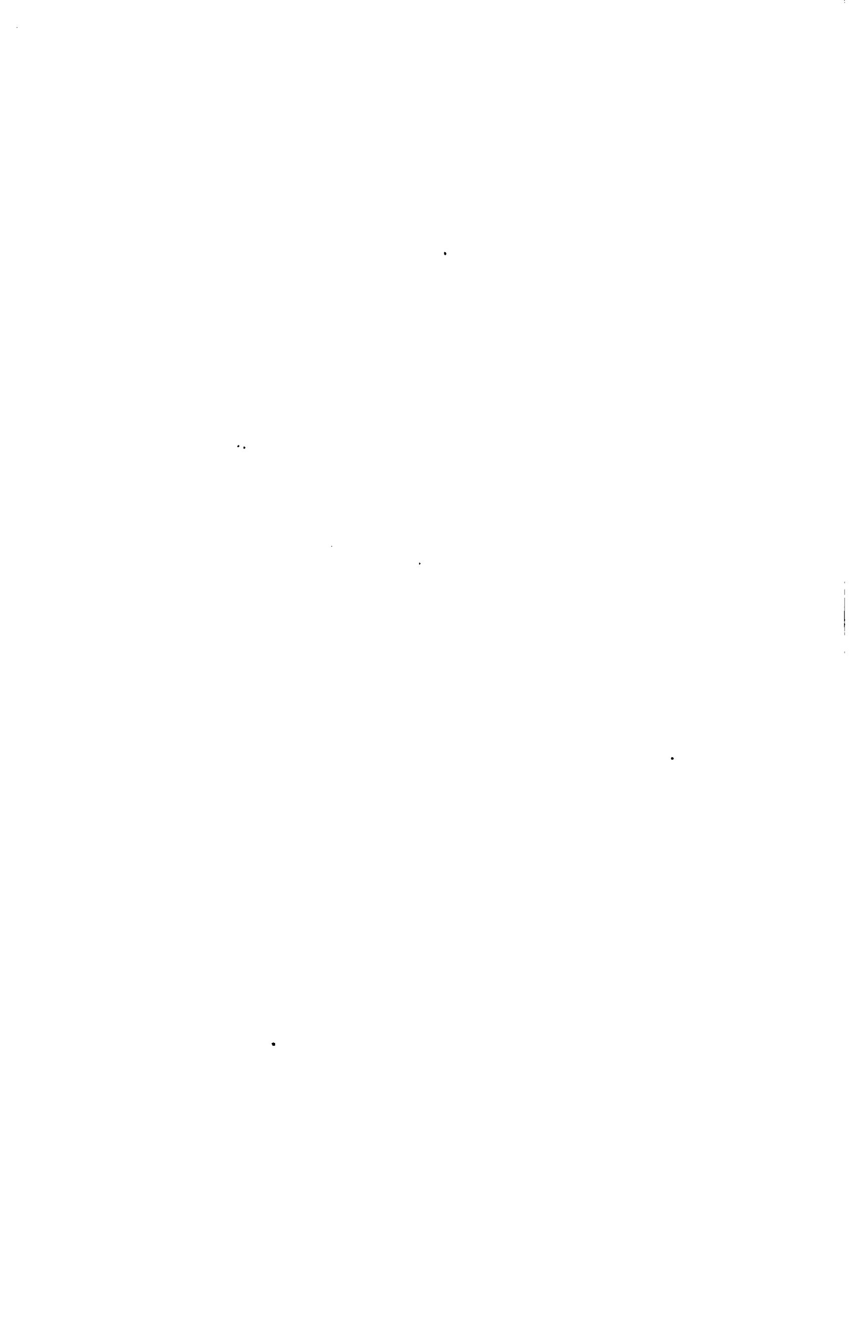
1852.

Dem

großen, edlen, gastfreundlichen

englischen Volke

gewidmet.



Vorwort.

London, die Hauptstadt des britischen Inselreiches, ist im Jahre 1851 n. Chr. entdeckt worden. Versprengte Reisende vom Continente, Banquiers, Handwerksburschen und diplomatische Actenstücke hatten zuweilen märchenhaft klingende Worte von der Größe, dem Reichthum, der Industrie und der Politik des westlichen Städteungeheuers fallen lassen; aber dieses lag geographisch zu weit aus dem Wege, und hatte in seinen historischen Entwicklungsphasen nicht unmittelbar genug in die Schicksale der continentalen Völkergeschichte eingegriffen, um wie Paris ein bevorzugter Gegenstand der Reiselust und des Studiums zu werden. Erleichterung der Communicationswege, die Kosmopolitik der Industrie, und der vernünftige Wunsch, jene merkwürdigen Inseln kennen zu lernen, die

vor, in und nach den letzten Revolutionskämpfen des Festlandes ihre eigenen freiheitlichen Staats-institutionen in stolzer, friedlicher Abgeschlossenheit zu genießen verstanden, haben in der letzten Zeit das Interesse für England und dessen Hauptstadt mächtig angeregt und manche werthvolle literarische Beiträge über dieses merkwürdige Städteconglo-merat in's Leben gerufen.

Das vorliegende Buch ist gleichfalls ein Ver-such, dem deutschen Publicum durch einfache Schil-derungen Einiges von den Instituten, Lebensäuße-rungen, Menschen und Sitten Londons vor Augen zu führen. Es soll dies, wie schon der Titel anzeigt, in zwangs- und anspruchsloser Weise geschehen; es soll — dies ist wenigstens das aufrichtige Bestreben des Verfassers — mit einer ruhigen Unparteilichkeit geschehen, die eben so weit von eigensinniger Verachtung wie von abgöttischer Verehrung Englands entfernt ist. In wie weit diese guten Vorsätze ausgeführt wurden, darüber freilich müssen Andere urtheilen.

Shanklin, Insel Wight October 1851.

Inhalt.

Seite

Seite

Erstes Kapitel.

Der Leser macht Bekanntschaften. — Ein englisches Haus.

„Aber wissen Sie, mein sehr verehrter Sir John!" — sprach Dr. Keif, indem er seinen Lehnstuhl etwas näher an den Kamin rückte — „daß ich Ihr England nachgerade zu hassen, wenn nicht zu verachten anfange?"

„Nun in der That" — erwiederte Sir John, indem sein längliches Gesicht kaum merklich länger wurde — „das heißt rasch. Sie sind ja erst wenige Stunden in London. Warten Sie nur, bis Sie länger hier gewesen sein werden. 'S gibt jetzt eine ganze schwere Menge Ihrer Landsleute in London. Fällt keinem von ihnen ein, nach Deutschland zurück zu gehen."

„Hat seine guten Gründe" — brummte der Doctor leise vor sich hin. —

„Und darf man fragen" — begann Sir John nach einer kurzen Pause — „was Ihnen mein England schon in den ersten Stunden Ihres Aufenthalts so hassenswerth macht?"

„Da sehen Sie sich diese Cigarre an. Brennt schlecht — riecht schlecht — stinkt — kohlt — läßt die Asche fallen — kostet dabei viermal so viel wie eine anständige Cigarre in meinem Deutschland. — Ist das ein Land? Ist das eine Regierung? Ist das eine Verfassung? Wo steckt eure Bildung, euer Cobden, euer Freihandel?“

„Ho! Ho! Gemach, Herr Deutscher!“ — rief Sir John, indem er versuchte, sich eine recht martialische, so eine Art Oberpolizeiinspectorsmiene zu geben — „ho! ho! wo steckt denn Ihr Paß? Hat Sie Jemand belästigt? Haben Sie schon einen Anmeldungsschein auf der Stadthauptmannschaft abgeben müssen? Sind Sie schon aus London ausgewiesen? Entweder oder — — gute Freiheit mit schlechten Cigarren, oder billiges Rauchmaterial mit Polizeiduft. Wie Sie wollen, die Wahl steht Ihnen frei.“

„Den Henker auch stand mir die Wahl frei“ — schrie Dr. Keif — „Sie haben mich ja gehetzt wie einen Eber, über alle Grenzbalken bis an's kühle Meer, bis in den Rachen der Seekrankheit hinein, die mich speiend ausgespieen hat auf diese barbarische Insel, wo man Kohlblätter statt Taback raucht“ — und der Doctor drehte seinen kleinen Cigarrenstumpf rasch zwischen den Fingern, warf ihn mit komischer Wuth in's Kohlenfeuer, und sang im höchsten Discant: „Was ist des Deutschen Vaterland?“

Wer aber ist dieser komische Doctor, wer ist Sir John? so fragen meine Leser.

Zwei liebe Menschen, die sich nach jahrelanger Trennung im Herzen Londons, in Guildford street wieder gefunden haben. Dr. Keif ist Oesterreicher und Journalist. Er war vorurtheilsvoll genug gewesen, in mehreren höchst harmlosen Feuilletonartikeln zu behaupten, die Croaten hätten sich bei der Einnahme Wiens nicht graziös benommen, die Czechen seien nicht die Urrace der Menschheit, die Wiege deutscher Bildung liege außerhalb des Serbenlandes, Goethe habe für die Wissenschaft mehr geleistet als das k. k. 21. Grenadierbataillon, eine schlechte Regierung sei noch schlimmer als eine gute u. dgl. m. Dieser Vorurtheile wegen wurde der Doctor aus Leipzig nach Oesterreich citirt. Er sollte sich rechtfertigen oder Buße thun. Aber es gelüstete ihn nicht, den Johannes Huß zu spielen. Die Aussicht, sich in den Reihen der kaiserlichen Armee zum Kriegshelden ausbilden zu dürfen, hatte für diese durch deutsche Bildung verwahrloste Seele keinen Reiz mehr. Dr. Keif entfernte sich bei Nacht und Nebel aus Leipzig, und der Wiener Correspondent eines dortigen Journals machte es ihm acht Tage später zum Vorwurf, daß er so feige gewesen, vor nur (!) sechsmalhunderttausend österreichischen Soldaten, einem Dutzend Festungen, einer halben Million Polizeibeamten und der peinlichen Halsgerichtsordnung der gottseligen Kaiserin Maria Theresia davongelaufen zu sein.

Ob der Doctor wirklich feige und was er überhaupt für ein Charakter ist, werden wir auf unseren Wanderungen sehen, die wir zum Theil in seiner Gesellschaft machen wollen.

Wir wohnen beide im Hause Sir John's, eines eingefleischten Engländers, der werth ist, als Prototyp seiner Landsleute gezeichnet und studirt zu werden. Dieses unser Haus soll den Mittelpunkt unserer Spaziergänge bilden, und wie Washington Irwing von der Alhambra aus die sonnigen Thäler und die maurischen Zauberschlösser Spaniens durchpilgerte, so wollen auch wir, gleich Spinnen in Mitten ihres kunstvollen Gewebes, uns am Kamine einnisten, um von da aus Streifzüge nach allen Theilen Londons zu machen, den Gedankenraub emsig nach Hause zu bringen und ihn da zu verspeisen.

Ein englischer Kamin aber und ein englisches Haus sind Begriffe, welche dem Continentalen, der nie dieses Inselland besucht hat, unmöglich klar sein können. Alles Lesen englischer Romane gibt von der englischen Hauseinrichtung nur eine sehr vage Idee, weil der Dichter für sein vaterländisches Publicum schreibt, welches mit diesen Begriffen groß gewachsen ist, daher keine Erläuterungen derselben bedarf. Es dürfte deshalb nicht unzweckmäßig sein, unsere Spaziergänge durch London im Hause selbst zu beginnen, es vom Keller bis zum Boden zu durchwandern.

Der erste Schritt, welchen wir Deutsche in einer Londoner Straße machen, sagt uns, daß hier nicht Alles ist wie bei uns. Abgesehen von den kohlen-, und rauchgeschwärzten Mauern, die kein Fenster und kein Dachgesimse ziert, und welche die Vorderseite der Londoner Wohnhäuser bilden, stehen diese nicht etwa wie bei uns auf der Ebene der Fahrstraße, sondern in Vertiefungen, welche längs derselben hinlaufen.

Eine Vergleichung mit unsern festländischen Chausseen dürfte diese eigenthümliche Erscheinung der Bauart klarer machen.

Bei unseren zu beiden Seiten mit Abzugsgräben versehenen Landstraßen stehen die Bäume, in so fern solche, in Form einer Allee geordnet, vorhanden sind, vor oder auch hinter dem Graben. In den Londoner Straßen hingegen wachsen die Häuserreihen aus dem Chausseegraben heraus. Dieser ist gewöhnlich anderthalb bis zwei Klafter tief, so daß derjenige Theil des Hauses, welcher bei uns das Erdgeschoß bilden würde, hier zwei Klafter tief unter dem Niveau der Straße zu liegen kommt. Der Graben selbst bleibt unbedeckt; längs desselben schützt ein eisernes Gitter Mensch und Vieh vor dem Hinabstürzen; quer über ihn hinweg führt ein aus weißem Kalkstein gefügtes Brücklein zur Hausthüre.

Jedes englische Haus besitzt somit einen Festungsgraben, einen eisernen Pallisadenwall und eine Thorbrücke. Es ist in der That ergötzlich mit anzusehen, auf welch'

mannigfache Weise der Engländer dieses sein Castell noch weiter mit fortificatorischen Werken zu versehen sucht. Es ist geradezu, als wenn Louis Napoleon allen Ernstes den verunglückten Landungsplan seines großen Oheims wieder aufgenommen hätte, mit Herrn Carlier und der übrigen französischen Landärmee aus dem Hafen von Cherbourg ausgelaufen wäre, und schon vor Dover kreuzte, um London während der Mittags- und Abendpredigt zu überrumpeln; als wenn jeder englische Hausbesitzer seine Wohnung gegen den Angriff dieser Barbaren in Vertheidigungsstand setzen müßte, um bis auf den letzten braunen Portertropfen zu kämpfen.

Da gibt es eiserne Gitterwerke hoch und dick und stämmig wie die Tempelsäulen der erschlagenen Philister; jede Gitterstange bildet einen Spieß und jeder Spieß hat eine gewissenhafte Spitze. Vor der Thorbrücke befindet sich zuweilen ein zweites Gitterthürchen, aus welchem freundliche Nagelspitzen hervorblinzeln, um dem zudringlichen Gaste zum Willkomm die Hand zu drücken. Unter der Brücke selbst aber sollen bei den meisten Häusern gefüllte Pulverminen angebracht sein, um den Angreifer im ärgsten Falle in die Luft zu sprengen. Eine Behauptung, welche von einem Franzosen aufgestellt wurde, den die Reinlichkeit Londons zur Verzweiflung und Satyre trieb, welcher wir demnach keinen unbedingten Glauben zu schenken bitten.

Soviel läßt sich nach einer gründlichen Betrachtung

der Londoner Wohnhäuser bemerken, daß die Stärke der Festungswerke mit der Eleganz und dem innern Werth der Gebäude in directem Verhältnisse wächst. Der arme Mann begnügt sich mit einem Holzgitter; der Reiche verschanzt sich hinter eisernen Pallisaden; vor Palästen, Clubhäusern und öffentlichen Gebäuden, wie Mansion-house, Goldsmith's-hall und British Museum erreichen diese aber eine so respectable Höhe, daß man zu dem Glauben verleitet werden könnte, die Diebe Englands vollführten ihre nächtlichen Einbrüche mit Sturmleitern, Bombardiergeschützen und sonstigen gewaltigen Angriffswaffen.

In jedem Engländer steckt ein kleiner Vauban. Nicht genug sein Haus gegen Menschen bestmöglichst zu verbarricadiren, erstreckt sich seine Leidenschaft im Fortificationssysteme selbst gegen unschuldige Katzen und Hunde.

Damit diesen die Möglichkeit benommen werde, sich zwischen die Gitterstäbe des Hausgrabens durchzudrängen, sind die Zwischenräume derselben neuerdings mit kleinen Eisengeflechten ausgefüllt. Daß die einzelnen Dächer durch eiserne Vorwerke, welche, der chinesischen Mauer gleich, mit großer Kühnheit über Erhöhungen und Vertiefungen geführt sind, abgeschlossen werden, ist gar nichts Seltenes. Und wie oft schleicht nicht ein verliebter Kater seufzend längs dieser Dachbalustrade hin, wechselt zärtliche Blicke mit seiner Holden, die jenseits im Mond-

schein Heinesche Gedichte liest, und sucht umsonst einen schwachen, unbeachteten Punkt, um sich und seine Liebe auf des Nachbars Dach durchzuzwängen. Vergebens! Der Engländer hat kein Gefühl für die Liebe außer dem Hause oder auf dem Dache.

Wir treten jetzt an die Hausthüre und setzen den Klopfer in Bewegung, um Einlaß zu begehren.

Halten Sie dieses Klopfen bei Leibe nicht für eine leichte Sache. Gar Mancher hat früher das englische th als die Aussprache des englischen Thürklopfens erlernt, und viele Fremde behaupten steif und fest, der Klopfer sei das schwerste aller musikalischen Instrumente.

Man braucht ein feines Gehör und eine geübte, sichere Hand, um nicht vom Publicum im Hause mißverstanden und nachträglich bespöttelt zu werden. Jeder Stand kündigt sich am Festungsthore durch die Melodie des Klopfens an. Der Briefträger führt zwei gewaltige rasch auf einander folgende Schläge; dem fremden Gast ist ein sanftes aber entschiedenes Tremolo vorgeschrieben. Die Herrschaft des Hauses tremulirt stärker; und der Bediente, welcher einen vorfahrenden Besuch anzukündigen hat, muß, wenn er den Geist seines Amtes richtig erfaßt hat, wie das leibhafte Donnerwetter an's Thor pochen. Der Krämer dagegen, Fleischer, Milchverkäufer, Bäcker, Gemüsehändler u. s. w. klopft gar nicht, sondern bringt eine Seitenglocke in Bewegung, welche direct in den Küchenraum führt.

So einfach diese angebenen Noten zu sein scheinen, so schwierig zeigen sie sich bei der praktischen Anwendung. Fremde von entschiedenem, durch Zeit und Erfahrung gestähltem Charakter glauben gewöhnlich am besten aus der Klemme zu kommen, wenn sie den Klopfer mit selbstbewußter Energie seine Vibrationen machen lassen. Schmerzliche Täuschung! Der Entschiedene wird für einen Bedienten gehalten, der Unentschiedene als Bettler empfangen; die Mitte zu halten ist hier wie überall das Schwierigste.

Forscht man nach den Motiven dieser Einrichtung, so lassen sich dafür zwei verschiedene aufstellen. Die principiellen Feinde Englands, welche sogar den Nebel für eine aristokratische Erfindung erklären, und aus der Kalkformation der britischen Inseln den Adelsstolz herauswittern, versichern mit Bestimmtheit, die Taktdifferenzen vor der Hausthüre stünden mit den Standesvorurtheilen hinter denselben in allerinnigstem Zusammenhange; und daß, wenn ein Diener wie sein Herr anpochen wollte, dieses, den englischen Ansichten zufolge, eben so naturwidrig unverschämt wäre, als wenn der Haushund statt zu knurren, auf gut englisch fluchen würde.

Dagegen meinen Andere, die Einrichtung sei ganz vortrefflich. Denn man wisse dadurch in seiner Stube, welchen Besuch man zu gewärtigen, ob man eine noble, herablassende, hochmüthige, oder freundliche Physiognomie anzuziehen habe.

Wir glauben recht zu thun, wenn wir beide Motive neben einander gelten lassen; wollen aber zugleich bemerken, daß an den neuen eleganten Häusern der mittelalterliche Thürklopfer allmälig verschwindet, um der Schelle Platz zu machen. Vielleicht trifft den ganzen Plunder englischen Zopfthums bald dasselbe Schicksal. Es gibt viel faules Holz auf diesen gepriesenen Inseln, und hin und wieder hört man auch den Wurm ganz deutlich nagen. Viel guten Appetit wackerer Holzkäfer! Wir treten über die Schwelle des Hauses.

Heilige Stille empfängt uns, die Stille des Friedens, des häuslichen Wohlbehagens, doppelt wohlthuend, wenn wir gezwungen waren, uns früher einige Stunden im wilden Wirbel des Straßenlebens herumtreiben zu lassen. Aus dem Frieden lacht die Reinlichkeit hervor, diese passive Tugend, welche der Fremde zuerst am englischen Volke lieben lernt, weil sie ihm zumeist in die Augen fällt. Daß der Engländer ein tüchtiger Landmann, ein praktischer Kaufmann, ein tapferer Soldat und ein redlicher Freund ist, das steht eben so wenig auf seinem Gesichte geschrieben, wie dem Deutschen seine Biederkeit, sein Tiefsinn und seine poetische Empfänglichkeit. Die Reinlichkeit dagegen, drängt sich als englische Nationaltugend jedem fremden Gaste in bescheidener Zudringlichkeit sehr schnell auf.

In dem kleinen Raume hinter der Hausthüre, welcher entweder nur so groß ist, um einen mäßigen Anlauf

zur rückwärts liegenden Treppe zu gestatten, oder sich so weit in die Länge und Breite dehnt, um den pompösen Namen einer Halle (hall) zu verdienen, stehen gewöhnlich ein paar einfache Mahagonistühle, in besser ausgestatteten Wohnhäusern Blumentöpfe, Gyps- oder Marmarstatuetten, und wenn's hoch geht, findet man an der Wand hie und da ein erträgliches Oelgemälde. Der Boden ist mit solidem Wachstuch und dies zumeist dort, wo der Fußpfad zum Innern des Hauses führt, mit einem Streifen Tuchzeug belegt: kurz Alles sagt uns, daß wir unmittelbar von der Straße in den wirklichen Tempel des häuslichen Lebens eingetreten sind.

Keine feuchte schlechtgepflasterte Hausflur, wo Pferd und Wagen dem Fußgänger den Weg streitig machen, wo man oft mit Mühe in einem dunklen Winkel eine noch dunklere Treppe aufsuchen muß, wo aus der finstern Stube des Portiers ein halb Dutzend inquisitorischer Augen uns entgegenstarren, und unerträglicher Zwiebelgeruch uns entgegenduftet, wie dies in Paris und zum Theil in den großen Hauptstädten Deutschlands der Fall ist. Nichts von alledem. Die englischen Häuser sind umgestülpte Schornsteine. Auf der Außenseite Ruß und Schmutz, inwendig Firniß und Sauberkeit.

Von der Halle gelangt man in das sogenannte Parlour, das Refectorium des Hauses. Dies ist das gemeinschaftliche Wohnzimmer der Familie, der Centralpunkt des abgeschlossenen häuslichen Staates. Hier wird

gespeist und stellenweise gebetet; von hier aus gibt die Hausfrau ihr Commando nach rechts und links, nach oben und unten; hier werden die kleinen Geschäfte der Familie abgemacht; hier brennt an Wintertagen von Morgens bis spät in die Nacht das Feuer im geräumigen Kamine, bis hieher dringt der fremde Besucher, wofern nicht gerade Empfangstag ist und die Salons geöffnet sind.

Große Flügelthüren, welche beinahe die ganze Breite der hintern Wand einnehmen, trennen das Parlour von der Hinterstube, und vereinigen Beide zu Einem großen Raume, wenn sie geöffnet sind. Zahl und Verhältnisse der Familie bestimmen diese Hinterstube entweder zum Bibliothek- und Studirzimmer für den Herrn, den Sohn oder die Töchter des Hauses, machen es zum Boudoir, Comptoir oder Frühstückzimmer, lassen es auch oft ganz ohne ausgesprochene Bestimmung, wo es dann, wie ein großer Theil unserer modernen Jugend, in sich aufnimmt, was ihm der Zufall eben zuführt.

Diese beiden Stuben nehmen die ganze Tiefe des Hauses ein. Was sonst noch an Zimmern vorhanden ist, liegt über ihnen, so daß sich je zwei, drei bis vier in jedem Stockwerke befinden. Der ganze Unterschied zwischen deutschen und englischen Wohnhäusern besteht somit darin, daß die Familienmitglieder dort neben, hier übereinander wohnen, daß die Wohnhäuser dort horizontal, hier vertical abgetheilt sind.

Daher kommt es, daß man in London sehr selten Häuser mit vier in einanderlaufenden Stuben findet, es müßte denn in ganz besonders aristokratischen Quartieren der Fall sein. Daher kommt es auch, daß jedes Stockwerk im geographischen Familienlexikon seine eigene Bestimmung hat, die von Alters her heilig gehalten wird, wie die Perrücke des Sheriffs. In der ersten Etage die Empfangszimmer, im zweiten die Schlafstuben mit ihren großen Himmelbetten und marmornen Waschtischen, im dritten die Kinder- und Gesindestuben, und im vierten, wenn einer vorhanden ist, ein paar niedere aber jederzeit lichte Dachkammern, um gelegentlich einen unverheiratheten Hausfreund einzulogiren.

Thüren und Fenster schließen hier etwas weniger gut; der Wind pfeift durch den Kamin; zuweilen dringt auch der Regen hinein; die Treppe wird etwas enger, thurmartig, steiler; hin und wieder verirrt sich eine neugierige Katze oder eine flüchtige Ratte in diese Dachgemächer — — aber was thut's? Ein lediger Mensch ist in England schlimmer daran als ein verheiratheter Kater. Ein lediger Mensch wohnt nach englischen Ansichten überall noch viel zu gut. Der findet sich bald zurecht, heißt es; was kümmert sich ein Junggeselle um einen dreibeinigen Stuhl, ein zerbrochenes Fenster, einen wackligen Tisch und ein bischen Zugluft? Es ist, als ob der Mensch erst dann für Rheuma, Zahnschmerzen, schlechte Betten, rauchende Kamine und Rattengesellschaft

empfänglich würde, nachdem er in den heiligen Stand der Ehe eingetreten ist, und der Pastor salbungsreich gesagt hat: „Sein Sie glücklich, mein Herr!" Vor der Ehe wird jeder Mann in England wie ein Herkules oder ein deutscher Turner behandelt, und erst, wenn man eine Frau heimgeführt hat, kann man auf gebührende Aufmerksamkeit für seinen Leib Anspruch machen. Verkehrte Sitte! Es liegt viel Unzartheit in ihr. Als ob man die Schmerzen des Ehestandes durch eine bequeme Stubeneinrichtung versüßen wollte! Als ob der ledige Stand schon an und für sich so viele Seligkeiten in sich schlösse, daß er alle irdischen Bequemlichkeiten in die Schanze schlagen könnte! —

Es war eine höchst komische Scene, als unser Dr. Keif das erste Mal am Arme seiner Hauswirthin in seine englische Behausung eingeführt wurde.

Die deutsche Politik, und in der letzten Zeit die deutsche Polizei, hatten dem armen Jungen nicht Zeit gelassen, an's Freien und Heirathen zu denken, und so war es natürlich, daß er im allerhöchsten Winkel des Hauses einlogirt wurde.

Düstere Ahnungen, von gutmüthigem Lächeln getragen, hatten sich seiner bereits bemächtigt, als das Treppensteigen kein Ende nehmen wollte. Die schöne Erde, die Schlafstuben und auch die Kinderzimmer lagen lange schon zu seinen Füßen, und noch war er am Ziele seiner Wanderung nicht angekommen. Schweigend folgte

er seiner Führerin eine kleine steile Wendeltreppe hinauf, welche das Genie eines Seiltänzers erfunden haben mochte, um mit Ostentation den Hals brechen zu können. Da endlich klafft ihm ein enger Spalt entgegen — das ist die Thüre; und hinter derselben dehnt sich die Spalte zu einem Dachstübchen aus, wie es des Doctors Auge, der in der Topographie deutscher Universitätsdachstuben eben nicht unbewandert war, nimmer zu schauen geträumt hatte.

„Ich hoffe, Sie werden sich hier recht comfortable finden," ruft ihm die Dame mit etwas schnippischem Lächeln durch die enge Thüre nach, denn in die Stube selber einzutreten verbietet der englische Anstandskatechismus; und husch! ist sie die steile Thurmtreppe hinab.

Der Doctor aber steht mit auf dem Rücken gekreuzten Händen in der Mitte seines neuen Herrschersitzes. „O Bulwer, Dickens, Thackeray!" — so ruft er — „und wie Ihr Alle heißen möget, die Ihr die Dachstuben englischer Junggesellen beschrieben habt! jetzt fange ich an euch zu verstehen, wo ich aufhöre, den vielgepriesenen englischen Comfort zu begreifen. Wenn ich nicht in London wäre, möchte ich in Spandau sein. Mein armes Deutschland mit deinen romantisch schönen Festungen, wie hat man dich verläumdet!"

Und es wird an die Thüre gepocht, und herein tritt Sir John, der freundliche Wirth, um den Doctor zu fragen, wie ihm seine Stube gefalle.

Dergleichen ist bei Sir John nur Höflichkeitsformel, da er einer zusagenden Antwort im Herzen gewiß ist. In seinen Augen ist ja Alles schön, was in England vorhanden ist; die kindliche Liebe zu seinem Geburtslande vergoldet ihm die Leichensteine; die Armuth, das Klima und zum Theil wenigstens die althergebrachten Mißbräuche. Sir John fragt daher unsern Doctor: „Wie finden Sie Ihre Stube?“ mit demselben stolzen Bewußtsein, wie etwa der König von Preußen, in Stolzenfels an einem Erkerfenster lehnend, die Königin Victoria gefragt haben mochte: „Wie gefällt Ihnen der Rhein?“ und eben so lebhaft, wenngleich aus gutmüthiger Liebenswürdigkeit etwas weniger aufrichtig, antwortet der Doctor: „O ganz vortrefflich, allerliebst, prachtvoll! Von Verlieren oder Suchen, womit ich in großen deutschen Stuben so viel Zeit verlor, ist hier gar nicht die Rede. Wie prächtig! Ich werde hier Alles unter den Händen haben, Alles mit einem Griff erreichen können, ohne mich vom Tisch wegzurühren — die Bibliothek, das Waschbecken, meine Garderobe — man braucht hier nicht darnach zu rennen, es läuft Einem Alles förmlich entgegen — — und dieser Tisch, diese Stühle! Nicht wahr, Sir John, ein paar Tintenflecke mehr werden dieses ehrwürdige Mobiliar nur noch ehrwürdiger machen.“

„O freilich,“ meint Sir John, „Sie sind hier ganz Ihr eigener Herr. Gehen Sie nur vorsichtig mit dem

Licht um, und setzen Sie sich nicht in den Zug zwischen Fenster und Thüre. — —"

Wie das möglich ist, vergißt der gutmüthige Hauswirth zu sagen, denn es gibt eigentlich nur ein paar armselige Quadratfuß Raum wo man überhaupt sitzen kann, und dieser liegt begreiflicher Weise zwischen den drei Stubenöffnungen: dem Fenster, der Thüre und dem Kamine in der Mitte. „Aber das thut Alles nichts! Sehr comfortable! Und haben Sie schon die Aussicht bewundert? Ueber alle Dächer hinweg — bis Hampstead — —"

Sir John hätte eben so gut sagen können: bis zum Pik von Teneriffa. Denn zwischen den unzähligen rothen Schornsteinröhren, welche man vom kleinen Fenster aus überschauen konnte, hatte sich's der gelbgrauschwarze Nebel so bequem gemacht, daß er gar nicht den Anschein hatte, als wollte er sich in diesem Jahrhundert mehr entfernen. „Aber thut Alles nichts! Sehr comfortable! Die Luft hier oben ist doch in jedem Falle reiner als unten! Kleinigkeit!"

Und nun noch Eins. Hart neben der Thüre ist ein zweites kleineres Thürchen, durch das man nur mit gebeugtem Kopfe vorsichtig durchschlüpfen kann. „Sehen Sie" — sagt Sir John, indem er es öffnet, — „das ist von wegen einem möglichen Feuer. Sollte es, was Gott verhüte, im Hause brennen, und der Rückzug über die Treppe wird Ihnen abgeschnitten, so haben Sie hier

einen Weg hinaus, der in die Nachbarhäuser führt. Dergleichen finden Sie bei allen englischen Häusern. Ist das nicht praktisch? Hm? Was sagen Sie?"

Der Doctor sagt aber gar nichts mehr. Er blickt schweigend durch die geöffnete Dachlucke hinaus, auf den angepriesenen Rückzugsweg der nicht viel mehr als die Dachrinne selber ist, wie sie sich in schwindelnder Höhe längs der Mauerkante hinzieht, und denkt bei sich: Dieser Comfort wird mir denn doch zu ernst. Und wenn's einmal unten brennt, wird's hoffentlich hier oben noch zum Ueberlegen Zeit sein, ob es comfortabler sei, zu verbrennen wie eine indische Wittwe oder von einer Dachrinne hinabzufallen, wie ein angeschossener Spatz. — —

Während der Doctor, der mit einer seltenen Einbildungskraft gesegnet ist, sich auf der Zinne des Hauses mühsam zwischen seinem Dilemma hin und her bewegt, um ihm eine recht dramatische Situation abzugewinnen, steigen wir wieder die enge Wendeltreppe hinab, hinab bis unter die Erdoberfläche, in das verborgene Schatzkämmerlein des Hauses, in die Küche.

Die Verschiedenheit der Bauart erstreckt sich bis auf diese unterirdischen Räume, welche an Sauberkeit und Freundlichkeit mit den übrigen Theilen der Häuser wetteifern. An die Stelle der Teppiche, welche den Fußboden der obern Räume sorgfältig bedecken, treten hier dicke, solide Decken aus Wachstuch, die blank gescheuert

wie Marmorplatten aussehen und den Küchen ein viel wohnlicheres Aussehen verleihen, als dies unsern scrupulösesten Hausfrauen auf dem Continente gelingt. Dazu die blanken Schüsseldecken von riesigem Umfange, die als Converspiegel an den Wänden hängen, plattirte Teller und sonstiges wunderbar geformtes Kochgeschirr aus silberähnlicher blanker Metallcomposition, sinnreich und wirthschaftlich kokett mit kupfernen Töpfen und Pfannen, mit blumigem Steingutgeschirr aller Farben, Formen und Größen gruppirt — — das ist eine englische Bürgerküche, wie sie in Deutschland als Wahrzeichen früherer Hausfrauenrührigkeit und Hausfraueneitelkeit immer seltener werden.

Vor den Fenstern, die in den vordern Hausgraben hinaussehen, und denen nie ein weißkattunenes Vorhänglein fehlen darf, stehen gewöhnlich ein paar Reseda- oder Balsamin- oder Nelkentöpfe wie sie eben die Jahreszeit bringt; und hat die Köchin ein poetisches Gemüth, so zieht sie sich einen Epheuzweig fein säuberlich an der Außenwand. Der gedeiht bei dem ewig feuchten Klima ganz erstaunlich gut, verdeckt die schwarze Ziegelmauer, umrankt die Küchenfenster, und schickt hier und da wohl auch ein vorlautes Blättchen durch eine Fensterspalte in's Innere des Heiligthums. Das wird dem Epheu Niemand übel nehmen. Die Wintertage in London sind sehr garstig, und in der Küche brennt das große Kohlenfeuer vom frühen Morgen bis spät in die Nacht im

breiten Kamine, daß es für Mensch und Pflanze dort gar heimlich ist.

Den armen Hausthieren wird's nicht so wohl. Mit Ausnahme der Katze — und Katzen und Bibeln fehlen in keinem englischen Hause —, mit Ausnahme der großen Katze, sage ich — Sie haben gar keinen Begriff wie groß so eine Katze in England ist —, mit Ausnahme der Katze, sage ich, oder auch des Katers, kommen alle Hausthiere mausetodt abgeschlachtet in die Küche. Von den Ochsen, Kälbern und Hammeln gar nicht zu reden, die auch bei uns nicht lebendig zum Brattopf laufen; aber selbst die Hühner, Enten, Tauben und Gänse kommen erst dann in's Haus, wenn sie todt gemacht, geputzt und gerupft sind. Mit dem Todtmachen gibt sich keine reputirliche Köchin ab. Sie wird weiß, wie ihre Schürze, wenn man nur davon spricht.

Da braten nun vor dem Feuer ganze Rippenstücke von Schafen, Kälbern und feisten Ochsen, wie man sie bei uns zu Hause nur in großen Garküchen oder bei Volksfesten zu sehen bekommt.

An dem Simse des Kamins befindet sich eine kleine Maschine, die wie ein Cylinder, etwa wie unsere ehrwürdige Kaffeetrommel, aussieht und wie ein Uhrwerk aufgezogen wird. Aus dem Boden dieses Cylinders hängt eine starke Schnur herab, und an der Schnur hängt ein Haken, und an dem Haken hängt das Fleischstück oder die Vögel, die gebraten werden sollen. Schnur,

Haken und Fleisch werden durch das Uhrwerk im Innern der Maschine fortwährend in langsamer Drehung um ihre eigene Achse erhalten. Das windet sich regelmäßig ein paar Minuten von rechts nach links, dann wieder von links nach rechts, wie dies bei einem Körper der Fall ist, der an zwei umeinander gewundenen Schnüren aufgehängt ist, die sich erst aufdrehen, um sich vermöge des physikalischen Gesetzes der Körperträgheit wieder um einander zu winden. Und in der That wird dieser einfache Kunstgriff oft in englischen Küchen angewendet, wenn die Maschine gebrochen und in die Reparatur gegangen ist.

Auf diese Weise wird der altmodische Bratspieß durch eine Maschine ersetzt. Die Köchin hat nur von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob der Braten die gebührende braune Farbe angesetzt hat und ihm das abgetröpfelte Fett wieder über's Haupt zu schütten. Die Bratenwenderjungen sind ganz überflüssig geworden; und ein Glück ist's, daß dies nicht schon vor hundert und aber hundert Jahren der Fall war, sonst wäre der Richard Löwenherz nicht beim Bratenwenden entdeckt worden, und die Oesterreicher hätten ihn nicht gefangen, und der Blondel hätte ihn nicht gerettet, und wir wären um ein Stück historischer Romantik ärmer.

Welche Folgen aber diese Kochmethode auf die Qualität des gebratenen Fleisches und mittelbar auf die sociale und politische Charakterentwickelung des Englän-

ders hat, werden wir an einer andern Stelle untersuchen, wenn wir uns mit ihm zu Tische setzen.

An die Küche selbst stoßen noch mehrere unterirdische Gemächer. Da ist gewöhnlich eine sogenannte Hinterküche, d. h. eine kleine saubere Stube, wo die Dienerschaft des Hauses nach gethaner Arbeit sich zusammenfindet, um Alles, was eine Meile in der Runde lebt, ihrer frommen Kritik zu unterziehen. Da ist ferner ein Raum zum Abspülen des Geschirrs, zum Putzen der Messer und Gabeln, der Kleider und Schuhe; dann wieder ein abgeschlossener Raum zur Aufbewahrung von Speisen; getrennt von diesen die geräumige Höhlung für den Kohlenbedarf, der durch ein Loch von der Straße aus nachgefüllt wird; endlich, einige Stufen tiefer, die eigentlichen Keller, wo Port- und Sherryflaschen ein still beschaulich Leben führen, und wo das Bierfaß der Familie verdrießlich in der Ecke hockt.

Alle diese Räume bis zu Dr. Keif's Dachstube hinauf sind in den neuern Londoner Häusern mit Gas beleuchtet; durch alle Stockwerke sind Röhren geleitet, die frisches, filtrirtes, zuweilen auch warmes Wasser führen, um Treppe und Hausflur im Winter gleichmäßig zu erwärmen; über alle diese Räume ist eine solche Fülle von Wohnlichkeit und prunkloser Bequemlichkeit ausgegossen, daß es sehr unbequem ist, dies Alles zu schildern. Es ist auch nicht gut möglich. Erkläre Einer dem Engländer die patriarchalische Physiognomie eines dickleibigen

deutschen Ofens, erkläre Einer seiner Ehehälfte die zauberische Atmosphäre seiner Stammkneipe, oder einem Amerikaner die deutschen Bundesrechte! Sysiphusarbeit ohne vernünftiges Resultat! In dergleichen Dingen muß man gelebt haben, um sie vollkommen fassen und würdigen zu können.

Was im Vorhergehenden über die Bauart und Eintheilung der englischen Wohngebäude gesagt wurde, gilt von der bürgerlichen bessern Klasse im Allgemeinen. Daß viele von ihnen, selbst im Herzen Londons, ein kleines Gärtchen haben, daß viele weniger Räumlichkeiten enthalten, während bei anderen der Comfort sich in unzähligen geistreichen Combinationen äußert, versteht sich von selbst. Andrerseits braucht nicht erst gesagt zu werden, daß der Baustyl großer aristokratischer Wohnsitze ein von dem Beschriebenen ganz verschiedener sein muß, um den höhern Anforderungen der raffinirten Lebenskunst Genüge zu leisten, und daß die Armuth hier wie überall, und noch enger, zusammenrückt, um nicht mehr Raum auf der schönen Erde einzunehmen, als sie vermöge ihres aus Hunger, Noth, Dürftigkeit, Elend und Thränen zusammengezimmerten Stammbaumes beanspruchen darf.



Zweites Kapitel.

Auf der Straße.

Von unserem Hause, das wir zum Ausgangspunkte unserer Wanderungen erkoren haben, führen mehrere größere und kleinere Straßen, theils gerade, theils in einander verschlungen, nach Süden in eine der großen Hauptadern Londons mündend, welche Holborn heißt.

Diese Riesenstraße dehnt sich östlich bis zum alten Newgate-Gefängniß, wo sie in die Hauptstraßen der City mündet; westlich verschmilzt sie mit der meilenlangen Oxford-Street die in gerader Linie bis nach Hydepark und weiter bis nach Kensington-garden und Bayswater führt.

Addirt man die große Friedrichsstraße in Berlin dazu — so behauptet Dr. Reif —, dann bekommt man eine Häuserlinie, welche dreimal genommen so lang ist wie der Erdäquator und noch zwei Klafter darüber hinaus. Soll's aber Jemand versuchen, bis an's alleräußerste Ende von Oxford-Street zu gehen — und den Engländern, welche eine constitutionelle Monarchie einem abso-

luten Fürsten vorziehen, ist jede Tollheit zuzutrauen —, so bin ich fest überzeugt, er findet, daß beim letzten Hause die Berliner Friedrichsstraße anfängt.

Die Berechnung mit dem Erdäquator mag vielleicht ihre Richtigkeit haben. Die zweite Behauptung dagegen ist sehr falsch. Am Ende von Oxford-Street und deren Verlängerung beginnt das reizende, grüne, wunderbare englische Wiesen- und Hügelland. Am Ende der Berliner Friedrichsstraße dehnt und streckt sich die Sandwüste der Mark.

Holborn ist eine Geschäftsstraße, und ihr Charakter als solche gibt sich beim ersten Blicke kund. Laden an Laden, Schaufenster an Schaufenster, Straßenverkäufer aller Art längs der Trottoirs, die Häuser mit Aushängeschildern und Aufschriften bedeckt, geschäftiges Gewühl an den Seiten, Omnibuse auf und ab in der Mitte, und überall jenes unbeschreibliche wirre Geräusch von Menschenstimmen, Wagengerolle und Pferdetritten, wie wir es in stark belebten Städten zu hören gewohnt sind.

Nicht alle Straßen Londons tragen diesen geschäftlichen Charakter an sich. Sie scheiden sich sehr strenge in solche, wo das Rostbeef des Lebens verdient und in solche, wo es verzehrt wird. Kaum gibt es eine zweite Stadt, wo der Contrast der verschiedenen Quartiere so bestimmt ausgeprägt ist, wie in London. Wenige hundert Schritte von den Verkehrsstraßen, wo die Geschäfts-

und Arbeiterwelt, gejagt von dem Triebe der Selbsterhaltung, von dem Sporn des Hungers, von der Sucht nach Reichthum, in tollem Wirbel umhergetrieben wird, dehnen sich oft meilenweit die ruhigen stillen Quartiere des besitzenden Bürgerthums, der behaglichen Rentiers, der güterreichen Lords, die nur für die Dauer der Saison ihre Stadtwohnungen beziehen, um wieder in die Landeinsamkeit ihrer Parks und Jagdgehege zurückzukehren, wenn die Königin das Parlament und mit diesem die Saison huldreichst zum Schlusse gebracht hat.

In diesen fashionablen*) Quartieren sinkt das betäubende Geräusch der Geschäftsstraßen zur Stille unserer Provinzstädte herab. Da gibt es keinen Laden, da ist keine Durchfahrt für Omnibuse, hieher verirrt sich auch seltener ein Straßenverkäufer mit seiner wandernden Bude voll Früchten, Zwiebeln, Austern, Fischen und dgl., denn die Wohlfeilheit seiner Waare hat nichts Lockendes für die Bewohner dieser Stadttheile.

Hier tritt das Macadam an die Stelle des Pflasters, denn die Pferde der vornehmen Reiter und Equipagen fühlen sich auf ersterem behaglicher, sind auch andererseits nicht so schwer, um ein gutes Macadam

*) Der deutsche Leser wird entschuldigen, wenn er hie und da ein englisches Wort sich vorlaut eindrängen sieht, als hätte es das deutsche Bürgerrecht erhalten. Aber es wäre vergebene Mühe, gewisse englische Begriffe kurz und vollkommen entsprechend in's Deutsche zu übersetzen.

allzuschnell zu verderben. Hier gibt es auch keine Comptoirs und Kneipen, welche der Nachbarschaft durch Geschäftsverkehr am Tage und Wirthshauslärm des Nachts beschwerlich fallen würden. Hier macht sich die Behaglichkeit auf der Straße, wie im Innern der Häuser breit.

Zwischen den trefflichen, aus schneeweißen großen Steinplatten zusammengefügten, Trottoirs, welche längs der gußeisernen Häusergitter hinlaufen, führt die Fahrstraße, festgestampft, mit Sand bestreut, wie die breiten Wege unserer Lustgärten sorgfältig bespritzt, so daß man weniger das Rollen der Wagen als den Trott der Pferde hört, deren Aeußeres sich zu dem ihrer ärmern Brüder, der Brauer-, Kohlen- und Omnibusrosse, gerade so verhält, wie der Stadttheil, in dem sie gefüttert werden, zu dem, wo letztere arbeiten.

Wo dergleichen Quartiere sich zu entfalten Raum haben, wie in der Nähe der Parks oder an der Peripherie der Stadt, da erscheinen sie in ihrem höchsten Reichthum, und aus dem unvergleichlich saftigen Grün, auf das die bis zum Fuß dichtbelaubte dunkelfarbige englische Buche ihren schwarzen Schatten wirft, erheben sich palastartige, schimmernde Gebäude mit Stein- und Blumenterrassen, wie man sie reicher und herrlicher und dabei in so großer Zahl in keiner Stadt des Continentes wieder findet.

Je weniger Ansprüche der Engländer dort macht, wo er den Sitz seiner broderwerbenden Thätigkeit auf-

geschlagen hat — wie schlecht und enge sind nicht oft die Comptoirs der großen Banquiers, die Etablissements der größten Handlungshäuser in der City! — desto höher steigert er dieselben dort, wo er bloß sich und seiner Familie leben will.

Der begüterte Kaufmann, der den Tag über in einem engen Citygäßchen an ein Büreau gekettet ist, das gerade nur so groß ist, um seinem Körper Platz zum Stehen zu geben, würde es für sehr ungenteel halten, mit den Seinigen in einer Straße zu wohnen, in der sich ein Laden befindet. Ja, sollte man es glauben? es gibt in den bessern Stadttheilen sehr viele Straßen, welche an beiden Enden durch Eisengitter geschlossen sind, die von eigens dazu bestellten Portiers nur für die Wagen und Pferde derjenigen geöffnet werden dürfen, welche in der Straße wohnen, um alles zudringliche unbefugte Geräusch ferne zu halten. Gemüse- und Fischhändler, Bäcker, Fleischer und alle jene Stände, welche für den nothwendigsten Bedarf der Wohnhäuser unentbehrlich sind, miethen sich daher, wenn sie sich in eleganten Quartieren niederlassen, nur in deren Seitenstraßen ein, die so versteckt liegen, daß sie kaum aufzufinden sind, und in denen auch die Stallungen und Wagenremisen der nächsten Umgebung ihre Stelle finden. Denn kein Haus, und selbst das größte nicht, hat einen Fahrweg, ein sogenanntes Hausthor für Wagen und Pferde; und daß wir in Deutschland den Stallknecht mit seinen

unumgänglichen Stallgerüchen über die Schwelle unserer Wohnhäuser treten lassen, dünkt dem Engländer eben so absonderlich, räthselhaft, ungeheuer, wie unsere Schnurrbärte und unsere religiöse Freigeisterei.

Nachdem wir nun mit kurzen Pinselstrichen den Contrast zwischen den bessern Wohn- und großen Geschäftsstraßen zu schildern versucht haben, wollen wir uns wieder nach Holborn zurückbegeben.

Dr. Reif, der wie jeder Fremde, wenn er zum ersten Male durch die lebhaftesten Straßen Londons geht, und die Theorie des nach Rechts- und Linksausbiegens noch nicht aufgefaßt hat, ganz erbärmlich hin und her gestoßen worden war, aber bei jedem Ellbogenstoß seine „kannibalische Freude ausspricht, einmal so recht in ein reputirliches Straßengewühl hineingerathen zu sein, wo einem das Müßiggehen doch ein wenig sauer gemacht wird," bleibt plötzlich mitten auf dem Trottoir stehen, zieht seine neu angeeigneten Vatermörder in die Höhe, macht eins, zwei, drei Bücklinge gegen die Mitte der Fahrstraße hinein, und bekommt natürlich von den Vorüberkommenden eins, zwei, drei Rippenstöße.

„Wen grüßen Sie denn so angelegentlich und mit so viel Aufopferung Ihres verehrten Leibes?"

„O, den Herrn Falke dort drüben," antwortete er.

„Also schon einen Bekannten gefunden! Nun das ist schön. Sie sind ein Sonntagskind. Mancher schlendert Wochen lang durch die Straßen Londons ohne eine

bekannte Physiognomie anzutreffen. Und Sie schon bei dem ersten Schritt aus dem Hause! — —"

„Aber, lieber Freund," erwiedert der Doktor lachend, „glauben Sie denn wirklich, daß ich den Herrn Falke dort drüben kenne?" Und dabei macht er wieder einige freundliche Bücklinge.

Jetzt nehme ich mein Glas zur Hand und sehe, daß nicht Ein Falke, sondern ein ganzes Dutzend auf hohen Stangen vorüber getragen wird. Alle Leute in abgetragener Kleidung, zwölf an der Zahl, schreiten langsamen Schrittes am Rande der Fahrstraße hin. Jeder von ihnen trägt mit sichtbarer Anstrengung eine schwere Stange, daran eine ungeheure Tafel, worauf mit zolllangen rothen Lettern gedruckt zu lesen: „Mr. Falke removed," Herr Falke ist von hier weggezogen, „und ladet seine verehrten Kunden in sein neues Geschäftslocal, Argyle-Street Nr. 6."

„Wenn der Herr Falke die Aufmerksamkeit gegen mich hat" — meint der Doctor, indem er gravitätisch die Arme kreuzt, wobei er wieder rechts und links von den Vorübereilenden angestoßen wird, — „mir seine Wohnungsveränderung anzuzeigen, so ist es doch nichts als billig, daß ich seiner Anzeige mit meinem neuen Hute die Honneurs mache. Und diese armen Leute, die die Visitenkarten des Herrn Falke so mühsam durch die Stadt schleppen müssen! Dieser Herr Falke muß ein sonderlicher Kauz sein!"

Der Doctor irrt sich jedoch, wenn er meint, der Herr Falke lasse die Anzeige seiner Localveränderung auf die beschriebene Weise durch ganz London tragen. Wozu auch? Er hat vielleicht jahrelang in Holborn einen Zwirnladen offen gehabt; in Holborn kennt man ihn und seine Waare; in andern Stadttheilen ist er eine obscure Größe. Darum kann ihm auch bloß daran gelegen sein, den Bewohnern *dieses* Quartiers seinen Scheidegruß und zugleich seine weitere Einladung zu wissen zu thun.

Die zwölf Männer mit den zwölf Stangen haben keine weiten Gänge zu machen. Ihre Aufgabe besteht darin, da, wo Mr. Falke früher wohnte, von Morgen bis spät in die Nacht auf- und abzuschreiten bedächtig langsamen Schrittes, damit die Vorübergehenden die Aufschrift der Tafeln bequem lesen können, Einer nach dem Andern, theils um mehr Aufsehen zu erregen, theils um die Passage nicht zu stören, aber unermüdlich, schweigend, ohne Rast. Und dies viele Tage, ja viele Wochen nacheinander, bis jedes Kind im Quartier die neue Wohnung des Geschiedenen auswendig weiß. Denn die Colonne der zwölf großen sich langsam fortbewegenden rothen Tafeln ist zu auffallend, als daß nicht Jeder, und ginge er zehnmal im Tage vorüber, einen Blick auf dieselben werfen müßte.

Und so hätten wir denn gleich ein Stück leibhaftiger, charakteristischer englischer Industrie vor uns!

Es gibt keine Stadt der Welt, in welcher das Annoncenwesen mit solch' consequenter Energie, nach so ungeheurem Maßstabe, mit so ungeheuren Kosten, mit so unverschämter Aufschneiderei, und gestehen wir es nur geradezu, mit so vielem Erfolge betrieben wird als in London.

Auf dem Punkte in Holborn, wo wir eben stehen, kreuzen sich mehrere Straßen. Es entsteht dadurch ein kleiner ausgezackter, unregelmäßiger Platz. In dessen Mitte, auf einer mit Barrierestöcken umgebenen Pflastererhöhung, ein Gaskandelaber, der Mittelpunkt einer kleinen Straßeninsel, nach welcher sich in jeder Minute ganze Gruppen von Frauen und Kindern flüchten, denen es bei dem wirren Durcheinanderrennen der vielen Fuhrwerke von und nach allen Seiten nicht leicht möglich wird, mit Einem kühnen Anlauf quer über die gefährlichen Kreuzungsstellen zu flüchten. Wie Noah's Taube sich glücklich schätzen mußte, ein Oelbaumzweiglein zu finden, um sich vor den Gewässern der Sündfluth zu retten, so athmen zarte Frauen beruhigt auf, wenn sie eine solche Straßeninsel erreicht haben, wo sie vor der ewig wiederkehrenden Brandung des Straßenlebens momentan geschützt sind.

An den Kandelaber gestützt, wollen wir nun das Treiben ringsum gemächlich beschauen, und für diesmal hauptsächlich den mannigfachen Ankündigungsmanövres unser Augenwerk zuwenden.

Es ist Abend; einer jener klaren, nebellosen, lauen Sommerabende, wie sie den Bewohnern dieser großen Stadt nur selten zu genießen gegönnt sind. Auch fließt der Strom in den Straßenadern heute doppelt voll und lebhaft. Holborn erglänzt in einem Feuermeer von Gasflammen, die auf dem kleinen Platze, wo wir stehen, ihren größten Concentrationspunkt gefunden haben. Das ist Moses und Comp., der große Schneider und Kleiderhändler, der die Fronte dieses seines Zweigetablissements erleuchtet hat. Rings um die Außenwände des Hauses, welches in allen seinen Theilen mit Waaren gefüllt ist, und nach drei verschiedenen Straßen hin Fronte macht, vom zweiten Stockwerke bis hoch über das Gesimse des Dachs hinauf flackern tausend und aber tausend Gasflämmchen, zu Zweigen, Laubwerk und Arabesken künstlich verschlungen, geschmackvoll gruppirt, und von so gewaltigem Lichteffecte, daß Jud' und Christ auf tausend Klafter in der Runde die Feuersäule Mosis sehen kann, wie sie das leichte Dunstgewölke, das auch an den klarsten Abenden nicht ganz über dem Haupte Londons verschwindet, mit tiefem Roth erleuchtet, und wieder von der Wolke zurückgeworfen wie dunkler Feuerschein über den Dächern schwebt.

Mitten zwischen den Feuerblumen brennt die unvermeidliche Königskrone mit dem unvermeidlichen Namenszuge der Königin Victoria. Rechts segnet Moses und Comp. in Kohlenwasserstoff-Flammenschrift die Monar-

chie, links das Volk*). Für ihn und sein Geschäft muß ein Höherer sorgen.

Was aber bewegt die Herren Moses und Comp., eben heute zu illuminiren? Es ist kein Geburtstag eines Mitgliedes der königl. Familie; es ist kein Jahrestag irgend eines glücklichen großen nationalen Ereignisses; ja für Herrn Moses und Comp. sollte der heutige Tag sogar ein Trauer- und Fasttag sein, denn Alderman Salomons wurde durch die Herren Gemeinen gestern von den Bänken des Unterhauses weggefegt.

Aber die Herren Moses und Comp. zünden ihre Maccabäer-Lämpchen nicht bloß aus loyalen politischen oder religiösen Beweggründen an. Es ist ein milder, windstiller Abend. Tausend gegen Eins zu wetten, daß Oxford-Street und Holborn vollgedrängt sein werden. Wir wollen den Müßiggängern etwas zu gaffen geben! Jungens steckt die Lichter an! Kostet ein schweres Geld so ein Stück pompöser Beleuchtung! Aber 's bringt sich herein! Nur Courage! Und wenn die verd— Polizei- und Assecuranzgesetze nicht wären; weiß Gott, die beste Annonce wäre, sein ganzes Waarenlager zweimal im Jahre anzuzünden. Das pufft! das macht Lärm! das macht die Runde durch alle Zeitungen! Capitale Annonce das! he! — —

---

*) Die Inschriften lauten: God save the Queen, God bless the people.

Die improvisirte Beleuchtung ist, abgesehen von ihrer handelspolitischen Tendenz, für uns Wanderer sehr angenehm. Die Feuerannonce auf dem Dache der Herren Moses und Comp. verbreitet eine solche Klarheit, daß sie unserm Zwecke vortreffliche Dienste leistet. Eine ganze Legion kleinerer Planeten empfangen von der großen Sonne Licht und Wärme. Ein ganzer Schwarm untergeordneter Annoncenungeheuer treibt auf dem Platze jetzt ihr Wesen, und spukt in tausend Gestalten hier und dort, rechts und links, zu Fuß und zu Wagen um uns herum.

Von Oxford-Street herab kommen drei große Pyramiden aus Holz gefahren; ihre Außenseiten mit hieroglyphischen und gut englischen Lapidarbuchstaben bunt bemalt; hie und da macht sich ein Osiris oder eine Isis breit, in den Winkeln kauern Katzen, stehen Störche, glotzt das alte Apisbild; und zwischen den alten antiquarischen Göttern steht in ellenhohen modernen Buchstaben zu lesen, daß sich ein Panorama aus Egypten aufgethan, schöner, interessanter und lehrreicher wie es noch je in London gezeigt wurde. Da sei der Nil zu sehen, wie er anschwelle und falle, mit Nilpferden und Krokodillen; dann ein Stück rothen Meeres aus der Bibel; eine Partie der Ueberlandspost vom letzten Datum, und die Eisenbahn von Cairo nach Alexandrien, wie sie im Kopfe Stephensons fertig ist. Das alles für Einen Schilling. Und während die Landschaften sich

langsam fortbewegen, werde der berühmte Prof. H... dieselben auf klare faßliche Weise zu erklären bemüht sein.

Die Pyramiden rücken immer näher heran. Eine kleine Weile rasten sie auf dem erleuchteten Platze; aber der Policeman, welcher mit der Wagenordnung betraut ist, hat keine Achtung vor den Monumenten der Pharaonen. Mit einer kaum merklichen Bewegung der Hand bedeutet er den Pyramidenführern, die im Bauche derselben sitzen, weiter zu fahren. Ein Schlag mit der Peitsche für's kleine magere Pferd, und der hölzerne Rumpelkasten rollt vorüber; ihm nach die andern beiden.

Da kommt ein anderes Ungethüm angefahren. Diesmal ist es eine Moschee mit hoher Kuppel, zierlich weiß und blau lackirt, mit dem Halbmond an der Spitze. Ein blonder Junge mit weißem Turban und schwarzgefärbtem Gesichte, dem man's auf hundert Schritte weit ansieht, daß seine Wiege nicht am Webstuhl Vater Mohamed's stand, führt den lahmen, knochendürren Gaul am Zügel, und das ganze Tempelgebäude schwankt auf dem Radgestelle hin und her, so wie das Fuhrwerk über's Pflaster stolpert.

„Der ganze Orient stürzt auf uns ein“ — ruft Dr. Keif —, „man wird uns die orientalische Frage panoramatisch erklären. Wenn ich der Palmerston wäre, ich thät's nicht leiden. Das ist gegen alle Diplomatie: Nachbarin, die Polizei! — —“

Aber Dr. Reif irrt wieder. Auf dem Rücken der Moschee lesen wir eine Ankündigung, die mit der orientalischen Frage so wenig zu schaffen hat wie die deutschen Diplomaten, die Ankündigung nämlich, daß Herr So und So den allervortrefflichsten arabischen Kräuterbalsam zu verkaufen hat, wodurch der Biß toller Hunde und giftiger Schlangen so unschädlich gemacht werde wie ein Angriff im „Morning Herald.“ Die große Moschee, der Halbmond, der blaugelbe Lack und der arabische Junge von den Gestaden der Themse dienen nur dazu, die Annonce möglichst auffallend zu machen. Auf den geistigen Zusammenhang der angepriesenen Waare mit ihrer Straßensymbolik kommt's ja gar nicht an. Contrastirende Begriffe sind den Mnemonikern eben so willkommen wie homogene. Aber wenn es je der Zufall will, daß Sie den Orient bereisen, dann werden Sie sehen, ob nicht jede Moscheenkuppel, die Ihnen aus Palmenwäldern und Aloehecken entgegenschaut, Sie unwillkürlich an den Herrn So und So mit seinem arabischen Balsam erinnert, dessen Ankündigungswagen Ihnen auf Holborn in Europa begegnete. Allah ist groß, und die List der englischen Speculanten ist tief wie das Weltmeer an seiner tiefsten Stelle. — —

Ein Trompetenstoß — dann wieder einer — dann eine volle Jagdfanfare — und eine neue Ankündigungsmaschine kommt im raschen Trab aus dem Halbdunkel von Museum-Street angerückt. Diesmal wird wenig-

stens der Orient nicht in Requisition versetzt. Der Aufzug ist gut englisch.

Zwei prachtvolle Falben, herrlich angeschirrt; ein dunkelgrüner Wagen phantastisch gebaut, etwa wie eine halbgeöffnete Muschel anzuschauen, geschmackvoll mit Gold und Oelgemälden verziert, in allen seinen Bestandtheilen mit Eleganz ausgestattet; auf dem Bock ein Kutscher in rother goldverbrämter Livree, anständig bis zur Noblesse, die lange Peitsche auf's rechte Knie gestemmt; und hinter ihm, wie eine Auster in der Schale, der Künstler mit der Trompete, der sich und das Gespann von Ferne angekündigt.

So fährt die Einladung nach Vauxhall seit einiger Zeit durch London, desselben Vauxhall, das zu Zeiten des Regenten Alles, was in England groß und reich und schön und Mode war, in seinen Räumen versammelt sah, das noch heute eine Anziehungskraft für Hunderttausende in jedem Jahre besitzt, dessen Berühmtheit und Anrüchigkeit längst über's Meer gedrungen ist, und das dennoch die Nothwendigkeit anerkennt, sich neben seinen großen Placaten, neben seinen täglichen kostspieligen Zeitungsanzeigen auf so pompöse Art dem Publicum aufzudrängen.

In keiner andern Stadt wäre dergleichen Bedingniß der Existenz. Aber hier, wo Alles so massenhaft auftritt, wo die Ausdehnung der Stadt so groß ist, daß Generationen im Ostende kommen und gehen mögen, ohne

je die Wunder des Westendes geschaut zu haben, wo man nach Millionen Köpfen rechnen muß statt nach Hunderttausenden, wo Alles drängt und rennt, um zu verdienen, zu genießen, wo Einer es dem Andern auf irgend eine Weise zuvorthun muß, wenn er in der Masse nicht untergehen will, wo jede Stunde etwas Neues erzeugt, das mit Lärm auftreten muß, um sich bemerkbar zu machen — hier muß oft das solideste Unternehmen im schreienden Gewande der Charlatanerie auftreten, um nicht im Keime unbemerkt zu verkümmern.

Das Panorama des Nils, die Overland-Route, das Colosseum, Madam Tussaud's Wachsfiguren-Cabinet und andere Schaustücke dieser Art sind in der That Wunderwerke menschlichen Fleißes, menschlicher Kunst und Erfindungskraft, die in jeder Beziehung über das Gewöhnliche, Oftdagewesene in diesem Fache hinausragen. Dennoch müssen sie, der Selbsterhaltung wegen, ihre Annoncenwagen mit pausbackigen Posaunenengeln straßauf straßab jagen. Thäten sie's nicht, sie wären verloren.

Ein Gleiches gilt von großen Instituten anderer Art, von Feuer- und Lebensversicherungsanstalten, von Eisenbahn- und Dampfschifffahrtsgesellschaften, vom kleinen Strandtheater bis zur italienischen Oper, die alle Celebritäten der Mode gepachtet hat, und die es sämmtlich doch nicht unter ihrer Würde halten dürfen, sich auf riesigen vielfarbigen Placaten anzupreisen, wenn sie sich

bis jetzt auch gescheut haben, diese mit Waldhornklang oder mit schwarzgemalten Jungen durch die Straßen ziehen zu lassen.

Thäten sie's nicht, bemerkten wir oben, sie wären verloren. Diese Behauptung dürfte Manchem gewagt oder unrichtig erscheinen. Sie ist weder das Eine noch das Andere, denn sie beruht auf vielfacher Erfahrung. Ein einziges Beispiel mag sie vor den Augen des Lesers rechtfertigen.

In Cheapside ist Bennet's große Uhrwaarenniederlage. Ihre Fabrikate haben einen alten und wohlverdienten Ruf. Bennet's Uhren gehören zu den besten in London. Daß dies London weiß, verdankt die genannte Firma nicht der Vortrefflichkeit ihrer Erzeugnisse allein; es brauchte jahrelanges, ununterbrochenes, kostspieliges Ankündigen, um den harthörigen, in jeder Sphäre überhäuften, bestürmten, betrogenen Londonern diese Wahrheit aufzudrängen. Dank der Ausdauer des Besitzers, es gelang. Und als vor mehreren Jahren der Ruf der Firma weit und breit im Land verbreitet war, da dachte Herr Bennet: Jetzt ist es Zeit, mit den theuren Annoncen allmälig geiziger zu werden. Jetzt soll das ausgelegte Capital seine Zinsen tragen, jetzt soll es mir zu Gute kommen, statt der Druckerpresse, die einen unersättlichen Magen hat. Gesagt, gethan! Herr Bennet verwendete in jenem Jahre, wo er diesen heroischen Entschluß gefaßt hatte, einige tausend Pfund Sterling weni-

ger auf Annoncen. Herr Bennet fühlte leider die traurigen Folgen in seinem Geschäfte von Monat zu Monat deutlicher. Herr Bennet fing zu merken an, daß ein guter Ruf in London nur dann seine Früchte trägt, wenn er den Herold seiner selbst zur Seite hat; und da Herr Bennet zu seinem Glück kein starrsinniger Theoretiker ist, warf er sich von Neuem der Annonce in die Arme. Er thut es heute wo möglich in noch grandioserem Style wie früher. Zeuge dafür die Ankündigung im englischen Ausstellungskataloge, welche Herr Bennet, bloß dafür, daß sie auf der Rückseite des Umschlages ihren Platz fand, mit 900, sage neunhundert Pfund Sterling bezahlen mußte.

Herrn Bennet's Geschäft steht wieder in schönster Blüthe. Seine Uhren waren vor zwei Jahren darum nicht um ein Haar schlechter als sie heute sind. Aber das hat die Loreley gethan. Das Geschäft bringt's 'mal so mit sich.

Während unserer reflectirenden Abschweifung nach Cheapside ist's auf dem kleinen Platze in Holborn für einen Moment stiller geworden. Zwei Kohlenwagen, jeder der Länge nach mit vier mammuthartigen, dickhälsigen, zottelfüßigen, breithufigen Rossen bespannt, sind plötzlich aus dem Dunkel einer Seitenstraße hervorgetaucht. Die halbkreisförmige Biegung, welche die langen, schwerfälligen Gespanne machen müssen, um in den Fahrweg von Holborn einzulenken, bringt die andern

Wagenreihen, die sich bisher geregelt fortbewegt haben, zum Stillstand. Das Rasseln der Ketten und Räder, so wie das Gepolter der hölzernen Annoncenkasten schweigt. Das ist der Moment, wo die kleinen Ankündigungskobolde ihr Spiel beginnen.

Rechts ein Junge, der uns einen gedruckten Zettel in die Hand steckt; links ein ehrbar aussehender ältlicher Mann, der mit einer schlendernden Armbewegung, die graciös sein soll, aber wie Verzweiflung aussieht, ein Gleiches versucht; vor uns hat sich ein Stangenträger mit einer Stiefelwichsankündigung aufgepflanzt; auf dem Trottoir gegenüber aber steht ein Hindu in weiße Wolle gekleidet, den Turban auf dem Haupte, im regelmäßig schönen flaumbartigen braunen Angesichte den Schmerzensausdruck eines gesunkenen Volkes tragend, und neben ihm ein kleines Mädchen in schmutzige Lumpen gehüllt. In des Hindus Hand liegt ein Bündel Druckschriften, die er den Vorübergehenden für einen Penny anbietet: Psalmen, Bibelsprüche, religiöse Tractate, Mäßigkeitspredigten und andere gedruckte Reisepässe, um ohne Weiteres in den christlichen Himmel zu gelangen. Der arme Hindu hat seine Waare von irgend einer heiligen Gesellschaft bekommen, zum Dank dafür, daß er sich zum Christenthum bekehren ließ. Sein melancholisch Angesicht jedoch, auf das der Wiederschein von tausend Gasflammen nicht Einen lichten Zug zu zeichnen vermag, ist wahrlich ein schlechtes Aushänge-

schild für die troftreiche Waare, die er zu Markte bringt. Ihm wäre wohler, er stünde nackt vor seinem heimathlichen Palmenzelt, die Wunder der Natur im Feuer und im Bramah anbetend, als hier auf feuchtem Straßenpflaster, die Qual der Noth im Bilde seines neuen Heilands zu verfluchen. Am Ufer des Ganges hat er Gott verehrt; hier mitten unter kalten Fremden lernt er die Menschen hassen. Aber freilich — am Ganges war er ein Heide; an der Themse nennt man ihn einen Christen. Ob der Christ wirklich frömmer ist, als es der Heide war, was geht dies die frommen Missionäre weiter an? Die Bibelgesellschaft hat ihre Schuldigkeit gethan.

Den trefflichen Reif mochte das Trauerbild des Indiers wohl auch ergriffen haben. In mehreren kühnen Sätzen war er mitten durch den Wagenknäul bis hinüber auf's jenseitige Trottoir gedrungen, hatte dem kleinen Mädchen einige Pence in die Hand gedrückt und dafür ein Tractätlein über die „wahre Frömmigkeit" genommen, das er, ohne es zu lesen, wüthend in einen Knäul zusammenballte und in die Gosse warf. Nehmen mußt er's ja doch, sonst hätt's wie ein Almosen ausgesehen, hätte dem braven Manne vielleicht weh' gethan.

Aber es war, als ob diese stille Wohlthat die Hölle geärgert hätte. Sie sandte uns dafür ein ganzes Gezücht von kleinen Teufeln an den Hals, die in uns ein wohlfeiles Opfer für den Altar der Speculation ahnen mochten.

Männer mit Cocosnüssen und Datteln, Weiber mit

Orangen und Ananasschnitten drängten sich mit ihren Karren an uns; der Eine pries uns seine Hundehalsbänder an, die er zu einer Kette in einander geringelt um den Hals trug, der Andere erbot sich, unsere Wäsche zu zeichnen; hier producirte Einer seine Rasirriemen, dort ein Anderer wohlfeile Notizbücher, Messer, Bilder, Carricaturen, Medaillen von der großen Ausstellung, und Alles, Alles für Einen Penny. Es schien, als ob die Welt hier pennyweise verschachert würde. Dazwischen stiegen die Männer mit den Ankündigungstafeln ab und zu, und die Jungen theilten Annoncen zu Hunderten aus, selig lächelnd, wenn Einer so barmherzig ist, sie anzunehmen.

Aber die beiden Kohlenwagen sind mittlerweile in's Geleise gekommen. Mit ihnen die übrigen Fuhrwerke. Und der Pferdelärm fängt von Neuem an.

Sollen wir noch länger stehen bleiben, um die Naturgeschichte der großen Annoncewagen weiter zu studiren? Wir würden heute doch nicht alle Species zu Gesichte bekommen. Ihre Zahl ist nicht leicht meßbar. Denn sie pflanzen sich nach abnormen Naturgesetzen fort. Jeder Tag und jedes Ereigniß gebiert neue Formen. Vielleicht begegnen wir auf unsern späteren Wanderungen noch einigen ganz ausgezeichneten Exemplaren. Wir werden sie dann unsern Lesern nicht vorenthalten.

Nur so viel noch. Die Annonce ist allgegenwärtig wie Gott der Schöpfer. Sie ist im Himmel und auf

der Erde; sie schwebt als Flagge in den Lüften und gräbt sich lapidarisch in das Steinpflaster des Bodens; sie lebt auf dem Wasser an den Landungsplätzen der Dampfschiffe, sie lebt unter dem Wasser im Themsetunnel; sie nistet sich auf den höchsten Schornsteinen der Häuser ein; sie schimmert in farbiger Flammenschrift an den Gaslaternen; sie erscheint als Prolog in den Zeitungen und als Epilog in den Büchern; sie tritt uns hier lärmend in Trompetentönen, dort schweigend im Gesichte des Hindu entgegen; vor ihr gibt es kein Entfliehen; denn sie reicht uns noch meilenweit vor der Stadt in jedem Miethwagen, in dem Eisenbahnwagen, und auf dem Radkasten der Dampfboote die Hand.

Nur Einen Platz gab es in London, wo man lange vor ihr sicher war: unter den Pfeilern der großen Themsebrücken — unten Wasser, oben und an den Seiten feuchtes unnahbares Gemäuer, das keine Pappe lange dulden wollte — — aber auch diesen stillen Ruheplatz hat die Annonce sich zu erobern gewußt. Statt mit Kleister, Papier und Druckerschwärze kam sie mit Pinsel und Kalktopf angeschwommen. Heute gibt es keinen Brückenpfeiler mehr in London, in dessen schwarzer Wölbung nicht die eine oder andere Ankündigung mit weißen Kalkbuchstaben zu lesen wäre. Und für wen? werden Sie fragen. Für alle die Tausende, welche täglich auf Dampfbooten unter den Brücken wegfahren. Die Themse ist ja auch eine Londoner Straße und wahrlich keine der unbedeutendsten.

Drittes Kapitel.

Verborgene Paradiese. — Lincoln's Inn Fields.

Man kann in London schon ziemlich eingebürgert sein, man kann sogar Jahre lang in seinen Hauptstraßen auf- und abwandern, mitten durch das ewige Geräusch, durch die endlosen Reihen kahler, schmaler, unregelmäßiger, von Rauch und Nebel schwarzgetünchter Häuser, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß hinter diesem rußigen Gemäuer idyllisch schöne Paradiese versteckt liegen.

Dadurch unterscheidet sich diese merkwürdige Stadt unter Anderem von Paris und den meisten Hauptstädten des Continentes. Paris hat eine glänzende Außenseite. Seine Boulevards, sein place de la Concorde, place Vendôme, rue de la Paix, rue Rivoli und noch einige andere seiner Straßen und Plätze stehen einzig in ihrer Art da, und London hat wenig aufzuweisen, was sich mit ihnen an Harmonie und Großartigkeit der Gebäude messen könnte. Aber diese herrlichen Punkte von Paris, auf die der Franzose mit Recht stolz ist, sind nur geschaffen, um die engen, krummen Winkelgassen mit ihrem

Schmutz, ihrem Koth, ihren unsaubern Häusern zu maskiren. Vorne ein saubergewaschenes Vorhemde, wie ein Ladenjunker am Sonntage, darunter zerrissene schmutzige Wäsche. Die Franzosen verstehen das Drapiren wie kein anderes Volk. Sie haben den Schmutz ihrer Hauptstadt mit einigen prachtvollen Straßen und Plätzen drapirt. Es ist ihnen bis zur Meisterschaft gelungen.

Der Engländer dagegen versteht von dieser edlen Kunst so viel wie gar nichts. Der Schnitt seiner Kleider ist unelegant, aber das Tuch daran ist kernig; seine Wohnhäuser sehen sich wie ausgebrannte Schornsteine an, aber ihr Inneres strotzt von Behaglichkeit und anspruchslosem Wohlstand; seine Sprache ist rauh und unmelodisch und dennoch eine der reichsten und kräftigsten. So zeigt auch seine alte Hauptstadt nicht allzu zudringlich ihre schöneren Seiten. Man muß erst mühsame Entdeckungsreisen unternehmen, sie aufzufinden und zu genießen.

Da wo Holborn am breitesten ist, münden rechts und links enge unheimliche Gäßchen, wo Trödler und Schuhflicker ihre Bude aufgeschlagen, wo Gemüse-, Fleisch- und Fischhandel in voller, eben nicht sehr duftender, Blüthe steht. Nördlich führen mehrere dieser geraden und krummen Gäßchen nach Gray's Inn, südlich bilden sie zum Theil ein eng verschlungenes Labyrinth, in das wir uns kopfüber stürzen wollen. Es führt nach Lincoln's Inn Fields.

Wer auf der Fahrt von London nach Dover durch die ungeheuren Tunnels fährt, welche die dreifache Kalkfelsenumzäunung der britischen Inseln durchschneiden, der dankt Gott dem Herrn aus voller Seele, wenn er das letzte finstere Thor hinter sich hat, und sein Auge über die endlose Meeresfläche schweift, die plötzlich zu seinen Füßen liegt. So athmet unsere Brust (und unsere Nasenflügel) freier auf, wenn wir den letzten jener engen Durchgänge im Rücken haben.

Vor uns öffnet sich ein weiter freier Platz. In dessen Mitte ein grüner, mit Blumen und schattigen Bäumen bepflanzter Garten. Das ist einer der vielen Squares, von denen man sich gewöhnlich eine sehr unrechte Vorstellung macht, bevor man sie selbst gesehen hat.

Es sind dies große freie, von Häusern umgebene Plätze, ganz wie die unsrigen in der Heimath. Nur statt der Heiligenmonumente, welche die anglikanische Kirche nicht kennt, statt der Pestsäulen, die der Engländer nicht mag, obwohl London seine Seuchen hatte, wie jede anständige alte Stadt, und statt unserer schönen Marktbrunnen, zu deren Poesie sich der Engländer nie hinaufschwingen konnte, ist der Mittelraum der meisten Plätze in Gartenland verwandelt, und rings herum nur soviel Raum gelassen, daß Wagen und Menschen mit Bequemlichkeit ihr Spiel treiben können.

Ein solcher Garten ist durchaus nicht so klein, als

man zu glauben versucht sein dürfte. In den größern Squares erreicht er eine ganz ansehnliche Ausdehnung. Baum, Buschwerk und sorgfältig gepflegte Hecken tragen dazu bei, daß man nur mühsam oder auch gar nicht einen Blick in seine verschlungenen Gänge und auf die Rasenplätze in dessen Mitte werfen kann. Wie unendlich wohlthuend aber ein dichtbelaubter Baum, ein duftender Fliederstrauch, ein grüner Wiesenfleck auf unser inneres Sein wirkt, wenn wir gezwungen sind, zwischen steinernen Mauern zu leben, das weiß nur derjenige, dem das Schicksal diesen Zwang nicht ersparen wollte.

Square ist der Wortbedeutung nach ein Viereck. Inigo Jones, der größte Baumeister seiner Zeit, von dessen vielen architektonischen Schöpfungen heut' zu Tage nichts mehr übrig ist als die sogenannten York Stairs am Themseufer in der Nähe von Hungerford-bridge (ein zierliches Portal mit einer Treppenflucht, welche nach Art der venetianischen Seepaläste in's Wasser führt und die Uferfronte des Yorkgebäudes abgränzte), Inigo Jones ist der Mann, dem London seine reizenden Squares mit ihren Gärten zu verdanken hat.

Er hatte den Versuch gemacht, die größeren Plätze mit Portico's zu schmücken, wie wir sie in mehreren Straßen von Paris, in vielen altdeutschen und in den meisten Städten südlicher Regionen finden. Aber er mußte bald einsehen, daß er einen Mißgriff gethan. London hat von der Gluth der Sonnenstrahlen nicht

übermäßig viel zu leiden. Die Kinder der Armen, wenn sie sich vor den Hausthüren herumtummeln, suchen freie offene Räume, daß ihnen ein Mundvoll frischer freier Luft durch die blonden Haare streiche. Nebel und Regenschauer hätten eine mit dunklen Säulengängen eingerahmte Stadt nur noch schauriger gemacht. Inigo Jones blieb somit bei dem ersten Versuche dieser Art, den er vor dem Markte von Conventgarden machte, stehen (die Häuser mit den Portico's sind auf diesem Platze noch heute zu sehen); er brachte seine venetianischen Baugelüste dem englischen Nebelklima zum Opfer, und legte den Square von Lincoln's Inn an, nach dessen Muster die vielen andern entstanden.

Sind sie auch nicht alle rechtwinklig wie jener erste, so haben sie doch den ursprünglichen Namen „Square" beibehalten. Es gibt deren 46 größere und eine Masse kleinerer, darunter runde, halbrunde, mondförmige und in die Länge gezogene rechtwinklige*). Lincoln's Inn Fields ist noch immer der größte und bedeckt einen Flächenraum von zwölf, alle zusammengenommen einen Flächenraum von mehr denn zwölfhundert Acres**). Mit Ausnahme von Smithfield und Trafalgar Square

*) Die runden heißen Circus, die halbrunden und mondförmigen Crescent.

**) Ein acre = 4 roods, à 40 poles, à 272½ □Fuß getheilt.

haben sie sämmtlich Gartenanlagen in der Mitte (die sogenannten square gardens) und gestatten somit den Baumblättern und Grashalmen die Freiheit, ihren chemischen Ventilationsprozeß in einer Ausdehnung zu treiben, welche der Hälfte des großen Hydeparkes gleich kommt.

Dieser chemische Verbesserungsprozeß kommt natürlich allen in der Nähe der Squares gelegenen Häusern zu Gute. Nicht so die unmittelbare Benutzung der Gartenanlagen selbst. Diese sind ohne Ausnahme mit eisernem Gitterwerk eingefaßt, dessen Pförtchen sich nur denjenigen öffnet, welche auf dem Square selbst wohnen, oder von irgend einem Bewohner der Squarehäuser eingeführt werden. Die Häuser in den Squares werden daher theurer bezahlt und vermiethet als die der angränzenden Straßen, und zahlen übrigens je nach der Größe des Gartens und der Eleganz des Quartiers ein bis vier Guineen an den Gärtner, dem die Pflege der Anlagen anvertraut ist. Ist es doch in einer so großen Stadt wie London eine große Bequemlichkeit, seine Kinder schnell in's Grüne bringen zu können, wo sie sich ohne Gefahr und viel Aufsicht frisch herum tummeln können.

Was dem Eigenthümer des Grund und Bodens durch diese Anlagen an Bauräumlichkeiten verloren geht, wird zum Theil durch den höhern Preis der Squarehäuser hereingebracht. Der Grundbesitz der ganzen Stadt

ist ohnedies Eigenthum einiger weniger reichen Lords und diese können allenfalls einen kleinen Ausfall in ihren Revenuen zum Besten der Gesammtheit leicht verschmerzen.

Solche Squares liegen in allen Stadttheilen, zwischen den engsten, düstersten Gassen und Höfen eingeschmiegt, wo sie der Wanderer am allerwenigsten erwartet. Sie sind die schönsten Stellen Londons; kleine Naturparadiese, die im Verborgenen blühen und deshalb nur noch reizender sind.

Kehren wir nun zurück nach Lincoln's Inn Fields. Wir stehen auf klassischem Boden. Wir wollen das Terrain etwas näher besichtigen.

Drei Seiten des großen Platzes sind von Gebäuden eingefaßt, deren offene Hausthore und theilweise mit dünnem Grase bewachsene Vorplätze uns sagen, daß es keine gewöhnliche Wohngebäude sind. Darunter sticht Eines namentlich durch seine imposante Schwärze und seine hohen massiven Säulen hervor. Das ist das Königliche Collegium der Wundärzte (Royal College of Surgeons), in dem die Chirurgen ihre Prüfungen ablegen und welches auch das berühmte anatomische Museum enthält, das John Hunter der Anstalt zum Geschenk hinterlassen hat*).

*) Ueber den Gehalt und Werth dieser und ähnlicher Sammlungen ausführlicher zu sprechen, widerspricht den Gränzen und dem

In allen andern Gebäuden des Platzes hat die Zunft der Advocaten ihre Wohnung aufgeschlagen. Wie im Herzen der City alle Häuser bis unter das Dachwerk hinauf mit Schreibstuben und Waarenlagern angefüllt sind, so hier mit den Bureaux und Werkstätten der Rechtsgelehrten. Ein flüchtiger Gang durch diesen Stadttheil, ein Blick auf die Pfosten der Hausthore, an welchen die zahllosen Namen aller daselbst einlogirten Advocaten geschrieben stehen, genügen vollkommen, den Beweis zu führen, wie schlecht es mit dem Rechtswesen in England bestellt sein muß.

Die vierte östliche Seite des Platzes wird von einer niedrigen schwarzbraun-röthlichen sehr unzierlichen Mauer eingefaßt, an der ein Stückchen klassischer Literatur-Geschichte hängt. Zwei Chronologen (Fuller und Aubrey) nämlich behaupten, daß der berühmte Ben Johnson als Maurerlehrling an derselben gearbeitet habe. Das mühsame Zusammenklauben und Zusammenfügen von ineinanderpassenden Bausteinen mag allerdings eine nützliche

---

Zwecke dieses anspruchslosen Buches. Nur soviel von dem College of Surgeons, daß in demselben ein für Naturforscher ganz ausnehmend interessantes Exemplar eines fossilen riesigen irischen Elenthiers vorhanden ist, welches mir noch größer zu sein scheint, als das mit Recht so sehr bewunderte von British Museum; daß ferner unter Embryonen, Mißgeburten und physiologisch-anatomischen Raritäten aller Art, die — — Eingeweide Napoleons aufbewahrt werden.

Vorbereitung zur Ausarbeitung seines unsterblichen Wörterbuches gewesen sein.

Ben Johnson's Mutter hatte nach dessen Vaters Tode einen Maurer geheirathet, und was war natürlicher, als daß der kleine Stiefsohn seinem Nährvater beim Handwerk half! Aber der kleine Proletarier hatte schon zu tief in die lateinischen und griechischen Klassiker hineingeguckt. Er zerschlug seine Ziegel und warf seinen Mörtel im Hexametertakte und summte sich dazu die Verse aus Homers Iliade. Das hörte zufällig einer der vorübergehenden Rechtsgelehrten. Der Junge gefiel ihm. Er nahm sich seiner an, schickte ihn in's Trinity-Collegium nach Cambridge, und die Mauer, an der er gearbeitet hat, steht heute noch und ist auch ohne seine fernere Mitwirkung sehr grammatikalisch abgeschmackt geworden.

Es ist leider im Leben nichts Ungewöhnliches, daß Genies für Tölpel schwitzen, und daß der Herr, der einen prachtvollen Palast bewohnt, nicht den hundertsten Theil an Verstand aufzuweisen hat, wie der Baumeister, der den Plan entworfen, oder gelegentlich auch wie der barfüßige Junge, der die Ziegel herbeischleppen mußte. Und so dürfte sich uns leicht in Lincoln's Inn die Frage aufwerfen, ob daselbst jemals ein Rechtscandidat hauste, der des genialen Maurerlehrlings werth war.

Die Frage ist leicht gelöst, wenn man erfährt, daß Sir Thomas Moore, der Staatsmann Shaftesbury, der

bekannte Lord Mansfield hier studirten, und daß Oliver Cromwell hier zwei Jahre seines Lebens zugebracht hat. Wenn den englischen Chronikschreibern zu glauben ist, die aus legitimer Prüderie von dem illegitimen Protector eben so ungern viel Gutes erzählen wie von Lord Byron aus moralischer Prüderie, so war Cromwell während seines Aufenthalts in Lincoln's Inn ein sehr arger Spieler und Wüstling. Das stimmt zwar schlecht zu seinen spätern puritanischen Grundsätzen, mag aber immerhin wahr sein. Der große Regenerator Englands erscheint uns deshalb nicht kleiner. Der Johannes von Nepomuk bliebe immer noch ein respectabler Heiliger, wenn er auch als Junge aus des Nachbars Weingarten Trauben gestohlen hätte.

Die Fama weiß gar viele schlimme Dinge von Lincoln's Inn zu erzählen. Zwar hat das wüste Treiben der früheren Rechtsbeflissenen einem beinahe auf die Spitze getriebenen äußerlichen Anstande Platz gemacht, aber hier so wenig wie an einem andern Orte Großbritanniens, wo Prozesse eingeleitet und durchgeführt werden, hat bis jetzt die wahrhaft puritanische Frömmigkeit Platz gegriffen. Das verschlungene, kaum in allen seinen Theilen zu erfassende, dem Armen in mancher seiner Sphären schlechterdings unzugängliche bürgerliche Recht ist heute wie vor hundert Jahren der Schmutz- und Schandfleck des freien Englands, während in den politisch schlechter organisirten Staaten des Continents in

diesem Punkte wenigstens den Anforderungen unserer Zeit die gebührenden Concessionen gemacht wurden.

Das große Haus dort an der Ecke „zur Verbreitung biblischer Wahrheit und Frömmigkeit“ — wie uns die Aufschrift lehrt — sieht beinahe wie eine monumentale Ironie aus, die sich der Unwahrheit und Gottlosigkeit gegenüber aufgepflanzt hat. Zum Ueberfluß hängt noch eine eigene komische Vergangenheit an diesem Hause der Bibelgesellschaft, welche ihren Jüngern so viel herrliche Dinge in diesem und mehr noch im zukünftigen Leben zu versprechen weiß. Die Geschichte ist folgende:

Das Haus, von dessen Fronte die oben angegebene Inschrift frisch und unverschämt in den Squaregarten hineinschaut, war früher die Residenz des Ministers, Herzog v. Newcastle, bekannt durch seinen Eifer für das Haus Hannover und durch seine lächerliche Leidenschaft, allen seinen Freunden ihre Wünsche von der Nase abzulesen wie eine gute Fee, um ihnen dann die Gewährung derselben zu versprechen — wie ein Minister.

Der Herzog hatte im Parlament gegen eine geharnischte Opposition anzukämpfen und jede Stimme war wohl der Mühe werth, mit Gold aufgewogen zu werden. So traf es sich denn einmal, daß es bei einer Neuwahl in Cornwall auf die Entscheidung einer einzigen Stimme ankam. Diese gehörte einem harmlosen Pächter und dieser harmlose Pächter mit sammt seiner Stimme ward vom gewandten Herzoge glücklich für

seine Partei gewonnen. Namentlich wurde dem ehrlichen Landmanne auf sein Begehren versprochen, seinem Schwiegersohne die Stelle des Zollaufsehers zu geben, sobald der Alte im Amte gestorben sein werde.

„Aber“ — meinte der ehrbare Pächter, dem die Harmlosigkeit noch etwas Mutterwitz übrig gelassen hatte — „die Herrschaften sind, wie man uns sagt, alleweile gar höflich und gut, wenn sie zu uns auf's Land kommen, schon gar, wenn sie uns brauchen; aber in der Stadt, sagt man, in der Stadt kann keine ehrliche Seele vor lauter Schranzen und Lakeien, sagt man, bei ihnen vorkommen, sagt man.“

„Mein trefflicher Freund!“ — erwiederte darauf Se. Herrlichkeit und klopfte dem Supplicanten leutselig auf die Achsel — „das habt Ihr wieder von der schlechten Presse, die nur Böswilligkeit und Unzufriedenheit in's Land bringt. Du sollst uns Minister besser kennen lernen. Wie nur der alte Zollaufseher von drüben die Augen geschlossen hat, nimmst Du Postpferde, jagst damit nach London und durch London, und klopfst an mein Haus. Bei Tag oder bei Nacht, Sommer oder Winter, mag ich schlafen oder wachen, todt oder lebendig sein, Du klopfst an meine Hausthüre! wie alle Donnerwetter, und weh dem Portier, wenn er Dir nicht aufmacht. Verlaß Dich darauf, ich werde meine Ordres geben.“ —

Noch einen derben Schlag auf die Achsel, einen Händedruck — und der Herzog ritt davon.

Der Pächter rieb sich noch die Schulter vom herablassenden Handschlag, als der Herzog den Bauernlümmel und das gegebene Versprechen schon längst vergessen hatte. Nicht so unser Supplicant. Der erzählte den Seinigen vor dem Winterkamine gar oft und viel von dem biedern Minister; und als der alte Zollbeamte sich eben zum letzten Male in seinem Leben geräuspert hatte, saß Jener schon auf einem struppigen Postklepper und jagte aus Leibeskräften nach der Hauptstadt. Es war noch Mitternacht, als er vor dem Hause der jetzigen Bibelgesellschaft ankam.

Nun traf es sich zufällig, daß zur selben Zeit, wo des Zollaufsehers letzter Seufzer in Cornwall mit Aspirantenhoffnungen erwartet wurde, auch der König von Spanien im Sterben lag. Der Herzog von Newcastle wartete in derselben Nacht, die den Pächter nach London galopiren sah, mit Ungeduld in seinem Cabinette auf den Courier aus Madrid. Matt von Geschäften und Aufregung wollte er sich endlich um Mitternacht zu Bette begeben, doch nicht ohne seinem Portier befohlen zu haben, in der Thorloge wach zu bleiben, um den Courier, wie er ankomme, vor des Herrn Bett zu führen.

Se. Herrlichkeit schlief sanft, die Diener schliefen und auch der Wächter des Hauses war in seinem Lehnstuhl eingenickt, als der kräftige Arm unseres cornwallischen

Pächters den eisernen Thürklopfer in höllische Bewegung versetzte.

„He, Alter," — rief er dem langsam öffnenden Lakeien zu — „ist der Herzog zu Haus?"

„Freilich ist er zu Haus und schon im Bett. Aber er hat den ausdrücklichen Befehl hinterlassen, daß, mögt Ihr kommen, wann immer, Ihr ohne Weiteres zu ihm hinauf gehen sollt."

„Gott segn' ihn! 's ist ein ehrenwerther Herr!" — rief unser Supplicant, dem seine Frau daheim zuweilen didaktische Anekdoten über das schwache Gedächtniß hoher Herren erzählt haben mochte — „Gott segn' ihn! Hab' schier gezweifelt! Da seh' mal Einer, was Wort halten heißt! Daß mir aber auch kein Mensch mehr Schlechtes von Lords und Herzogen erzählt! Ich hab' immer gesagt: Sie sind nicht schlimmer, als wir Andern vom Volk." — — Und unter schmunzelnden Selbstgesprächen stieg er die breite Treppe hinauf, durch Corridors und Säle, und stand im Schlafcabinet des Herzogs.

„Ist er todt?" — rief dieser noch halb schlafend — „ist er?"

„Ja wohl ist er" — erwiederte der Landmann.

„Wann, wie ist er gestorben?"

„Vorgestern, aufzuwarten, Ew. Herrlichkeit, präcise halb ein Uhr, nachdem er noch eine Mixtur von Dr. Schnuff genommen. Das gab ihm den Garaus. Ich

hoffe mit allerunterthänigstem Respect, daß mein Schwiegersohn jetzt die Stelle bekommt?!"

Der Herzog, welcher mittlerweile aus dem halb schlaftrunkenen in den vollkommen wachen Zustand übergegangen war, fing dem wundersamen Courier gegenüber zu stutzen an, einem Courier, der in zwei Tagen vom Manzanares bis an die Themse geritten war, und dafür — er hatte es ja deutlich ausgesprochen — die Nachfolge auf den spanischen Thron für seinen Schwiegersohn in Anspruch nahm.

„Ist der Kerl nüchtern oder besoffen? Wer seid Ihr? Wo sind Eure Depeschen?" schrie der Herzog, die Bettvorhänge rasch öffnend.

Aber du lieber Himmel! Da stand statt des spanischen Hidalgo's unser guter Pächter von Cornwall, den Hut verlegen von einer Hand in die andere schiebend, mit der andern an's Haarbüschel der Stirn greifend, wie das beim englischen Landvolk Gewohnheit ist, und die hoffnungsreichen Worte stammelnd, Mylord werde doch wohl sein gnädiges Versprechen von wegen des Schwiegersohns, von wegen des alten Mr. Jones, von wegen der Wahl in — —

Jetzt erst ward dem Herzog die ganze Komik der Situation klar. Er soll anfangs sehr ungentelmanlike gewüthet haben. Und es war auch in der That von dem alten Zollaufseher in Cornwall unverschämt drollig, gerade an einem Tage zu sterben, wo das Cabinet Sei-

ner britischen Majestät das Hinscheiden des Königs von Spanien erwartete. Aber das Zusammentreffen der Umstände war andrerseits auch wieder gar zu komisch.

Mylord lachte, und dem Schwiegersohne des Pächters war geholfen. Denn in der guten alten Zeit — sagt unser Chronikschreiber — thaten die großen Herren immer Gutes für's arme Volk, wenn sie lachten. Eine Sitte, welche in der bösen neuen Zeit ziemlich abgekommen zu sein scheint.

Genug, dies Eine Mal hatte der Herzog von Newcastle sein Wort gehalten. Wir wünschen, den Missionären, die sich in seinem Hause jetzt breit machen, dasselbe in Bezug auf ihre Proselytenlämmer nachsagen zu können.

Lincoln's Inn Fields hat aber auch traurige Erinnerungen aufzuweisen. Dort in der Mitte des heutigen Squaregartens, wohin der schattigen Baumgänge wegen das Auge des Vorübergehenden nicht gut dringen kann, dort, wohin jetzt die blasse Strauchrose zum abgeblühten Flieder hinaufblickt, und rothwangige Kinder auf dem kurzgeschorenen Rasen tändeln, starb einer der edelsten Patrioten Englands auf dem Schaffot: Lord Russell, der Ahnherr des jetzigen Premierministers, der Sohn von William Earl of Bedford.

Die Krone Englands saß damals auf dem Haupte des zweiten Karls. An seiner Seite stand sein Bruder, der Herzog von York, später Jakob II., der böse Dämon

Karls und Englands. Sie warfen sich Beide in die Arme Frankreichs und der Papisten, denn sie brauchten ewig Geld, und die Whigs wollten vom Throne mindestens eine Krume Freiheit für's Volk erobern, wenn sie im Namen des Volkes dem Throne Geld votiren sollten. Und da wurde denn Englands Ehre an Frankreich verkauft, und das „rebellische" Parlament aufgelöst, und die Presse unterdrückt, und die Freiheiten der City geschmälert, und käufliche Männer zu Richtern gemacht, und solche Zeugen aufgestellt, und die besten Männer wurden in den Kerker geworfen und auf Leib und Leben angeklagt, und William Russell war unter diesen Unglücklichen*).

Unter dem Vorwande, er habe an einer Verschwörung gegen das Leben des Königs Theil genommen, brachte man ihn in den Tower gefangen. Es wurden Zeugen gegen ihn gedungen, deren Niederträchtigkeit im Lande sprichwörtlich geworden war, unter ihnen Lord Howard, von dem der König selbst einmal gesagt, er möchte nicht den schlechtesten Hund aus seinem Stalle auf dessen Zeugniß hin aufhängen lassen. Aber sein Zeugniß war doch gut genug, den besten Mann seines Reiches dem Henker zu übergeben. Die Geschichte ist

*) Die rührenden Details von dessen Einkerkerung und Hinrichtung in: Hume's history of England, Rapin's history of England, Burnet's history of his own Times, Lord John Russell's Life of William Lord Russell etc.

alt. Ein wedelndes Vieh gilt bei Höfen mehr, als ein denkender Mensch. Russells Haupt fiel hier in der Mitte des Squares.

Vergebens lag seine Frau zu den Füßen Karls. Russell's Haupt fiel im Angesichte seines Besitzthums*), und das Londoner Volk sah ihn durch Holborn den Todesgang machen. Viele weinten, Viele jedoch schmähten und verspotteten den edlen Mann. Das Volk wußte damals seine Helden noch weniger als jetzt zu ehren. Heute wenigstens spottet auch der Verworfenste nicht mehr, wenn die Mächtigen der Erde ihre politischen Gegner durch Henkershand mit Büchsenknall in's Jenseits schicken.

Wohl aber gibt es noch heute eine Partei in England, im Bürgerthum sowohl wie in der Presse und im Parlamente — und wahrlich sie zählt der ehrenwerthen Männer viele — die, das Recht der damaligen britischen Whigs für ein heiliges erklärend, dennoch den „rebellischen“ Parlamenten und Parteien des Continentes ein rasches Verdammungsurtheil sprechen. Kein Engländer von heute, und wäre er in den conservativsten Grundsätzen großgesäugt, wagt es, dem schnöde hingeopferten Russell einen Strahl aus jenem Gloriendiademe wegzuläugnen, das ihm vom englischen Volke und dessen

*) Die Umgebung gegen Norden gehört heute noch größtentheils der Familie Russell-Bedford.

Geschichtsschreibern geflochten worden ist. Es ist wahr, sagen sie*), Lord Russell verschwor sich gegen eine ungesetzliche Regierung. Aber in diesem Falle war es Pflicht. Er hatte ein Recht dazu — — Wenn aber die englischen Russells von damals ein Recht hatten, für die gehöhnten Rechte ihres Volkes dem Königthume gegenüber aufzutreten, warum werden die heutigen Russells von drüben, von denselben Engländern mit so leichter Zunge „Rebellen" genannt? Wird eine That durch's Jahrhundert, in der sie geschehen, geheiligt? Schrumpfen die Rechte der Menschheit nach Decennien zusammen? Was damals edel war, kann es heute ein Verbrechen sein? Wird das Märtyrerthum Englands, über den Canal verpflanzt, zur Sünde? Oder will Englands großes Volk in den Fehler kleiner Geister verfallen, denen der Erfolg der That gleichbedeutend ist mit der Würdigung des Thäters? —

Die Russells der letzten Jahrhunderte haben ausgeblutet. England ist frei, glücklich, unangefochten, vielvermögend, stark und ruhig und besonnen genug, die bessere Zukunft allmälig aus dem gegebenen Guten zu entwickeln. England fühlt dies und dieses Selbstbewußtsein ist sein Stolz. Die blutigen, bisher von keinem haltbaren Resultate gekrönten Kämpfe des Continentes zwingen ihm ein mitleidiges Lächeln ab. Sie wissen da

*) Siehe: The Town, by Leigh Hunt, London 1848.

drüben nicht, was sie wollen — sagen die Einen — sie brauchen ja nur England zu copiren, um glücklich zu sein. Ist doch England so frei und froh und selbstvergnügt! — Sie wollen Freiheit — sagen die Andern — Freiheit, wie wir sie genießen; aber sie sind zu unpraktisch, wissen ihre gelungenen Revolutionen nicht zu benützen, wie es unsere Voreltern verstanden haben und wir es noch heute verstehen. — Ein Vorwurf ist so leicht gemacht. Es ist so leicht, im Glück ein Salomo zu sein. Die englischen Weisen bedenken aber nicht, um wie viel leichter es ihren Vorfahren geworden ist, den Kampf mit der naturwidrigen Gewalt der absoluten Krone zu Ende zu führen. Sie hatten keine großen stehenden Heere im Lande gegen sich; sie hatten nur Eine Familie und deren Anhang zu vernichten; sie hatten, was nie genug gewürdigt werden kann, keine Einmischung von außen zu besorgen. Denn England hat — nach dem Geständnisse seines größten jetzt lebenden Schriftstellers*) — nie, wie Frankreich, für die Welt, sondern für sich allein Grundsätze erkämpft; deshalb kümmerten sich die continentalen Mächte kaum um die Schlachten der Puritaner, um Karl und um Cromwell. Clarendon mag sich darüber immerhin sehr bitter beklagen. Aber diese Nichteinmischung Spaniens oder Frankreichs war ein Glück für das englische Königthum. Im entgegengesetz-

*) Siehe Macaulay's Essays, Bd. 2.

ten Falle hätte vielleicht der Kampf für den Constitutionalismus noch heute in England nicht sein Ende erreicht, oder vielleicht wäre damals die Monarchie schnell in's Grab gesunken.

Die Geschichte Englands, sagt Macaulay, ist eine Geschichte des Fortschritts. Niemand wird dies bestreiten wollen. Im Anfang des zwölften Jahrhunderts noch ein barbarisches Völklein, einer Handvoll Fremder unterworfen, ohne Spur aufkeimender Bildung, ein großer Theil des Volkes in förmlicher Sklaverei, die Sachsen von den Normannen geschieden, Aberglaube und Brutalität überall, das Recht der Faust als oberstes Gesetz — — das war England von vor siebenhundert Jahren. Dann kamen die blutigen Bürgerkriege, hirnversengende, landverderbende, menschenfressende Religionskämpfe, Kämpfe nach außen und innen, eine Reihe unwürdiger, heuchlerischer, ausschweifender oder beschränkter Regenten, dazwischen Lichtepochen großer Zeiten auf dem Gebiete der Politik und der Literatur; und es war abwechselnd Tag und wieder Nacht, bis England seinen gegenwärtigen Standpunkt unter den Völkern der Erde errang. Nach Jahrzehnten gerechnet, kann man von periodischen Rückschritten sprechen; mit jedem Jahrhunderte aber offenbarte sich der Fortschritt Englands klar und unwiderleglich.

Sollte es daher in der nächsten Zukunft Frankreich wieder gelingen, sich auf jenen Höhepunkt der Freiheit,

den es dreimal schon erklommen hat, und dreimal unter seinen Füßen schwinden sah, hinaufzuschnellen, dann möge es nicht, wie es so gern thut, von den zarten Zweiglein seiner neugepflanzten Freiheitsbäume herab auf die kalten, dickblutigen, schwerfälligen Freiheitsmenschen Englands verächtlich herüberschauen. Dagegen sollte aber auch das britische Volk billig genug sein, nicht vorschnell jene Völkerstämme jenseits des Canales zu verdammen, die ein höherer Wärmegrad des Blutes, eine mehr elastische Empfänglichkeit des Geistes zu ihrem eigenen Schaden bisher gehindert hat, den praktischen Verstand zur behäbigen englischen Breite zu entwickeln.

Am Ende eines jeden Jahrhunderts mögen die beiden großen Nationen ihre Freiheitstabellen vergleichen; dann wird es sich zeigen, welche von beiden in der Wirklichkeit reicher ist. Frankreichs Blut hat den Geistesboden aller Welt gedüngt und England darf es am allerwenigsten übersehen, daß seine Freiheit durch die Gedankensiegeszüge Frankreichs viel rascher zu ihrem heutigen Blüthenzustande gekommen ist, als ihnen dies ohne jene befruchtenden Einflüsse von drüben gelungen wäre. Dafür ist das britische Volk dem französischen zu großem Dank verpflichtet, während andrerseits Frankreich in der consequenten Durchführung großer politischer Maximen auf englischem Boden die nutzbringendsten Studien machen könnte.

Bei den Vorwürfen, welche die Völker in ihren Meinungsäußerungen einander gelegentlich zu machen pflegen,

werden die materiell und geistig hemmenden oder fördernden Momente gewöhnlich allzuwenig berücksichtigt. Man kann in dieser Beziehung nie allzutief in die Eigenthümlichkeit der bezüglichen Länderverhältnisse eingehen. Wer weiß, wie Deutschland heute stünde, wäre es fremden Interventionen unzugänglich, hätte es, wie England, das faltenreiche Meer um seinen Leib geschlungen! —

Viertes Kapitel.

Themsefahrt stromauf. — Vauxhall.

Biegt man in King Williams Street, bevor man auf Londonbridge kommt, nach rechts ein, so gelangt man in enge, steil abfallende Straßen, von denen nur wenige für Wagen und Pferde zugänglich sind. Die Erdgeschosse und zum Theil auch die oberen Stockwerke der Häuser sind von Schreibstuben und Waarenmagazinen occupirt; das Trottoir ist schmal; das Pflaster holperig; schmutzige Jungen in Matrosenjacken vergnügen sich damit, über Barrierestöcke hinwegzuspringen; an den breiteren Stellen sind ganze Colonnen von Handkarren aufgefahren, ineinandergeschoben; hier und da leere Kisten vor den Häusern, Krahne all und überall — — das sind die Straßen, die hinab an's Themseufer führen. Ein düsteres, unsauberes, unheimliches Strandquartier! Noch wenige Schritte mitten durch schwarzes, winkliges Gemäuer, das mit ungeheuren vielfarbigen Schifffahrts-Ankündigungen aller Art beklebt ist, und wir stehen am Ufer des Flusses, und ein neues Leben rollt sich vor unsern Blicken auf.

Links, hart an unsrer Seite, steigen die gewaltigen grauen Pfeiler von Londonbridge aus der Tiefe auf. Wir sehen durch ihre Bogen hindurch, stromabwärts, wo die letzten Seeschiffe dicht gedrängt vor Anker liegen, wo die letzten Maste sich undeutlich im leichten Nebel verlieren, wo das eigentliche Seeleben seine Grenze findet, weil kein Segelschiff der Brücken wegen weiter den Fluß herauf steuern kann; wir sehen stromaufwärts über den breiten Wasserspiegel hin, der von geschäftigen kleinen Dampfbooten durchfurcht wird; wir sehen hinauf zur Brüstung von Londonbridge, die uns trotz ihrer Höhe gestattet, die Köpfe der über sie wegeilenden Fußgänger, die menschenbeladenen Dächer der ab- und zufahrenden Omnibuse oder auch die Köpfe der Pferde in der Mitte ihrer Fahrstraße zu erspähen; wir sehen hinüber an's jenseitige Ufer, das aus tausend hohen Dampfschornsteinen raucht und qualmt, nach Southwark, diesem liebenswürdigen Anhängsel der Hauptstadt, das heute schon sechsmal hundert tausend Einwohner zählt; wir schauen endlich gerade hinab zu unsern Füßen, wo ein halb Dutzend Dampfboote dicht ineinander gefahren sich auf den kleinen Spitzwellen schaukeln, wo der Wasserdampf mit Macht aus den geöffneten Ventilen zischt, wo Hunderte von Menschen wirr durcheinander rennen, um sich an's Ufer, auf's Boot, oder von einem Schiffe zum andern durchzuwinden, wo die Wasserräder rauschen, die Schiffsjungen schreien, die Uferstöcke unter den

sie umklammernden, straffangespannten Schiffstauen kreischen — — das ist die Themse, das ist die große, lebendige, mährchenhafte Wasserstraße im Herzen der englischen Hauptstadt.

Du bist viel geschmäht worden, grauer Themsefluß, wegen deines schmutzigen Wassers*) in der Tiefe und wegen der Nebeldüster, die zumeist an deinen Ufern, auf deiner Oberfläche ruhen. Mit Unrecht. Bei Lechlade, wo du aus den vier Bächen**) der Cotswold-Hügelreihe zum Strome wirst, ist dein Wasser klar und durchsichtig wie die Alpenquelle, wo sie aus dem Gletscher hervorrieselt. Bei Lechlade schwimmt kein Nebel auf deinem Bette, dort ist die Luft rein, dort bist du romantisch-idyllisch, dort hast du die große Welt noch nicht verko-

*) Ueber die positive Menge fremder Bestandtheile im Themsewasser scheinen noch keine genügende Untersuchungen gemacht worden zu sein. Dr. Bostock schätzte das Verhältniß der festen, im Flußwasser suspendirten Materie auf 1/5000 Gewichtstheil, Dr. Kerrison auf 1/3217. Ersterer experimentirte im Jahre 1828, letzterer in 1834. Seit jener Zeit muß durch die ewige Bewegung der Dampfschiffe das Verhältniß ein andres geworden sein. Und wie ganz andre Schätzungsresultate müssen sich uns jetzt herausstellen, wenn wir bloß Ehrenbergs Behauptung in's Auge fassen: daß in allen jenen deutschen Flüssen, die sich in die Nordsee ergießen, die mikroskopischen Seethierchen so hoch wie die Fluth in den Flüssen hinaufsteigen, daß die mineralischen Ueberreste dieser Thierwelt an den Ufern der Themsemündung nicht weniger als den 1/20 Theil der ganzen dort deponirten festen Masse ausmachen.

**) Leech, Colne, Churn und Isis.

ſtet, dort hat die große Stadt dich noch nicht verſchlammt. Noch viele, viele Meilen tiefer bis Kew und Richmond herab biſt du reizend anzuſchauen, wie du zwiſchen hellem Raſen und dunkelgrünem tiefgeſättigtem Buſchwerk dahinfließeſt, ein Spiegel für die herrlichen Villa's und Landhäuschen, die man gern an deine Ufer hinbaut. Aber du eileſt raſch deiner Metamorphoſe entgegen. Du wirſt ſchnell zum breiten, grauen, ältlichen Geſchäftsmann. Wer dich in Richmond geſchaut hat, will dich bei Weſtminſter nicht wieder erkennen, und der fremde Gaſt, der dich nur zwiſchen den Steinbrücken der Hauptſtadt geſehen, ahnt nicht, wie wunderbar lieblich du bei Richmond, wenige Meilen ſtromaufwärts ausſiehſt. Die graue Geſchäftsatmoſphäre Londons hat auch dich umdüſtert, wie ſie die Steine, die Häuſer, die Menſchen umnachtet. — —

Aber was die Themſe auf der Schwelle Londons an Romantik verliert, erſetzt ſie von da an durch die Großartigkeit und Wichtigkeit ihrer Erſcheinung. Von Schritt zu Schritt wächſt ihre Breite. In einer Strecke von hundert acht und achtzig engliſchen Meilen ſchiffbar, und ſiebenzig Meilen lang unter dem Einfluß von Ebbe und Fluth, führt ſie die größten Kauffahrer bis dicht an Londonbridge, und ſchwemmt ſie zur Zeit der Ebbe ohne Dampf- und Segelkraft und Ruder wieder hinaus in die hohe See. Die Natur hat ſie zum großartigſten aller Handelsflüſſe geſtempelt, und hat ihr einen An-

theil an den periodischen Meeresströmungen bescheert, wie keinem andern europäischen Strome in solcher Intensität und Ausdehnung.

Bei Land's End theilt sich die Fluthwelle des atlantischen Oceans in zwei deutliche Ströme. Der eine strömt hinauf in den Canal und bringt um das North Foreland in die Mündung der Themse; der zweite schlägt sich an die Westküste Englands und Schottlands herum, und strömt, an der Ostküste wieder nach Süden ziehend, ebenfalls in das Themsebassin. So kommt es, daß die Themsefluth aus zwei verschiedenen, und zwölf Stunden von einander differirenden Meeresfluthwellen gebildet wird, daß die Tag- und Nachtfluth einander gleich ist; und so gewaltig ist die Strömung der Fluth vom North Foreland bis zur Hauptstadt, daß ihre Schnelligkeit an funfzig Meilen in der Stunde beträgt*).

Es ist über die Geographie, Meteorologie, Geognosie und Hydrographie des Londoner Bassins Vieles und Interessantes geschrieben worden. Wer sich für diese Zweige der Naturwissenschaft interessirt, wird das kohlenstaubige Cityufer mit nicht geringerer Pietät betreten, als der Kaufmann, der in dem regen, geschäftigen Treiben daselbst sein Ideal einer Handelswasserstraße verwirklicht sieht. Den Einen reizt die Schichtenformation

*) Die Differenz des höchsten Wasserstandes zwischen Londonbridge und Richmond ist 1 Stunde 18 Minuten.

des Bodens, das lehrreiche Thonlager, die Genesis des Flußbettes, die mährchenhafte Nebelbildung; den Andern die Production, die Wechselwirkung, das Ineinandergreifen, die Großartigkeit der mercantilischen Phänomene auf dem Flußspiegel und über der Thonschichte. Wir aber müssen diesmal darauf verzichten, auf den einen oder andern Gegenstand näher einzugehen. Schon hat das Boot, das uns stromaufwärts führen soll, zu unseren Füßen angelegt; Personen steigen aus und ein; wir bezahlen zwei Pence; kaum daß uns noch Zeit bleibt, über die vielen kleinen Stege und Treppen hinabzukommen — und das Schifflein hat sich auch schon wieder losgemacht. Kein Pfeifen, kein Läuten, kein Lärm? Wir schwimmen schon gen Westen.

Das rechte Ufer bietet keinen interessanten Punkt, um unser Auge länger auf ihm haften zu lassen. Fabriken aller Art, Brauereien und Gaserzeugungsanstalten wechseln mit Waarenlagern der unscheinbarsten Bauart ab. Es scheinen zum Theil mehr Ruinen einer verfallenen Stadt als belebte Quartiere und Gebäude zu sein. Am linken Ufer aber steigt St. Pauls aus dem Häusermeere der City auf. Noch ist die Sonne am Horizonte sichtbar, und beleuchtet das Dach der Kirche, und glänzt zwischen den durchsichtigen Säulenthürmen hindurch, und läßt uns die riesige Kuppel im allerherrlichsten Lichte beschauen. Vom Flusse oder von einer der nahen Brücken aus muß man das kolossale Gebäude beschauen,

um seine Großartigkeit zu erfassen. In seiner unmittelbaren Nähe stehen die Häuser zu dicht angebaut, um dem Auge einen Ueber- oder auch nur einen bequemen Aufblick zu gestatten, und auch auf der Themse ist dies der Rauch- und Nebeldünste wegen nur an heiteren Morgen und Abenden möglich. Man muß in London einen Auguren um's Wetter befragen, wenn man einen Gegenstand besichtigen will, der weiter liegt, als der nächste Laternenpfahl.

Jetzt fahren wir unter dem Bogen von Blackfriars-Bridge weg; wir steuern parallel mit Fleet-Street, und vor uns spannt sich eine Steinbrücke nach der andern über den Strom, so daß es scheint, als kreuzten sich ihre Pfeiler und liefen quer untereinander weg, und trüge der erste den folgenden auf dem Rücken. So absonderlich und wunderbar ist dieser Anblick, daß wir versucht sind, das Ganze für eine Fata Morgana zu halten, die sich in Bogenformen aufgebaut und vor uns auf dem Wasser wieder zerfließen wird.

Sieben solcher ungeheurer Brücken sind hier in kurzen Zwischenräumen über den breiten Fluß gebaut und verbinden die belebteren Theile der „Borough"*) mit dem linken Ufer, darunter eine schlanke Kettenbrücke, eine aus Eisen mit kühner, bloß zweifacher Bogenspannung, eine aus Eisen und Stein, die übrigen durchaus

*) So heißt man kurzweg den Stadttheil am rechten Ufer.

aus massiven Quadern. Freilich sind von diesen sieben Brücken bloß drei dem Publicum unentgeltlich zum Verkehr übergeben, während auf den anderen ein kleiner Zoll entrichtet werden muß; aber wie lange spricht man nicht schon von einer Steinbrücke über den Rhein bei Köln, über die Donau bei Wien? Und noch hat sich keine Gesellschaft gefunden, die ihre Capitalien an ein solches Industrieunternehmen wagte; und in London stehen deren sieben in einer Länge von wenigen engl. Meilen; und weiter stromaufwärts steht noch Battersea-Bridge; und weiter abwärts liegt der Tunnel; und wieder ist eine neue Brücke bei Chelsea (jetzt schon mit London vereinigt) im Bau! Diese Großartigkeit des britischen Unternehmungsgeistes mag dem Engländer sehr wohl thun. Für den Deutschen, der herüberkommt, ist sie zuweilen niederschlagend, erdrückend.

Jetzt treten die Häuser am Ufer etwas zurück. Ein freier, nach zwei Seiten mit schönen, im gothischen Style verzierten Gebäuden besetzter Platz wird sichtbar; im Hintergrunde eine Kirche; der ganze Platz mit Rasen und Bäumen bepflanzt. Es ist der Temple mit seinen Gärten, wie Lincoln's Inn eine praktische Universität der Jurisprudenz, das größte Advocatenquartier Londons, wo sich die Herren des Gesetzes enge nebeneinander eingenistet haben, um zu beweisen, daß nicht alle Raubthiere der Schöpfung ein vereinzeltes Leben führen. Die Kirche ist eine Reliquie der ersten Herren dieses Bodens,

der Ritter vom Orden der Templer, die hier so unverschämt wie überall gewirthschaftet haben sollen, bis sie unter Eduard II. aufgelöst wurden, worauf dann, um diese Sünde mit einer andern auszuwetzen, Grund und Boden von Jakob I. dem Orden der Rechtsgelehrten eingeräumt wurde. Die Wirthschaft ist jetzt nach einer Seite hin solider geworden, aber so viel ist doch gewiß: die Londoner würden heute gern die Templer wieder ein- und die Advocaten auswandern sehen. Der neue Orden greift ihre Kassen gar zu sehr an, wenn er auch ihrer Keuschheit keinen Schwindel verursacht.

Vom Temple und seinen berühmten Bewohnern sprechen wir wohl noch an einer andern Stelle, wenn uns der Weg durch Fleet-Street führt, wo der kleine Eingang in der großen Höhle liegt. Unser Boot fährt rasch. Sein schmaler Schlot beugt sich lautlos nieder, wenn's unter einer Brücke durchgeht; jetzt schießt es an der chinesischen Junke vorüber, die mit ihrem hohen Hinterdeck sammt ihren vielfarbigen gemalten Wappenschildern und Thierfratzen über die Bretterumzäunung hinwegschaut; jetzt steuert es an Sommersethouse vorüber, dem großartigsten der alten Gebäude an den Londoner Themseufern.

Es gab eine Zeit, wo der ganze Themsestrand, der heute so unliebenswürdig aussieht, mit Palästen und Landhäusern des englischen Adels besetzt war. Damals waren kaum die Rudimente einer Straße vorhanden,

welche das alte Westminster und Whitehall, den Sitz der Könige, mit der City verbanden. Wenn immer die Könige und Königinnen nach der City kamen, war es auf kostbar geschmückten, vergoldeten Ruderbooten, und auf dem Flusse waren gar viele prächtige Gondelzüge und Spectakel zu schauen.

So war auch Sommersethouse ursprünglich der Landsitz eines adeligen Herrn, das Besitzthum des Protectors Sommerset, des Bruders von Lady Jane Seymour, der es baute und bewohnte, bis es zugleich mit des Protectors Haupte in die Hände der Krone fiel, deren Eigenthum es bis zum heutigen Tage blieb. Von dem ursprünglichen Bau ist keine Spur mehr vorhanden. Jakob I. und Karl I. ließen ihn erweitern und verschönern, Inigo Jones führte die Fronte gegen den Fluß auf, die damals für ein Wunderstück zierlicher Baukunst in und außerhalb Englands gepriesen wurde; Karl I. schenkte den Palast seiner Königin und von dieser Zeit an blieb er den Königsgemahlinnen bis 1775 zu eigen, wenngleich nach dem Jahre 1629 keine von ihnen in demselben mehr Hof hielt. Endlich, es war im Jahre 1776, scheint man bei Hof zur Einsicht gekommen zu sein, daß nicht Alles, was Inigo Jones gebaut, werth sei, daß es ewig stehen bleibe; und so wurde denn seine berühmt gewordene Wasserfronte von Grund aus niedergerissen und Jones' Schüler, Sir William Chambers, entwarf den Plan zum Bau, der noch heute steht. Er

ist im italienischen Style angelegt. Sein Mauerwerk, seine Säulenreihen, Friese und Wasserthore erinnern an die Paläste des Canal grande von Venedig; seine sechshundert Fuß lange Wasserfronte ist, namentlich zur Zeit der höchsten Fluth, ein herrliches Gebäudemonument am Ufer der Themse, die sich jeder Pracht und Eleganz lange schon entwöhnen mußte. Das Innere dagegen besteht zumeist aus kleinen Gemächern, die viel zu beschränkt, um den Ansprüchen einer modernen Hofhaltung zu genügen, verschiedenen Regierungsämtern und wissenschaftlichen Gesellschaften eingeräumt sind*).

Betrachtet man heute den unablässig von Dampfbooten aufgewühlten Fluß mit seinen Fischer- und Kohlenbarken, seiner unmalerischen Häusereinfassung und seinem grauen schlammig-sandigen Wasser, so kann man sich schwer eine Vorstellung davon machen, wie die dänische Anna grade diesen Fleck aussuchen konnte, um ihre rasenden Festlichkeiten zu geben, deren Glanzmomente meist auf dem Flußspiegel spielten, wo Ihre Majestät mit Dero Hofdamen in ewig neuen schlüpfrigen

---

*) Ein Theil der Admiralitätsbureaux, die Royal Society, Society of Antiquaries, die Astronomical und Geological Societies, die Government School of Design, die Offices of Stamps, of Taxes, of Excise, of Legacy Duty, of the poor Law Commission, the Tithe Commission, the estates of the Prince of Wales as Duke of Cornwall, tho Audit office, und the office of Registrar General of births, deaths and marriages haben gegenwärtig hier ihren Sitz.

Maskeraden als Syrenen, Tritonen und Seenymphen erschienen. Die Gemahlin Karl's I., Henriette Marie, setzte das tolle Spiel mit ihren französischen Damen lustig fort, bis sie der König einmal sammt und sonders aus dem Lande jagte, und das erboste Londoner Volk ihnen mit Steinwürfen das Geleite bis nach Dover gab. Die kleinen Gemächer von Sommersethouse könnten vielleicht nicht minder lustige Geschichten erzählen, wie die von Versailles und Trianon. Aber sie haben auch ernstere Scenen gesehen. In einem von ihnen lag Cromwell's und auch Monk's Leiche auf dem Paradebette.

Das Alles ist jetzt anders geworden. Der Engländer von heute spricht nicht gern von der liederlichen Vergangenheit seiner Könige, und thut, als wenn er nie einen Oliver Cromwell gebraucht hätte, um mit puritanischem Schwerte die Paläste von London zu purificiren. So lange eine wirklich tugendhafte Königin in Buckingham Palace wohnt, die ihre Staatsweisheit aus dem Willen des Volkes schöpft, mag dies vom Engländer recht praktisch und vernünftig sein. Wie lange diese vernünftige Praxis aber Stich hält, ist freilich eine andere Frage. John Bull ist am wenigsten der Vogel Strauß, der seinen Kopf zwischen die Flügel steckt, wenn seiner Freiheit Gefahr droht. Und Kronen erben sich leichter als Tugenden fort.

In Sommersethouse ist's schon seit mehreren Stunden

still geworden. Das Tagewerk der neunhundert Beamten, welche in dem großen Gebäude beschäftigt sind, ist um vier Uhr geschlossen. Jetzt ist auch die Sonne hinter den Häusern des Westendes untergetaucht; im Osten steigen leichte Nebelwolken auf, die sich hier als lange Streifen strecken, dort zum Knäul geballt auf's Flußbett lagern; die Umrisse von St. Pauls werden unklarer, so daß das goldene, noch Strahlen sprühende Kreuz der Kuppelspitze frei in den Lüften zu schweben scheint; unser Schifflein hat vorn zwei rothe Lampen aufgesteckt, die wie Glühaugen glänzen; es ist glücklich unter den Brücken weggeglitten; es hat mehrere Male gelandet, um Passagiere zu wechseln; es wird rasch dunkel.

Am Pier von Hungerford-Bridge muß es eine Weile still halten, bevor es anlegen kann, so groß ist dort das Gedränge von kleinen Flußdampfern und Menschen, die nach allen Richtungen abfahren. Jetzt ist es wieder flott — der Capitän winkt — der Schiffsjunge ruft's in den Maschinenraum hinab, der Stempel rührt sich im Cylinder — wir steuern querüber gegen das rechte Ufer, und aus dem Zwielicht erhebt sich majestätisch der große Bau der neuen Parlamentshäuser, neben ihnen das ungeheure Milbankgefängniß mit seinen weiten Mauern und schauerlich kahlen Erkerthürmen; im Hintergrunde die Westminsterabtei, ein schwarzer Koloß, dessen Contouren sich scharf aus dem bläulichen Halbdunkel ab-

zeichnen. Dampfboote mit rothen und grünen Feueraugen rauschen lärmend vorüber; kleine Nachen schlüpfen wie Fischlein rechts und links durch die Wellen der Fluth; Fischerbarken mit braunem, umgelegtem Segel kommen lautlos den Fluß heraufgeschwommen; die Lichter der Brücken und Uferhäuser zittern auf dem Wasser — es ist die Stunde, wo das prosaische London sich in sein poetisches Nachtgewand hüllt.

Jetzt noch vor Lambeth-Palace und seinem ruinenartigen Wachtthurme vorüber — jetzt an Vaurhall-Bridge angelegt — wir steigen an's Land — wir gehen durch einige lebhafte Straßen von Southwark, über die hinweg sich eine Eisenbahn schwingt — wir stehen vor Vaurhall.

„Die Saison ist vorüber, Niemand läßt sich mehr in London sehen," so liest man in allen Blättern und Correspondenzen. Niemand! das heißt Niemand mit Ausnahme von zwei Millionen Menschen, die in den östlichen, südlichen und nördlichen Städten Londons ein ziemlich unerträgliches Geräusch machen. Doch das sind Nobodies, wie sie der Tory oder Banquier nennt, Kaufleute, Krämer, Fabrikanten, Commis, Agenten, Beamte, Richter, Aerzte, Advocaten, Lehrer, Journalisten, Buchhändler, Drucker, Musikanten, Schauspieler, Geistliche, Arbeiter, Bettler, Diebe, Ausländer und dergleichen gemeine Seelen mehr. Sonst ist Niemand in der Hauptstadt, seit die Königin zum Parlamente das letzte Wort

gesprochen und Madame Sonntag in der Oper den letzten Triller hingehaucht hat. Geht nach Westend, es ist eine Stadt der Todten geworden. Die verhängten Spiegelscheiben rufen es laut in die Welt hinaus, daß die „Jemand's" entweder in Schottland das Birkhuhn jagen, oder am Rhein die Natur langweilen, oder in Italien Grillen und in Schweden Forellen fangen. Die Räume von Vauxhall aber stehen noch offen, theils des milden Spätherbstes wegen, der noch einen Spuk ohne Rheuma im Mondschein gestattet, theils den fremden Gästen zu Liebe, die noch vor Thorschluß der Ausstellung ankamen, theils auch, weil du gemein geworden bist, o Vauxhall, sehr gemein, demokratisch, Marchande de modisch.

In der Restaurationszeit, in den gottlosen Nächten des lebenslustigen Regenten Georg, ist Vauxhall auf die Welt gekommen. Ein reicher Speculant war sein Vater, ein Prinz sein Taufpathe, das ganze lebenslustige England stand an seiner Wiege. Damals war es sehr vornehm und theuer. Heute werden seine Räume von der vergnügungssüchtigen Welt aller Stände besucht; denn für eine halbe Guinee kann eine Putzmacherin dritten Ranges mit ihrem Galan daselbst einen recht angenehmen Abend zubringen.

Der Londoner verlangt für sein Geld viel und wenig, je nachdem man's nimmt. Das Programm von Vauxhall ist eine lächerlich lange Speisekarte für Aug' und

Ohr: Musik, Gesang, Reiterkünste, Beleuchtung, Ball, Seiltänzerstücke, Volkstheater, humoristische Gesänge, Eremiten, Zigeunerinnen und Feuerwerke, im grandiosesten Style. Man liest die Kölnische Zeitung schneller durch, als so ein Register des Anschlagezettels von Vauxhall.

In Bezug auf die Quantität seiner Spectakel ist der Engländer schwer zu befriedigen. Sie müssen ihm in großen Massen geboten werden, in Rippenstücken und Lendenseiten, um seinen Verdauungswerkzeugen genehm zu sein. Mit der Qualität dagegen nimmt er's nicht allzu genau, wie denn das englische Publicum überhaupt ein sehr dankbares genannt zu werden verdient.

Doch lassen Sie uns die Reise durch's Paradies der Cockneys*) mit System beginnen.

Der Eingang in dasselbe ist schauerlich dunkel, sieht eher dem Thorwege eines Strafhauses als eines Belustigungsortes ähnlich. Kaum, daß ein melancholisches Gasflämmchen in einer Mauernische den holprigen Weg erleuchtet. Dr. Keif will keinen Schritt mehr vorwärts thun, und stemmt sich, wie ein gutes Fuhrmannspferd, das einen Abhang hinabgehen soll, zurück. „Das ist eine Mausefalle," ruft er, „wir laufen dem Erzfeind in den Rachen. Dahinter sitzt der Bunsen und der Buol-Schauenstein, und passen mir auf und werden mich packen, und nach Deutschland bringen, wo es keinen

*) Spitzname der Londoner.

Porter gibt und ich ein berühmter Mensch werden muß, wenn ich mich nicht zu Tode langweilen will. Zurück! oder wir rennen in's Verderben!"

Da geht ein deutscher Flüchtling vorüber, wünscht freundlich „guten Abend" und verliert sich im Halbdunkel.

„Oho," meint unser Doctor, „der Knabe da ist vom preußischen Standgericht in Baden zum Tode verurtheilt, hat schon so'n Stück Berühmtheit in der Tasche. Wenn der's wagen darf, kann ich's auch. Marsch, vorwärts!"

Die Schauerlichkeit des Einganges ist jedoch nichts als künstlerische Berechnung, Theatercoup, Effecthascherei, um den Contrast mit dem Inneren gewaltsam hervorzuheben. Denn plötzlich gelangt der Wanderer aus dem dunkeln Gange in ein blendendes Lichtmeer, das seine Augen betäubt. Alle Lauben und Alleen und Grotten und Galerieen des weiten Gartens sind mit Lämpchen überschüttet, das Gezweig der Bäume ist hier und da bis zum obersten Wipfel hinauf beleuchtet, und an jedem Blatt hängt ein farbiges Johanniskäferchen, das die Geheimnisse der Zweige ausplaudert. Wo die Leute nur all' die vielen Lämpchen herhaben! Wo die Lämpchen nur all' die Hände herhaben, sie anzuzünden! Der Festordner hat sein Möglichstes gethan, das muß man gestehen. Zeigt ihm ein einziges Blatt, das nicht pflichtschuldig ein Oellämpchen auf dem Rücken

trägt und er stürzt sich in die Themse, oder hängt sich an den vernachlässigten Baumast.

Dr. Keif, der heute in der Laune ist, Alles schlecht zu finden, und den Eingang eben für eine Mausefalle erklärt hatte, erklärt jetzt die Beleuchtung für unerträglich. „Da habt ihr wieder den englischen Tollhäusler," ruft er, „im Westend läuft man oft stundenlang herum, um einen Menschen zu finden, an dessen Cigarre man sich die seinige anzünden kann; hier stehe ich wie ein Esel zwischen dreimalhunderttausend Heubündeln. Welchem Flämmchen soll ich die Ehre anthun?"

„Dort unten, Herr, brennt die Königin Victoria in Gas," bemerkt ein vorübergehender Engländer, der selbst eine Cigarre im Munde trägt und des Doctors Klage gehört hatte, „brennen Sie Ihren kostbaren Stummel an der Victoria an, und beten Sie dabei zu ihr, daß der Tabackzoll bald abgeschafft werde!"

Von diesem Augenblicke ist Dr. Keif für uns verloren. Einen humoristischen Engländer, der so kühn ist, mit einem wildfremden Menschen ein Gespräch anders als mit dem Wetter anzuknüpfen, der sich demnach vom monotonen Katechismus der englischen Lebensart emancipirt hat, läßt Dr. Keif so leichten Kaufs nicht los. Ein solches Menschenexemplar ist eine Delicatesse für ihn, die er gehörig genießen muß. Schon ist er mit ihm in ein Gespräch verwickelt, schon hat er alles An-

dere vergessen. Wir sehen ihn den ganzen Abend nicht wieder.

In den erleuchteten Räumen des Gartens wimmelt es von Menschen. In dichten Gruppen stehen sie um ein hohes, tempelartiges Gebäude, das nach allen Seiten hin offen ist, und zum Concertsaal verwendet wird. Eben ist der erste Theil der Vorstellung zu Ende. Eine stimmverblühte Sängerin, trotz der kühlen Abendluft mit entblößten Armen und Schultern, wird stürmisch gerufen. Sie scheint sehr glücklich und das Publicum auf's Höchste entzückt zu sein. Vor Jahren sangen auf derselben Stelle die Grisi, Rubini, Lablache 2c. 2c.

Die Massen schwärmen jetzt nach allen Richtungen hin. Im Hintergrunde ein dunkler Baumgang, wo's stiller und traulicher ist, wo heimliche Pärchen mit kosendem Geflüster auf und ab wandeln, wo's etwas nach Romantik riecht. Aus der Entfernung läßt sich sogar das Rauschen einer Quelle herüberhören. Wir folgen dem Tone. Aber hier hat wieder die Wuth des Illuminators gehaust. Ein kleines Bächlein schlingt sich durch den Rasen, ein Bächlein, kaum tief genug, daß sich ein unglücklich liebender Häring darin ersäufen könnte, und doch wieder breit und groß und geschwätzig genug, um einem schwärmerischen Paare göttliche Phantasieen vorzuplätschern. Unglückseliger Illuminator! Was hast Du hier gethan? Wissen Sie, wie er mit dem Bächlein umgesprungen? Er hat es seiner ganzen Länge

nach mit langen, spitzigen Gasflammen beleuchtet. Nicht zufrieden, die Bäume und Wände und Speisesäle mit Lichtern übersäet zu haben, mußte er noch die Paar Fuß armseligen Wassers beleuchten — das ist englischer Geschmack, das ist englische Quantität! Ein Franzose hätte sich dergleichen nie zu Schulden kommen lassen. Ein Franzose hätte alle Decorationskniffe aufgeboten, um selbst das blasse Mondlicht von diesen Gängen abzulenken.

Wir folgen dem Laufe des Baches, und gelangen zu einem gasbeleuchteten Teiche, wo ein riesenhafter Neptun acht weiße Seerosse Wasser aus den Nüstern spritzen läßt. Links vom Flußgott wieder ein dunkler Gang — er führt geradeswegs zum Schicksal, zum weissagenden Eremiten und zum Tempel der Pythia, die in Gestalt einer Zigeunerin, unter einer Strohhütte, auf einem Strohlager, beim Scheine einer Stalllaterne, den Gästen für einen halben Schilling die rosigste Zukunft aus der flachen Hand abliest. Das ist speciell englisch. Kein Haus ohne Befestigung; kein Belustigungsort im Freien ohne Zigeunerin. Die Wahrsagerin von Vaurhall, man muß es gestehen, sieht durchaus nicht abschreckend aus; es ist eine hübsche, braune Tochter Israels mit schwarzem Haar und dunkeln Augen, von der sich's recht gut prophezeien läßt, namentlich, wenn man sie selbst für eine Stunde in die Gegenwart seines Schicksals verwickeln kann. Sie ist so sanft und gut, und hat für

Jeden eine californische Prophezeiung, für Jeden ein treues Weib, ein hohes Alter, ein Grab auf freiem Boden, selbst für den Fremden, selbst für den — Deutschen.

Die Behausung des weisen Eremiten ist nicht so schmucklos eingerichtet. Auch darf man nur bis zu deren Schwelle vordringen. Von dort aus sieht man in Berg und Thal und Schlucht hinein, wo eine Katze mit glühenden rothen Augen Wache hält. Alles ganz vortrefflich aus Leinwand, Pappe und Farbe mit perspectivischer Täuschung ausgeführt. Endlich kommt der Alte mit weißem Barte, auf einen großen Bergstock gestützt, die Schlucht heraufgehumpelt, thut einige bescheidene unbescheidene Fragen, nickt mit dem Kopfe und verschwindet wieder. Nach wenigen Minuten erhält man sofort seine Zukunft auf elegantem Velinpapier sauber abgeschrieben, in tadellosen Versen, seinen Namen als Anagramm. Die Dinger liegen natürlich dutzendweise fertig, und da eine Dame unsrer Begleitung zufällig Hedwig hieß — ein in England ungewöhnlicher Vorname —, so mußte sie auf ihr Schicksal ungewöhnlich lange warten, wodurch sie natürlich nur noch gläubiger wurde und auf die schönen Sachen, die ihr der Alte von der Treue ihres Mannes aufgeschrieben hatte, seitdem nur noch abergläubischer schwört.

Der Wanderer von Vauxhall tritt aus der Hütte der Jüdin. Sein Auge hat sich mittlerweile an's Dämmerlicht gewöhnt und erblickt im Hintergrunde die Thürme

und Zinnen einer ausgedehnten phantastisch gebauten Stadt. Ist es Westminster, das herüberschaut? Ist es Täuschung? Doch das wird sich zeigen.

Jetzt schießt ein Böller hinterm Dickicht los; alle Spaziergänger, welche mit der Localität genugsam vertraut sind, machen plötzlich rechtsum; das Menschengewühl reißt uns mit sich fort und ehe wir zur Besinnung gekommen, sind wir vor eine panoramatische Schaubühne hingedrängt, wo Nelson in Gips sein Leben ausathmet und Wellington in Pappendeckel über das Schlachtfeld von Waterloo sprengt. Das Ganze ist sehr miserabel gemacht. Aber das Publicum jauchzt seinen Helden Beifall zu. Kein Haus ohne Befestigung, kein Belustigungsort ohne Zigeunerin, kein Puppenspiel ohne den todten Admiral und den alten General.

Kaum hat Wellington dem Napoleon den Garaus gemacht und die französischen Batterieen zum Schweigen gebracht, so geht die Kanonade hinter dem Dickicht wieder los. Ein, zwei Schüsse, das ist das Signal, daß die Arena für die Reiterkünste geöffnet wird. Wer sich nicht einen Sitz für die Logen oder Galerieen erkauft, kommt längst zu spät, um ein Gratisplätzchen im Parterre zu erhaschen; denn die Engländer haben noch weit mehr Interesse an lebendigen Pferden als für Rosse aus Pappe, und wären letztere noch so reich an nationalen Erinnerungen.

Die Reiterproductionen, welche in Vauxhall in einem

eigens dafür gebauten, eleganten Circus statt finden, sehen dem Spectakel dieser Art jenseits des Canals auf ein Haar ähnlich. Der Rücken eines Pferdes und der Mastkorb eines Schiffes, das sind Unterlagen, auf denen sich der Brite heimischer fühlt, als auf den schmalen Saiten einer Geige oder auf den schlüpferigen Elfenbeintasten eines Claviers. Und so tanzen denn Weiber und Männer auf ungesattelten Pferden, sie spielen mit Kugeln und Messern, springen durch Papier und über Bretter; ein halb Dutzend alter und junger Clowns verrenkt sich die Gelenke, eine Dame tanzt marionettenartig auf dem Seile, Fräulein A..., die in Berlin so vergöttert wurde, daß ihr sieben Gardecuirassieroffiziere ein Armband mit ihren sieben Heldendaguerrotypen zu Füßen legten, erniedrigt sich so weit, in diesem Circus dritten Ranges ihre kostbare Person und das kostbare Armband zu produciren (unser Berliner Karl, der mit von der Partie ist, wird ganz wüthend über diese Degradation); ein amerikanischer Gusikow spielt auf Holz, Stroh und Trommelfellen; die Pferde wiehern, Peitschen knallen, der Sand wirbelt auf und die Brettereinfassung erdröhnt von den Hufschlägen der gejagten Rosse. Endlich kommt das Finale und großer Applaus, und Fräulein A... erscheint wieder und verbeugt sich mit den sieben Gardecuirassieren am Arm und von draußen hört man einen Kanonenschuß und das Volk stürzt wie besessen aus der Reiterbude in's Freie.

Die zweite Abtheilung des Concerts beginnt, zum Theil aus komischen Liedervorträgen bestehend, in welchen die Minister, das Parlament und vor Allem die kinderreiche Häuslichkeit der Königin auf höchst ungezwungene Weise persifflirt werden. Ungemeine Heiterkeit. Stürmisches Lachen. Kein Mensch und gewiß auch die Königin nicht, denkt was Arges dabei. Man läßt den Liedersänger die pikantesten Stellen wiederholen, und der arme Mensch würde sich in der feuchten Nachtluft zuverlässig eine Heiserkeit an den Hals singen, wenn ihn nicht die Böller hinter dem Gebüsch gerettet hätten.

Auf ein neues Signal hin zerstäubt das Auditorium nach allen Wänden. Das Feuerwerk beginnt. Es bildet gewissermaßen den Glanzmoment des ganzen Abends. Ein rothblaues Lichtmeer ergießt sich über den Park, daß all' die tausend Lämpchen dagegen erblassen. Die riesige phantastische Stadt, die uns früher aus dem Halbdunkel entgegengeschimmert hatte, steht im bengalischen Feuer. Es ist Moskau, es ist der Kreml, der, in ansehnlichem Maßstabe aus Decorationsmaterial aufgeführt, jetzt allmälig in Brand gesteckt wird. Mitten aus der brennenden Burg tönt verzweifelte Musik, donnern Geschütze, steigen Flammensäulen auf, kracht es fürchterlich; und aus dem einstürzenden Gemäuer sieht man ein Mädchen im leichten Kleide sich über ein hohes, weithingespanntes Seil flüchten, daß es Einem angst und bange um das arme Geschöpf wird. Der Anblick ist

mehr schauerlich, als angenehm. Aber das Publicum jauchzt wie überall, wenn ihm etwas Haarsträubendes geboten wird. Trüge das Mädchen noch einen Säugling mit sich über das schwanke Seil hinweg, der Beifall wäre wahrscheinlich noch größer.

In einer kurzen Viertelstunde sind alle Raketen versprüht, haben alle Feuerräder ausgewirbelt, stürzt der ganze Bau in Trümmer, um für den kommenden Abend wieder aufgethürmt zu werden.

Mitternacht ist längst vorüber. Der Wind weht kalt; neue Gäste kommen angefahren. Jetzt erst beginnt der Ball, der bis zum Morgen dauert. Wir aber verspüren keine Lust in uns, das ungraziöse Schauspiel tanzender Engländer und Engländerinnen lange mit anzusehen. Glücklich gelangen wir zu einem Cab, dessen Führer, sorgsam in den Mantel von Wachsleinwand gehüllt, beim Scheine einer Straßenlampe noch in so später Stunde sein radicales Wochenblatt buchstabirt. Wir fahren durch die breiten Straßen von Southwark, hinüber über Waterloo-Bridge, um in unsere stille Behausung zu gelangen.

Auf der Schwelle treffen wir mit unserm verlornen Doctor zusammen. Er ist höchst animirt, denn er hat den weiten Weg zurück zu Fuß gemacht.

Im Parlour aber finden wir zu unserem nicht geringen Erstaunen noch Sir John und seine allergetreueste Ehehälfte am runden Tische, auf dem das Theegeschirr

sauber aufgestellt ist, um uns die Honneurs zu machen. Sir John legt bei unserm Eintritte die Times aus der Hand, in welcher er eben mit großem Behagen einen derben Brief gegen den Schatzkanzler zu Ende gelesen hatte, dessen geschworener Feind er ist, weil Sir Charles Wood sich nie zum System der paper currency verstehen wollte, während Sir John in dem System der legalen Goldwährung die Quelle aller Krisen erblickt, die sein liebes England schon getroffen haben und wahrscheinlich noch treffen werden. Die Hausmutter empfängt uns mit einem freundlichen Kopfnicken und einem fragenden Blicke, der so viel sagen will, als: „Keine Erkältung mit nach Hause gebracht, ihr schlimmen Nachtschwärmer? Keinen Halsschmerz? Keinen Husten? Nicht einmal einen Schnupfen, der einer ehrlichen Frau etwas zu curiren gibt?" Dabei überschaut sie rasch ihre Colonnen von Theetassen, ob keine der dienstpflichtigen desertirt ist, ob die beiden Flügelmänner, Spülnapf und Zuckerdose, auf ihrem Posten stehen, ob Thee- und Milchkanne regelrecht im Hintertreffen aufgestellt sind.

Gottlob! es steht Alles in Reih' und Glied. Das Manöver des Eingießens, des Nachfüllens und Vertheilens geht mit größter Präcision von Statten. Der Thee schmeckt gut nach der langen Fahrt von Vauxhall her. Es ist gar traulich und heimlich in einem englischen Parlour.

Nach der ersten erquickenden Tasse findet Dr. Keif

die Sprache wieder. Er war bisher schweigend auf dem warmen Teppich auf- und abgeschritten. „The thea is very refreshing, Madam, sehr erfrischend, der Thee, Madame“ — das ist eine Bemerkung, die der Doctor täglich zweimal macht, des Morgens und Abends, in Sturm und Sonnenschein, mag's noch so kalt oder noch so schwül sein, und dabei reicht er seine leere Tasse mit einer gemüthlichen Seitenbewegung des Hauptes zur zweiten Füllung hin.

„Aber allerloyalster Sir John,“ fährt er gleich darauf geschwätzig fort, „es ist ein gewaltig Stück Arbeit, so einen englischen vergnügten Abend in einem Abend mitzumachen. Mit all' dem, was ich heute für eine halbe Krone gesehen habe, würde man die Bevölkerung einer deutschen Residenzstadt, z. B. von Kassel, ein ganzes Jahr lang so außerordentlich unterhalten, daß sie an gar keine politischen Rechthabereien mehr denken würde.

„Ich sag's ja immer,“ bemerkte Dame Bella, die Tochter des Hauses, mit triumphirendem Blicke, „London ist die wohlfeilste Stadt der Welt.“ —

„Ja wohl,“ sagt Dr. Keif, „haarsträubend wohlfeil. Ich hab' in Vaurhall etwas kalten Rinderbraten und etwas Käse gegessen, dazu eine Flasche Wein getrunken und bloß neun Schillinge gezahlt, lumpige neun Schillinge! Brod war nicht dabei, auf Ehre! Der Kellner brachte mir zwar nach langem Bitten ein Stück, aber

kaum wollt' ich danach greifen, kam ein allerliebster kleiner Spatz, den die Beleuchtung wahrscheinlich nicht zum Schlafen kommen ließ, von einem Baumzweig herab und trug es vor meinen Augen im Schnabel davon. Sie können sich denken, wie groß es gewesen sein muß."

„Wer heißt Sie auch in England Wein trinken und Brod begehren?" lachte Dame Bella. „Aber wo waren Sie denn den ganzen Abend? Was haben Sie mit Ihrem neuen Bekannten angefangen?"

„Ach Gott, mit dem hab' ich mich prächtig unterhalten. Ein verdammt kluger Kauz, das! Aber der englische Zopf, der hängt ihm doch fest. Was ihm daran fehlt, hat er auf Reisen gelassen. Er war in Paris gewesen und hatte von Deutschland den Straßburger Münster gesehen. Leider mußte er von dort, wie er mir später gestand, schnell nach England zurück, weil er, laut Testament seines Onkels, der ihm sein Vermögen hinterlassen hatte, jährlich am ersten September einen Omnibus mit vier Pferden vom Hydepark nach der Bank kutschiren muß. Unterläßt er dies ein einziges Mal, so fällt das Erbtheil einem schottischen Vetter zu. Da sei er denn bei Zeiten umgekehrt. Wirklich Schade! Mit seinen Anlagen könnte er ein ganz vernünftiger Mensch werden, wenn er nur ein einziges Mal bis nach Berlin käme."

„Aber worin bestand denn eigentlich der englische Zopf?" frug Sir John, sichtbar pikirt.

„Ja, wenn sich das so klar erklären ließe, wie Ihr Papiergeldsystem! Der Zopf der hängt Euch hinten. Ihr seht ihn nicht, Ihr fühlt ihn nicht, man kann ihn Euch auch nicht in die Hand geben zum Anfassen, aber wir Deutschen stoßen immerwährend dran, daß wir blaue Flecke kriegen — bitte schön um eine Tasse Thee, habe erst drei bekommen,— und wie in Euren Schulen Weltgeschichte studirt wird, das möcht' ich auch für mein Leben gern wissen. Sehen Sie, mein Engländer von heute war ein recht gebildeter Mann, was man so gewöhnlich einen gebildeten Menschen nennt, aber vom Blücher hatte er nie was gehört. Er stand mit mir vor der Luke, wo Ihr alter Herzog mit seinem Gefolge über's Schlachtfeld von Waterloo ritt. Da sagte ich im Scherz: Unserm Blücher hättet Ihr doch auch hier ein Plätzchen gönnen sollen! — „Blutscher?" sagte er, „wer ist Blutscher?" Vom Blücher und der preußischen Armee hatte er nie was gehört, und lachte mir in's Gesicht, als ich ihm sagte, der Wellington wäre ohne die Preußen zu Beefsteaks zerhackt worden. Nun frage ich Sie, verehrtester Sir John, wie lehrt man in Ihren Schulen Weltgeschichte? Die Franzosen bearbeiten sie nach eigenem Geschmack. In England macht man's nobler. Man ignorirt sie stellenweise."

Der Doctor ist offenbar vom langen Nachtspaziergang leidenschaftlich aufgeregt und etwas ungerecht. Aber Sir John läßt ihn heute gemüthlich gewähren, so

selig hatte ihn der polemische Artikel in „Times“ gestimmt.

„Als ich meinen Begleiter darauf aufmerksam machte,“ fährt der Doctor nach einer kleinen Pause fort, „wie ungraziös sich die Paare beim Tanzen benehmen, stimmte er von Herzen mit ein. Das macht aber eben, weil er auf Reisen war, weil er in Mabil und Châteaurouge die Pariser Grisetten, denen die Grazien in jedem Fußmuskel stecken sollen, tanzen gesehen hatte. Wäre er nie aus England hinausgekommen, ich bin überzeugt, er hätte seine tanzenden Landsmänninnen bezaubernd gefunden, und, wie die meisten Engländer, in diesem Falle Jeden für einen Laffen erklärt, der nicht derselben Ansicht ist. Ich sagte Ihnen ja, mein neuer Freund hatte die Spitze seines Zopfes über'm Salzwasser gelassen. Jetzt machte er mich selbst auf die lächerlichen Figuren aufmerksam, wie sie an einander hingen, wie zwei aufgestellte Wollsäcke, von denen einer den andern stützt, wie sie einander drängten und stießen und sich selbst und den Takt mit Füßen traten.“

„Glauben Sie nicht,“ sagte er zu mir, „daß man in unsern feinen Salons viel graziöser tanzt. Wir verstehen die edle Kunst nun einmal nicht, und vielleicht tanzen wir eben deshalb so wüthend, zumal seit einigen Jahren. Doch solche naturwidrige Neigungen findet man bei allen Völkern. Sie thun das am passionirtesten, was sie am wenigsten verstehen. Rußland baut

Schiffe, Oesterreich macht Finanzpläne, Deutschland fabricirt Revolutionen, Frankreich macht in Republik und — England tanzt."

„Aber das Eine, lieber Doctor," wirft Dame Bella hastig ein, die eben so wenig wie ihr Vater einen Tadel gegen England vertragen kann, und wie ein Kanarienvogel jedesmal lustig dareinzwitschert, sobald die Andern zu reden anfangen, „das Eine, lieber Doctor, können weder Sie noch Ihr neuer Herr Freund läugnen, daß man in London besser tanzen sieht, als irgend wo in der Welt. Da haben wir in dieser Saison die Cerito, die Taglioni, die Rosati und Ferraris gehabt, Alle auf Einer Bühne. Wenn Sie behaupteten, daß die Vergnügungen eines Vauxhall-Abends hinreichen würden, einer ganzen deutschen Residenzstadt die Politik aus dem Kopfe zu schlagen, so behaupte ich, daß man mit unserem Ballet das ganze Offiziercorps der deutschen Bundesarmee unschädlich machen könnte. Hab' ich Recht?" Und dabei macht Dame Bella eine triumphirende Flankenbewegung auf ihrem Lehnstuhl.

„Ich glaube, Sie haben Recht," erwiedert der Doctor lachend, „und wenn ich den Ruge sehe, will ich ihm rathen, mit einem Balletchor über die deutsche Grenze zu marschiren. Aber das gehört nicht zur Sache, liebste Freundin, oder doch, das ist die sonderbare Hauptsache, worin sich alle Engländer begegnen. Weil Sie Geld haben und für Ihr Geld ein gutes Ballet halten können,

glauben Sie, England ziehe die graziösesten Tänzerinnen groß. Weil Sie mit Ihrem Gelde die deutschen Armeen gegen Napoleon auf den Beinen hielten, glauben Sie, Ihre Rothröcke hätten allein die Rothhosen geschlagen. Und so geht's durch alle Stadien durch. Port und Sherry heißen bei Ihnen englische Weine; und weil es Ihnen mit großen Kosten und vieler Kunst zuweilen gelingt, eine Pfirsiche, eine Traube, einen Holzapfel unter Glasscheiben zur Reife zu bringen, behaupten Sie, England sei das herrlichste Obstland der Erde. Das ist aber nicht wahr. Sie haben nichts, als Geld und wieder Geld und damit kaufen Sie die Welt zusammen, und doch — Old England soll leben! Ist vielleicht noch eine Ahnung von einem Theetropfen für mich auf dem Grunde der Theekanne zurückgeblieben?" — —

„Haben Sie den gasbeleuchteten Bach in Vaurhall gesehen?" frage ich den Doctor, den ich für mein Leben gern über England räsonniren höre, weil er es mit einer gutmüthigen Liebenswürdigkeit thut, aus der oft die Schelmerei heraussieht, und die ihn um so besser kleidet, als er unter seinen Freunden in Deutschand als Anglomane verschrieen ist. „Was sagen Sie zum romantischen Decorationsstyl der Engländer?"

„Ja wohl habe ich den Bach gesehen, und habe an seinen Ufern ein herrliches Abenteuer gehabt." (Dr. Keif hat nämlich fortwährend Abenteuer, wie er nur

einen Weg über die Straße macht.) „Meinen Begleiter," fuhr er fort, indem er sich im Stuhl bequem zurücklegte und die Arme kreuzte, „hatte ich im Gedränge verloren. In der Ferne sah ich dunkle Laubgänge winken. Mich gelüstete nach etwas Ruhe. Sie müssen wissen, Sir John, das passirt uns romantischen Deutschen zuweilen, wenngleich Ihre Times behauptet, wir seien ein ewig unruhiges Völklein. Im dunkeln Laubgange rechts vom illuminirten Bach, steht ein süßes Pärchen, geht ein Paar Schritte vorwärts, bleibt wieder stehen, es ist offenbar, die Beiden sind glücklich, eine unbelauschte Minute erhascht zu haben. Aber mich treibt der Teufel der Neugierde. Sie wissen ja, Sir John, ich studire England und den Charakter seines Volks; ich will demnach wissen, wie zwei englische Liebende mit einander reden. Ich gehe also auf, ich gehe ab, vor ihnen, hinter ihnen her, dreimal an ihnen vorbei. Kein Laut! Kein Wort! — So recht! denke ich, das liebt sich stumm, das steht auf der Höhe der Neigung. Aber das Stillschweigen kann doch nicht die ganze Nacht hindurch dauern, namentlich, wo man, wie dort, im Dunkeln, nicht einmal die Augen reden lassen kann! Ich mache eine verrätherischstille Seitenbewegung in's Dickicht hinein; ich lege mich in den Hinterhalt; jetzt kommen sie näher; mir pocht das Herz vor wissenschaftlicher Erwartung; richtig, sie reden mit einander — — aber, o Gott! wissen Sie wovon? von Morrisonischen Pillen und be-

ren Wirkung auf Leberbeschwerden! — — Ich mache einen Satz wie ein angeschossener Hirsch, aus dem Dickicht hinaus, quer über den Bach, durch alle Alleen, hinaus aus Vauxhall, bis nach Hause, und da bin ich. Ach! was ist die englische Liebe pharmaceutisch gesund!"

Die Theetischrunde lacht über des Doctors „Abenteuer" und Sir John lacht herzlich mit. Er hatte deren noch ein halbes Dutzend auf dem Wege von Vauxhall bis Guilford-Street gehabt. Ein Matrose, mit dem er eine Strecke zusammenspaziert und der ihm von Spanien erzählt hatte, — ein besoffenes Weib, das er aus der Gosse gezogen, und von der Dame Bella frischweg behauptet, es sei gewiß bloß eine Irländerin gewesen, — zwei Dirnen, die sich an seine beiden Arme gehängt hatten und die er nicht loskriegen konnte u. dgl. mehr.

Aber auf dem Grunde der Theekanne ist keine „Ahnung von einem Theetropfen" zurückgeblieben. Es ist zwei Uhr nach Mitternacht. Die andern „Abenteuer" müssen zu gelegener Stunde nachgetragen werden. Die Lampe im Parlour wird ausgelöscht. Man schüttelt sich die Hände. Good night! Good night all! Jeder nimmt seinen breitrandigen Schlafstubenleuchter zur Hand. Sir John sieht nach, ob der Haupthahn der Gasröhre geschlossen, ob das Festungsthor fest verriegelt sei. Dann geht's Trepp' auf in die Schlafgemächer. Gute Nacht! —

Fünftes Kapitel.

Die Polizei.

In einer so umfangreichen Stadt, wie London heut' zu Tage ist, wo viele tausend ehrliche Leute neben viel hunderttausend Spitzbuben ihrem Tagewerk nachgehen, ist in Bezug auf Polizei-Einrichtung der Regierung nur Eine große Alternative gestellt: entweder sie muß die Idee, eine polizeiliche Ueberwachung zu organisiren, ganz aufgeben, oder dieselbe nach einem ganz besonders praktischen Principe durchführen.

Es geht mit der Polizei und mit ähnlichen Staatsinstituten wie mit unsern Kleidern. Diese scheinen mit uns zu wachsen, während wir uns doch mit den Jahren immer nur weitere und längere Röcke anschaffen, je mehr unser Leib in die Höhe und Breite geht.

So läßt man auch die Polizei mit dem Umfange der Städte wachsen, und nur Spitzbuben oder politische Phantasten können daran ein Aergerniß nehmen, vorausgesetzt, daß die Polizei zum Schutze und nicht zur Qual der Bürger verwendet wird.

Es sind kaum hundert Jahre her, da konnte man des Abends nicht allein von Kensington nach der City zu gehen wagen. Am Parkwinkel, nicht weit von der Stelle, wo das Gebäude der Ausstellung seinen Platz gefunden hat, war eine Glocke aufgehängt. Diese wurde jeden Abend um sieben und um neun Uhr geläutet, und es versammelten sich auf dieses Zeichen Alle, die noch einen Weg in die City zu machen hatten, und bildeten eine geschlossene Caravane, um vor den Angriffen der highwaymen (Straßenräuber) sicher zu sein.

Gar oft geschah es damals, daß kleinere Caravanen von waghalsigen Buschkleppern angegriffen und beraubt wurden. Noch öfter machte sich ein Trupp lustiger Zechbrüder, wenn sie eben aus der Schenke kamen, den Scherz, die Pilger zu überfallen und auf alle mögliche Weise zu necken.

Aber die Romantik hatte ein Ende, als einmal Georg II. — das war im Jahre 1750 — in sternheller Nacht von einer Jagdpartie zurückkommend, ausgeplündert wurde. Schon am nächsten Morgen war ein Trupp bewaffneter Reiter angeworben; und waren diese auch nicht gerade die ersten Rudimente der Londoner Polizei (es gab schon früher eine Art von Straßen- und Stromwächtern), so mögen sie immerhin als ein Bruchtheil des polizeilichen Embryo betrachtet werden, der jetzt so stattlich herangewachsen ist.

Die Körperschaft der eigentlichen Policemen, die

man auf dem Continente gewöhnlich mit den frühern Constablern verwechselt, verdankt ihr Entstehen und ihre Ausbildung erst Sir Robert Peel, ist demnach ein Product der neuesten Zeit. Daß dieses Product kein Luxusartikel und gewiß nöthiger als Manches ist, was unsere Zeit ausgebrütet hat, demonstriren die Londoner Journale sehr handgreiflich, indem sie in ihren Spalten durch Aufnahme von Polizeiberichten zugleich die Nothwendigkeit des Polizei-Instituts darthun. Von der Großartigkeit desselben macht man sich aber in Deutschland einerseits zu weite, andrerseits zu enge Begriffe; und der Fremde, der kurze Zeit in England lebt, ohne sich die Mühe zu nehmen, dessen Einrichtungen mit Aufmerksamkeit zu studiren, verfällt sehr leicht in den zweiten Fehler. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht einzusehen.

Folgen wir einmal einem Reisenden als unsichtbarer und — unschuldiger Spion über den Canal. Er ist mit einem Expreßtrain Abends von Paris abgereist und erreicht nach Mitternacht Boulogne. Schlaftrunken tritt er aus dem Wagen, und sein Auge fällt vor Allem auf eine Hand an der Mauer, eine große Hand, wie wir sie bei deutschen Bücheranzeigen in Ermangelung eines großen Autors zu sehen gewohnt sind. Er folgt dem stummen Wegweiser zu einem zweiten, zu einem dritten, der ihn endlich vor ein kleines Schiebfenster führt, darüber geschrieben steht: Bureau de Police.

Also das ist des Pudels Kern! Das war das an-

gedeutete Ziel der schamhaft stillen Wegweiser! Der Arme hatte gedacht, er werde in die Gefilde eines Restaurants oder Zuckerbäckers oder einer sonstigen Bequemlichkeit eingeführt. Die Täuschung steht ihm auf dem Gesichte geschrieben. Aber er ist ein ehrlicher Mensch, auch kein politischer Flüchtling und kann es ohne Zähneklappern hören, daß die französische Polizei vor seiner Einschiffung nach England noch ein Wörtlein mit ihm zu reden wünscht. Sie verlangt einfach, seinen Paß zu sehen, und wenn er nur irgend ein Papier produciren kann, das einem solchen Documente ähnlich sieht, so geben sich die Sicherheitsbehörden der großen Republik zufrieden. Freilich kann der Paß falsch sein, freilich kann ihn der Vorzeiger am Tage seiner Abreise mit noch andern Kostbarkeiten in Paris oder sonst wo gestohlen haben, freilich hat Napoleon auch ohne Paß den Weg von Elba zurück und Louis Philipp ebenfalls paßlos den Weg aus Frankreich hinausgefunden, gleichviel — die Republik muß Pässe sehen. Gewisse patriarchalische Gewohnheiten erben sich in den europäischen Fürstenfamilien durch alle Generationen und Regierungsformen fort und wenn sie sich hundertmal abgeschmackt nutzlos gezeigt haben.

Bei der ganzen Procedur ist nichts Arges, Ungewöhnliches. Die französischen Polizisten als befugte Aerzte gegen politische Krankheiten, machen es wie unsere Doctoren der Medicin. Diese lassen sich, wenn sie auch

gar nicht viel davon verstehen, aus alter Gewohnheit die Zungen ihrer Patienten zeigen. Ob sie auch immer errathen, was die Natur für geheimnißvolle Charaktere auf dieselben gezeichnet hat, ist freilich eine andere Frage. Und wie sollte ein französischer Polizist deutsch verstehen? —

In Folkestone oder Dover angekommen, ist es schon manchem ehrlichen Deutschen passirt, daß er noch halb seekrank, aus loyaler Angewöhnung, seinen Paß aus der Brusttasche hervorzog und zum Vorzeigen bereit hielt. Bis zum Sommer 1851, wo die fremden Gesandten dem englischen Secretair des Auswärtigen bewiesen, ein paar tausend paßlose Gäste vom Continente seien, wie rothes Ungeziefer, im Stande, die Königin von England um ihren Schlaf zu bringen, war diese Bemühung umsonst, und wird man in der Folge hoffentlich diese Formalität, welche sich kein Engländer gefallen ließ, wieder der Vergessenheit übergeben. Der französischen Republik mag viel daran gelegen sein, wer ihr den Rücken kehrt; das monarchische England frägt seine Gäste nicht, woher sie kommen, was sie wollen, wohin sie gehen. Eine Conferenz mit den englischen Zollbeamten — die ganz wie andere Menschen in Civil gekleidet sind — und der Ankömmling hat, wofern er ein ehrliches Handwerk treibt, mit den Behörden nichts weiter zu thun, so lange er auf britischem Boden verweilt. Er miethet sich in der Hauptstadt, in einem Hôtel, oder sogenannten boarding house (Kosthaus) ein, er miethet einige möblirte Zimmer, er miethet ein Haus

oder einen ganzen Stadttheil, ohne daß die Polizei sich sichtbar um ihn bekümmert.

In dieser scheinbar unbewachten Freiheit liegt die Großartigkeit des überwachenden Instituts; und daß dies möglich ist, liegt nicht einzig und allein in dem guten Willen der liberalen Regierung, sondern auch in den Eigenthümlichkeiten der englischen Wohnart, die sich nicht wie ein Gesetz schaffen lassen und auf die wir später zurückkommen wollen.

Der Umstand, daß der Fremde so ganz ungefragt, unprotocollirt, ungeaufenthaltet zwischen der Insel Wight und den Orkney-Inseln auf und ab spazieren kann, hat schon Manchen an der Sicherheit des englischen Lebens zweifeln lassen. Ein Berliner Professor soll darüber ganz wüthend geworden sein. „Man gehe in England herum," meinte er, „wie ein von der Gesellschaft Verstoßener. Keine Behörde nehme von Einem Notiz. Die Hunde in Berlin seien mehr respectirt. Die seien doch alle in's Hundebuch der Polizei eingetragen und numerirt. In England dagegen könne sich nur ein Spitzbube behaglich fühlen, denn nur dieser werde von den Behörden berücksichtigt." Doch lassen wir den Berliner Professor. Er scheint ein theoretisches Vorurtheil zu haben.

Vor Allem müssen wir, wenn wir von den Functionen der Londoner Polizei sprechen, bemerken, daß es in England nur eine große Gattung derselben gibt: die eigentliche Sicherheits- oder criminalistische Polizei, mit

ihren Unterabtheilungen: der Strom-, Straßen-, Eisenbahn-, Hafen-, der uniformirten oder nicht uniformirten Polizei, welche letztere den besondern Namen der detective police führt. Eine politische Abtheilung gibt es bis jetzt nicht. Wahrscheinlich hält sie die Regierung, belehrt durch die neuere und neueste Geschichte continentaler Revolutionen, für nutzlos, oder bei der ungehinderten Selbstbewegung des englischen Volkes für überflüssig. Genug, die Polizei, wie sie heute organisirt ist, hat es bloß mit der gemeinen Sünde des Diebstahls, Raubes, Mordes, der Fälschung u. s. w. zu thun; sie hat in ihrer untergeordneten Sphäre für die Reinlichkeit der Straßen, die Wegsamkeit der Passage, die Unterbringung hülflos Betrunkener, verlorner Kinder u. dgl. zu sorgen; die höhern politischen Verbrechen, wofern sie nicht zur sträflich gesetzwidrig offenen That geworden sind, liegen vollkommen außer dem Bereiche ihrer Wirksamkeit.

Die Policemen selbst haben als freie Bürger eines freien Staates ihre unbehinderten politischen Ansichten; sie sind nicht verpflichtet, dieselben zu ändern oder zu maskiren, wenn sie den blauen Dienstfrack anlegen. Sie müssen Diebe fangen wie Katzen Mäuse. Auf ihr rothes oder weißes Fell kommt's weiter nicht im Mindesten an. Man findet unter ihnen eben so eifrige Royalisten wie in irgend einem deutschen Generalstabe, und wieder eben so versessene Republikaner wie in einer badischen Kneipe. Im Durchschnitt sind sie nichts we-

niger als conservativ gesinnt. Sie gehören doch immer der minder begüterten Volksklasse an, und schöpfen daher mit dieser ihre politischen Ansichten aus den fast durchwegs radicalen Wochenblättern. So wie Matrosen, die auf einem Schiffe dienen, Miethkutscher, die auf einem Platze neben einander stehen, Arbeitergruppen, die in ein und demselben Locale beschäftigt sind, die Ausgabe für ein Wochenblatt (5—6 Pence) gemeinschaftlich bestreiten, wo sie dann sieben Tage lang genug zu lesen, über dessen Inhalt sie sieben Tage lang hinlänglich zu discutiren haben, so halten auch oft Policemen, welche durch den Dienst in einem und demselben Stadtviertheil eingemiethet sind, gewöhnlich ein Wochenblatt gemeinschaftlich, auf das sie sich gern berufen, wenn sie auf Politik zu sprechen kommen. Und der Londoner Policeman ist ein so eifriger Kannegießer wie ein schwäbischer Bierwirth.

Adam Smith bewies in der Einleitung zu seinem unsterblichen Werke über Nationalöoknomie populär und schlagend, daß die Stecknadelfabrikation nie zu einer solchen Höhe der Ausbildung gelangt wäre, wenn ein und derselbe Arbeiter den Draht ziehen und zugleich die Spitze und den Kopf machen müßte; daß mit Einem Worte die Theilung der Arbeit das große Geheimniß jedes Fortschritts in Kunst, Wissenschaft und Industrie sei. Bei der Londoner Polizei liegt ebenfalls ein großer Theil ihrer Wirksamkeit in der Vereinfachung ihrer Auf-

gabe und in Folge dessen, in der Concentrirung ihrer Thätigkeit.

Da ihr die eine Hälfte der continental-polizeilichen Pflichten, die Controle über die politischen Aeußerungen und Bewegungen im Großen wie im Kleinen, erlassen ist, da sie der speciellen Fremden- und Bürgerüberwachung, der Familien-, Journal-, Vereins-, Correspondenz- ꝛc. ꝛc. Controle überhoben ist, kann sie mit um so erfolgreicherer Wirksamkeit auf jenem Terrain manövriren, das ihr angewiesen ist.

Es ist keine Fabel und auch keine englische Großthuerei, wenn man behaupten hört, daß in dem ungeheuren London Diebstähle verhältnißmäßig seltener unentdeckt bleiben als in den großen Städten des Festlandes. Man bekommt, wenn man die Polizei-Rapporte durchstudirt, über dieses Thema Aufklärungen, welche zur Bewunderung und zum Nachdenken anregen. Ein einfaches Beispiel dürfte hier an seinem Platze sein, um die Weise zu veranschaulichen, wie die einzelnen Glieder der großen Polizeimaschine in einander greifen. Vielleicht läßt sich daraus manches für continentale Städte Anwendbare ableiten. Jedenfalls dürfte es über die eine oder andere der hiesigen (begünstigenden) Local-Eigenthümlichkeiten aufklären.

Ein Buchdrucker schickte einen seiner Arbeiter zum Papierfabrikanten, um Vorrath für die Druckerei zu holen. Es war spät am Sonnabend und der Fabrikant

versprach die Lieferung für Montag. Der Arbeiter aber, welcher den Papiertransport zu besorgen hatte und obige Meldung zurückbrachte, wurde zufällig am Abend desselben Sonnabends aus der Druckerei entlassen.

Am nächsten Montag wird ein anderer in der Druckerei Angestellter um das versprochene Papier geschickt; er kommt mit der Antwort zurück, die Ladung sei bereits vor mehreren Stunden abgeholt worden. In der Druckerei war jedoch nichts abgeliefert. Man wartet hier vergebens auf die Sendung. Der Verdacht eines Diebstahls fällt endlich auf den entlassenen Arbeiter. Erkundigungen in der Papierfabrik über die Persönlichkeit dessen, der die Waare abgeholt, lassen keinen Zweifel über die Richtigkeit des Verdachtes übrig. Der Buchdrucker begibt sich auf's Polizeibureau des Quartiers, seine Meldung zu machen. Ueber das viele Hin- und Hergehen, Hin- und Herschicken war's Abend geworden. — —

Mr. W... tritt in die Stube des Polizeiinspectors, ihm den ganzen Fall auseinander zu setzen. Aber der unterbricht ihn, als er seinen Namen genannt: „Sie sind bestohlen worden, Mr. W..., die Sache ist uns gemeldet, der Diebstahl ist entdeckt, der Mann ist in Gewahrsam, und die vermißte Waare muß zur Stunde schon in Ihr Etablissement abgeliefert sein. Es werden Ihnen ein Rieß Nr. 2 und zwei Rieß Nr. 5 fehlen,

Sie werden dieselben von uns nachgeliefert bekommen. Good bye Sir."

Mr. W..., der wie alle Engländer von echter Race sich principiell über nichts mehr wundert, was zwischen Himmel und Erde vorgeht, findet den Casus doch erstaunlich, schiebt den Hut um einen Winkel von funfzehn Graden tiefer in den Nacken, tippt mit dem Regenschirm zweimal sehr sanft auf den Teppich des Fußbodens, wandert nach Hause und findet dort Alles wie es ihm versprochen worden war und obendrein sämmtliche Lehrjungen in großem Jubel über den wiedergefundenen Schatz, und daß der Tobby, der sie am meisten gequält, am Ende nichts weiter als ein Dieb sei und nächstens transportirt werde.

Die Sache verhielt sich aber einfach folgendermaßen:

Der entlassene Arbeiter hatte in der That mit noch einem andern Gesellen das bestellte Papier abgeholt, auf einen Wagen geladen, und war davon gefahren. Eine kleine Quantität davon wußten die Beiden gleich zu veräußern, und nun begaben sie sich in eine Schenke, etwa eine deutsche Meile weit von dem Orte, wo der Diebstahl ausgeführt worden war. Die Schenke lag in einer stillen Straße. Wagen und Pferd blieben, während sich die Herren gütlich thaten, vor der Thüre stehen.

Es dauerte nicht lange, so fiel dem Policeman des Quartiers das papierbeladene Fuhrwerk in die Augen.

In jener Straße, das wußte er, weil er seit Gott weiß wie lange dort wohnt, lebt kein Buchdrucker, kein Buchbinder, kein Papierhändler. Er kennt den Wagen, kennt das Pferd nicht, kennt auch die beiden Leute nicht, die er durch's Fenster am Schenktisch sitzen sieht. Kurz, die Sache ist ihm verdächtig. Einer der Detective kommt ihm mit seinem Scharfsinn zu Hilfe; er sieht, daß die Beiden mehr Geld auf den Tisch legen als sie füglich in einer Woche verdienen konnten, und da sie nicht gerade Veteranen im Betruge sind, gestehen sie vor dem nächsten Magistratsbeamten Alles, was zu bekennen ist. Der Policeman mußte wohl seiner Sache innerlich sehr gewiß sein, als er sie vor den Friedensrichter führte. Denn wehe ihm, wenn er auf bloßen Verdacht hin, einen Unschuldigen arretirt. Er zahlt eine Geldbuße oder verliert nach Umständen auch seine Stelle*).

---

*) Jeder Policeman hat zu schwören, daß er den Frieden aufrecht erhalten, Räubereien und andere Verbrechen hindern, und die Störer des Friedens festnehmen will. Das Gesetz gestattet ihm, auf seine eigene Verantwortung hin, selbst ohne Verhaftsbefehl, Jeden zu verhaften, der sich eines Verbrechens oder Verrathes (treason or felony) schuldig gemacht hat, und den Verhafteten sofort vor den Friedensrichter zu führen; desgleichen darf er Jeden verhaften, den er in einem Zweikampf betrifft, oder der eine andere Person thätlich anfällt. In beiden Fällen aber nur um den Frieden zu schützen, deshalb nur während des Gefechtes oder der Schlägerei, nie aber, wenn diese abgethan sind. In letzterem Falle, so wie bei Vergehen, die nicht in die Kategorie der Verbrechen gehören (offence less than a felony), müßte der Beschädigte

Setzen wir nun den Fall, die eben erzählte Handlung hätte in Paris, Wien oder Berlin gespielt. Ab-

---

selbst erst einen Verhaftsbefehl erwirken, wie denn überhaupt in England die Regierung und ihre Organe nicht die Rolle des Privatklägers übernehmen.

Das englische Gesetz, welches den Bürger innerhalb der Pfähle seines Hauses so ängstlich vor den Eingriffen der Polizei schützt, gewährt dieser viel größern Spielraum auf offener Straße; und in Folgendem findet der Leser das nicht uninteressante Verzeichniß aller jener Fälle, in welchen es einem Policeman gestattet ist, ein Individuum auf der Straße zu verhaften. Wenn Jemand ein Pferd füttert, zum Verkauf ausbietet, beschlägt, oder einen Wagen ausbessert, wodurch die Nachbarn oder Vorübergehenden beunruhigt werden; wenn Jemand ein Pferd einfährt, einen Hund hetzt, einen Menschen erschreckt oder ein Thier scheu macht; Thiere durch Fahrlässigkeit im Fahren oder absichtlich beschädigt; Vieh ohne Erlaubniß durch die Straßen treibt; wenn ein Fuhrmann sich so weit von seinem Thiere entfernt, daß er es nicht mehr in seiner Gewalt hat, allzuschnell fährt oder reitet; seinen Wagen, Karren u. drgl. länger als nöthig, stehen läßt; auf dem Trottoir fährt oder reitet; ein Faß, Rad u. drgl. auf dem Fußwege fortrollt; die Fahrordnung nicht einhält; wer einen Zettel an eine Mauer heftet, diese sonst beschädigt oder verunreinigt; Bäume, Sträucher und Bänke in öffentlichen Anlagen beschädigt; ein Freudenmädchen, das sich scandalös benimmt; wenn Jemand indecente oder obscöne Blätter oder Zeitungen zum Verkauf feilbietet; dergleichen Lieder singt oder Schauspiele aufführt, worüber die Nachbarschaft Klage zu führen hat; wenn Jemand durch drohende, lärmende, beleidigende Auftritte die Ruhe stört; Trompete bläst oder mit andern lärmenden Instrumenten das Publicum zum Einkauf von Waaren anlocken will; wer ein Gewehr abfeuert, Steine wirft, die Jemanden beschädigen können; ein Freudenfeuer anzündet oder Feuerwerke abbrennt; aus Muthwillen an Hausklingeln zieht, an Hausthoren pocht oder Straßenlampen auslöscht; Schrittbahnen auf dem Eise macht, wodurch Personen gefährdet werden können. —

gesehen davon, daß die dortige Polizei ganz andere Obliegenheiten hat, als Diebe zu fangen, daß der Polizist noch ganz anderem Wilde als ein paar armseligen Gaunern auflauern muß, ist es auch gar nicht denkbar, daß einem sogenannten Polizei- oder Sicherheitsmann das Stehen eines Karrens vor einer Schenkenthüre auffallend sein könnte. Wie wäre dies gut möglich? Diejenigen Polizeidiener, welche in Wien und Berlin auf den Straßen postirt sind, wechseln ihre Standorte, wie Soldaten ihre Schilderhäuschen. Sie kennen allenfalls die Straßen, die Außenseite der Häuser, die verrufeneren Schenken mit deren Stammgästen, den Charakter des Quartiers, und wenn's hoch geht, die politische Gesinnung dieses oder jenes Gevatters, der's nicht der Mühe werth hält oder zu harmlos ist, um damit geheim zu thun. Der Londoner Policeman dagegen kennt jeden Winkel, jedes Haus, jeden Menschen, jedes Kind, jedes Thier und wiederum die Beschäftigung, Gewohnheiten und Verhältnisse eines Jeden, der in seinem Reviere lebt. Dazu dient ihm sein stabiler Aufenthaltsort im Stadtviertel*), und — wir müssen es dem sich seiner Pflicht bewußten Manne schon verzeihen — der mehr oder weniger platonisch-freundschaftliche Verkehr, in dem er eine Meile in der Runde mit dem ganzen weiblichen Dienst-

*) Derselbe Policeman bleibt oft Jahrelang in ein und demselben Quartier.

personale steht. Es spricht sich so schön mit einer englischen Magd, wenn sie in mystischen Nebelabenden, das schneeweiße Häubchen auf dem Kopfe, über das Ausfallthürchen der Küche zum Pallisadenwall des Hauses schleicht. Aber auch der schmucke Policeman mit dem saubern Frack und den weißen Handschuhen ist von der englischen Hausmagd gar wohl gelitten und begehrt. Er ist in seinem Stadtviertel das, was der Portier in einem großen Hause ist, und er setzt seine Ehre darein, daß nichts seiner Aufmerksamkeit entschlüpfe.

Diese Polizeiehre ist es eben, mit der es auf dem Continente eine ganz andere Bewandtniß als in England hat. Jeder Politiker, und wäre er der liberalste (wofern er sich nicht mit utopistischen Träumereien von einer zu erreichenden universalen Tugendmenschheit abgibt), wird gern gestehen, daß keine große Stadt, geschweige denn ein großer Staat, ohne wohlorganisirte Sicherheitspolizei bestehen kann. Ob diese wie bisher vom Staate, oder wie vielfach für möglich gehalten wird, von Privat-Gesellschaften unterhalten werden soll, welche Diebstahlsassecuranzen errichten und sich wie Feuer- und Hagelassecuranz-Compagnien Prämien bezahlen lassen, kann in diesem Falle ganz gleichgiltig sein. Genug an dem, daß es Menschenfreunden wie Cobden und Elihu Burritt nicht allzu schwer werden konnte, Gründe gegen die stehenden Heere aufzustellen, daß sie aber die Nothwendigkeit einer stehenden Straßen- und Verbrecherpolizei bei

dem gegenwärtigen Sittlichkeitszustande der europäischen Menschheit kaum zu läugnen wagen werden.

Die Polizei ist, wenn sie ihrem Urzwecke entspricht, die segensreichste, wohlthätigste Staatsanstalt. Daß sie in allen Staaten des Festlandes in Mißcredit gekommen, ist nicht dem principiellen Zwecke des Instituts, sondern dessen ungeziemender Verwendung zuzuschreiben. Diese ist es, die der Deutsche zu Hause haßt, nicht die Polizei als solche, mit der sich selbst der wüthendste aller landesflüchtigen Demokraten in England schnell befreundet. Man kann sehr wohl eine Pfeife Taback vertragen, ohne darum eine Passion für Nicotin zu haben.

Der Polizeiofficiant, mit oder ohne Amtskleidung, ist der Soldat des Friedens, die Schildwache auf neutralem Posten, und als solche kann er, wie der Soldat im Dienste gegen den äußern Feind, Anspruch auf gebührende Anerkennung machen. In England ist dies glücklicherweise der Fall. Weil der Bürger beim Polizeimann jeder Zeit Hilfe und freundliches Entgegenkommen in Verlegenheiten findet, nie aber mit dem Institute selbst in peinliche, unangenehme Berührung kommt, steht der Polizist mit allen ehrbaren Schichten der Bevölkerung in freundlicher Beziehung. Wo immer das Einschreiten eines Policeman nothwendig geworden ist, da kann man sicher sein, daß der Bürger ihm an die Hand geht, denn dieser weiß wohl, daß der Polizeibeamte bei schwerer Verantwortung nicht allzu dienstfertig sein darf.

Die Detective-Police, welche ihrer Bestimmung zufolge im Geheimen und ohne Aufsehen wirken muß, steht dem Publicum nicht so nahe als die uniformirte Abtheilung. Aber wo immer der Fall eintritt, daß eines ihrer Mitglieder schleunige Assistenz zur Habhaftwerdung eines Verbrechers in Anspruch nehmen muß, braucht der Detectiv sich nur als solcher zu legitimiren und kein Gentleman ist zu hoch geboren, um ihm nicht ohne Zögern an die Hand zu gehen. In Deutschland und Frankreich würde sich Jeder scheuen, mit einem geheimen Polizeiagenten, Spitzel, mouchard, oder wie sie sonst genannt werden mögen, in Gesellschaft gesehen zu werden, aus Furcht gemißhandelt, oder für ihres Gleichen gehalten zu werden. Das Gefühl sträubt sich gegen die Berührung mit dieser Thierspecies auf dem Continente, weil sie daselbst giftig, blutdürstig, meuchelmörderisch ist. Und daß dem so geworden, gehört mit zu den Beweisen, um wie viel moralisch höher die britischen Staatsinstitute über denen des Festlandes stehen.

Dieser Detective-Police ist es zu verdanken, daß London nicht eine große Räuberhöhle ist. Hier, wo alle verworfenen Subjecte des europäischen und amerikanischen Continents eine vielversprechende beutereiche Zwischenstation finden, ist das Amt eines Detectivs nicht allein sehr mühselig, sondern auch eines der gefährlichsten. Die halbromantische Wildheit eines italienischen Banditen ist Gemüthlichkeit gegen die bodenlose Ver-

stocktheit und Versunkenheit eines Londoner burgler's. Jener raubt im duftigen Walde, in grünbemoostér Schlucht, er beichtet seinem Pfaffen und empfängt Absolution für seine raschen Dolchstöße, und legt das blutige Lockenhaupt in milden Mondnächten auf den Schooß des Mädchens, das an ihm hängt trotz seines wilden Räuberhandwerks. Da mag wohl hie und da eine sanfte Regung sein Herz beschleichen. Zum Theil fehlt ihm auch das vernichtende, verhärtende Bewußtsein, in seinem Thun sich selbst und sein Geschlecht geschändet zu haben. Der Londoner Räuber dagegen haust wie ein giftiges Reptil in feuchten Kellerlöchern, in schmutzigen Häuserwinkeln, am ewigdüstern Strande der Themse. Er bricht in die Häuser wie ein Wolf in die Schafhürden und erwürgt was sich ihm widersetzt oder auch nicht widersetzt. Er sieht die Sonne und den Wald nicht; der Nebel ist ihm Handwerksluft; er hat keinen Priester, der ihn absolvirt; das Weib, das ihm Genuß verschafft, ist zumeist roher, verworfener als er selbst; und hat er ein Kind, so stößt er es frühzeitig hinein in die Brandung des städtischen Lebens, um zu betteln, zu stehlen, zu verderben.

In den Straßen, welche sich hart am Ufer der Themse hinziehen, ist es schauerlich. Dort geht der Policeman nicht so sorglos wie in den bessern Quartieren des Westendes auf und ab. Kaum, daß er überhaupt vereinzelt dort seinen Posten bezieht. Und wo er es thut, trägt

er einen Hirschfänger unter dem Rock und hat eine große hölzerne Schnurre bereit, um im Falle der Noth seine Cameraden herbeizurufen.

Gar mancher Policeman und mancher Detectiv, die sich in diese Schlupfwinkel des Lasters wagten, um die Spuren eines verübten Verbrechens aufzufinden, sind selber spurlos verschwunden. Sie verfallen der Rache eines entlassenen oder von den Strafcolonien zurückgekehrten Verbrechers, den sie vor Jahren einmal den Gerichten überliefert hatten. Beinahe scheint es auch, als gehöre es zur haute politique der Londoner Räuberbanden, von Zeit zu Zeit einen Policeman abzuthun, um dessen Cameraden in der Handhabung ihres Amtes scheuer und ängstlicher zu machen. Das ist die Abschreckungstheorie der handwerkskundigen Mörderzunft.

Auffallend ist es, daß die Londoner Policemen, die durch ihr Berufsgeschäft nur zu oft mit dem abgehärtetsten, verwegensten Gesindel in Berührung kommen, nicht etwas von jener Rohheit annehmen, welche bei den Polizeiofficianten des Continents gewissermaßen als zum Handwerk gehörend betrachtet wird. Beinahe möchte es scheinen, als ob die englische Polizeimannschaft aus einem eigenen Menschenschlage, dem Geduld, Sanftmuth und Höflichkeit von Altersher angeerbt sind, gezogen werde.

Schaut hin! Dort läuft ein schlanker Mensch mit einem Kinde auf dem Arme quer über die Straße. Das

Kind zittert am ganzen Leibe. Wenig hat gefehlt, so wäre es zwischen die Räder jenes schweren Wagens gerathen. Der flinke Mann hat die Kleine gerettet, und jetzt kommt er wieder herüber gerannt und holt dessen Mutter oder Wärterin, die bei der Gefahr des Kindes den Kopf verloren hat, und geleitet sie sicher auf's jenseitige Trottoir. Wer ist der freundliche Mann? Er sieht sehr fein und anständig aus, bürgerlich und doch anders wie gewöhnliche Menschen gekleidet. Dunkelblaue Beinkleider, der Frack von gleicher Farbe, am Kragenaufschlag eine Nummer und ein Wappen eingestickt, um den Arm eine weißrothe Bandschleife mit einer blanken Schnalle befestigt, einen runden Hut, dessen Deckel aus Wachsleinwand gemacht ist, auf dem Kopfe, und weite schneeweiße Handschuhe, wie man sie in der schmutzigen, beschmutzenden Atmosphäre der Londoner Straßen nicht an vielen Händen sieht. Das ist ein Policeman, die sauber ausgestattete, verbesserte Ausgabe unserer heimischen Polizeileute, die mit ihren Stöcken, Seitengewehren und sonstigem militärischen Apparatus wie Vogelscheuchen an den Straßenecken deutscher Hauptstädte stehen und nicht bloß spitzbübischen Naturen den Appetit an Gottes freier Himmelsluft verderben.

Es ist jedoch ein Irrthum, wenn man glaubt, die Londoner Polizei sei ganz und gar unbewaffnet, dem Anfall jedes Raufbolds oder Betrunkenen bloßgegeben. Abgesehen von dem Hirschfänger, den er, wie bereits be-

merkt, des Nachts unter seinem Rocke verborgen trägt, führt er auch jederzeit einen kurzen, keulenartig gestalteten Stab in der Tasche, einen Stab, auf dem das Wappen seines Amtes gemalt ist, den er als Zeichen seiner Amtswürde bei einzelnen bedeutsamen Gelegenheiten, wo er entschieden auftreten muß, z. B. bei Volksfesten oder Straßenaufzügen, in die Hand nimmt, den er aber auch als Angriffs- oder Vertheidigungswaffe sehr eindringlich zu handhaben versteht.

In neuester Zeit werden diese Constablerkeulen aus Gutta Percha fabricirt, wodurch sie an Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit gewonnen haben. Du lieber Himmel, was gibt nicht so ein Gutta Percha-Stock für einen sonoren Klang, wenn er in raschen Schlägen auf eine breite, derbe Menschenschulter fällt! Man kann diesen Ton oft genug zu hören bekommen, wenn man an Sonnabenden und Montagen die ärmeren oder liederlichen Quartiere durchstreift, wo der reichlich genossene Gin alle Achtung vor dem Constablerstock ersäuft hat, so lange dieser nicht auf dem Rücken des Genießers tanzt. Das gibt dann oft einen ehrlichen Zweikampf. Der Policeman wehrt sich fein bürgerlich seiner Haut, bekommt fein bürgerlich sehr oft Prügel und gibt sie nach Umständen wieder mit Zinsen zurück. Aber eben deshalb, weil seine Waffe ihm gegen den Stock oder die Faust seines Gegners keinen so unverhältnißmäßig einseitigen Vortheil wie der Säbel gewährt, kann der Kampf

der Polizei nicht so leicht die Erbitterung des Publicums erregen. Und am Ende müssen ja doch Beide vor den Magistratsbeamten und der Policeman ist dem Andern vor der Schranke vollkommen gleich gestellt und es werden Zeugen für und wider angehört und Kläger sowohl, wie Beklagter, muß seine Angaben beschwören und dem Richter gilt das Wort des Policeman nicht mehr als das des Andern, wofern er den Thatbestand nicht beweisen kann und der Policeman kann eben so gut Unrecht haben, kann eben so gut verurtheilt werden wie sein Gegner und so gibt es zwischen dem englischen Publicum und der Polizeimacht nie nachhaltige Gehässigkeiten, weil sie vor dem Richter auf gleichen Fuß gestellt sind, weil dieser für den Policeman als solchen nicht präjudicirt sein darf*).

Doch sehen Sie da, die Straße hinab! Ein Menschenauflauf! Was gibt's? Zwei Policemen tragen ein armes zerlumptes Weib in's Hausthor. Doch kein Unglück geschehen? O nein. Eine betrunkene Frau, die

*) Die gesammte Polizeimacht Londons beträgt nicht ganz 6000 Mann. Ihre Zahl wird von dem Staatssecretair des house department bestimmt, welchem das oberste Polizeicomite unmittelbar untergeordnet ist. — Es werden in London jährlich an 60,000 Menschen eingesperrt, davon die Hälfte wegen Trunkenheit, 10,000 wegen persönlicher Anfälle (assaults), 15,000 wegen Diebstahls und 3000 wegen absichtlicher Beschädigung. Im Durchschnitt kommen 5000 Individuen jährlich vor die Assisen. Die Kosten des Polizeiinstituts belaufen sich auf 400,000 Pfr. Sterling.

mitten auf dem Fahrwege niederstürzte und nicht weiter kann. Die beiden Policemen tragen sie jetzt auf die nächste Station, wo sie ihren Rausch ausschlafen wird. Es sah ganz absonderlich aus, wie die beiden weißbehandschuhten Leute im blauen Frack das schmutzige, sich sträubende Weib, aus dem Straßenkothe aufhoben.

Wir gehen weiter. Bei Temple Bar ein gordischer Knoten von Fuhrwerken aller Art. Drei Wagen sind in einander gefahren. Ein Gaul ist auf dem feuchten Pflaster ausgeglitten und gestürzt. Die Passage für eine Minute gehemmt, das will bei Temple Bar viel sagen. Man kann — sehen Sie nur! — ganz Fleetstreet hinab, nicht mehr vorwärts kommen. — Aber da sehen Sie auch schon ein halb Dutzend Constables bei der Hand. Der Eine ordnet die gegen die City fahrenden Wagen links zu einer Linie. Der Zweite hilft die in einander gerannten Pferde auseinander zu bringen. Ein Dritter hat sich an die Mündung der nächsten Seitenstraße hingestellt, damit kein neues Gespann von dort in das Chaos einlenke. Zwei andere aber sind um das gefallene Pferd beschäftigt, lösen die Widerhaltkette, schnallen die Stränge auf, helfen dem Gaul auf die Beine, sind dem Fuhrmann beim Wiedereinspannen behülflich, haben sich ganz mit Koth beschmutzt und müssen überdies noch von Mr. Browne da mit dem breiten Quäkerhut den Vorwurf anhören, daß sie sich sehr ungeschickt benommen hätten und gar nicht verständen, mit

Pferden umzugehen. In der nächsten Minute ist Alles im regelrechten Gang. Die Menschenmasse verläuft sich nach allen Seiten. Die beiden Constables gehen in den nächsten Laden und der Ladenjunge macht sich ein Vergnügen daraus, ihnen ihre beschmutzten Kleider abzubürsten.

Für den Fremden ist der Policeman in London ein eben so großer Schatz als er in den Hauptstädten des Continents eine Qual ist. Suchst du einen Freund und weißt du nur die Straße, wo er wohnt, so wird dir der daselbst angestellte Policeman dessen Adresse sagen können, oder dir doch beim Suchen an die Hand gehen. Hast du deinen Weg verloren, dann wendest du dich am besten an den ersten Policeman, der dir in den Weg kommt; er wird dich am sichersten zurecht weisen. Willst du deinen Leib einem Omnibus anvertrauen und bist mit den Bahnen dieser vierrädrigen Planeten noch zu wenig vertraut, um zu wissen, welcher von den vielen die Richtung einschlägt, die du eben fahren willst, so hole dir Rath bei einem Policeman; er wird dich so lange an seiner Seite halten, bis der rechte „Bus" angefahren kommt. Hast du mit einem Cabman einen Streit — und welcher Fremde hat den nicht! — so wird ihn der nächste Policeman schlichten können. Kommst du zu einer Dampfschiff- oder Eisenbahnstation, zu einem Theater oder sonst einer öffentlichen Anstalt, wo du als Fremder noch nicht heimisch bist, dann vertraue deinen

Schmerz getrost einem Policeman an; er wird dich und dein Gepäck und vielleicht, wenn er sehr liebenswürdig ist, auch deine Theaterkarte besorgen, oder dir wenigstens die nöthigen Winke geben. Der Londoner Policeman läßt es sehr selten an Freundlichkeit und Zuvorkommenheit fehlen.

Des Nachts — so wollen Einige beobachtet haben — soll er etwas barscher als am lichten Tage sein, soll, wenn man ihn vereinzelt trifft, und anspricht, zurückhaltend, gewissermaßen mißtrauisch auf seiner Hut sein. Ob dies von der ganzen ehrenwerthen Gattung gilt, mag dahin gestellt bleiben. Immerhin mögen sie sich auf einsamen, öden, verrufenen Plätzen etwas unheimlicher fühlen und dadurch ihre Laune getrübt sein. Vielleicht auch, daß es zu den Lebensregeln eines altgeschulten Policeman gehört, in kühlen Nächten ein, zwei Gläschen Branntwein zu trinken, was nicht immer so leutselig mittheilend wie Champagner oder Moselwein machen soll. Aber die Luft in England ist feucht, der Nebel legt sich in die Falten des grauen langen Constabler-Ueberrockes hinein, die Nässe trieft von dem kurzen Wachstaffetkragen, den der Policeman als Regendach um seine Schultern hängt; die Luft weht eisig kalt; die Straßen werden leerer — lassen Sie uns in eine der vierundzwanzig Polizeistationen Londons eintreten, um unter Dach zu kommen und das Geschäft der Po-

lizei in ihrem Hause zu belauschen. Wir werden dabei eine praktische Einsicht in das Londoner Polizeiverfahren bekommen, und nehmen im folgenden Kapitel die trefflichen Households-Words als unseren und unserer Leser vortrefflichen Führer an.

Sechstes Kapitel.

Eine Nacht auf einer Polizeistation.

Wenngleich die Polizeimacht der Hauptstadt aus neunzehn Superintendanten, hundert vier und zwanzig Inspectoren, fünfhundert fünf und achtzig Sergeanten und viertausend siebenhundert und sieben und neunzig Constablern besteht, welche auf fünf und zwanzig Hauptstationen vertheilt sind, und von diesen aus die umliegenden Quartiere zu durchstreifen haben, so ist doch die Procedur in allen so gleichmäßig, daß die Schilderung einer einzigen Station genügt, sich einen Begriff von der Amtsthätigkeit der übrigen zu machen.

Und so führen wir denn unseren Leser ohne viel Umstände gefangen nach Bow Street, Covent Garden in die dortige Police-Station.

Es ist spät am Abend, düster, feucht, nebelschaurig. Das Gaslicht bringt durch die Straßenlampengläser so matt und wässerig wie Kerzenschein im Winter durch schneeangeflogene Fensterscheiben unserer Bauernhäuser,

die auf der Fahrt durch's Dorf an uns vorüberfliegen. Die Läden werden allmälig geschlossen; auf der Straße ist es ziemlich still geworden.

Vor dem Hausthore der Station hält ein Policeman Wache. Wir treten ein. Wir gehen durch eine lange enge Flur. Wir stehen in einer nackten Stube. Darin ein Casernenlager. Auf diesem Constable Clark tief eingeschlafen, schnarchend. Er war eben von einem neunstündigen Rundgange todtmüde zurückgekommen. Wir wollen ihn nicht stören.

Im rechten Winkel der Stube zeigt sich uns ein durch niedriges Holzgitterwerk abgegrenzter Raum für Gefangene; gegenüber ein Fenster, so hoch, daß es einem Manne von mittlerer Größe bis in die Mitte der Brust herabreicht, hinter welchem ein Inspector Tag und Nacht postirt ist, um Klagefälle anzuhören.

Treten wir durch eine Tapetenthüre in das Bureau des Inspectors, dessen Fenster wir in der ersten Stube gesehen haben. Es ist eine Amtsstube, wie wir sie in England und Deutschland überall finden, grau, unheimlich, tintenbespritzt; Kamin, Schreibtische, Gaslampen, Schriften und Folianten in den hohen Wandfächern, und eine Schwarzwälder Uhr mit langem, knarrendem, bedächtigem Pendel, das sich Mühe gibt, der Stube etwas Wohnlichkeit einzupicken.

An einem der Schreibtische steht ein Policeman, in Frack und Hut, die Brille auf der Nase, und copirt

ein Actenstück mit großer Gravität. Daneben sitzen zwei Inspectoren und ihre Federn fliegen emsig über das rauhe Papier, daß es Kleckse spritzt, wie Funken aus Stahl und Stein. Eben schlägt es dreiviertel neun. Da erhebt sich einer der beiden Inspectoren, nimmt eine Schiefertafel, die Nachtmusterungstabelle, sammt dem Ordonnanzbuche unter den Arm, und geht hinaus in den Hof. Das ist ein kleiner gepflasterter viereckiger Raum, von ein paar Gaslampen nothdürftig beleuchtet.

Jetzt heißt es: Habt Acht! und an siebenzig Männergestalten, in langen grauen Röcken, den Ledergurt um den Leib, treten militärisch in sechs Colonnen geordnet vor; an ihrer Spitze je ein Sergeant der Section. Nun wird das Namensverzeichniß des nächtlichen Expeditionscorps abgelesen, wobei sogleich mehrere Mann als zurückbleibende Reserven ausgeschieden werden. Dann öffnet der Inspector sein Buch, und liest in raschem Geschäftstone einige praktische Warnungsgeschichten vom neuesten Datum zum Frommen der Mannschaft, als da sind: P. C.*) Nr. 202. Am 1. betrunken auf seinem Posten betroffen. Augenblicklich entlassen. Sergeant Jenkins mangelhaften Rapports wegen für einen Monat suspendirt u. dgl. mehr.

Ist die vorgeschriebene Form beobachtet, dann liest der Inspector der aufmarschirten Division Namen, Alter,

*) Allgemein gebräuchliche Abkürzung für Police Constable.

Adresse und Personbeschreibung aller jener Individuen vor, welche in den letzten vier und zwanzig Stunden, in einem Radius von funfzehn Meilen um Charing Croß (das ist die Polizeidefinition des Terrains von London) als „Vermißte“ angezeigt wurden. Ihre Haare, Augen, Kleidungsstücke, ihre Schuhe, Hüte und sonstige Kennzeichen werden so sehr im Detail beschrieben, daß ein P. C. wahrlich sehr schlaftrunken oder ganz außerordentlich beobachtungsschwach sein müßte, wenn er, im Falle ihm ein solch' vermißtes Individuum in den Weg käme, dasselbe nicht zurechtweisen oder dessen Angehörigen zuführen könnte. Mit gleicher Genauigkeit werden sofort alle verlornen oder in den letzten vier und zwanzig Stunden gestohlenen Gegenstände beschrieben. Und bedenkt man, daß dieselbe Procedur zur selben Stunde bei jeder Polizeidivision Londons durchgemacht wird, so ist es wahrlich wunderbar, wie überhaupt ein Individuum innerhalb der Hauptstadt verloren werden kann.

Unter den Kleinigkeiten, welche übrigens als „gefunden und an die Station abgeliefert“ aufgezählt worden, befinden sich, beiläufig bemerkt, ein Hund, ein Kind, ein Faß Butter, ein Wagen sammt Pferd. Aber Emotionen gehören nicht zu den Pflichten eines wohlgeschulten Policeman. Er hört die Geschichte von dem gefundenen Butterfasse, dem Hund, dem Wagen sammt dem Pferd eben so phlegmatisch an, wie den hier wörtlich folgenden Bericht über das aufgefundene Kind:

S Division. Gefunden am 2. dieses Monats um acht einviertel Uhr Nachmittags von einem Herrn B.... in B...straße, Camden Town, auf der Schwelle seiner Hausthüre, der Leichnam eines neugebornen Kindes, in einen Sack holländischer Leinwand eingebunden. Hatte ferner ein Betttuch aus Calico, eine Haube aus Musselin, mit Atlasbändern aufgeputzt. Dazu ein Zettel folgenden Inhalts: „Wer immer diesen kostbaren Schatz findet, möge ihm den letzten Liebesdienst erweisen, was die Mutter — in ihrer Trauer und Verlegenheit — zu thun nicht im Stande ist. Möge ihn Gott dafür segnen!"

Jetzt schließt der Inspector sein Registraturbuch. Er besichtigt jeden Mann, ob er vorschriftsmäßig mit Stock, Laterne und Schnurre ausgerüstet ist; die Sergeanten stellen sich an die Spitze ihrer Colonnen; Alles ist marschfertig; aber dem Inspector bleibt noch die Aufgabe, die Mannschaften mit ihren respectiven Dienstpflichten bekannt zu machen. Er thut es, wie ein General beim Beginne der Schlacht, in kurzen abgebrochenen Sätzen etwa folgendermaßen*):

„Nun Leute, muß ich Euch besonders einschärfen, auf leere Häuser ein wachsames Auge zu haben. Seht nach, ob die Thüren fest geschlossen sind; wo nicht, ob Jemand im Innern gesetzwidrig versteckt ist**). Section Nr. 19 hat darauf zu sehen, daß sich kein Gesindel un-

*) Es versteht sich von selbst, daß die Verhaltungsregeln je nach den Quartieren, wohin die Division beordert ist, wechseln.

**) Dazu dient namentlich die wohlgeschlossene ausgezeichnet reflectirende Blendlaterne, die jeder Policeman im Dienste des Nachts am Gurt befestigt haben muß.

ter der Adelphi-Arcade über Nacht einlogirt. Section Nr. 24 hat streng darauf zu achten, daß alle Equipagen vor dem Opernhause die Reihe einhalten und daß kein Kutscher dort von seinem Pferde weggeht. Scharf auf die Blumenmädchen aufgepaßt! Die Dirnen betteln oder stehlen. Aber mit Vorsicht zu Werke gegangen! Keine packen, außer Ihr betrefft sie beim Betteln, oder beim Taschendiebstahl. Nochmals — gebt Acht auf leerstehende Häuser! denn aus diesen dringen die Diebe in die anstoßenden Lager und ein Einbruch ist schnell fertig. — Habt Acht! Links abgeschwenkt! Marsch!"

Die kleinen Corps verschwinden durch die Hausthüre und marschiren nach den verschiedenen ihnen angewiesenen Richtungen im Studenten-Gänsetritte durch die Straßen, denn es ist ihnen, um dem Publicum das Trottoir frei zu lassen, nicht gestattet, paarweise zu gehen. Die Reserven verbleiben in der beschriebenen Vorderstube, wo Mr. Clark noch sehr laut schnarcht. Einer der Inspectoren nimmt Oberrock und Hut, um eine Tour zu machen. Der andere bleibt im Bureau, um die Rapporte und Klagen in Empfang zu nehmen.

Die Letzteren lassen nicht lange auf sich warten.

Da kommt ein kleines, hageres Männchen — Mr. Spills nennt es sich — mit dünnem Backenbart und großer Beweglichkeit an die Fensterluke des Bureaus, mit ihm ein ältlicher wohlgekleideter, behäbiger, respectabel aussehender Herr in brauner Weste, die ihm

über den Bauch reicht, auf dem ein kleines Lorgnon an einem breiten Bande ab- und zubaumelt. Das ist der Beklagte, Mr. Spills ist der Kläger. Aber man muß eben die Gewandtheit und Ruhe eines englischen Polizeiinspectors haben, um die Klage des kleinen Mr. Spills zu verstehen, so mannigfach ist seine lange Erzählung von Club-, Jagd- und Fischerkunstausdrücken durchwebt und durchflossen. Ein deutscher Polizist hätte den Herrn Spills zum Teufel gejagt; der Engländer jedoch verliert seine Ruhe nicht. Mr. Spills' Klage wird ihm klarer wie das Sonnenlicht.

Der unglückselige angeschuldigte Gentleman, so scheint es, hatte vor einer halben Stunde etwa — aus purem Zufall — seinen Weg nach dem Strand gefunden. Am Strand gibt es nun ein paar hundert Hausthüren, aber der Gentleman wollte durchaus an keiner andern klopfen und schellen und pochen als gerade nur an der von Mr. Spills. Keine andere Thüre schien ihm für diese Operation so passend gelegen. Warum? Ja das weiß weder der Kläger, noch der Angeklagte, noch sonst ein Mensch. Beklagter kennt den Mr. Spills nicht und Mr. Spills kennt ihn nicht, und doch wollte der Gentleman mit der Familie des Mr. Spills zu Abend speisen.

Da ward Mr. Spills natürlich heftig, und der Gentleman gab ihm eine Ohrfeige und darauf seien sie nun beide hierher gekommen.

Jetzt ist die Reihe zum Sprechen an dem Angeklagten. Er gibt seinen Namen und Stand mit jener liebenswürdigen, selbstvertrauten Ruhe an, die allen sanft Benebelten dies- und jenseits des Canals eigen ist. Als ihn der Inspector aber um sein Alter fragt, da wirft der Geist oder auch der Weingeist in ihm stürmische Blasen auf. Was geht sein Alter die Polizei an? Ist diese beim Census angestellt? Man soll ihn einsperren, Strafe zahlen lassen, in die Tretmühle schicken, martern, schinden, quälen, wenn man Lust und Courage hat. Er weiß auch Bescheid im Gesetzbuch! Hoho Sir! Aber sein Alter!? Nein Sir! Das Alter!? Wird nix daraus — —

Endlich doch, nach langem freundlichen Hin- und Herfragen, streift er plötzlich mit den kurzen, feisten Fingern durch das dünne Haar, das seine Glatze umschwärmt, und platzt in jovialem Uebermuth heraus:

„Nun gut. Sie wollen's! Fünfundzwanzig!"

Selbst die löbliche ernste Polizei kann sich eines Lächelns nicht erwehren. Der Gefangene aber gibt sich Mühe, eine imponirende, senkrechte Stellung zu behaupten. Mr. Spills und der Inspector sind von seinem verächtlichen Blicke niedergeschmettert.

„Haben Sie etwas bei sich, das Sie uns zur Aufbewahrung anvertrauen möchten?" Das ist die übliche Entschuldigungsformel, um die Taschen eines Betrunke-

nen zu durchsuchen, da dies, im Falle eines Verbrechens ausgenommen, nie gewaltsam geschehen darf.

Und bevor der ehrbare Gentleman noch Zeit zum Antworten gefunden, hat ihn einer von der Reserve schon um einen Theil seines Eigenthums leichter gemacht. Es kommen da Gegenstände zum Vorschein, welche eine prächtige Illustration zu des Mannes Abenteuer liefern: ein Federmesser, eine lederne Sandwich-Box*), ein Schlüsselbund, ein Taschentuch, eine Börse mit Einem Sovereign und fünf Pence, ein Zahnstocher, ein Notizbuch; um den Hals geschlungen eine stählerne Uhrkette, mitten durchgeschnitten — keine Uhr daran.

Ist er nur wieder nüchtern geworden, dann wird es Zeit sein, ihn über die verlorne Uhr auszufragen. Er wird sie wohl genau schildern können; die Beschreibung macht dann die Runde durch sämmtliche Polizeistationen; und morgen um diese Zeit wird schon bei allen Pfandverleihern der Hauptstadt angefragt, ob eine solche Taschenuhr bei einem von ihnen eingesetzt wurde. Gar nicht unwahrscheinlich, daß die Uhr aufgefunden ist, bevor ihr Eigenthümer Zeit gehabt hat, zum zweiten Mal über den Durst zu trinken. Und wenn er sie nur einmal wieder in der Tasche hat, dann verliert er sie wahrscheinlich recht bald wieder.

---

*) Blechbüchse zum Aufbewahren von Butter- und Fleischschnitten.

„Um welche Zeit muß ich vor dem Friedensrichter erscheinen?“ fragt Mr. Spills.

„Morgen Vormittag um 10 Uhr“ — und Mister Spills eilt heim zu Misses Spills, und der Gentleman wird in der Polizeistube zum Schlafen gebracht.

Für den Inspector dagegen gibt es keine Minute zum Ausruhen. Immer neue Bilder und Gestalten erscheinen im Rahmen seines kleinen Fensterleins.

Lange schon als Mr. Spills noch seine tragische Geschichte vorzutragen beflissen war, hatten ihm zwei schwarze Augen ungeduldig über die Schulter geschielt. Es ist ein braunes Mädchen mit einem ausgefaserten Strohhut auf dem Kopf, die jetzt zum Fenster huscht.

„Haben Sie keine Zigeunerfrau auf Ihrer Stube in Verwahrung, Sir?“

„Nein, keine Zigeunerin heute.“

„Danke Sir,“ und eilt davon in Nacht und Nebel zu der nächsten Station, wahrscheinlich um ihre Mutter oder Anverwandte zu suchen.

Mittlerweile sind nach einander mehrere Constables, die um neun Uhr abgelöst wurden, eingetreten, und statten ihrem Sergeanten Rapporte ab, die in gedruckten Rubriken eingetragen werden, z. B.:

„P. C. Nr. 67 macht die Meldung, daß ein Knabe, Namens Philipp Isaac, um 8½ Uhr Nachmittags in Bowstreet durch ein Pferd, welches dem Zeitungsverkäufer Mr. Parks gehört, niedergerannt wurde. In's Charing-Croß-Hospital gebracht. Von dort mit einer leichten Quetschung nach Hause transportirt.“

Der Inspector hat kaum Zeit, den Bericht durchzufliegen, so erscheint schon ein anderes, diesmal sehr besorgt und ernst aussehendes Gesicht am Guckfenster.

„Ich fürchte, Sir," sagt der neue Gast, „ich bin bestohlen. Mein Name ist Parker, von der Firma Parker und Tide, Tapezierlager. Um drei Uhr heute Nachmittags gab unser Buchhalter unserem Einkassirer, einem jungen Menschen von neunzehn Jahren, sechs und neunzig Pfund, sie in die Bank zu tragen. In funfzehn Minuten hätte er zurück sein können. Aber der Junge ist verschwunden und in der Bank haben sie das Geld nicht erhalten."

„Beschreiben sie gefälligst den jungen Mann und seine Kleidung," sagt der Inspector, ein gedrucktes Formular zur Hand nehmend, das man eine „Route" nennt.

Es geschieht.

„Hat er Freunde oder Verwandte in London?"

Der Applicant gibt den Namen von des Beklagten Vater und Oheim, nebst deren Adressen an.

„Nr. 92!" (einer der Reserven), ruft der Inspector, „sehen Sie, was da zu thun ist. —"

Hat der Vermißte sich nicht bereits mit dem Gelde aus dem Staube gemacht, so werden von diesem Augenblicke angefangen die Chancen seines Entwischens von Minute zu Minute geringer. Nr. 92 ist auf dem Wege zu den Verwandten, wo er sich vielleicht über Nacht ein-

gemiethet hat, und ehe es Tag ist, hat auch schon jeder Polizeioffizier im Dienst die „Route" in Händen und liest sie seiner Mannschaft vor: „Langer Hals, lichtes Haar, Brillen, brauner Rock, Hut mit schmaler Krämpe" u. s. w.

Jetzt erscheint ein Policeman von der E Division am Fenster, salutirt, gibt ein Blatt ab „Route, Sir!" und geht weiter. Und so kreuzen die „Routes" die Nacht hindurch von einer Station zur andern, bis sie bei allen die Runde gemacht haben. Die wichtigern erscheinen noch überdies in der „Police Gazette," einem speciellen Polizeijournal von einem der Officianten herausgegeben.

Ein gutgekleideter junger Mensch von etwa achtzehn Jahren kommt langsam in die vordere Stube gegangen, und indem er seinen Kopf so nahe als möglich an's Fenster vorbeugt, lispelt er in breitem schottischen Dialekt:

„Ich bin ganz hülflos. Bin von Schottland herübergekommen, um einen gewissen Saunders M'Alpine aufzusuchen. Kann ihn nicht finden. Hab' meine ganze Baarschaft verzehrt. Keinen Farthing*) in der Tasche. Ich bitte Sir, um ein Unterkommen für die Nacht, Sir."

„Reserve!"

„Sir!"

---

*) Der vierte Theil eines Penny.

„Führt den Herrn hinüber und seht, daß er eine Nacht bekommt."

Der Policeman und der verschämte Supplicant gehen mit einander aus der Stube.

Da wälzt sich eine lärmende Gruppe durch die Hausthüre herein. Voraus eine untersetzte, bausbackige, rothwangige, offenbar sehr aufgeregte Frau; hinter ihr drei weibliche Zeugen und zwei Policemen. Die Gruppe kommt rasch auf's Fenster des Bureaus zu. Aber wir sehen uns vergebens nach einem Delinquenten um. Der ist so winzig, daß erst eine Bank geholt werden muß, um ihn vor die hochgelegene Wandöffnung zu bringen. Ein bildschöner, klugaussehender, brauner, lockenhaariger, schmutziger Knabe, von ungefähr sieben Jahren, der sich selbst um zwei Jahre älter angibt. Die untersetzte Dame räuspert sich und bringt ihre Klage vor:

„Am vergangenen Sonntag, Sir (mit Ihrer Erlaubniß, Sir, ich halt' einen Cigarr- und Schreibmateriallladen), schlägt das kleine garstige Ding da eine meiner Gewölbscheiben ein. Flugs, schau' ich nach. Fehlt mir richtig ein Farbenkasten —"

„Werth?" fragt der Inspector, der nach einem scharfen Blick auf den Knaben gleich die wichtige Seite der Klage erfaßt.

„Den Werth, Sir? Gut, Sir. Ich will sagen, acht Pence. Aber Sir! heut' Nacht, Sir, gerade wie ich abschließen will, hör' ich, wie eine zweite Scheibe

zum Teufel geht. Ich nicht faul, Sir, schau' hinaus, Sir, da rennt dieselbe kleine nirnutzige Creatur davon. Ich ihm nach, Sir, derwisch' ihn, Sir, und liefer' ihn an die Constablers ab, Sir."

Der Junge zeigt nicht die geringste Furcht oder Verlegenheit. Nicht einmal ein Zucken seiner schwarzen Augen. Nennt auf Begehren seinen Namen und seine Wohnung so bündig und geschäftsmäßig, als wenn ihm dergleichen täglich vorkäme, und folgt dem Policeman ebenso resignirt in den seitlichen Holzverschlag, das provisorische Gefängniß.

„Ein so junges Kind und schon ein ausgelernter Dieb!"

„O, das sind die traurigsten Fälle, die uns vorkommen," bemerkte der Inspector. „Es werden uns durch's Jahr an fünf- bis sechstausend Kinder zugeführt, theils solche, die sich verirrt haben, theils als Gefangene. Verbrechen unter Kindern und deren Vorläufer: Vernachlässigung durch die Eltern, sind noch immer im Zunehmen begriffen. Diese Wahrheit können Sie auf allen unseren Stationen bestätigt hören."

„Und glauben Sie, daß die Regierung durch Gründung von industriellen Kinderschulen dem Uebel steuern könnte?"

„Ganz gewiß — und ich spreche hier die Ansicht unserer erfahrensten Offiziere aus — würden die Verbrechenfälle unter Kindern abnehmen. Die Herren im

Ministerium und auf den Parlamentsbänken sollten nur einmal die Runde bei unseren Stationen machen, um etwas zu lernen, statt in die Luft hinein zu schwätzen und Nächte lang zu debattiren, ob der Papst katholisch ist oder nicht. Die Ausgaben für solche Kinderschulen wären bald hereingebracht. Man würde es an den Polizei- und Gefängniß- und Armenhäuserkosten ersparen können. Aber mein Gott! die Regierung — —"

„Das ist mir eine saubere Geschichte!" schreit ein blasser vom Rennen athemloser Mensch zum Fenster hinein, und hindert den Inspector wahrscheinlich, eine böswillige Bemerkung zu machen, die ihn in Deutschland um den Dienst brächte, „das ist eine saubere Geschichte! Irgend Jemand hat sich mit meinem Thürschloß zu schaffen gemacht."

„Wie das, mein Herr?"

„Was heißt wie das? Ich logire da gleich an der Ecke, ich habe Gewehre in das Theater, ich habe verschlossen gehabt meine Hausthüre, sehr fest, lieber Herr Oberinspector, mit einem neuen, nagelneuen Schloß von Chubb, kost mir sechs Schilling und vier Pence, und jetzt komm' ich nach Haus und der Schlüssel will nicht packen. Nun, was sagen Sie dazu, lieber Herr Polizeipräsident? Irgend ein Subject muß sich damit operirt haben. Ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder! Eine ganze Räuberbande! Vielleicht amüsiren sich die feinen

Herren noch in meinem Hause! Was glauben Sie, lieber Herr Polizeigouverneur?"

„Reserve!"

„Sir!"

„Zwei Mann! ein paar Leitern! Und sehen Sie nach dem Hause dieses Herrn."

Ein geschäftiges, spindeldürres Männlein stürzt herein.

„Ach, ist Ihnen nicht etwas wie ein schwarzbraunes Windspielchen vorgekommen? Haben Sie's vielleicht in Verwahrung?"

„Ist der Hund im Hof ein Windspiel?" fragt der Inspector den Schließer.

„Nein, Sir, 's ist ein brauner Dachshund."

„Ach Gott, dann ist's nicht mein Bobbe. Ein brauner Dachs sagen Sie? O gute Nacht, Gentlemen! Danke schön" — und schießt fort, und rennt an den beiden Reserven, die von ihrer Expedition mit den Leitern zurückgekommen, vorüber.

„Nun, was gibt's?" fragt der Inspector. „Was war's im Eckhaus?"

„Gar nichts, Sir. Das Schloß war ganz in der Ordnung. Der israelitische Gentleman hat wahrscheinlich das Schlüsselloch nicht finden können."

Die Schwarzwälder Uhr hat längst Mitternacht geschlagen. Das Feuer im Kamin begehrt nach frischen Kohlen, wenn es nicht sterben soll, und unsere Augenlider werden in der engen warmen Stube schwerer.

Aber eine Londoner Polizeistation ist kein Ort zum Ruhen.

An der Luke zeigt sich eine neue Gruppe: ein Policeman mit einem liederlich aussehenden Mädchen, ein zweiter mit einem etwas blöde dreinschauenden Herrn an der Seite.

„Ich komme von Lincoln's Inn Fields, Sir, wo ich im Dienst war," sagt der Eine der Policemen, „da sah ich diesen Herrn" — —

Hier unterbricht ihn „dieser Herr" mit den Worten:

„Bitte schön, Herrrr Inspectorrr, was soll ich hierrr?"

„Sie sollen sofort vernommen werden, Sir."

„Da seh ich diesen Herrn an einem Hausgitter im Gespräch mit diesem Frauenzimmer. Ich ersuche ihn fortzugehen, und bemerke, daß seine Uhrkette aus seiner Westentasche heraushängt. „Sie haben Ihre Uhr verloren," sage ich zu ihm. „Und Sie haben sie genommen," sage ich zu ihr. „Ich hab' sie nicht," sagt sie. „Und," sagt sie, indem sie sich zu dem Herrn wendet, „der ist die halbe Nacht bei andern Mädchen, bei einem ganzen Pack gewesen." „Mag sein," sage ich, „aber Sie gehen jedenfalls mit mir." Und wie ich nun meine Laterne gegen sie wende, sehe ich die silberne Uhr mit zerbrochenem Glas hinter ihr auf dem Pflaster liegen. Da nahm ich sie denn ohne Weiteres in Gewahrsam, und Nr. 74 führte den Gentleman am Arm."

„Gefangenwärter!" ruft der Inspector.

„Sir!“

„Behaltet das Mädchen im Auge! Daß sie sich nicht aus dem Staube macht! Und holen Sie Mrs. Green!“

Die Angeklagte hat sich in einem Winkel niedergelassen. Sie spricht kein Wort und hält ihre Hände unter dem schmutzigen Umhängetuch verborgen. Der Inspector faltet einen langen Bogen in der Mitte und taucht die Feder ein.

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen, Sir. Ihr Name, wenn ich bitten darf?“

„Ba — a“

„Das kann doch nicht Ihr Name sein? Haben Sie den Herrn vielleicht besser verstanden, Constable?“

Der lange Constable neigt sein rechtes Ohr mit unerschütterlicher Ruhe zum kleinen Mann hinab und erklärt nach mehrmaligen Versuchen, der Gentleman heiße Mr. Bat.

„Wo wohnen Sie, Mr. Bat?“

„Lamberr.“

„Und was sind Sie, was ist Ihr Geschäft?“

„Sollicererr, aufzuwarten.“

„Also Solicitor in Lambeth. Fehlt Ihnen außer Ihrer Uhr noch etwas?“

„Weiß nicht sonst einen Artikel verloren zu haben, weiß nicht.“

„Und wie hoch schätzen Sie die Uhr?“

„Zehn Pfund," sagt Mr. Bat mit überraschender Schnelligkeit!

„Kaum so viel werth, sollt' ich denken."

„Meinetwegen fünf Pfund. Bin nicht eigennürrzig Herr. O nein. Rechnen Sie die Kette mit dazu. Gehörrt einem Frreund von mirr."

„Aber ich denke, wenn sie einem Ihrer Freunde gehört, so kann es Ihnen nicht angenehm sein, sie zu verlieren?"

„O, kümmert mich nicht. Bin nicht eigennürrzig Herr." Und das wiederholt er von Zeit zu Zeit wie einen neuen Gedanken, den man nicht oft genug aussprechen kann.

Der Inspector hat die Klage formulirt, und liest sie jetzt Mr. Bat vor: „Sie beschuldigen dieses Frauenzimmer, Sir, Ihnen Ihre Uhr gestohlen zu haben. Ich will Sie nicht weiter bemühen, diesen Bogen zu unterschreiben, da Sie gegenwärtig nicht in der Verfassung zum Schreiben sind. Aber Sie werden gefälligst morgen früh — es ist jetzt zwei Uhr — um dreiviertel zehn hier zu erscheinen haben."

„Steh keinen Tag vorr halb elfe auf," erwiedert Mr. Bat.

„Sie müssen morgen eine Ausnahme machen und um dreiviertel zehn hier sein," bemerkt der Inspector mit ruhiger Höflichkeit. „Kommen Sie nicht, dann müssen wir Sie holen lassen, und das dürfte Ihnen un-

gelegen werden. Sehen Sie her. Da hab' ich es Ihnen aufgeschrieben: „Mr. Bat in Bow-Street morgen ein viertel vor zehn. Oder weil's Ihnen so schwer ankommt, lassen wir's bis ein viertel nach zehn. So recht? Und, sehen Sie, den Zettel stecke ich in Ihre Tasche, und wenn Ihre Hauswirthin ihn findet, wird sie Sie wohl daran erinnern. Good bye Sir! — Reserve! bringen Sie den Herrn zu einem Cab, und geben Sie dem Cabman seine Adresse an! — Nr. 64, gehen Sie zurück nach Lincoln's Inn Fields, vielleicht finden Sie noch den silbernen Stift. Der fehlt. Das Mädchen hat den alten Kniff angewendet."

„Wann morgen ist es?" ruft plötzlich Mr. Bat, in die Stube zurückpolternd, „morgen morgen?"

„Mein Herr, nächsten Morgen, heute Morgen!"

„Wie kann sein heute morgen, Sir, wenn morgen morgen ist gestern Nacht Sir?" Und Mr. Bat würde sich noch lange mit diesen wirren Begriffen gequält haben; da faßt ihn ein Policeman unterm Arm und führt ihn wieder hinaus, und herein tritt eine Matrone, blaß vor Wuth, mit zitternden blauen Lippen, den gelbseidenen Hut kühn in den Nacken geschoben.

„Womit" — so schreit sie, bevor sie noch an's Bureau gekommen ist — „ich begehre Klage zu führen gegen Pleesman 42 und 53, und daß ich meine Klage morgen substantiren will vor dem Magistratur, und noch

mehr was ich aprobiren will, und das will viel sagen, Sir — —"

„Sie haben hier nicht nöthig in Aufregung zu gerathen, Madam'. Verlassen Sie sich darauf, es wird Alles in Ordnung untersucht."

„Womit, Sir, ich durchaus in keiner Aufregung zu sein unternehme. Aber" — sehr geläufig — „ich klage gegen Pleesman 42 und 53 und bestehe darauf."

„Aber sagen Sie nur, ma'am, worin die Klage besteht. Was ist Ihnen denn geschehen?" fragt der Inspector, sich sehr resignirt an's Fenster lehnend.

„Also geben Sie Acht. Sie werden schaudern. Ich stehe vor meiner Hausthüre — —"

„Wo liegt Ihr Haus, Madam'?"

„Wo — mein — Haus — liegt — Sir?" Verächtlicher eiskalter Blick.

„Ja, Madam'! Im Strand vielleicht?"

„Nein, Sir," — mit triumphirender Heftigkeit — „es ist nicht nicht im Strand."

„Wo denn, Madam'?"

„Wo denn?" — sehr sarkastisch — „ich schmeichle mir in Drury Lane."

„Gut und Ihr Name?"

„Meinen Namen wollen Sie wissen?" — immer bitterer und heftiger — „Von mir, der Klägerin? Ich heiße Megby."

„Misses Megby?"

„Sir, ich schmeichle mir.“ Und wieder mit großer Zungenfertigkeit: „Hab' ein Kaffeehaus und womit, daß ich meine Klage morgen substantiren will und noch mehr was ich aprobiren will und das will viel heißen, Sir. Klage gegen P. C. 42 und 53 muß sein.“

„Nun wohl, Madam', so bringen Sie sie gefälligst vor.“

„Ich war an meiner Thür' gestanden“ — und hier fällt die Dame plötzlich in einen sanften, an's Sentimentale streifenden Ton — „und sprach mit einem Herrn, einem Freund, einem Gentleman vom Lande, der Namen, von welchem ich Ihnen sagen kann ohne schmeichelhaftes Erröthen, Henery Lupwitsch Esquire.“

„Ist er mit Ihnen hier, Madam'?“

„Nein, Sir,“ — mit unbeschreiblichem Zorn — „er ist nicht hier. Wie ich Ihnen sagte, wir sprachen mit einander vor meiner Hausthüre, da kommen ein paar Weibsleute auf uns zu. O, ich kenne sie, ganz gemeine Creaturen, und stoßen an uns an.“

„Beide zugleich?“

„O nein, Sir,“ ruft die Dame wieder triumphirend, „nicht Beide, Gott bewahre, aber Eine von ihnen.“

„Gut, Madam'. Und was sagten Sie dazu?“

„Ich bitt' um Verzeihung, Sir. Freilich sagte ich dazu. Wie untersteh'n Sie sich ma'am? Das sagte ich dazu“ — Große Pause. Klägerin erwartet augen-

scheinlich, daß dieser Incidenzpunkt sofort zu Protocoll genommen werde.

„Und sonst sagten Sie nichts."

„Ich schmeichle mir noch mehr gesagt zu haben: Es ist Ihnen ja Niemand in den Weg getreten, ma'am?" Worauf sie: „Das geht Sie nichts an. Wir haben nichts mit Ihnen zu thun" — wieder erwartungsvolle Pause — „Plötzlich drängt sich das Geschöpf zwischen mich und Henery Lupwitsch Es—quire, und fällt mich an, womit ich aber keineswegs eine Aquisition bin und mich nicht prosiduiren will."

Was Mrs. Megby mit diesen Ausdrücken will, ist nicht recht klar, aber: „Womit ich keine Aquisition bin" wiederholt Sie mehrere Male mit immer steigendem Affecte, bis ihr ganzer Körper vor innerer Wuth zu zittern anfängt.

Bisher war von den beiden angeklagten Policemen noch immer nicht die Rede gewesen. Der Inspector lenkt jetzt auf den Hauptgegenstand der Klage ein und fragt die Dame:

„Da kamen wohl P. C. 42 und 53 Ihnen zu Hilfe?"

„Das ist's ja eben, Sir. Nein, sie kamen nicht. Ich mußte sie erst holen."

„Und was sagten Sie zu ihnen?"

„Ich sagte: Gentlemen, diese Person hat mich hinsultirt, hat mich angefallen. Aber 42 sagt: Sie sind

nicht beschädigt. Machen Sie keinen unnöthigen Scandal. 53 will auch die Person nicht abführen. Womit" — geläufiger als je — „ich hier gegen die zwei Pleesmen meine Klage hofferire, und will wieder hier sein morgen um neun um sieben wann immer Sie wollen und den Herren Pleesmen substantiren daß ich keine Aquisition bin und was noch mehr ist daß die Pleesmen ressponsable sein müssen für die Hinsulte daß ich keine Aquisition bin."

Der Inspector, dessen Geduld die Zeit über nicht den mindesten Stoß erlitten hatte, resumirt nun den Fall als Klage gegen zwei P. C.'s wegen Nachlässigkeit im Dienst und bittet Mrs. Megby, morgen um neun Uhr wieder zu kommen.

Mrs. Megby wendet sich stolz zum Abgehen. Da taucht zu unserer nicht geringen Ueberraschung Mr. Bat hinter ihr auf und fragt mit zutraulichem Schmunzeln: „Also bleiben Sie bei Ihrem morgen morgen?"

„Der ist aus dem Cab entwischt," bemerkt der Inspector, der sich über gar nichts wundert. „Ja, Sir, den nächsten Morgen. Sie thäten auch besser, nach Hause zu gehen."

„Nichts fürr ungut," erwiedert Mr. Bat; „kam grrade diese Drrekzion — Thürr warr offen. — Bin nicht eigennürrzig — Parrrdon, Sir — also fürr gestern morgen? — Good morning Sir!" — und stolpert wieder hinaus.

Mrs. Green, welche die Uhrdiebin indessen durchsucht hatte, stattet jetzt Bericht über die bei ihr vorgefundenen Gegenstände ab: Einige halfpenny-Stücke, zwei Duplicate von Pfandzetteln und ein Kamm. Alles vorgezeigt.

„Wünscht sie etwas?"

„Sie bittet um ihren Kamm."

„Den kann sie haben. Nehmen Sie ihn mit."

Und das unglückliche Geschöpf wird in Verwahrung gebracht und ordnet wahrscheinlich ihr Haar, um am nächsten Morgen mit mehr Anstand vor dem Richter zu erscheinen.

„Bitte schön, Sir! haben Sie zwei französische Ladies hier? In braunen Seidenkleidern?" Mit diesen Worten ist eine Frau, einen Korb am Arme tragend, an's Fenster getreten.

„Ja, was wünschen Sie?"

„Wollten Sir so gut sein, ihnen dieses Huhn und Brod zum Nachtmahl zukommen zu lassen?"

„Kann geschehen. Geben Sie's ab."

„Danke, Sir! Gute Nacht, Sir!"

Der Inspector hat die Frau mit scharfem Blick betrachtet. Jetzt besieht er das Huhn, wendet es um, öffnet es säuberlich mit seinem Taschenmesser und nimmt eine kleine Flasche Cognac heraus. Diese stellt er als Contrebande schweigend auf den Sims; das Huhn schickt er den Gefangenen. — —

Die Uhr schlägt drei. An den Fenstern des Bureaus pocht ein kalter Morgenregen; von der schadhaften Dachrinne fallen gewichtige Tropfen auf das Steinpflaster draußen im Hofe; zuweilen schlägt auch einer durch den Schornstein in's Kaminfeuer, daß es zischt; der Inspector wischt seine Brille ab, in der Meinung sich dadurch den Schlaf aus den Augen zu reiben; in der Stube wird's frostiger durch die naßkalte Dämmerungsluft, trotzdem daß poker und coalscettle*) die ganze Nacht über nimmer geruht haben; wir wollen eben aufbrechen, um noch einen Morgenschlaf im Bette zu versuchen; da hören wir in der Außenstube neues verworrenes Geräusch, das Jammern einer Frau, das Gewinsel eines Kindes. „Lassen Sie uns noch eine Minute verweilen, zu sehen was es gibt.“

Das Gewinsel kommt immer näher. Endlich stürzt ein ärmlich gekleidetes, von Thränen überfluthetes Weib zur Stube herein; ihr nach ein rothhaariger, vier bis fünf Jahre alter, in Lumpen gehüllter, grauenhaft vernachlässigter Knabe, aus dessen tiefeingefallenen Wangen und Augen der Hunger und das Elend hervorblicken. Am Kleide seiner Mutter zerrend, jammert er noch lauter als diese. Es ist eine herzzerreißende Scene.

„Was gibt's, was geht vor?“ ruft der Inspector

---

*) Kohlenschürer und Kohlenbehälter.

aus dem Bureau; „Ihr müßt hier das Schreien und Weinen lassen, Leutchen!“

„Dieses Frauenzimmer,“ sagt der vortretende Constable, von dessen Hut und Wachstaffetkragen die Nässe auf die Diele träufelt, „hat stundenlang die ganze Nachbarschaft ohne Unterlaß beunruhigt. Sie sagt, sie braucht Unterstützung. Ich hab' sie wiederholt und vergebens verwarnt. Zuletzt hat sie die ganze Nachbarschaft aus dem Schlafe geheult.“

„Sie hören, wessen Sie der Constable beschuldigt. Warum thaten Sie das?“

„Weil ich ohne Hilfe verkommen muß, Herr.“

„Aber wenn Sie Unterstützung benöthigen, warum gingen Sie nicht zum Armencommissair?“

„Ich war dort, Gott ist mein Zeuge, aber ich habe nichts bekommen. Seit drei Nächten bin ich nicht unter ein gesegnetes Dach gekommen; drei Nächte, Herr, und auch heute nicht. Es regnet und mein Junge erfriert. Herr! länger geht's nicht. Wir verkommen. Mein Mann ist seit acht Monaten todt. Seit acht Monaten keine befreundete Seele, die mir zu einem Lager, zu einem Bissen Brod verhilft. Allmächtiger Gott, du bist mein Zeuge!“

„Haben Sie nicht getrunken? Haben Sie?“

„Trinken, Herr? Ich trinken?“

„Ich fürchtete, Sie thaten's. Ist das Ihr Knabe?“

„Ja, Herr, 's ist mein Kind.“

„Und er war doch nicht die ganzen drei Nächte mit Ihnen auf offener Straße? Kaum möglich!“

„Nein, Sir. Ein Bekannter hatte ihn aus Barmherzigkeit bei sich auf der Stube; aber länger kann der's auch nicht thun und heute Nachmittag gab er mir das Kind zurück.“

„Ich will hoffen, Sie haben ihn nicht selbst geholt, daß er mit Ihnen bettle?“

„O nein, Herr, der Himmel ist mein Zeuge, das that ich nicht.“

„Gut“ — einige Worte auf einen Papierstreifen niederschreibend — „lassen Sie mich den Knaben bis Morgen in's Arbeitshaus schicken und bleiben Sie hier. Und dann, wenn Ihre Erzählung wahr ist — Sie werden sie morgen dem Richter wiederholen — wird man bemüht sein, Ihnen zu helfen.“

„Tausend Dank, Sir. Und ich will Gott danken, wenn es so weit ist.“

„Reserve!“

„Sir!“

„Den Knaben in's Arbeitshaus! Hier ist die Anweisung. Kleiner Junge, geh' hübsch mit dem Herrn da. Er wird Dir ein gutes warmes Bett geben, und morgen bekommst Du ein prächtiges Frühstück. So recht! Bist ein folgsames Kind!“

Und der fröstelnde arme Knabe folgt dem Policeman, ohne auch nur einen Blick auf seine arme zurückbleibende

Mutter zu werfen. Dem Kleinen würde das Herz schwerlich brechen, wenn man ihn in einer Arbeiterschule unterbrächte. Die Mutter aber setzt sich still in die Ecke und weint und träumt.

Wir schütteln dem Inspector zum Abschied die Hände. „Sie haben heute ein Stück Londoner Leben zu sehen bekommen," bemerkt er ernst, „und es wird ihnen nicht entgangen sein, daß es zumeist Trunkenheit ist, die zu Verbrechen Veranlassung gibt. Wo nicht unmittelbar, doch mittelbar. Dergleichen sieht sich freilich nicht in Einer Nacht heraus. Aber von den siebentausend und achtzehn Klagen, welche während des Jahres 1850 bei uns auf der Bow-Street-Station gebucht worden sind, kommt mindestens die Hälfte auf Personen beiderlei Geschlechts wegen Unzurechnungsfähigkeit in trunkenem Zustande. Würde man diejenigen Vergehungen, welche indirect ihre Veranlassung in der Trunkenheit haben, mit in die Rechnung bringen, so würde sich ein Verhältniß von wenigstens fünfundsiebenzig Procent ergeben. Als Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht brauchen Sie bloß in den Büchern unserer Hauptstation (Scotland Yard) nachzusehen, und Sie werden finden, daß von dem Tage an, wo es den Kneipen verboten wurde, an Samstagen nicht über Mitternacht hinaus offen zu haben, eine bedeutende und erstaunliche Verminderung von Klagefällen eingetreten ist. Es läßt sich da noch gar Vieles thun. Aber es ist spät, meine Herren. Gute

Nacht. Es schlägt gleich fünf Uhr. Ich habe heute höchstens noch einige betrunkene Weibspersonen zu erwarten. Um diese Zeit fängt unser Geschäft an stiller zu werden. Gute Nacht, meine Herren!"

Auch wir entlassen hier unsern Leser aus dem Polizeigebäude. Wir haben gesehen, auf welche Weise sämmtliche Stationen der Hauptstadt Tag und Nacht mit einander in Rapport stehen; wir haben gesehen, wie nicht nur Verbrechen oft schleunig entdeckt, sondern auch der Noth, für eine kurze Nacht wenigstens, abgeholfen werden kann; wir haben gesehen, wie jede Anmeldung mit aufmerksamer Höflichkeit aufgenommen wird, mag es sich um einen Windhund, um einen närrischen Nachtschwärmer, um eine lächerliche Klage gegen die Polizeimannschaft selbst, oder um ein verhungerndes Weib mit ihrem Kinde handeln; wir haben gesehen, daß alle Fälle registrirt und dem Hauptquartier zugemittelt werden; wir haben gesehen, wie es kaum möglich ist, daß ein wichtiges oder auch nur ungewöhnliches Ereigniß der Polizei verborgen bleibe, und wie auf jeder Station eine genügende Reserve vorhanden ist, um, wenn nöthig, verwendet zu werden; wir haben endlich gesehen, mit welch' musterhafter Geduld und Höflichkeit die unbedeutendsten Details der an andern Orten gewöhnlich so barsch abgefertigten ärmeren Volksklassen angehört, mit welcher ruhigen Geschäftskenntniß aus diesen gewöhnlich bunt durcheinander gewürfelten Details der

eigentliche Kern des Klagefalls rasch und klar hervorgehoben wird. Und so nehmen wir denn die Ueberzeugung mit uns, daß das Verfahren der Londoner Polizei, in allen ihren Beziehungen, ein rechtliches, zweckdienliches, intelligentes und humanes ist, wohl werth, daß man es belausche, studire und sich anderwärts zum Muster nehme.

Siebentes Kapitel.

Newgate und dessen Umgebung.

London besitzt außer der Themse noch eine Menge kleinerer Flüsse, von denen jedoch die meisten in der neuesten Zeit den Cloaken-Commissionen und den Antiquaren verfallen sind. Die Fische und Krebse, die in ihnen leben, haben seitdem wohl in der Themse Unterkunft gefunden, wo sie mehr Platz für ihre Beschäftigung und große Gesellschaft haben. In der Stadt konnte man sie nicht mehr dulden. In alten Zeiten wichen die Menschen den Flüssen aus. Jetzt müssen diese den Menschen aus dem Wege gehen. Sie wurden überwölbt, und auf der Wölbung stehen Häuser, laufen Straßen, Hunde und Pferde, und der Salzhändler dort an der Ecke hat gar keine Idee, daß sein Laden auf einem Flusse steht, und es seiner Waare sehr schlimm gehen würde, wenn einmal die Wölbung unter seinen Füßen einstürzte.

Diese Flüsse sind gar nicht so ganz unbedeutend ge-

wesen. Mancher von ihnen trug seine Barken und Fischersegel bis tief in's Herz des jetzigen Londons hinein, wo dann an Markttagen an seinen Ufern viel Leben und Geschäft war. Es ist traurig für die Armen, daß sie jetzt unter der Erde fortlaufen müssen, keinen Himmel sehen und wiederspiegeln, statt weißer Segel Schmutz und Unrath führen, so ganz und gar im Finstern ihren verschlungenen Weg in die Themse suchen müssen; aber es ist ihnen nicht mehr zu helfen. Es gibt viele gute, brave Menschen, die auch unter die Erde verbannt sind.

Einer dieser Flüsse ist oder war der Holborn-Fluß, von dem die Straße den Namen hat. Wo ihm die Natur sein Bett gegraben hatte, liegt noch jetzt eine breite Thalstraße zwischen zwei ansehnlichen mit Häusern überwachsenen Hügeln, so ansehnlich, daß schwerbeladene Wagen beim Hinabfahren den Radschuh vorlegen müssen, was im Innern der Stadt kaum an einer andern Stelle wieder vorkommen dürfte.

So unbedeutend diese Fuhrmannsoperation an und für sich ist, so vermag sie dem aufmerksamen Beobachter, wenn er auch noch nie ein national-ökonomisches Werk gelesen hat, wo über die Theilung der Arbeit und ihre Wirkungen sehr gelehrt gesprochen wird, doch schon einen kleinen Begriff davon zu geben, wie weit diese Theilung der Arbeit in London getrieben wird.

Merken Sie gefälligst auf diesen schweren Omnibus, der eben im raschesten Trabe angefahren kommt. Jetzt

auf der Höhe der steilabfallenden Straße angekommen, halten die Pferde ein wenig zurück; und siehe, dort stürzt sich ein Mensch an den Wagen, sein Leib ist halb unter dem Kasten, er holt geschickt mitlaufend den Hemmschuh hervor und legt ihn, während die Maschine keinen Augenblick still hält, vor eines der Hinterräder. „All right! Alles in Ordnung!“ ruft er dem Fuhrmann zu, und die Pferde, welche die Bedeutung des Rufes verstehen, setzen sich wieder in schnellen Trab und rennen im raschesten Tempo den Hügel hinab. Hier angekommen wirft sich ein zweites menschliches Wesen waghalsig zwischen die Räder, reißt den Hemmschuh mit Kraft heraus und befestigt ihn am Haken. „All right!“ Die Hufe gleiten am Pflaster aus, daß es Funken sprüht, die Stränge werden straffer, ein sanftes zischendes Pfeifen des Kutschers, und der Wagen stürmt die gegenüberliegende steile Abdachungsebene des einstigen Holbornflusses hinauf.

Time is money, Zeit ist Geld, das ist ein englisches Sprichwort, dessen Reichhaltigkeit so sehr anerkannt wird, daß mit dem Gelde vielfach nicht gegeizt wird, um mit der Zeit nicht allzu verschwenderisch umzugehen. Jene beiden Männer ersparen den Omnibusen bei jeder Fahrt über Holborn etwa eine Minute. So viel würde das zweifache längere Stehenbleiben ausmachen. Aber Eine Minute für jeden der vielen Tausende, welche im Tage diese Straße fahren, gibt am Ende zusammengezählt

schon ein hübsches Zeitcapital ab. Erhalten dagegen die beiden auf der Höhe und am Fuße des kleinen Hügels Angestellten für ihre mühsame Arbeit täglich nur einen halben Penny von jedem Omnibus, so gewinnen sie noch immer mehr, als mancher deutsche Regierungsbeamte an Gehalt bezieht.

Das wäre denn wieder so ein Stück Industrie und Oekonomie, wie man sie nur auf den Straßen von London findet, wie sie auch nur bei einer so ungeheuren und vielfach periodisch regelmäßigen Wagenfrequenz möglich ist.

Auch wir sind mittlerweile die steile Straße hinab, quer über die verborgene Wasserscheide, jenseits wieder hinaufgestiegen, und stehen jetzt auf einem breiten Plateau, wo zwei große Straßen sich unter rechten Winkeln schneiden. Dadurch entsteht eine ansehnliche Erweiterung zwischen den Häuserreihen, eine Art nicht eben regelmäßigen, offenen Platzes, der von Zeit zu Zeit eine traurige Bestimmung hat.

An der einen Ecke steht nämlich das alte Newgate-Gefängniß, und auf der Freiung vor demselben werden die Verbrecher hingerichtet, die von den Assisen zum Tode verurtheilt und während des Processes hier gefangen gehalten wurden. Eine schauerliche Sitte, welche in dem humanen Gesetze ihren Grund hat, den Weg von

der Kerkerzelle zum Schaffot dem zum Tode Verurtheilten möglichst kurz zu machen*).

„Sie fragen nach unsern Volksfesten?“ — sagte einmal eine fein gebildete englische Dame, die lange auf dem Continente gereist war, und die grellen Schattenseiten ihres Vaterlandes nicht mit dem Schleier blinder Zärtlichkeit zu verhüllen liebt — „Sie wollen wissen, wo unsere Volksfeste abgehalten werden? Unsere Kirchweihen, unsere Winzerfeste, unsere Fastnachtsschwänke, die in Ihrem sonnigen Lande das Volk mit Wein und Lust und Tanz berauschen? Vor Newgate, mein Herr, wenn gerade ein Mensch gehenkt wird, oder in Horsemonger lane, oder sonst auf einem schönen Platze vor dem Criminalgefängnisse einer unserer Grafschaften. Da ist ein Treiben und ein Leben von Tagesanbruch an bis zum Augenblicke, wo der Henker seine gräßliche Pflicht gethan hat, gegen das Ihr Jahrmarktsleben in den Hintergrund tritt. Die Fenster der Umgebung werden für theures Geld vermiethet, Schaugerüste aufgeschlagen, Buden mit Eßwaaren und Getränken in der nächsten Nähe aufgepflanzt; Bier und Branntwein gehen zu vollen Preisen ab; meilenweit kommen sie gelaufen, geritten und gefah-

*) Nicht alle in London Verurtheilten werden vor Newgate gerichtet. Bloß diejenigen, welche zur Grafschaft Middlesex gehören. Die beiden andern Grafschaften (Kent und Surrey), in deren Territorium sich die Stadt hinein erstreckt, haben ihre besonderen Criminalgefängnisse und vor diesen ihre Richtplätze.

ren, um das menschenschänderische Schauspiel zu sehen; und in vorderster Reihe die Frauen, meine Landsmänninnen, nicht etwa bloß die Weiber ärmerer Klassen, auch feine zarte blonde Lockenköpfe. O, es ist schändlich, aber es ist wahr. Und unsere Zeitungen haben nachträglich die traurige Pflicht, deren sie kein echter Engländer entheben würde, die letzten Zuckungen des Unglücklichen mit der haarsträubenden Genauigkeit eines Physiologen zu registriren.“ — —

Die Schilderung ist nicht übertrieben. Ein Criminalproceß, ein Raubmord, eine Vergiftungsgeschichte, bei der es sich um Tod und Leben des Angeklagten handelt, ist im Stande, alle Familien Englands in athemloser Spannung zu erhalten. Die Tages- und Wochenblätter haben kaum Raum genug in ihren enggedruckten Spalten, die Voruntersuchung, den Thatbestand und den Proceß bis zu seiner Schlußkatastrophe auf's Allergenaueste wiederzugeben. Und wehe dem Blatte, das in dieser Sphäre weniger ausführlich ist als seine Brüder! Es würde den Credit seiner Leser unfehlbar verlieren. Eher dürfte es sich erlauben, die ganze große verunglückte deutsche Revolution zu ignoriren. Einen Criminalproceß! eine Galgenmorgenscene! — — niemals.

Da sitzt der Hausvater mit seiner Lady, die alte Großmutter mit anständig gefalteten Händen, die Töchter des Hauses in blasser Spannung, der kleine blonde Knabe mit den rothen Backen, die Hände auf den Tisch

und unter's Kinn gestemmt, im Parlour des Hauses. Der Vater liest, die Andern hören zu. Der Thee wird kalt, die Kohlen im Kamine backen zu leblosen Klumpen zusammen, sogar die Fensterläden wurden zu schließen vergessen, so daß jeder Vorübergehende — o Scandal! — in die Stube schielen kann; aber Keiner merkt's. Es handelt sich um Mrs. Maning oder sonst eine renommirte Mörderin. Hat sie's gethan? Hat sie's nicht? Hat sie gestanden? Und ihr Mann? Und wie, wo, womit?

Es ist wunderbar. Dieser ruhige sanfte Familienkreis von dem Keins eine Mücke todt machen wollte, erhitzt sich bei der entsetzlichen Lecture wie ein Soldat im Pulverdampf. Es ist geradezu unbegreiflich, wie sich diese Leidenschaft für's Schauerliche in die Herzen aller Engländer eingenistet hat. Man findet Aehnliches auch jenseits des Canals, aber nie in solcher Allgemeinheit; wohl in der Provinz, wo jeder Spectakel willkommen ist, weil er Abwechselung in die Monotonie der langen Winterabende bringt, aber sehr selten in großen Städten, wo bedeutendere Momente sich auf der Bühne des Tages abspielen. Kommen doch Engländer, die auf dem Continente leben oder reisen, oft meilenweit zu einer Hinrichtung gefahren. Sie nehmen ihre Passion mit über's Meer. Wir wollen sie darum nicht beneiden.

Newgate selbst, wie es dort an der Ecke steht, ist ein finsteres altes Gemäuer, das, wenn es wahr ist,

daß ein Gebäude den Charakter seiner Bestimmung an der Stirn tragen soll, diesen architektonischen Anforderungen vollkommen entspricht*). Kein Fenster, mit Ausnahme einiger weniger in der Mittelfronte, wo des Inspectors Wohnung liegt, dessen Scheiben hie und da einen Sonnenstrahl auffangen und zurückwerfen können, wie sie selbst der düstersten Ruine noch einen Abglanz von Wohnlichkeit geben, durchbrechen die dicke Außenmauer. Hie und da eine leere Nische, oder auch ein halb verwittertes Steinbild; sonst nichts als Schwärze, Quaderstein und Düster.

Newgate ist eine sehr heruntergekommene Schönheit. In seiner ersten Jugend fesselte es ausschließlich Personen von Stand; jetzt geht die Gleichberechtigung durch seine Thore ein und aus, zur Freiheit, zum Schaffot. Und auch in seinem Innern gibt es nur eine Trennung des Gefängnißlebens: zwischen eigentlichen Verbrechern (felons) und solchen, die sich bloß eines Vergehens schuldig gemacht haben (misdemeanants). Die Einrichtung ist nichts weniger als musterhaft und läßt in vieler Beziehung noch mehr zu wünschen übrig als die andern, nach neuern Principien gebauten und verwalteten, Gefängnisse in England.

---

*) In einem kürzlich erschienenen Werke über London (London exhibited in 1851) wird es „the beau ideal of prison architecture" genannt.

Die jährliche Durchschnittszahl der Gefangenen beläuft sich auf dreitausend. Es bietet zur selben Zeit Raum für fünfhundert und hält auch unmittelbar vor der Assisenzeit diese complete Menge, wird jedoch nach jeweiliger Schließung des Central-Criminal-Gerichtshofes gewöhnlich ganz entvölkert, da die Verurtheilten in die Straf-, Zucht- und Besserungshäuser transportirt werden. In Newgate selbst communiciren die Gefangenen frei untereinander und werden auch auf keinerlei Weise zum Arbeiten angehalten*).

Lassen wir Newgate mit seiner düstern Vergangenheit und Gegenwart, lassen wir auch die beiden breiten Querstraßen rechts und links liegen und dringen wir geradeaus in's Innere der City ein, welche von dieser Seite aus durch kein Thor abgegrenzt ist und deren Gebiet wir längst betreten hatten, als wir aus dem engen Straßenlabyrinthe, das uns nach Lincoln's Inn führte, wieder hervorgetaucht waren.

Wir gehen durch Newgate-Street, eine Straße, welche in antiquarischer Beziehung manches Interessante in sich schließt**), aber die Trottoirs werden hier enger, der Menschenstrom dichter, die Wagen zudringlicher.

---

*) Der Grundstein zu dem jetzigen Bau wurde im Mai 1770 gelegt. Vollendet im J. 1780.

**) Vielleicht dürfte es auch Manchen zu wissen interessiren, daß sich hier die größten Niederlagen von Stickwolle, in England allgemein Berlin wool genannt, befinden.

Hier ist nicht gut stehen bleiben. Rechts und links gibt es aber einige Punkte, nach denen wir abschweifen müssen.

Rechts, zwischen unserem Standpunkte und St. Pauls, liegt bescheiden Paternoster-row versteckt, ein schmales Gäßchen, seit undenklichen Zeiten die Fabrikstätte der Gelehrsamkeit, wo der Buchhandel sich in schmutzigen Häusern eingenistet hat und ein anarchisch uncensirtes Leben führt.

Undenklich! — das war eine übereilte Redeformel. Es gab eine Zeit, und man kennt sie genau, wo hier die bedeutendsten Specereihandlungen der City standen, während die oberen Stockwerke der Häuser zumeist von Marchandes de modes bevölkert waren und Alles, was im alten London Anspruch auf Eleganz und Lebenslust machte, treppauf treppab steigen sahen. Aber auf den Genuß folgt die Religion wie das Kloster auf's Bordell. Zumal in England, wo die Extreme in jeder Sphäre sich von jeher mit weniger markirten Uebergängen denn anderswo die Hände reichen. Die Marchandes de modes flüchteten nach moderneren freundlicheren Quartieren und ließen ihre keuschen Wohnungen den Rosenkranzverkäuferinnen *), die sie schon vermöge ihres Handwerkes in gottesfürchtige Zellen umweihten. Unter Heinrich VIII. wurde noch ganz in der Nähe Luther's

*) Daher der Name: Paternoster-row.

Bibel verbrannt und kurze Zeit später auf diejenigen gefahndet, die sie verbrannt hatten. Dies der sonderbare Lebenslauf des grauen Gäßchens, in welchem auf einer alten Steintafel noch heute zu lesen ist, daß es der höchst gelegene Punkt des alten Londons war.

Heute verhält sich Paternoster-Row zu London wie Leipzig zu Deutschland. Doch sind die Verlagsartikel strenger nach Specialitäten geordnet. Die großen Bibelverleger, die das Wort Gottes vom kleinsten Taschenformat bis zur Foliodicke in die Welt schicken, die mit allen Sprachen der Erde Geschäfte treiben und Geld verdienen, verschließen das dunkle Heiligthum ihrer Magazine allen weltlichen Geistesproducten, als da sind: Romane, Novellen, Theaterstücke, Gedichte und Geschichte. Die Verleger dieser Werke dagegen haben wenig mit den Touristen und Reisebeschreibern zu thun, deren Bücher in größerer Zahl und Gediegenheit, wie auch in prachtvollerer Ausstattung als in irgend einem Lande, wieder bei anderen Firmen das Licht der Welt erblicken.

Kinder- und Jugendschriften machen einen besonders großen Zweig des Verlagsgeschäftes aus, der wie Kinderbewahranstalten nur zu unmündigen Creaturen in Beziehung steht. Und das Bestreben dieser Geschäftsleute, die unschuldigen Kinder Englands so behaglich wie nur denkbar in die verrätherischen Bahnen des ABC und der höheren Wissenschaften einzuführen, wäre wahrhaft

rührend zu nennen, wenn Philanthropie und Pädagogik nicht als bloße Nebenzwecke figuriren würden.

Wir können uns auf unseren flüchtigen Wanderungen nicht über Gebühr in Paternoster-Row aufhalten. Nur das sei noch zum Frommen deutscher Mütter und deutscher Verleger gesagt, daß man seit Kurzem hier angefangen hat, die Anfangsgründe der Menschengelehrsamkeit, namentlich die Kinderfibeln, auf starke weiße Leinwand zu drucken. Die englische Jugend ist nämlich in der ersten Periode ihres Daseins eben so praktisch wie die deutsche. Sie hat eine instinctmäßige Abneigung gegen Alles', was Druck heißt. Sie ahnt, daß das Studium des ABC der Anfang einer großen Erkenntniß, der Schlüssel zur geregelten Weltanschauung, und deshalb die Brücke zu großen Leiden sei. Die englische Jugend haßt daher die ABC-Bücher, beschmutzt sie, zerreißt sie, rollt die einzelnen Blätter verzweifelt an den Ecken ein, kurz, behandelt sie auf eine so barbarische Weise, als sei mit der Vernichtung Eines Exemplars die Nachgeburt des zweiten für alle Zeiten unmöglich gemacht.

Diesem Vorurtheile begegnet der praktische englische Speculationsgeist durch den Druck auf Leinwand, und säumt überdies jedes Blättchen wie ein ehrsames Taschentuch ein. Denn die Jugend ist schlau und würde den Uranfang alles Wissens zu Charpie verzupfen. Gebt nun ein solches Büchlein dem allerwildesten Jungen, er

wird nichts gegen dessen Unsterblichkeit ausrichten. Ist er ein Charakter, und bohrt nach tagelanger Anstrengung mit dem Zeigefinger ein Loch durch's Titelblatt, so stopft es die Mutter wie ein Stück schadhafter Wäsche, und das Fibelungeheuer erscheint nach acht Tagen wieder sauber und schmutzfrei wie eine diplomatische Note. Der arme Junge aber bekommt obendrein am Sonntag keinen Pudding.

London ist der größte Büchermarkt der Welt. Abgesehen davon, daß der bei weitem größte Theil aller in England consumirten Bücher hier verlegt wird; hat es auch Asien, Afrika, Australien und alle jene Inselcolonieen des großen Oceans, wohin die anglosächsische Race und mit ihr die englische Sprache hingedrungen ist, mit literarischer Kost zu versorgen.

An funfzehntausend Menschen sind beim Buchhandel, den Druckereien und den Buchbinderwerkstätten beschäftigt. Ihre mechanischen Hilfsmittel und ihre Maschinerieen sind auf eine erstaunliche Höhe der Vollendung gebracht, und es genüge dafür an dieser Stelle die einzige Bemerkung, daß eine Auflage von tausend Exemplaren eines in Octavo zu bindenden Buches, binnen zehn bis zwölf Stunden aus einer der größten Buchbindereien fertig, zum Verkauf sauber in Leinwand gebunden, geliefert werden kann, um in die Hände der fünfhundert größeren und kleineren Buchläden, der Leihbibliotheken und der Privatkäufer überzugehen.

Dem dickknochigen, breitschultrigen, hochgewachsenen Engländer sieht man's wohl auf den ersten Blick an, daß die Literatur nicht seine einzige Kost ausmacht. Je bescheidener sich Paternoster-Row, das Stapelplätzchen des Bücherverlagsgeschäfts, südlich von Newgate-Street, zwischen lebendigen Hauptstraßen und schmalen Seitengäßchen verbirgt, desto üppiger, weiter und unverschämter dehnt und streckt sich gegen Norden hin das alte Smithfield, der berüchtigte Viehmarkt Londons, der größte der Welt, der schmutzigste aller Schmutzflecke in der Hauptstadt Englands *).

Der ganze ungeheure Platz, welcher aus einem Conglomerate mehrerer kleinerer Plätze besteht, durch weite Straßenmündungen und willkürliche Einbuchtungen in die benachbarten Häuserreihen sich erweitert, und

*) Auf dem Markte von Smithfield werden im Durchschnitt an zwei Millionen Stück Rinder und Schafe jährlich verkauft. 160 Zwischenmäkler besorgen den Verkauf zwischen Pächter und Fleischer. Im Jahre 1841 (die genauen Listen des diesjährigen Census sind noch nicht angefertigt) gab es in London 6450 Fleischer, ihre Hilfsleute mit eingerechnet. Die Zwischenhändler bekommen 2 s. 6 p. bis 4 s. für jeden Ochsen und jede Kuh, die sie an Mann bringen, 10 bis 12 s. für jede Partie von 20 Lämmern oder Schafen und 1 s. für jedes Kalb. Smithfield versorgt nicht nur die Hauptstadt mit Fleisch, sondern versieht auch das Transito-Geschäft der nördlichen viehreichen, nach den südlichen englischen Grafschaften, so daß die Verkäufe im Ganzen an sieben Millionen Pf. Sterling jährlich ausmachen. Es wurden im Jahre 1846 verkauft: 226,132 St. Rindvieh, 1,593,270 Schafe und Lämmer, 26,356 Kälber und 33,531 Schweine.

auf einem der ältesten Punkte Londons steht, ist in allen seinen Theilen mit kleinen hölzernen viereckigen Balkeneinfriedungen vollgefüllt, wie wir dergleichen in unseren Schäfereien auf dem Lande sehen.

In jedem derselben hätte eine Statue Platz, und in jedem derselben steht an Montagen und Freitagen ein Ochs, ein Häuflein Kälber, Schweine oder Lämmer. Geschehe einmal ein alttestamentarisches Wunder und verwandelte alle diese Vierfüßler bei Tagesgrauen, bevor sie zur Schlachtbank abgeführt werden, in guten cararischen Marmor oder in Bronzemetall, wahrhaftig noch nach Jahrtausenden würden unsere Nachkömmlinge nach Smithfield pilgern, um auf dessen ungeheurem Monumentenfelde den Charakter unserer Gegenwart zu studiren.

Jetzt aber, wo diese poetische Verwandlung noch nicht stattgefunden hat, ist's grauenvoll in diesem Stadttheil. Eingerahmt von schmutzigen Straßen, Höfen und Kneipen, wo die Armuth und das Verbrechen ihre Verstecke haben, beherbergt Smithfield außer dem unbändigen Vieh noch die rohe Zucht seiner Treiber und Schlächter. An Markttagen schwebt man durch das ab- und zugetriebene Vieh in Gefahr, erdrückt, gestoßen, niedergetreten oder gespießt zu werden; des Abends lauert der Mord in den verschlungenen Seitengassen auf seine Opfer und gibt der Polizei mehr zu schaffen als das ganze Westende der Stadt. Kaum, daß eine Woche vorübergeht,

ohne daß nicht dies oder jenes, größere oder kleinere Unglück durch diese Anhäufung von Vieh im Mittelpunkt der Stadt, zu verzeichnen wäre. Bald ein armer Mann umgerannt, eine alte Frau verletzt, ein Kind zu Tode getreten. Aber Mann, Weib und Kind sind aus den niedrigsten Ständen. Was haben vornehme Leute in den Frühstunden des Marktes auf Smithfield zu thun? Das zertretene Kind wird von seinen Eltern am nächsten Sonntag, wo sie nicht in die Arbeit gehen müssen, still begraben; der Mann läßt sich in der nächsten Apotheke verbinden; das Weib holt sich ein Wundpflaster von ihrer Nachbarin, der Wundermutter; und wenn's gut geht, bekommen sie vom Herrn des Viehes, das sie getreten, ein Glas Gin (Wachholderbranntwein) als Tröstungsmittel. Die Presse verzeichnet gewissenhaft den neuen Unfall, wenn er ihr zu Ohren kommt und die Sache ist vergessen.

O gebt uns einen großen Lord oder einen der feisten Aldermen, daß sie sich einmal verirren in dieses Quartier, wo die Thierwelt an Mon- und Freitagen Herr ist, als hätte Gott den letzten Schöpfungstag vergessen! Laßt nur einen unserer großen Herren einmal am linken Ohrläppchen von dem Horne eines Ochsen gestreift werden, damit er sein und seiner Sippschaft Ansehen in die Wagschale der Agitation werfe! Wir armes Volk haben kein Geld und keine Zeit und keine Macht zur Beschwerde! So betete jahrelang die un-

glückliche Nachbarschaft, so betete „Punch", ihr gewaltiger Mitverschworner. Aber Lords und Aldermen begnügten sich damit, die Rinder todt und fragmentarisch in ihre Küchen wandern zu sehen. Sie sind nie lüstern gewesen, die Herrlichkeiten von Smithfield im feuchten Nebelmorgen mit eigenen Augen zu sehen.

Jahre lang dauerte die Agitation in der Presse und im Parlamente. Die Tories kamen und gingen. Sie konnten sich nicht entschließen, es mit den Ochsen zu verderben. Die Autonomie des Kirchspiels stemmte sich gegen jede Einmischung der Regierung in seine innern Angelegenheiten, denn das Kirchspiel bezieht vom Markt, von den Schenken, von dem Zufluß der vielen Händler ein beträchtliches Einkommen. Endlich in diesem Jahre ist es gelungen, den Lords und Gemeinen das Todesurtheil von Smithfield abzudrängen. Smithfield wird fallen. Wann? das ist noch die Frage; denn seine Gönner werden sich schwerlich zufrieden geben, ohne mit neuen Rechtsansprüchen aufzutreten, und das Suchen eines neuen passenden Locals außerhalb der Stadt dürfte an und für sich schon mehrere Jahre in Anspruch nehmen. Denn in England, das darf man nie vergessen, arbeitet nichts rasch als Maschine und Dampf.

Smithfield und seine Geschichte ist ein Beispiel für die vielerlei Schattenseiten des self-governments, das

viele böse Seiten hat, wenn es andrerseits wieder nie genug als Basis freier Institutionen hervorgehoben werden kann. Diesem self-government jeder Gemeinde, jedes Kirchspiels, jeder Association hat das heutige England seine mit Recht beneidete industrielle, commercielle und politische Größe zu danken. Dieses self-government ist dagegen wieder Schuld, daß vieles Große nur sehr langsam oder gar nicht zu Stande kommen kann, wenn es dem Interesse vieler Kleinen im Wege steht. Die Regierung in lobenswerther Weisheit sucht den einzelnen Uebelständen durch Anregung und Unterstützung von Agitationen der verschiedensten Art zu begegnen. Sie selbst tritt möglichst lange in den Hintergrund, um sich nicht als Behörde einen Platz außerhalb der Gesammtheit anweisen zu müssen. Kleine Uebel und Schäden, welche in Deutschland mit dem Federzug eines Ministers abgeschafft werden können, brauchen in England oft Jahrzehnte, bis die Agitation dem Parlamente ein Votum abdrängt. Ganz London würde aufjauchzen, wenn Smithfield wie Sodom in Flammen aufginge; ganz London wäre in Aufregung gekommen, wenn die Regierung sich angemaßt hätte, dem Kirchspiel seinen Markt eigenmächtig zu verbieten. Ist dies Vorurtheil? Ist es Staatsweisheit? Wo liegt das bessere Gute? Wo liegt das schlimmere Schlechte? Englands gegenwärtige glückliche Stellung hat die Frage längst factisch zu Gunsten des self-government gelöst. Wenn hier je ein

Zweifel obwaltete, so ist er im Herzen und im Geiste aller Völker des Continents längst entschieden. An ihnen liegt es wahrlich nicht, wenn sie das Experiment nach englischem Muster nicht sofort beginnen.

Achtes Kapitel.

Die Wogen des Straßenlebens und die Post.

„Haben Sie je das Meer gesehen?“ fragte ich kürzlich einen Wiener Freund, als uns der Zufall in Cheapside zusammenführte. Es kreuzen sich nämlich, nicht fern von der Stelle, wo man aus Newgate-Street kommend gegen die Bank zu einlenkt, mehrere der allerbelebtesten Straßen, und wir warteten beide den Augenblick ab, bis uns die dichtgedrängten Fuhrwerke, welche sich an diesem Knotenpunkte des Verkehrs stauen, auf die gegenüberliegende Seite der Straße zu huschen gestatteten. „Haben Sie je das Meer gesehen?“

„Wie man's nimmt,“ antwortet der Landsmann, indem er eine Cigarre aus der Tasche zieht, worauf sogleich ein kleiner Kobold hinter einem Barrierestock hervortaucht, der ihm ein Päckchen Reibschwämme zum Verkauf anbietet. „Wie man's nimmt. Zu Lande bin ich freilich nicht vom Stephansplatz herübergekommen, das werden Sie mir wohl glauben. Ein Stück Salz-

12*

wasser war schon zu passiren. Aber die verdammte Seekrankheit hat sehr bald meinen Magen so gereizt, daß meine Augen für den Reiz der Meereswunder unempfänglich wurden. Und — unter uns gesagt, lieber Freund, — was ich davon gesehen habe, hat mich bei weitem nicht so sehr überrascht, als ich mir vorgestellt hatte. Unser Eins hat so viel von der See und ihrer Schönheit gelesen. Aber glauben Sie mir, es ist viel Aufschneiderei dabei, oder wenn Sie's lieber hören: poetische Einbildung. Wasser bleibt Wasser! Die Haifisch' kann man ohnedies nicht sehen! Sturm war auch keiner! Die Ischler Seen sind gerade so grün wie der Canal und ein gut Stück grüner! Und wie ich voriges Jahr am Plattensee war, hab' ich auch das andere Ufer nicht sehen können. Wasser bleibt Wasser, ein paar Meilen mehr oder weniger. Das ganze kann man so nicht auf einmal sehen und damit basta — —"

O Du meine ehrliche Wiener Seele! Ich that, als wollte ich den Landsmann vom Wagesprung auf die Fahrstraße abhalten, um ihm recht eindringlich die Hand drücken zu können. Ein Berliner hätte sich nie und nimmermehr herabgelassen, das Meer für eine Aufschneiderei zu erklären, und wäre er auch in seinem Leben nicht über die Spreebrücken oder über die Havel in Potsdam hinausgekommen. Einem echten Berliner ist nichts mehr Aufschneiderei, weil er im Superlativ aufgewachsen ist; und dann, wie könnte er sich bei all' seiner

Autoritätenverachtung der Blamage aussetzen, daß er eine schon von den Zeiten des großen Kurfürsten her anerkannt bedeutende Naturerscheinung weniger poetisch auffasse als Heine, weniger lebendig als Alex. v. Humboldt? Er hätte jedenfalls über die „absolute Idee,“ über das „relative Nichts“ und über die „subjective Raumanschauung“ gesprochen, und hätte er auch nicht den zehnten Theil empfunden und gedacht wie mein Wiener, bevor ihn die Seekrankheit packte.

Nun aber haben Sie ein Recht, zu erfahren, wie so ich in Cheapside auf den Gedanken kam, nach den ersten Eindrücken des Meeres zu fragen. Die Ideenassociation ist so ungereimt nicht, als Sie denken mögen. Der Eindruck, den London anfangs auf den Fremden macht, ist mit dem am Ufer des Meeres zu vergleichen. Es ist kein überraschender. Stadt bleibt Stadt, würde mein Wiener sagen. Wien und Berlin haben eben so schöne Häuser und noch viel schönere. Brauerwagen und Menschen und Fiaker und Droschken und Polizeileut' gibt's dort auch. Stadt bleibt Stadt. Ein paar Meilen größer oder kleiner. Das Ganze kann man ja so nicht auf einmal sehen — —

Nun aber trifft es sich, daß mein Landsmann durch Verwendung einiger Freunde in Folkestone als Ingenieur angestellt wird. Unter uns gesagt, ist er ein wenig compromittirt. Aber welcher Deutsche ist heut' zu Tage

nicht compromittirt! Man trifft bei jedem Schritt einen Hochverräther. Darum nichts für ungut.

Da sitzt er in seinen Mußestunden am Meeresufer im Sande, und stiert hinein in das grüne Wasser, das sich in weißschaumigen Wellen zu seinen Füßen bricht. Er sieht die Woge ewig kommen und gehen, bald größer bald kleiner, bald rascher, bald langsamer. Hier beleckt sie geschmeidig den Sand, dort stürmt sie wüthend an die Felsblöcke des Hafendammes, spritzt dort ihren Schaum über die steinerne Brüstung, und legt ihm hier kleine Muscheln, farbigen Kiesel, märchenhafte Seegewächse, vergilbte Blätter unterseeischer Sträucher zu Füßen. Dann kommt die Ebbe und die Fluth, dann kommt der Teufel und der Sturm, und die See wird schwarz, und die Fischerkähne eilen mit ächzendem Takelwerk bergauf bergab durch die zerklüftete Meeresebene dem Thore des schützenden Hafens zu. Das Wasser im Hafen selbst fängt an in gewaltige Schwingung zu kommen; schwarze Wolkenungethüme mit lichtgrauverwirrten Rändern jagen landeinwärts; Tag und Nacht verschwimmen in den düstern Tinten des Oceans; der stöhnt, tobt und verschlingt seine Opfer, bis er den Kampf in sich selber ausgekämpft. Dann bricht der Mond durch's Gewölke, und predigt Friede mit schreckensbleichem, frommem Angesichte, und die Wellen lassen sich bekehren durch den sentimentalen Heiligen, belecken wieder geschmeidig den Ufersand, und legen wieder kleine Muscheln, farbige Kie-

sel, märchenhafte Seegewächse, vergilbte Blätter unterseeischer Sträucher zu den Füßen meines Freundes, der überwältigt hinausstiert in die unendliche Leere.

„Aber Sie sind ja ganz durchnäßt, und sehen sehr sentimental aus, mein lieber Landsmann von der Donau! Wasser bleibt Wasser, Sie haben doch wohl keinen Haifisch gesehen! Die Seen in Ischl sind gerade so grün wie das Meer und noch ein Stück grüner! Ein paar Meilen größer oder kleiner! Viel Aufschneiderei dabei! Nicht wahr? — —"

„Sie sind boshaft, Hr. v. S . . ., sehr boshaft. Man muß die Laken (Pfütze) da ein Jahr lang anschau'n, um zu wissen, was dahinter steckt — —"

Wanderer aus den Ländern der Reisepässe, wenn Du herüberkommst in diese Riesenstadt, wo der Verkehr in jeder Straße seine lebendigen Dämme baut, dann schäme Dich nicht, drei Tage lang für einen Blasirten oder Unempfänglichen zu gelten. Sag' es gerade heraus, wie Dir's um's Herz ist: Ein paar Häuser mehr oder weniger, das darf keinem vernünftigen Menschen imponiren.

Dann aber lehne einige Stunden an der Kirchengitterthüre von Bow-Church in Cheapside oder an den Säulen der Börse. Laß, wie mein Landsmann im lieblichen Folkestone thut, die Wogen der großen Stadt an Dir vorüberrauschen, bald stiller, bald lärmender, bald rascher, bald langsamer, wie sich Mensch an Mensch und

Wagen an Wagen drängt in ewiger Geschäftigkeit, wie der Strom des Verkehrs sich an jeder Straßenecke bricht, sich vertheilt in das Adersystem der Winkelgassen, wie sich an den Kreuz- und Knotenpunkten der Knäuel in jeder Secunde verwickelt und seine Wirbel bildet, um sich in der nächsten Secunde wieder aufzulösen und zu verwickeln; studire hier mechanisch die Interferenz der Menschenbewegung, wie Du sie im Laboratorium durch Turmalin an den Lichtstrahlen, mit Bernstein an den kräuselnden Wassertropfen beobachtest — erst dann wird Dich die Großartigkeit Londons erfassen.

Von einem Fremden, der zum ersten Mal herüberkam, und in einer dieser belebten Citystraßen seine Wohnung nahm, erzählt man sich, er habe den ganzen Tag in seiner Hausthüre gestanden, denn er wartete, „bis sich der Auflauf verloren haben werde.“ Da mußte er mit der Eule zugleich sein Nest verlassen und mit der Eule zu Bette gehen. Das ist's ja eben, was uns bei längerem Aufenthalte in London mit Bewunderung erfüllt, daß das Leben auf den Straßen im Laufe des Tages nie zum Stillstand kommt, daß keine Pause eintritt.

Auch in kleineren Städten gibt es Momente, namentlich bei gewissen außerordentlichen Gelegenheiten, wo's in den Straßen überfluthet. Die Trottoirs der Pariser Boulevards sind, abgesehen von ihrem eigenthümlich wunderbaren Reiz, an jedem heitern Abende so belebt und belebter noch als die von London; aber das dauert

eben nur wenige Stunden, wenn Paris seine arbeits- und vergnügungsmüde Welt zur Erholung in die Straße schickt, um sie in einem nicht allzugroßen Raume auf und ab zu jagen. In London dagegen ist das Straßenleben an keine Zeit gebunden. Es hört eigentlich zu keiner Stunde ganz auf. Denn wenn das elegante Westend sich zu Ruh' begibt, dämmert das Straßenleben schon in den Geschäftsquartieren des Ostendes auf.

Des Morgens, wenn all die Schornsteine der Häuser und Fabriken, der Locomotiven und Dampfschiffe noch nicht beflissen sind, die Luft mit Kohlenrauch zu sättigen, hat London eine eigenthümliche, wie abgewaschene Physiognomie. Die Häuser sehen freundlicher drein; auf der Themse spielt die Morgensonne; die Brückenpfeiler haben alle ihre massive Schwerfälligkeit abgelegt und erglänzen in lustigem Wiederschein und auch das Publicum auf den Straßen ist ein ganz anderes als in vorgerückten Tagesstunden.

Mit dumpfem Gepolter bewegen sich langsam die Kehrmaschinen durch die Stadt, je zwei und drei nach einander, damit die letzte nachhelfe, wenn von der ersten etwas vergessen wurde, dann kommen die Marktwagen mit Gemüse und Obst in raschem Trabe, um die ersten Käufer nicht zu versäumen, dann wieder die großen Kohlen- und Bierwagen, denen es nur zu gewissen Stunden gestattet ist, ihre Ladung in den belebten Citystraßen abzusetzen; dazwischen die leichten zweirädrigen

Fuhrwerke von Fleischern, Fischhändlern und Gasthofsbesitzern, die als ruhige Geschäftsleute die ersten auf dem Markte sein wollen, um gut und wohlfeil einzukaufen. Hie und da steigen aus geöffneten Pflasterverstecken schmutzige Männer heraus; das sind die Arbeiter, welche das unterirdische London bauen und in Ordnung halten und nur des Nachts hanthieren können, um mit ihren schwarzen Maulwurfshügeln den Weg am Tage nicht zu verengen; hie und da wird an einer schadhaften Gasröhre, an einem lecken Wasserleitungsrohre gearbeitet; die Werkleute sputen sich, die Pflastersteine wieder in Ordnung zu bringen, denn die Sonne steigt höher, ihre Zeit ist zu Ende und die Hacke auf der Schulter traben sie ihren ärmlichen Behausungen zu, um sich Ruhe zu gönnen, wo das Tagewerk der Anderen beginnt.

Außer dieser Klasse von Nachtfaltern gibt es noch eine Menge Stände, welche ihr Beruf bei Tagesanbruch auf die Straßen treibt; anfangs trifft man sie vereinzelt, mit der langen weißen Thonpfeife im Munde, später werden sie häufiger, noch später stoßen gähnende Schenkenjungen mit verdrießlichen Schlafgesichtern langsam die Thüren der Branntweinladen auf; es werden Cabs mit Reisekoffern und Schachteln bepackt allenthalben sichtbar, welche zu den Morgenzügen der verschiedenen Eisenbahnen führen, zuweilen galopirt ein Reiter über's Pflaster, den's gelüstet, aus der Stadt zu kommen; von Minute zu Minute wird's lebendiger, endlich öffnen sich die Lä-

den, öffnen sich Fenster und Hausthüren, kommen die Omnibusse vom Lande angefahren, um ihre lebendige Fracht in die City zu werfen, kommt das Drängen und Wogen. Es ist Tag, es ist Morgens zehn Uhr.

Lange früher haben aber auch die hohen Schornsteine von Tausenden von Dampfwerkstätten zu arbeiten begonnen, haben anfangs vereinzelt ihre Rauchsäulen aufsteigen lassen, oder sie in langen schwarzen Wellenlinien horizontal über die niedrigen Häuser weggejagt, bis diese Rauchsäulen einander begegnen, sich kreuzen und vermischen, die leichtern Wölkchen der unzähligen kleinen Essen aus den Wohnhäusern in sich aufnehmen und so allmälig eine düstere Decke bilden, welche sich zwischen Erde und Sonne inmitten lagert, daß nur in flüchtigen Momenten das Auge durch ihr Gewebe dringen kann. Das ist unser London bei Tag. Jetzt erst erkenne ich dich wieder, unheimlich große Stadt mit deinem grauen Wolkenkleide aus Rauch und Nebelfeuchtigkeit, das du an jedem neuen Morgen dir selbst zum Theil bereitest, um es in stillen Mitternächten zu zerreißen, um gleich Penelope die müßigen unberufenen Freier von deiner Schwelle zu verscheuchen. —

Am Ausgange von Newgatestreet, in Cheapside waren wir stehen geblieben. Fast scheint's, als ob der Wirbel dort uns erfaßt hätte, denn wir sind in ungeregeltem Gedankenfluge bis an die Themsebrücken, an die Wolkenregion und die Bohrlöcher der unterirdischen Stadt ge-

drungen. Wir wenden uns nach unserem früheren Standpunkte zurück. Wir biegen einige Schritte links ein. Wir stehen vor dem großen Hauptpostgebäude in St. Martins-le-Grand.

Die gegenwärtige Einrichtung der englischen Post mit ihrem seit 1840 durch Rowland Hill eingeführten Pennyportosatze hat sich als so bewährt herausgestellt, daß man in den meisten Staaten des Continents sich veranlaßt gefühlt hat, dieselbe mehr oder weniger zu copiren. Es dürfte wohl noch länger dauern, bis der heiße Wunsch aller Geschäftsleute und Postofficianten, ein durch die ganze Welt verbreitetes, gleichartiges und wohlfeiles Portosystem eingeführt zu sehen, erfüllt ist, aber die verschiedenen Territorialverhältnisse vieler unserer continentalen Staaten und die Scheu, gerade bei den jetzigen mißlichen oder schwankenden Finanzverhältnissen der meisten von ihnen mit Experimenten zu beginnen, welche im günstigsten Falle erst nach einer Reihe von Jahren Ausgaben und Einnahmen wieder in's Gleichgewicht bringen können, müssen die betreffenden Regierungen entschuldigen, wenn sie nicht so rasch zum Stempelportosysteme greifen, als es der Gesammtheit erwünscht wäre.

In England sind die Kosten des Experiments verschmerzt und durch die Vermehrung vieler andern Einnahmequellen, eben durch den wohlfeilen Portosatz, ohne Zweifel mehr als hereingebracht worden. Auch steht das Postsystem jetzt auf einer Stufe der Vollkommen-

heit, wie es wohl kaum ein Nationalökonom des vorigen Jahrhunderts noch zu träumen wagte.

Daß ein Brief, der nicht über ein Loth wiegt, durch ganz England, Schottland, Irland und die Inseln des britischen Canals für einen Penny befördert wird, daß der Portosatz in der neuesten Zeit auch für alle überseeischen britischen Colonieen auf ein Minimum herabgesetzt wurde, ist sattsam bekannt. Die Hauptstadt selbst aber zerfällt in zwei Postbezirke. Der eine umfaßt das Gebiet, welches in einem Umfange von drei Meilen sich um das Hauptpostgebäude von St. Martins-le-Grand ausdehnt; dies ist das eigentliche Stadtpostgebiet. Der zweite Bezirk begreift Alles, was außerhalb dieses Kreises, von drei Meilen langen Halbmessern, liegt.

Der Portosatz ist für beide Bezirke derselbe; nur daß im eigentlichen Stadtrayon viel mehr Briefausgaben als für den weitern Bezirk stattfinden. Bei letzterem differirt diese Zahl je nach den Ortsentfernungen; im ersteren dagegen finden täglich nicht weniger als zehn Briefausgaben statt.

Die Bauart der Häuser kommt diesem Systeme vortrefflich zu Gute. In England, wo jede Familie ihr eigenes Haus bewohnt, wird dem Briefträger sein Amt unendlich leicht gemacht. Er hat keine Treppen zu steigen, sondern donnert bloß mit zwei raschen Schlägen an die Hausthüre, und da die bei weitem größere Zahl der Briefe inländische, folglich mit dem Pennystempel

vorausbezahlt sind, verliert er auch keine Zeit mit Geldempfangen und Geldwechseln. In den letzten Jahren wurde selbst dieses schon an und für sich so bequeme System noch dadurch vervollkommnet, daß an den meisten Hausthüren Spalten von außen und Briefkästchen an der Innenseite angebracht wurden. Der Briefträger rennt nun straßauf, straßab, wirft seine Briefe durch die Thürspalte und führt dabei den bekannten Doppelschlag, um den Hausbewohnern zu vermelden, daß ein Brief in ihr Schatzkästchen gefallen sei. Bevor der Diener ihn herausnimmt, hört man den postknock (das ist der Schlag der Post) sich schon längs der Nachbarhäuser wiederholen und in der Ferne verlieren.

Die Zweckmäßigkeit dieser Hausbriefkästchen — welche, beiläufig gesagt, in den Zeiten der großen Ausstellung zu vielen komischen Quiproquo's Veranlassung gegeben haben, da manche unserer continentalen Freunde ihre Briefe nach der Heimath, von der falschen Voraussetzung ausgehend, daß dies öffentliche Briefpostsammelkasten wären, in die Spalten der Privathäuser warfen — die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung ist so einleuchtend, daß sie jedem Fremden, der nach London kommt, die freudigste Bewunderung abnöthigt. Aber, wie schon oben bemerkt, es gehört dazu der Francaturzwang *), die englische Bauart und die englische Lebens-

*) Unfrankirte Briefe zahlen doppeltes Porto.

weise in getrennten Häusern. Bei der Bauart der Wohnhäuser in unseren großen deutschen Städten, wo die Hausflur Gemeingut mehrer Familien ist, ließe sich dergleichen nur auf complicirte Weise einführen, selbst wenn der Francaturzwang zur allgemeinen Geltung gekommen wäre. Und die Pariser Methode, wo alle Miether ihre Briefe aus der Loge des Portiers erhalten, hat ebenfalls ihr Unangenehmes, selbst für den, der eben keine staatsverrätherische Correspondenz führt, die er vor den Augen der Polizei verborgen wissen wollte.

Der beste Witz, den ein Engländer seit langer Zeit gemacht hat, war unstreitig der von Rowland Hill mit seinem wohlfeilen Portosystem. Hinter dieser Wohlfeilheit lauert der Verrath in Gestalt des Generalpostmeisters und des Schatzkanzlers. Denn in keinem Lande der Welt gibt man durch's Jahr mehr für Porto als in England aus. Gemüthliche Freunde correspondiren oft in einer Entfernung von ein paar tausend Schritten mit einander, um nicht vom Kamin weg zu müssen. „Gehst Du heute in's Theater, Bob?“ — „Nein.“ — „Weißt Du das letzte Bonmot über Lord John Russell?“ — „Ja wohl, aber das Neueste ist, mein werther Bill, daß ich nächsten Freitag heirathe, wenn ich Zeit habe. Bist freundlich geladen.“ Und so weiter. Jeder Brief kostet ja bloß Einen Penny. Und was ist Ein Penny? Der namenlose Bruchtheil jener Seligkeit, die man Capital nennt, das wunderbar-biblische Nichts, aus dem

Gott einmal die Welt erschaffen, und etliche sonderbare Käuze ein großes Vermögen angesammelt haben, wie man in moralischen Jugendschriften liest. Wer wollte aber seine Haushaltung in London nach dem Decimalsystem oder nach biblischen Wundern einrichten. Darum tapfer drauf los correspondirt mit allen Vettern und Muhmen über die Straße und nach den Shetlandsinseln. Es ist besiegelt und verbrieft, daß der Engländer pennyweise mehr Porto verausgabt, als irgend ein Staatsbürger anderer Länder. Das ist eine theure Seite Englands, die der Fremde erst mit der Zeit zu würdigen lernt.

Und wie herrlich versteht es nicht die Postverwaltung, jedem Einzelnen das Briefabsenden so bequem wie möglich zu machen. Da gibt es außer den größern Zweigpostämtern jetzt nicht weniger als fünfhundert kleinere Aufgabsorte in London. Sie sind zum Theil in kleinen Laden, in Buch- und Zwirnhandlungen u. dgl. untergebracht, aber daß man sich nicht die Mühe geben müsse, sie lange zu suchen, ist an der ihnen zunächst stehenden Straßenlampe ein Täfelchen mit freundlich ausgestreckter, zurechtweisender Hand befestigt. Auf diese Weise braucht man nur nach den Laternenpfählen zu schauen, um den nächsten Abgabsort für seinen Brief zu finden. Wie einfach und wie praktisch!

Nicht genug an dem. Manchem Gentleman macht es vielleicht zu viel Mühe, den Pennystempel aufs Cou-

vert zu kleben. Da hat die Post auch hier die liebenswürdig entgegenkommende Dame gespielt. Sie fabricirt Briefcouverts mit dem eingedruckten Bildniß der Königin Victoria — gegen Nachahmung schützt ein in's Papier eingearbeiteter schwarzer Seidenfaden — und verkauft das Stück zu Einem Penny, so daß man das Couvert rein geschenkt bekommt. Der Gummi an der freien Ecke erspart den Siegellack, und somit ist die beschwerlichste Arbeit des Briefschreibens von der Post verrichtet. Man hat eben nichts weiter zu thun, als den Brief zu schreiben. Durch solch spitzbübisch zuvorkommendes Wesen ernährt sich die englische Post, deckt ihre Ausgaben, die jährlich über eine Million Pf. Sterling betragen, und liefert eine gleiche Summe als Ueberschuß an den Schatzkanzler.

Die Post ist ein Institut, welches mit den Fortschritten der materiellen Volksinteressen so ängstlich wie möglich Schritt halten muß, denn wenige Staatsinstitute sind gleich ihr der Kritik jedes einzelnen, auch des unbedeutendsten Staatsbürgers ausgesetzt. So trefflich die Posteinrichtung in England ist, so vergeht dennoch kaum eine Woche, wo ihr nicht diese oder jene Sünde von der Presse vorgeworfen wird, und zu ihrem Lobe muß man sagen, daß sie dergleichen Zurechtweisungen nicht mit vornehmer Beamtennonchalance in den Wind schlägt, sondern eifrig bemüht ist, gerügte Uebelstände zu entfernen.

Die englische Postverwaltung ruht nicht auf ihren Lorbeeren selbstgefällig aus. Sie gibt sich Mühe, das Gute besser zu machen, und sie hat es auch mit einem Publicum zu thun, das diese Bemühungen anerkennt. Die Anerkennung eines wohlgeführten Staatsinstitutes aber liegt nicht allein in einigen lobpreisenden Artikeln der Journale; sie liegt auf viel wirksamere Weise in der Bereitwilligkeit des Publicums, die dargebotenen Vortheile, Verbesserungen und Erleichterungen zu benutzen, zu verwerthen. Und dies thut der Engländer rasch und freudig, wenn sein praktischer Verstand die Nutzanwendung einer neuen Regierungsmaßregel erfaßt hat.

In dieser Beziehung wie in manchem Andern ist die britische Regierung besser als die meisten andern gestellt. Sie hat mit einer großen, gewaltigen Nation zu verkehren. Große Gedanken finden in England ein großes Publicum. Darum ist der Maßstab der Dinge auf dem Continente so klein gegen den, nach welchem die Engländer messen. Namentlich, wo es auf eine Erleichterung des Verkehrs ankommt, darf die Regierung jedes Experiment getrost wagen. Die Kosten bringen sich ihr schnell herein. Es kommt nur darauf an, den richtigen Griff zu thun.

Ein schlagendes Beispiel dafür ist die Versendungstheorie kleiner Geldsummen auf dem Postwege und durch Postanweisungen, durch sogenannte Moneyorders. Diese Einrichtung besteht erst seit wenigen Jahren. Man

ging von dem Principe aus, daß es Tausenden erwünscht sein müsse, kleine Summen auf bequeme Weise durch die Post zu versenden, und diesen Anforderungen entsprechend, hat die Post ihre Statuten gemacht. Der Absender erlegt die Summe, welche er versenden will, bei der Hauptpost oder bei einer ihrer vielen Zweiginstitute, und erhält dafür eine Ordre, zahlbar bei dem Postamte jenes Ortes, wohin die Versendung gemacht werden soll. Dafür bezieht die Post für jede Summe unter zwei Pfd. drei, für jede Summe von zwei bis fünf Pfd. sechs Pence. Mehr als fünf Pfd. werden durch solche Moneyorders nicht expedirt, und doch circulirten schon im vergangenen Jahre an acht Millionen Pfd. Sterling auf diese Weise in diesen kleinen Beträgen.

Es hatte gewaltige Schwierigkeiten, dieses System der Orders in Gang zu bringen, denn es mußten sämmtliche Postanstalten des Königreiches mit Fonds versehen werden, um die präsentirten Anweisungen sogleich honoriren zu können — von andern Schwierigkeiten in der Manipulation gar nicht zu sprechen —, aber heute steht das Institut auf festen Füßen, und wird von Jahr zu Jahr populärer. Dem Verkehr ist eine neue Brücke gebaut, und der Engländer zahlt gern Brückenzoll, wenn ihm daraus ein praktischer Vortheil erblüht.

Haben wir aus diesen kurzen Andeutungen schon die Ansicht gewonnen, daß die englische Post es sich auf

jede Weise angelegen sein läßt, den Verkehr zu erleichtern, die Wege derselben zu vervielfältigen, so gilt dies noch weit mehr von dem Vorschub, den sie dem geistigen Verkehr leistet, indem sie Bücher, Zeitungen und Druckschriften aller Art nach einer möglichst wohlfeilen Portoscala befördert.

Periodische Blätter, welche — so heißt es in der bezüglichen Parlamentsacte — „Neuigkeiten" bringen, d. h. alle jene, welche bei uns den Titel eines politischen Journals haben würden, gehen portofrei durch's ganze Land, und mit einem unbedeutenden Aufschlag bis in die entlegensten englischen Colonieen, bis an's Vorgebirge der guten Hoffnung, bis nach Australien und den Sandwichs-Inseln. Der Pennystempel, den jede Nummer dieser politischen Journale auf dem Rücken tragen muß, wenn sie die Expedition verläßt, dient ihr zugleich als Freikarte, um damit durch's ganze britische Reich zu wandern. Aber nicht genug an dem, was eigentlich sehr wenig ist, wenn man bedenkt, daß jeder Brief für einen Penny dieselben Rechte genießt. Das Briefcouvert, welches Einmal durch die Post versandt wurde, kann keinen zweiten Weg mehr machen. Auf seinen Pennystempel hat die Post schon ihr dreifach schwarzes Kreuz gedrückt, d. h. sie hat ihn für alle künftige Zeiten als untauglich erklärt. Bei gestempelten Journalen ist dies nicht der Fall. Habe ich mein Exemplar der Times des Morgens durchgelesen, so steht es mir frei,

es nach Greenwich an einen Freund zu schicken. Der schickt es wieder durch die Post an einen zweiten Freund nach Glasgow, Dublin, Edinburg, und von dort kommt dasselbe Exemplar nach acht Tagen vielleicht als Maculaturpapier an einen Londoner Seifensieder zurück. Für alle diese Kreuz- und Querwege, welche ein Zeitungsblatt durch die Post macht, bekommt diese nichts vergütet. Und so ist es denn gar nicht selten, daß auf diese Weise Nachrichten, nach getroffenem Uebereinkommen, den Weg von einem Ende des Königreichs zum andern machen, ohne einen Heller zu bezahlen.

Ein Beispiel wird diese in englischen Familien noch immer sehr beliebte Methode leicht klar machen. Denken wir uns, ein Ehemann erwartet die Entbindung seiner Ehehälfte. Seine Freunde und Verwandten wünschen von dem glücklichen Ereigniß so schnell als möglich in Kenntniß gesetzt zu werden. Aber Briefe, noch so kurz gefaßt, erfordern Zeit zum Schreiben. Es fehlt die Stimmung; am Ende ist's auch Schade um die vielen Pence; Kinder kosten ohnedies ein schweres Geld. Nun gut, da machen wir's lieber so: Bekomme ich einen Knaben, dann schicke ich euch Jedem ein altes Exemplar von Daily News, und wird's ein Mädchen, da bekommt Ihr die Times. Das Kindlein kommt zur Welt, die Blätter werden auf die Post geschickt. Am nächsten Tage laufen die Gratulationsbriefe ein, und der

Staat ist wohl um einen Bürger reicher, aber um ein paar Pence geprellt. In dieser — wie bemerkt, sehr beliebten — Methode liegt allerdings nicht viel staatsbürgerliche Moral, aber dergleichen weiß der Engländer vor seinem Gewissen zu vertreten, zumal da gegen kein Jota des Gesetzes dabei verstoßen wird.

Der Schatzkanzler und ich — so raisonnirt John Bull — stehen auf allerbestem Fuße, ganz wie zwei alte Geschäftsfreunde. Er betrügt mich wo er kann, zieht mir auf alle erdenkliche Weise das Geld aus der Tasche, besteuert mir den Wein, den Thee, das Sonnenlicht, mein Pferd, mein Feld und meinen Wagen, kurz er trachtet von mir so viel Profit zu ziehen wie nur möglich. Das ist ganz recht, denn wenn er's nicht thäte, wär' er nicht der Schatzkanzler. Woher sonst die Zinsen der Staatsschuld, die Armee und Flotte und alles Andere bezahlen? Der Staat das sind wir, darum ist es billig, daß wir bezahlen, aber dafür muß er mir wieder erlauben, daß ich ihn prelle, wo er sich im Steuergesetze nicht genug verclausulirt hat. Pferde über dreizehn Faust zahlen so und so viel Steuer, sagt er. Gut sag' ich. Aber ich ruhe nicht eher, bis ich mir Pferde unter dreizehn Faust habe gebären lassen; für die zahle ich keine Steuer. Wagen, deren Räder über einundzwanzig Zoll Durchmesser haben, zahlen Steuer. Auch gut, so baue ich mir einen kleinern Wagen, der zu meinem

neugebornen Pony paßt*). Ankündigungen in Zeitungen zahlen jede zwei und einen halben Schilling Taxe. Wieder gut; so schicke ich die Entbindungsanzeige meiner Frau durch eine alte Times und erspare noch bei jedem Stück einen Penny. Das ist ein offener, ehrlicher Handel, gegen den nichts einzuwenden ist. Der Schatzkanzler und ich, wir verstehen unser Geschäft, sind Beide alte Füchse. Freilich am Ende ist's doch John Bull, der Alles zahlt, aber man wehrt sich wie man kann. — — Der Staat braucht Geld — gezahlt muß werden, of course. — —

So raisonnirt der Engländer, den man uns Deutschen so gern als Gesetzesanbeter mit einem Glorienschein um den rothen Backenbart, zum Muster aufstellt.

Der Unterschied zwischen der englischen „Gesetzesverehrung" und der deutschen „Gesetzesverachtung" besteht aber bloß darin, daß der Engländer sich ein Vergnügen daraus macht, seinen Gesetzen auf loyalem Wege eine Nase zu drehen, wenn er ihnen beikommen kann. Der Deutsche dagegen deducirt sein Recht, ein Landesgesetz zu ignoriren, aus dem Umstande, daß er gar nicht verpflichtet sei, es zu halten, weil es ihm ohne seine Mitwirkung und

---

*) Diese Steuer ist — beiläufig gesagt — der Grund, warum man in keinem andern Lande so viel kleine Wagen und allerliebste Ponies sieht. Wollte die Regierung auch diese wieder besteuern, da hätte sie erst einen langen Kampf mit dem Parlamente zu bestehen, den sie nicht so leicht beginnt.

Zustimmung aufgebürdet wurde. Mit andern Worten: Die Bürger eines absoluten Staates halten die Gesetze — wofern sie keine natürlichen und moralischen sind — nie für ganz besonders bindend, weil sie ihnen einseitig aufgedrungen werden. Dem Bürger eines freiheitlich organisirten Staates ist jedes Landesgesetz heilig, weil es einen Vertrag in sich schließt, den er selbst mittelbar oder unmittelbar unterzeichnet hat. — Und nun zurück zur Post.

Wenn es einerseits den gestempelten Journalen frei steht, durch England kreuz und quer zu wandern, so hat es die Post doch nicht rathsam gefunden, diese Licenz auf den sogenannten innern Stadtbezirk (3 Meilen im Umfange von St. Martins-le-Grand) auszudehnen. Innerhalb dieses Rayons muß jede durch die Post zu versendende Nummer außer dem unausweichlichen Stempel noch einen Penny Postgebühr entrichten. Und dadurch stellt sich das komische Verhältniß heraus, daß mir die Post meine Times gratis nach Dublin befördert, während sie sich einen Weg über die Straße vergüten läßt.

Der Grund dieser Regel ist jedoch sehr einleuchtend. Wäre es gestattet, die Journale auch in den Hauptquartieren Londons unentgeltlich durch die Post colportiren zu lassen, dann würden alle ihre rothen Wägelchen und alle ihre reitenden Postjungen noch nicht ausreichen, um der großen Sippschaft der Smith's, Jones' und Browne's

ihre Journale in's Haus zu bringen, da dieselben dasselbe Exemplar ihrer politischen Bibel wohl zehnmal in einem Tage in der Runde coursiren ließen, abgesehen davon, daß die Eigenthümer der Zeitungsinstitute dadurch zu ganz gewaltigem Schaden kämen.

Indessen sind die Vortheile des Stempels doch immer noch groß genug, um Blätter, welche nicht gerade Tagespolitik im strengeren Sinne des Wortes treiben, zu vermögen, sich denselben auszubitten. Punch z. B. wird von der Regierung nicht als politisches Blatt betrachtet. Warum? Das mögen die Herren Staatssecretaire Ihrer britischen Majestät unter sich ausmachen. England ist darüber längst einig, daß im Höcker des alten Knaben oft mehr gesunde Politik steckt als in sämmtlichen Köpfen des Cabinetrathes, und mancher Agitator wünscht sich lieber den alten Toby als den Herzog v. Wellington zum Bundesgenossen. Punch handelt nur nach eigenem Belieben, präsentirt sich bald als unpolitisches Journal, gemäß der Ansicht der Minister ohne, bald als politisches, gemäß der Ansicht aller übrigen Engländer mit dem Stempel. In London selbst bald als Ritter Satan mit oder ohne Pferdefuß. Mit dem rothen Stempel, wenn er in einer Postchaise wohlfeil über Land gehen will*), ohne denselben, wenn er in

*) Darum auf dem Continent immer gestempelt.

London bleibt, um seinen Kunden den verhaßten Penny zu ersparen.

Und so machen's noch andere Blätter, deren politische Tendenz nicht so ganz klar am Tage liegt. Im englischen Gesetze heißt es ja nicht „politische Zeitungen“ müssen gestempelt sein, sondern, wie schon früher bemerkt wurde, „solche, welche politische Neuigkeiten bringen.“ Dieser Begriff läßt sich nun ausdehnen und zusammenschnüren wie man will. Was ist eine Neuigkeit und was nicht? Wenn Times um acht Uhr Morgens die telegraphische Depesche bringt: „Der König von Neapel ist wegen seiner eingestandenen Theilnahme an einer republikanischen Verschwörung aus seinem Lande gejagt worden,“ und Morning Post diese Nachricht um neun Uhr nachdruckt, ist diese Neuigkeit dann noch eine Neuigkeit und um wie viel Uhr hört sie auf Neuigkeit zu sein? Oder — wenn Daily News die Nachricht bringt, Kinkel sei geflohen, dagegen eine agronomische Zeitung, die keinen Stempel trägt, die oft dagewesene Lüge von Neuem ihren englischen Lesern auftischt, der Baumwollenbau in Ostindien gedeihe vortrefflich, und Liverpool werde sich mit Nächstem ganz von New-York emancipiren können, — — welche Nachricht schlägt da mehr in die englische Politik? Welche hat für England eine größere politische Bedeutung? Der Kinkel oder die Baumwolle? Und doch zahlt Daily News einen Penny Stempel für jede Nummer und die agronomische Zei-

tung nicht. Jetzt ist Alles, was auf oder unter der Erde geschieht, politisch, wenn auch nicht Alles eben neu ist. Unsere deutschen Gesetzgeber werden hoffentlich bei ihrer demnächst zu erwartenden Ordonnanz über Zeitungsstempel, die Unklarheit des englischen Gesetzes zu vermeiden wissen und uns für diesen Wink zu Dank verpflichtet sein.

Ueber die Art der Versendung englischer Journale an ihre Leser durch die sogenannten Newsvenders (die Post nimmt weder auf in- noch auf ausländische Blätter Pränumerationen an) sprechen wir später beim Kapitel über die Presse. Jetzt haben wir noch die Pflicht, das Hauptgebäude selbst in Augenschein zu nehmen, vor dessen Façade wir stehen geblieben waren.

Ein großes stattliches Gebäude, mit Säulen wie für die Ewigkeit gebaut, rein griechischer Styl, vom unreinen Londoner Kohlenstaub klassisch angehaucht, so daß Wände, Säulen und Gesimse den antiken Anstrich haben, der ihnen gebührt. In London läßt sich leicht griechisch bauen. Da arbeitet Nebel und Kohle tüchtig mit. Das gibt die imposanten Tinten. Was gäbe man in Berlin nicht dafür, wenn man die Stadt über Nacht anschwärzen, ich meine alterthümlich aussehen machen könnte! Der Parvenü guckt dort aus allen Winkeln hervor. Es wäre ihnen etwas englischer Kohlenstaub und noch manches Andere aus England zu

wünschen, was man bei den jetzigen schlimmen Zeiten gar nicht laut sagen darf.

Wem die architektonische Schönheit der Londoner Post nicht imponirt, der trete in's Innere der geräumigen hohen Hallen, und sehe zu beiden Seiten die vielen Täfelchen an, welche sich längst der Fensterreihen, hinter denen die Bureaux liegen, hinziehen. Wie sehr verschwinden gegen diese stummen Täfelchen alle Begriffe, die man sich in unsern Binnenstaaten gemeiniglich von einer Postanstalt macht! Wie Wegweiser stehen sie geordnet und zeigen nach allen Richtungen der Bussole, hier nach Ost-, dort nach Westindien, nach Australien, China, den canarischen Inseln, dem Cap, den englischen Besitzungen in Nordamerika u. s. w. Jede Weltgegend hat ihren eigenen Briefkasten, und steht man Abends um sechs Uhr in diesen Hallen, oder auch beim großen Zweigpostamt der Citykaufleute in Lombard-Street, so ist es, als dränge sich die ganze Welt durch die beiden Eingangsthore, um wie am Vorabend des großen Weltgerichts ihr Collectivtestament durch die Post aus der Welt hinaus zu befördern.

Athemlos kommen die Jungen aus den Banquierhäusern angerannt, um die Schlußstunde nicht zu versäumen; sie öffnen ihr zusammengeschnürtes Briefpacket und geben jedem Kästchen seine Gabe, wie das Mädchen aus der Fremde. Andere ächzen unter der Last schwerer Säcke, die in einen großen Schlund überleert

werden; das sind die Expeditionsmenschen der großen Journale, deren Sortirung die Postbeamten selber in ihren Bureaux übernehmen. Mitten unter dem Geschäftsvolk tauchen oft schäbige Bürgerphysiognomieen auf, die noch ein Briefchen wegzuschicken haben; ein alter Herr mit blauen Staubbrillen z. B., der besorgt auf die große erleuchtete Uhr sieht, ob's noch nicht zu spät sei — wahrscheinlich hat er seinem Sohne, der in der Schweiz Forellen fängt, einen väterlichen Mahnbrief geschrieben, auf keinen Fall die flanellene Unterjacke abzulegen — oder eine Großmutter, welche ihrer Enkelin nach der Landpension berichtet, daß der Apfelpudding, zu dem sie das Recept geschickt, ausgezeichnet gerathen sei, was sehr für die Vortrefflichkeit des Erziehungsinstitutes spreche, dem ihre Enkelin jetzt anvertraut sei. Und siehe da! eben als die Glocke sechs Uhr schlägt, schlüpft noch eine blonde, keusche Engländerin mit dichtem blauen Schleier zu einem der offenen Löwenmäuler. Dem Himmel sei Dank, sie kommt noch zurecht. Wer weiß, wie sich der arme Junge gegrämt hätte, wenn er morgen den versprochenen Brief nicht bekommen hätte! So ein englischer Verliebter hängt sich ja gleich auf, zumal im November, wenn die großen Nebel einfallen — —

Jetzt klappen die hölzernen Schiebfenster zu. In zwei Secunden ist die Halle leer, und die hohen Säulen werfen ihre langen Schatten auf den steingepflasterten Fußboden.

In den Bureaux beginnt aber erst jetzt die mühsamste Arbeit des Tages. Bis zum Abgang der verschiedenen Eisenbahnzüge muß der ganze Wust von Zeitungen und Briefen, der tagsüber in die weitklaffenden Spalten der Kasten geschüttet wurde, gesichtet, geordnet, gestempelt, verpackt und vertheilt werden. In dem unterirdischen Gange, welcher die links und rechts von der großen Halle liegenden Flügel des Hauptpostgebäudes mit einander verbindet, ist ein lebendiges Hin- und Herrennen von Beamten, Dienern, Trägern, Secretairen. In den weiten hohen Sälen schweben die Officianten, an Seilen auf und ab, vor- und rückwärts, um schneller zu den hohen Fächern zu gelangen, und holen die Packete herab, die im Laufe des Tages dort deponirt wurden, gleich isländischen Vogelfederjägern, die sich an Seilen zu den Felsennestern schwingen müssen, die sie rupfen wollen. Dann fahren die großen rothen Karren vor, um ihre Ladung zu empfangen, und sie nach den verschiedenen Eisenbahnhöfen zu führen; dann werden die Säle und Fächer allmälig leerer; die Beamten haben ihre Arbeit vollendet; die Gasflammen der großen Säle erlöschen; es wird still in dem großen Hause; nur hie und da brennt in einer kleinen Stube eine Lampe mit grünem Schirme, bei deren Schein ein Secretair bis spät in die Nacht hinein seine Verrechnungen und Tabellen niederschreibt. Geht er zu Bette, dann hat die Tagearbeit in den andern Bureaux oft schon lange be-

gonnen. In diesem Hause gibt's keine Stunde vollkommener Arbeitslosigkeit. Die Versäumniß einer Minute würde sich oft Tausenden in einer Entfernung von mehreren tausend Seemeilen fühlbar machen.

Daher kommt es auch, daß es zu keiner Zeit an einzelnen Beschwerden gegen die Postbeamten und wieder an Klagen dieser gegen die Fahrlässigkeit des Publicums fehlt. Erstere bilden stehende Artikel in den Journalen. Die Letzteren sind weniger schreiend, aber deutlich genug an den Wänden der Posthalle selbst zu lesen, wo täglich ein langes Register derjenigen Briefe ausgehängt wird, deren Adressen falsch oder mangelhaft sind und den Briefträgern viel saure, fruchtlose Wege gemacht haben. Eine Adresse „an Mr. Robinson in Amerika" oder „an Miß Henrietta Hobson gleich neben der Kirche in London" gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten, und kommt dergleichen auch außer England vor, wo sich gemüthliche Seelen den Glauben an die Allwissenheit Gottes und der königlichen Postbeamten bewahrt haben. Nur, daß in unserem Deutschland jeder Mensch auch bei der Polizei eingetragen sein muß, und daher von einem sorgsamen Postboten leicht aufgefunden werden kann.

In London aber, wo der Staat merkwürdiger Weise sich nicht darum kümmert, in welcher Straße seine Bürger wohnen, kann sich die Post nicht einmal Rath bei der Polizei erholen. Der Casus ist verdrießlich,

und der einzige Trost ist den Engländern geblieben, daß sich auch die Polizei nicht Rath bei der Post holen darf. Das eine Gute wiegt reichlich das andere Schlimme auf.

Neuntes Kapitel.

Sonne, Mond und Gas.

Gebildete Romanschreiber, mögen sie ihr Buch mit Verlobung oder Selbstmord schließen, eröffnen das erste Kapitel gewöhnlich mit einer Schilderung der Gegend, des Bodens und des Himmels, unter welchem sie ihre Geschichte sich abspinnen lassen. Geschulte Reisebeschreiber schildern gleichfalls auf den ersten Seiten ihrer Werke die respectiven tellurischen und astronomischen Eigenthümlichkeiten des Erdstrichs, über den sie eben schreiben. Das war aber bei unsern planlosen Kreuz- und Querzügen durch London bisher nicht gut möglich. Denn man muß geraume Zeit hier gelebt, man muß viel und unverdrossen beobachtet haben, um die Launen der Londoner Himmelskörper, ihr Kommen und Gehen, sammt ihrer Einwirkung auf das vegetabilische und animalische Leben, auf die Luft- und Menschenschichten zu begreifen.

Seit Loth's Frau zur Salzsäule und Lola Montez zur Gräfin von Landsfeld gemacht wurde, ist vielleicht

über kein weibliches Wesen*) soviel als über die Sonne von London geschimpft worden. Und zwar aus ganz entgegengesetzten Gründen. Während sich die beiden erstgenannten Damen zu viel in der Welt umgesehen haben sollen, verräth letztere viel zu wenig Neugierde. Sie behandelt die reichste Stadt der Erde wie eine Bettlerin, indem sie ihr apathisch den Rücken kehrt, und verhüllt sich vor der prächtigsten Hauptstadt Europa's in einen aus Wasserdunst, Nebel und Kohlenstaub so dicht gewobenen Schleier, daß oft der gewandteste Dandy mit seinem in's Auge gezwängten Glase nicht den geringsten ihrer Reize erspähen kann.

Die Londoner Sonne lebt, wie die deutsche Freiheit, zumeist im Bewußtsein des Volkes, welches fest daran glaubt, daß beide herrlich sichtbar sein könnten, wenn sich nicht zwischen den obern und untern Regionen ein schwarzer häßlicher Nebel gelagert hätte. Wir stehen jetzt im October. Seit drei Wochen hat sich unsere Sonne nicht blicken lassen. Hätten wir es nicht mathematisch bewiesen, daß sie immer auf demselben Flecke stehen bleiben müsse, man könnte zu dem Glauben verleitet werden, sie habe eine Ferienreise unternommen, oder sei von irgend einer constitutionellen Regierung vertagt worden, oder müsse auf dem Marktplatze irgend einer kleinen

---

*) Für uns bleibt der männliche englische „Sun" doch immer gut deutsch die weibliche Sonne.

deutschen Residenzstadt auf den Geburtstag des regierenden Fürsten warten, wozu sie von Alters her verpflichtet sein soll. In andern Städten würde eine dreiwöchentliche Abwesenheit der Sonne viel Aufsehen machen; die Katholiken würden selbe der Irreligiosität unsers Zeitalters, die Protestanten dem Zorne Gottes wegen der Beleidigung der anglikanischen Kirche durch Pius IX. und die Juden dem erhöhten Bankdisconto zuschreiben. Hier dagegen findet man ein monatlanges Halbdunkel so wenig wie in Lappland auffallend.

Zweimal im Laufe der letzten Wochen (um bei dieser gelehrten astronomischen Abhandlung gewissenhaft nichts zu verschweigen) ließ sich die Sonne auf wenige Minuten erschauen. Es war gegen Abend. Sie stand folglich im Westen, gerade über Regentspark, wo die größte Menagerie der Welt für zehn Silbergroschen — an Montagen für die Hälfte — zu sehen ist. Alle Thiere vom Hippopotamos bis zum Biber krochen aus ihren Winterhütten, wo sie eben ihr Abendgebet verrichteten, sahen die Sonne mit großen Augen an und wünschten ihr guten Morgen. Es war ein feierlicher Moment. Nur ein naseweiser Affe mit der Feder hinter'm Ohr — er ist Protocollführer des zoologischen Gartens und treibt nebenbei Journalistik — hielt seine Hand spöttisch vor die Augen und fragte Dame Sonne in näselndem Tone, ob sie sich nicht im Kalender oder in der Gegend geirrt habe. Die Sonne erröthete über

und über, und zog hastig den Wolkenschleier vor's Gesicht, der von der schamrothen Reflexion an den Rändern goldig strahlend eingesäumt wurde. Der Affe lachte höhnisch, der Tiger brüllte und alle Tauben weinten sehr sentimental über den ungezogenen Störenfried; die Eule aber schrieb ihm auf feinem Spitzenpapier ein sehr verbindliches Dankbillet, denn sie war fünf Minuten wie blind gewesen, was ihr sonst in London äußerst selten passirt.

Das zweite Mal ließ sich die Sonne — gleichfalls gratis und für wenige Minuten — an einem Montag um Mittag über der Kornbörse sehen. Aber sie wurde von allen Firmen, die auf das schlechte nasse Wetter speculirten, so grimmig angesehen, daß sie sich verschämt zurückzog. Seit jener Stunde hat sie keines Menschen Auge mehr gesehen. Und käme sie auch im Laufe der nächsten Monate wieder zum Vorschein, ein Fremder von über Wasser würde sie schwerlich erkennen. Denn dann ist sie nicht die große, breite, volle, blendende, strahlensprühende Sonnenscheibe von Deutschland und Frankreich. Dann ist sie zu einer dicken, kleinen, dunkelrothen, matten Kugel zusammengeschrumpft, deren Strahlen von der umgebenden Dunstatmosphäre so sorgfältig aufgesaugt werden, daß keiner bis zur Erde gelangt, daß man ihr ungestraft in's Auge sehen kann, daß sie eher einem losgeschnellten Feuerwerkskörper als unserm alten Riesenplaneten ähnlich sieht. Ein Parse müßte sein Morgen-

gebet vor dem Kaminfeuer verrichten. Die Londoner Sonne würde er verachten, verkennen, verläugnen.

Und doch — was wir hier immer der Londoner Sonne zur Schande nachgesagt haben, gilt bloß in den Spätherbst- und Wintermonaten. Im Mai und September ist Alles Lüge, was man von ihr im November und December erzählt. Sie ist dann so lieblich und freundlich und so sonnig wie irgendwo in Deutschland, nur nicht so glühend, nicht so consequent. Auch auf dem englischen Lande zeigt sie sich nicht seltener als anderswo in voller, breiter, angewohnter Glorie. Der Süden Englands, Bristol, Bath, Hastings, die Insel Wight sind ihre Lieblings-Winterresidenzen. Dort wehen im Spätherbst noch milde Sommerlüfte; der Himmel und das Meer sind blau; an Strauch und Baum kein welkes Blatt; die Wiesen grün und herrlich anzuschauen; an Geisblattblüthen saugen Schmetterlinge; die Ceder vom Libanon gedeiht vortrefflich; Myrthen und Fuchsien, Hortensien und Eriken, Rosen und Passionsblumen in üppigster Blüthe verdecken die freundlichen Landhäuser am Meeresufer; Dorfkirchen sind bis zum Dach hinauf von Epheu überwuchert; Farrnkräuter in ungewöhnlicher Stärke fächeln leise mit ihren Federblättern, wenn sie die sanfte Brise von der See her durchweht; Vögel zwitschern lustig im Gezweig des baumartigen wilden Lorbeers; das Vieh weidet die Dünen auf der Landseite der steilen Meeresfelsen ab; und Jung und Alt

badet lustig in offener See, während auf unsern deutschen Flüssen vielleicht schon die ersten Eisschollen treiben, während in London schon der dicke Winternebel sich durch die Straßen wälzt.

Das ist's, worin man auf dem Continente gewöhnlich im Irrthum großgezogen wird. Man verwechselt dort das Klima Londons mit dem von ganz England. Man spricht von den Nebelinseln im Westen Europa's, und doch sind diese Inseln in vielen ihrer Theile klar und sonnig wie nur irgend Binnenländer unsers Continents.

Die Londoner Winternebel dagegen sind grauenhaft. Wer sie nicht gesehen, kann sich keine genügend düstere Vorstellung von ihnen machen. Wer ihren Einfluß auf Leib und Geist und Seelenstimmung kennen gelernt, wundert sich nicht halb so viel mehr über die englische Nationalkrankheit: den Spleen, und über das Wintervergnügen der Engländer: sich zu erhängen. Die Luft ist kaum athembar; sie wird grau, gelb, orange bis zum tiefen Schwarz; dabei feucht, dick, stinkend, erstickend. Die Nebel steigen oft langsam, wie bedächtig tragische Bühnengespenster auf, oder überfallen die Straßen der Stadt wie der Samum die Wüstencaravanen. Bald lagern sie sich gleichmäßig über das ungeheure Häusermeer hin, bald finden sie eine schwache Grenze an unsichtbaren Hindernissen und ballen sich dort zu hohen Wänden zusammen, aus denen man die Gestalten der

Fußgänger wie den fahrenden Schüler aus der Wolke hinter Doctor Faust's Ofen sich entwickeln sieht.

Diese Nebelphänomene kommen natürlich am häufigsten und intensivsten an den der Themse näher gelegenen Stadttheilen vor. Daß der Fluß aber nicht ihr alleinig veranlassendes Moment ist, wie man in London gewöhnlich glaubt, erhellt schon daraus, daß seine Ufer oft wenige Meilen vor und hinter der Stadt ganz frei von Nebel sind, während auf Londonbridge Fackelträger vor den Wagen einhergehen müssen, damit diese nicht aneinanderfahren. Daß die Themse, namentlich vermöge ihrer großen Wassermasse, welche im Londoner Bett enthalten ist, auf die Strömung der Luftschichten, wie jeder andere Fluß, wirkt, versteht sich von selbst. Aber die Stadt mit ihrer ausgedehnten Bevölkerung agirt auch an und für sich selbstständig auf ähnliche Weise wie große Wasserflächen. Sobald die kälteren Luftschichten den durch den Ausdünstungsproceß so vieler Menschen und Thiere erwärmten, somit specifisch leichteren, Straten oberhalb Londons begegnen, müssen sie sich senken, und somit die Londoner Atmosphäre verdichten, während dies auf dem Lande, bei der weniger gestörten Gleichheit der specifischen Wärme der dortigen Luftschichten, weniger oder gar nicht der Fall ist. Mit der Senkung der oberen Schichten wird aber zugleich dem Kohlenrauche, der aus hunderttausend Schornsteinen strömt, das Aufsteigen erschwert; er vermischt sich mit der dichter gewordenen feuchten

Luftschicht, und verleiht dieser, d. h. dem Nebel, seine eigenthümlich gelbschwarze Farbe. Der Umstand, daß der Nebel, wenn er schon gebildet ist, oft plötzlich an Dichtigkeit zunimmt, spricht sehr für diese genetische Erklärung, denn wir können mit gutem Rechte schließen, daß die vermehrten Dichtigkeitsgrade in neu hinzugekommenen, sich neuerdings senkenden, kältern Luftschichten ihr veranlassendes Moment gefunden haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch andere Agentien außer den angeführten mitwirken, um den Londoner Nebel zu erzeugen, und daß die geologische Schichtung des Londoner Bassins dabei, auf eine bis jetzt noch nicht erforschte Weise, eine nicht unbedeutende Rolle spiele. So viel wenigstens ist in einzelnen Fällen nachgewiesen worden, daß manche Quellen des Londoner Thonlagers bei feuchtem Nebelwetter eine beträchtliche Menge von Schwefelwasserstoffgas ausathmen, welches in Verbindung mit dem suspendirten Steinkohlenrauche den eigenthümlichen Geruch dieser Nebel einigermaßen erklären dürfte*).

Wenn die Sonne in London untergegangen ist — was man ganz zuverlässig im Kalender einsehen kann —

*) Ueber diese und andere klimatische Erscheinungen Londons findet der Leser, der sich dafür interessirt, Ausführliches in: **Daniell J. F. Elements of Meteorologie, London 1845, 3** Bde.; **Luke Howard, Climate of London, 1833, 3** Bde.; von demselben: **A Cycle of eigtheen Years in the Climate of Great Britain cet. 1842.** Beiträge von Prof. Leslie in der **Encyclopaedia Britanica.**

geht in hellen Mondnächten immer der Mond auf. Er ist im Durchschnitt öfter zu sehen als die Sonne, und es ist in London derselbe Fall mit den beiden großen Himmelskörpern, wie mit den Journalen: die Abendblätter erscheinen viel pünktlicher als die Morgenausgaben. Im Ganzen unterscheidet sich der Londoner Mond wenig vom deutschen. Er ist eben so bleich, schwärmerisch, heinisch (ich meine den Neffen), der Vertraute schmachtender Mädchen und verlangender Taschendiebe.

Wanderer, der Du herübergekommen bist vom Festlande! genieße den Londoner Mond mit Bewußtsein und Verstand! Hat Dir der Himmel eine schöne, herrliche, durchsichtige Mondnacht verliehen, wo Du Ossian's und Mignon's Schatten unter den schimmernden Erlen sitzen siehst, wo sich die heimathliche herübergeschmuggelte Poesie in Dir rührt — Wanderer, wenn Dir dieses Glück beschieden, dann — — thun Sie am besten, in die italienische Oper zu gehen. Denn die hiesigen Mondnächte sind verrätherisch wie die englische Staatspolitik. Von außen friedlich, zutraulich; dahinter ganze Batterieen von Verkältungsgeschützen. Sie sind verführerisch schön, aber nicht genießbar, außer etwa wenige Stunden bevor man sich eine Kugel durch den Kopf schießt, wo es Einem sehr gleichgiltig sein kann, ob man mit oder ohne Schnupfen aus der Welt geht. Jeder Engländer wird Ihnen dasselbe sagen und Ihnen rathen, desto mehr

Flanell um den Leib zu wickeln, je poetischer die Mondnächte werden.

Am regelmäßigsten und verläßlichsten erscheint der dritte Himmelskörper am Londoner Horizont, das ist sein Gas. Sonne und Mond verspäten sich oft um Monate, das Gaslicht dagegen nie. Ja, es ist im Winter oft der Fall, daß es in all seinen tausend Gestaltungen schon am Vormittag zu leuchten anfängt, wenn der Nebel die andern Himmelskörper unbrauchbar macht. Der einzige Nachtheil des Gasplaneten ist, daß er sich nicht gratis wie Sonne, Mond und Sterne sehen läßt, aber dies ist ja auch außer England nicht anders, und dann wird es hier in der That für einen sehr niedrigen Preis geliefert. Im Gasverbrennen sind die Deutschen Stümper gegen die Engländer. Die Treppe eines anständigen Londoner Wohnhauses ist gewöhnlich nicht viel schlechter als ein deutscher Laden beleuchtet. Die Londoner Magazine dagegen sind in allen Fällen heller als die deutschen Schauspielhäuser erleuchtet. Fleischer und Victualienhändler, zumal in den Seitenstraßen, lassen das luftige Element aus zolldicken Röhren ausströmen, damit John Bull, wenn er sein Rinder- oder Hammelstück einkauft, jedes Aederchen, jede Sehne, jeden Fettstreifen mit gründlicher Kritik betrachten könne. Derlei Seitenstraßen und Märkte schwimmen, besonders an Sonnabenden, in einem Gasflammenmeere, wie man es in keiner Stadt des Continents wieder sieht. In den

Apothekerläden dagegen sind die Gasflammen durchschnittlich hinter riesigen, mit gefärbten Flüssigkeiten aller Art gefüllten, Phiolen angebracht, so daß sich das Licht aus weiter Entfernung schon in den herrlichsten Farben bricht, eine Einrichtung, die sehr gelegen kommt, wenn man des Abends schnell eine Apotheke sucht, und die den langen breiten Straßen Londons ein eigenthümliches pittoreskes Ansehen verleiht.

Es sind an achtundvierzig Jahre her, daß das erste Project gemacht wurde, London mit Gas zu beleuchten. Es rührt von einem Deutschen, Namens Winsor, her, und im Jahre 1807 gelang es ihm, die ersten Versuche nach größerem Maßstabe in Pall Mall zu machen, welche Straße somit die erste Gaslampe Londons besaß*). Aber das Capital, welches er zusammengebracht hatte, war bald durch vielfache Experimente verschlungen, und erst am 30. April 1812 gelang es mit Hilfe großer Gönner und nach jahrelanger Opposition in und außer dem Parlamente, der von Winsor gegründeten Gesellschaft**) das Incorporationsrecht zu erwirken. Im folgenden Jahre glückte es den Actionären, Samuel Clegg, dem die Gasfabrikation so viele Verbesserungen

*) In Birmingham waren schon 1802 Versuche im Großen mit Erfolg von Mr. Murdock gemacht worden.

**) Es war die Gas Light and Coke Company, die noch heute besteht.

verdankt, für ihr Unternehmen zu gewinnen, und von da an mehrte sich die Zahl der Gesellschaften, so daß London sein Brenngas heute von verschiedenen Compagnieen bezieht, deren Einlage-Capital an vier Millionen Pfd. Sterling beträgt.

Die Gaserzeugung ist in ihren Hauptmomenten von der jetzt in andern Ländern gebräuchlichen nicht verschieden. Nur daß man, wie bei allen englischen Industrieunternehmungen, mehr als anderswo beflissen ist, die Baulichkeiten so einfach und wohlfeil als möglich herzustellen. Der Engländer umgibt den Kessel seiner Dampfmaschine nicht immer mit festem Mauerwerk wie bei uns; er legt ihn frei auf ein paar Kreuzhölzer hin, und gibt ihm höchstens einen Ueberzug aus Roßhaar und Leinwand, daß er nicht zu viel Wärme ausstrahle. So stellt er auch seine Gasometer unter freiem Himmel zwischen einem einfachen Eisengerüste auf, wie man sie längs der Themse und im Innern des Landes zu Dutzenden sehen kann. Der größte bis jetzt in London vollendete faßt ungefähr siebenhunderttausend, alle zusammengenommen an zehn Millionen Kubikfuß Gas*).

Die Summe des im Jahre 1849 erzeugten Brenngases betrug dreitausend fünfhundert Millionen Kubikfuß, zu dessen Herstellung dreimalhundert und achtzig-

*) Sämmtliche hier angegebenen Zahlen beziehen sich bloß auf die Hauptstadt.

tausend Tonnen Kohlen (zu 20 Centner) erforderlich waren. Seit den letzten Jahren hat sich jedoch die Consumtion zugleich mit der wohlfeileren Fabrikation bedeutend gesteigert. Nicht weniger als eintausend neunhundert Meilen Gasröhren ziehen sich gegenwärtig durch das Revier von London. Der Preis war im Jahre 1820, wo der Gasmesser zuerst eingeführt wurde, funfzehn Schillinge per Tausend Kubikfuß, im Jahre 1848 betrug er sechs Schillinge. Und in diesem Jahre begann eine große Agitation zur Herstellung wohlfeileren Brenngases; sie endete mit der Bildung einer neuen Compagnie, welche ihr Gas innerhalb der City zu vier, außerhalb derselben zu fünf Schilling liefert. Schon sind in der City die neuen Röhren gelegt, deren Höhlung weit genug ist, um das Rohr einer sechsunddreißigpfündigen Kanone zu beherbergen. Die Rivalen ziehen gegen einander auf jede mögliche Weise zu Felde. Sie schimpfen auf einander in der Presse*) und in Privat-Circularen, die sie ihren Kunden zuschicken; sie machen Letzteren die herrlichsten Versprechungen; sie suchen einander auf dem Rechtswege todt zu machen; sie machen sich jeden Fußbreit Boden für ihre Leitungsröhren streitig; aber am Ende werden sie sich über und unter der Erde vertragen

*) Es erscheint hier eine eigene Monatsschrift im Interesse der Gasbeleuchtungs-Gesellschaften und ihrer Kunden, das „Journal of Gas Lighting“.

müssen, und London wird um 25 Procent billigeres Brenngas haben. Das sind die Resultate der Concurrenz.

Und welches sind die Resultate der Londoner Wintersonne, der düstern Nebeltage, der frostigen Regennächte, des ganzen wetterwendischen englischen Klimas? Die Welt kennt sie zum Theil vom Hörensagen. Sie äußern sich im Charakter, in der Lebensweise, der Kleidung, den socialen Einrichtungen der Bewohner, sie äußern sich in All' und Jedem, mehr oder weniger deutlich, mittelbar oder unmittelbar.

Die englischen Inseln beherbergen einen stämmigen, kernigen Menschenschlag. Kaum gibt es ein Land in Europa, das herrlichere Männer- und Frauengestalten groß zieht. Und der Engländer ist auch nicht verweichlicht. Die ärmeren Volksklassen haben Muskeln und Sehnen, die ihnen gestatten, mit ihrem Lastvieh um die Wette zu arbeiten. Ihre Frauen sind stattlich und groß. Ihre Kinder sind rosig gesund. Die Mittelklassen leben besser, wenn auch im Durchschnitt weniger luxuriös als dies unter analogen Vermögensverhältnissen auf dem Continente der Fall ist. Ihre Kost ist kräftig und nahrhaft. Sie geht in Fleisch und Blut über. Die englischen Landleute und die Pächter sind Exemplare menschlicher Mammuthe, so sehr sie sich auch seit der Aufhebung der Kornzölle über Noth und Hunger beklagen mögen. Der englische Adel lebt, wenn er im Lande ist, den

größten Theil des Jahres auf seinen Gütern. In wilden Jagden und Sports härtet er frühzeitig seinen Körper ab; seine Kinder jagen auf wilden Ponies über Berg und Thal; seine Frauen reiten durch Wald und Stoppelfeld; sie befahren in kleinen Yachten die stürmische Küstensee und machen Spazierfahrten in's wilde Meer hinaus bis zu den Küsten Italiens und der westindischen Inseln. Aber trotz dieser abhärtenden Lebensart zahlen sie ihrem feuchten Inselklima gewissenhaft Tribut, indem sie sich doppelt und dreifach in Flanell einwickeln, Männer, Frauen und Kinder. „Wir wollen unsern Körper von den Veränderungen des Wetters unabhängig machen" — sagen sie — „darum isoliren wir ihn durch entsprechende Kleidungsstücke. Wir tragen Flanell, Baumwolle, Kautschuk, Gutta Percha; wir trinken Cognac, schwere Weine, starke Biere; wir essen saftiges Fleisch mit viel Pfeffer und Cayenne; wir machen keinen Anspruch, daß sich das Klima nach uns richte, wir fügen uns seinen Gesetzen. Anderswo versucht man's umgekehrt und findet es besser; aber wir befinden uns wohl bei unserer Methode, darum behalten wir sie bei — —"

Flanell im Sommer und Winter, in Glasgow und Jamaica, das gehört zu den englischen zehn Geboten, von denen sich selten ein Engländer emancipirt. Aber ihre conservative Natur, welche sie nicht über das Anerzogene hinauskommen läßt, und mit an den unzähli-

gen Vorurtheilen gegen ausländische Sitten Schuld ist, welche im Kopfe der englischen Nation spuken, verleitet sie zu dem Unverstande, ihrer heimathlichen Lebensweise auch dann noch treu zu bleiben, wenn sie nach entlegenen, verschieden organisirten Erdstrichen geschleudert worden sind. Die englischen Stuben in Gibraltar und Malta sollen eben so dicht mit Teppichen belegt sein wie in London und Edinburg; sie trinken in der Nähe des Aequators ihren geliebten Port und Sherry, und lassen sich ihre schweren Biere in gewichtigen Schiffsladungen bis an den Fuß des Himalaya bringen. Und dies Alles nicht bloß deshalb, weil sie die alten Gewohnheiten nicht entbehren wollen, sondern weil sie steif und fest behaupten, die englische Lebensweise sei in allen Klimaten die gesündeste.

Der Leib und dessen Pflege steht in England bedeutend im Vordergrund. Der französische Arbeiter begnügt sich mit einem frugalen Mittagsessen, um Abends in einem Vaudevilletheater lachen und weinen zu können; der Engländer muß vor Allem Fleisch, gutes, allerbestes Fleisch haben, genug für sich und seine Kinder und für einen Gast, der ungebeten zu Tische kommt. Geistig anregende Unterhaltungen kennt und vermißt er nicht, wofern er nicht zu den begüterten, gebildeten Klassen der Gesellschaft gehört. John Bull macht sich über die Hungerleider, die Franzosen, lustig. Er ahnt nicht, wie viel moralisch-geistiges Uebergewicht in jenem frugalen Essen des

Pariser Ouvriers liegt, der seinen Mittagstisch nicht als den Hauptmoment seines Sonntags betrachtet, wie dies auch in der mehr begüterten Sphäre der englischen Gesellschaft zuweilen der Fall ist.

Viel, wir wollen sagen das Meiste, trägt Naturell und Erziehung zu dieser materiellen Richtung bei; viel Antheil hat aber auch unstreitig das Klima und die zehrende Seeluft, welche stärkeres Essen und Trinken zum ewig mahnenden Lebensbedürfnisse macht. Wer weiß, ob der Pariser Ouvrier so nüchtern genügsam wäre, um seinen Sonntagsbraten einem Schauspiel oder ländlichen Balle zu opfern, wenn eine frische Brise seine Magennerven in stärkere Oscillationen versetzte!

„A beautiful morning, Sir!“ ein schöner Morgen, Herr! oder „a splendid day, Sir!“ herrlicher Tag, Herr! Dies und Aehnliches sind die stereotypen Formeln, mit welchen der Engländer einen ihm Unbekannten anspricht, wofern er überhaupt ein Gespräch anknüpfen will. Diese trocknen Wetterbemerkungen sind ihm so zur Gewohnheit geworden und erscheinen ihm so wichtig (eben weil das Wetter hier einen so großen Einfluß auf die Gemüthsstimmung ausübt), daß er sie selten außer Acht läßt. Man kann ihnen weder im Gespräch mit Freunden noch mit Fremden entgehen.

„Very pleasant weather, Sir!“ ein recht angenehmes Wetter das! oder auch: „very wet, Sir, to-day!“ gar feucht heut, Herr! murmelt der Cabman zwischen den

Zähnen, während er die Thüre seines Wagens hinter dem Einsteigenden schließt, bemerkt der Omnibusführer, wenn man sich zu ihm auf den hohen Kutschbock setzt, lispelt die Dame des Magazins, in dem man Handschuhe anprobirt, spricht schüchtern der Junge im Tabacksladen, während er dem Kunden die Cigarren in Papier wickelt, ruft der Todtengräber noch dem Verstorbenen nach, den er eben in die Grube senkt. Dabei immer derselbe ernste, monotone, kurzgefaßte Geschäftston, der den Engländern auch bei weit wichtigeren Bemerkungen eigen ist. Der Ton bleibt sich gleich, mag die Atmosphäre zum Ersticken trocken sein, oder der Regen alle Straßen überschwemmen. Auf dem Continente aber erscheinen die Engländer vielleicht bloß deswegen so langweilig und unzugänglich, weil ihnen die dort herrschende größere Beständigkeit der Witterung die Veranlassung benimmt, ein Gespräch vom Wetter anzufangen. Wie aber, um's Himmelswillen, kann ein Mensch mit dem andern bekannt werden, wenn es nicht in Einem Tage wenigstens dreimal regnet, stürmt, nebelt und wieder schön wird!! —

Zehntes Kapitel.

Das Citycapitol.

Erster Theil.

Unser Weg führt uns heute nach Osten. Auf dem Dache eines Omnibus sitzend, fahren wir den Strand entlang, durch Temple-Bar und Fleet-Street, vor St. Pauls vorüber. Gedränge, Lärm, überfüllte Trottoirs und Fuhrwerke, Ausrufer und Straßenverkäufer noch in größerer Fülle als in irgend einem andern Stadttheile. Durch die Zauber der Ausstellung vielleicht ein paar Tausend Menschen mehr! wer will das berechnen?

Wo der Weg steiler wird, bei Ludgate-Hill, unmittelbar vor St. Pauls, thun wir einen flüchtigen Blick nach rückwärts. Wir übersehen einen Theil von Fleet-Street und so weit unser Auge reicht, nichts als dunkle, verworrene, sich durch einander bewegende Massen von Menschen, Pferden und Wagen; kein Fuß breit weißen Pflasters zu entdecken; Kopf an Kopf längs der Häuser-

reihen; in der Mitte der Fahrstraße wieder Kopf an Kopf der Vielen, welche auf den Dächern der Omnibusse sitzen, die hier am allergedrängtesten ab und zu fahren.

Das sind die Straßen, welche ihrer Belebtheit wegen dem Fremden am gewaltigsten imponiren; das sind Stadttheile, in welchen der Historiker am liebsten nach alten, ehrwürdigen Denkmalen sucht. Auch wir wollen sie später einmal mit Muße durchwandern. Heute aber führt uns unser Weg noch weiter nach Osten. Wir verlassen unsern Omnibus erst da, wo er am Ostende von Cheapside still hält.

Im Herzen der City, kaum eine halbe Meile von der Themse und Londonbridge gegen Norden, haben die Mündungsstellen mehrerer Straßen einen unregelmäßigen Platz gebildet, welcher, seiner Lage wegen wohl einer der bemerkenswerthesten in London, genannt zu werden verdient. Kein anderer, Westminster ausgenommen, kann sich mit ihm, was Bedeutsamkeit der Gebäude und Lebendigkeit des Straßenverkehrs betrifft, messen, wenn er auch von vielen an Ausdehnung, Schönheit und architektonischer Regelmäßigkeit übertroffen wird. Er ist der capitolinische Markt des englischen Roms, wo dessen größte Göttertempel stehen: Mansion-House, Börse und Bank. In deren Mitte die Reiterstatue des britischen Capitolretters, des Herzogs von Wellington. Rings herum erhöhte Pflasterinseln, wie wir ihnen schon anderorts

begegnet, als Zufluchtsorte der Fußgänger, wenn der Wagenstrom gar heftig und gefährlich ist.

Zu unsrer Rechten, wie wir aus Cheapside kommen, steht ein Gebäude auf Säulen gestützt, von festungsartigem Gitterwerk umgeben. Zwei Freitreppen führen nach dem ersten Stockwerke; massive Steinpfeiler, mit Gaslampen auf den Köpfen, ziehen sich längs dessen Vorderseite hin; aber weder sie noch auch die freundlichste Frühlingssonne sind im Stande, die allegorischen, schwarzen Steingebilde aus der Tiefe des Dachgesimses deutlich hervortreten zu lassen.

Das ist Mansion-House, die Residenz des Lordmayors, der hier Hof führt wie ein gekröntes Haupt.

Hier ist seine Wohnung, hier sind die Festsäle, in denen die luxuriösesten Gastmähler der modernen Welt gegeben werden, hier sind seine Amtsstuben und Gerichtssäle, in welchen die City (wie in Guildhall) ihre alten Richterprivilegien ausübt.

Am neunten November eines jeden Jahres tritt der neugewählte Lordmayor sein Amt an. Die City krönt ihren König mit mittelalterlichem Ceremoniell; die Läden werden zeitig geschlossen oder auch gar nicht geöffnet, weil Herr und Diener das große Straßenschauspiel nicht versäumen wollen; während gewisser Stunden des Tages sind alle Fuhrwerke aus der City verbannt; Flaggen auf allen Häusern und an Seilen (wie schmutzige Wäsche) quer über den Straßen aufgehängt; das Pflaster mit

gelbem Sande bestreut; Feiertagsgesichter überall; gemüthliche Straßenjugend mit Fähnlein an jeder Ecke; wandernde Musikbanden und Lärm und Hurrahrufen — das ist die Physiognomie der sonst so ernsten, sittsamen, geschäftsbeflissenen City.

Während das Leben auf den Straßen immer toller wird, legt der neue Lordmayor vor dem Hofe der Aldermen seinen Amtseid ab und stellt einen Empfangschein im Belange von viertausend Pfund Sterling über das ihm anvertraute Tafelgeschirr der City aus, welches unter Brüdern seine zwanzigtausend Pfund werth ist.

Sofort ist er gesalbter Herr und beginnt seinen Krönungszug inmitten seiner neuen Vasallen, begleitet von seinem abgeblühten Amtsbruder, den Aldermen, Sheriffs, den Würdeträgern seiner Zunft*), den City-herolden, Stabträgern und all' den vielen Herrlichen, die ein Recht haben, sich dem Zuge anzuschließen. Der Weg ist vom Gesetz nicht vorgeschrieben, doch wird der alte Brauch festgehalten, daß der Festzug des Morgens durch jenen District gehen muß, in welchem der neue

---

*) Vom alten Zunftwesen sind in London kaum andere Spuren, als deren mittelalterliche Gebräuche übrig, darunter die großen Festessen, Zunfthäuser und die Zunftkassen, welche zu den Wohlthätigkeitsanstalten der Hauptstadt wacker beisteuern. Alle Großen des Landes, vom Prinzen Albert und den Ministern angefangen, rechnen es sich zur Ehre, gewissen großen Zünften, der Fischer, Goldschmiede u. dgl. als Ehrenmitglieder anzugehören.

Lordmayor als Alderman fungirte*). Dort ist er gewiß, mit lautem, weithin hörbarem, dreimaligem Hurrahruf begrüßt zu werden, denn der District rechnet es sich zur großen Ehre an, daß der Citykönig wieder einmal aus seiner Mitte gewählt wurde.

Jetzt bewegt sich der stattliche Aufzug dem Ufer der Themse zu. Der Brauch will es, daß der Lordmayor am Tage seines Amtsantritts eine Gondelfahrt von einer der Citybrücken bis Westminster mache. Kein Sturm und Regen kann ihn dieser Pflicht entheben; und auf dem breiten Flusse entwickelt sich dann ein Schauspiel, wie es in ähnlicher Weise kaum mehr in einer Stadt Europa's zu schauen ist, seitdem Venedig keine Dogen mehr hat, die sich mit dem Meere vermählen.

Auf reichvergoldeten, glasgedeckten, buntbewimpelten, großen Prachtgondeln schwimmt die Festcaravane, nachdem sie vorschriftsmäßig Wasser an Bord genommen hat, die Themse hinauf. Entweder wird die Citybarke durch Ruderer geführt, oder durch einen Dampfer in's Schlepptau genommen. Um die Prachtgondeln herum schwärmen Kähne mit Musik; die Brücken und Ufer sind vom Zuschauern bedeckt; auf dem Flusse ist ein reges Leben, heiterer, farbiger, bunter, als an den übrigen Tagen des Jahres.

---

*) Die City ist in 26 Districte, mit je einem Alderman an der Spitze, eingetheilt. Die Aldermen rücken nach ihrem Alter zur Lordmayors-Würde vor.

Die Fahrt ist kurz, aber doch lang genug, daß die Gesellschaft im großen Salon der Citybarke ein reiches Gabelfrühstück einnehmen kann. Es ist der Vorläufer der großen, weltberühmten Abendtafel, einer der Hauptmomente des Feiertages, wie denn überhaupt die Gastmähler des Lordmayors und der reichen Citycorporationen zu den Hauptmomenten ihrer Wirksamkeit gehören sollen, vorausgesetzt, daß „Punch“ und „Times“ und ganz England sich, indem sie dies behaupten, keiner verläumderischen Bosheit schuldig machen.

Bei Westminsterbridge steigt der Lordmayor mit seiner nächsten Umgebung an's Land. In Westminster (dem Court of Exchequer) wird er den Baronen des Reichs vorgestellt, legt nochmals seinen Amtseid ab und wie er die rechte Hand gesenkt, läßt er durch seinen Recorder — wahrscheinlich als Bekräftigung seines Eides, daß er ein würdiger Mayor der City von London sein wolle — die Richter der verschiedenen Gerichtshöfe zur Tafel einladen. Die Einladung geschieht in nicht minder feierlichem Tone wie der Eid und dieser wird eben so geschäftsmäßig abgethan wie die Invitation. Der Zuhörer, der nicht englisch versteht, dürfte kaum errathen, ob der erste oder zweite Abschnitt der Ceremonie der eigentlich feierliche und wichtige ist.

Jetzt geht es zu Wasser wieder nach der City zurück bis zur alten Blackfriars-Bridge. Von da an wächst der Zug an Pracht und Herrlichkeit. Es schließen sich

die Damen in ihren Staatskutschen an: die Lady Mayoreß, die Frauen der Aldermen und Sheriffs, die Prinzen, Staatsminister, Richter und fremden Gesandten. Im vorigen Jahre gingen zum ersten Male auch zwei lebendige Kameele, ein Elephant und andere Notabilitäten aus dem zoologischen Garten mit, wodurch die ehrsame City — eingestandenermaßen — der Welt beweisen wollte, daß sie dem Zeitgeiste huldige und der alten, langweiligen, abgeschmackten Festgesellschaft durch neue Gäste neuen Reiz verleihen wolle.

Der Lordmayor ging sogar im Zeitgeiste so weit, daß er die Kameele und den Elephanten zur Tafel laden wollte. Der Koch jedoch, welcher das Diner zu einem festen Preise contractlich zu liefern hatte, soll gegen den Elephanten energisch protestirt haben. Nach Anderen war es der Elephant, der protestirte. Das kluge Thier fürchtete nämlich nüchtern zu bleiben, wenn es sich mit den Würdeträgern der City zu Tische setzte; und so kehrte es den Schildkrötensuppen den Rücken, ging nach Regentspark in seine Behausung zurück und aß sich an Heu und gelben Rüben satt.

Was die Gäste des Lordmayors am neunten November verzehren, das kann Jeder Tags darauf in den großen Journalen studiren. Aus der Länge der Speisekarte und Kostbarkeit der Gerichte zieht ein erfahrenes Citymitglied sogleich die richtigen Schlüsse auf den tugend- oder lasterhaften Charakter des Lordmayors. Jedes

seltene, theure Gericht wird in die Wagschale seiner Verdienste geworfen. Ein paar schlechte, gemeine Schüsseln können ihn in der öffentlichen Meinung verderben. Seine Reputation wird in der Küche, wie die manches berühmten Diplomaten auf dem Schreibtische seines Secretairs fabricirt.

Die Gemahlin des Lordmayors*) theilt alle Ehren mit ihm; sie ist Lady ein volles Jahr lang und bleibt es, wenn ihrem Gemahle das Glück beschieden ist, den König oder die Königin von England während seiner Amtszeit in der City empfangen und bewirthen zu dürfen, wofür der Lordmayor, einer hergebrachten Sitte gemäß, zum Baronet, die Aldermen zu Rittern gemacht werden**). Wofern aber keine Veranlassung vorhanden ist, das gekrönte Haupt nach der City zu laden, tritt der Lordmayor nach Verlauf seines Amtsjahres in seine frühere Sphäre zurück. Dreihundertfünfundsechzig Tage lang führt er den Titel Lord, ist seine Frau Lady, fährt er zu Hofe, bewirthet er den höchsten Adel und alle

---

*) Ist der Lordmayor nicht verheirathet, dann theilt eine seiner weiblichen Anverwandten oder auch die Frau eines der Aldermen seine Würde und macht bei festlichen Gelegenheiten die Honneurs von Mansion-House.

**) Seit der Thronbesteigung der Königin Victoria genossen drei Lordmayors dieses Glück. Die Königin kam nämlich kurz nach ihrem Regierungsantritt, dann zur Einweihung der neuen Börse (1844) und in diesem Jahr in die City, als ihr bei Gelegenheit der großen Ausstellung ein Ball in Guildhall gegeben wurde.

Corporationen Londons. Nach Verlauf dieser Frist räumt er Mansion-House seinem Nachfolger, kehrt in seinen Kramladen zurück oder bindet das Schurzfell wieder um, ist der ehrsame Tischler, Fischer oder Goldschmied, der er früher war.

Mit dem Schurzfell freilich darf man es so wörtlich nicht nehmen. Der Mann, welcher Ansprüche auf die Lordmayorswürde von London macht, hat wohl längst kein Handwerk mehr betrieben, sondern war bloß König, Banquier, Millionär in seinem Geschäfte. Wie wollte er sonst die Kosten erschwingen, die seine Würde erfordert? Abgesehen davon, daß sein Jubeljahr ihn seinem Brodgeschäfte vollkommen entzieht.

Ein Lordmayor bezieht von der City außer seiner Amtswohnung achttausend Pfd. Sterling jährlich Gehalt. Seine Ausgaben sind aber sehr bedeutend. Wehe ihm, wenn er knausert, wenn sein Küchenpersonal eine Woche lang Feiertag hat, wenn er minder kostbare Pferde, minder glänzende Kutschen hält! Dergleichen wird nicht bloß mit einem spöttischen Achselzucken oder mit einigen derben Witzen in „Punch" gerächt, sondern der Hohn des Volkes folgt ihm, wo er sich öffentlich zeigt, und verschont ihn auch dann noch nicht, wenn er schon längst in seine bürgerliche Stellung zurückgetreten ist.

Ein geiziger Lordmayor bleibt ewig ein verlorner Mann. Das Geringste, was man von ihm erwartet,

ist, daß er von seinen achttausend Pfd. nichts erübrige. Je mehr er über sein Gehalt verschwendet, desto ruhmreicher lebt sein Andenken in den Annalen der City, vorausgesetzt allerdings, daß er sich nebenbei keinen Mißbrauch seiner Amtsgewalt zu Schulden kommen läßt*).

Es liegt viel aristokratischer Stolz und viel bürgerlicher Hochmuth in diesem Citykönigthum. Es hat eine große Geschichte hinter sich, und war am stärksten dem

*) Der Lordmayor präsidirt dem Court of Aldermen, dem Court of Common Council, dem Central Criminal Court und Common-Hall; er ist Richter des Criminalgerichtshofes, Friedensrichter der benachbarten Shires; er ist ferner Lordlieutenant und steht an der Spitze der bewaffneten Citymacht; ist Admiral des Hafens von London und Conservateur der Themse von Staines-Bridge nach Yountlet-Creek. Der Court of Common Council sitzt den Tag über in der Guildhall, und repräsentirt mit dem Court of Aldermen das Gouvernement der City, welches Processe schlichtet (der Recorder fungirt als Richter im Namen des Lordmayors), die Citypolizei ausübt und die Gerechtsame der City zu wahren hat, daß ihnen kein Abbruch geschehe. Dieser Privilegien gibt es eine ganze Masse, von denen manche nur noch auf dem Pergamente existiren. Wir führen hier einige derselben an: Petitionen der City an's Unterhaus werden von den Sheriffs in voller Amtskleidung an der Schranke, nicht wie gewöhnlich von einem Mitgliede des Hauses, überreicht; sie schickt vier Mitglieder in's Haus, andere Städte (als solche) gewöhnlich nur zwei; sie kann die von ihr eingebrachten Bills vom Notar des Hauses, ohne früher um Erlaubniß zu fragen, ablesen lassen; sie hat ihre eigene Polizei und Gerichtsbarkeit, die Controle über einen wichtigen Theil der Themsefischerei und Themseschifffahrt; hat große Besitzungen auch außerhalb ihrer Häusergrenzen, so eine reiche Domäne in Irland; die Aufsicht über mehrere Spitäler und Schulen, ein jährliches Einkommen von mehreren hunderttausend Pfd. Sterling.

erblichen Königthum von Whitehall gegenüber, wenn dieses in finanziellen Bedrängnissen sich an die Kassen der reichen Citycorporationen wenden mußte; es war aber auch immer ein fester Damm gegen die Uebergriffe der englischen Regenten, ihrer käuflichen Richter und corrumpirten Parlamente; darum wohl werth, daß es dem Engländer als historische Reliquie heilig sei, wenn auch seine Mission, dank der festbegründeten constitutionellen Landesfreiheit, seit lange schon nicht mehr so erhaben ist, wie in vergangenen Jahrhunderten.

In neuester Zeit hat sich eine Agitation gegen das sich in den Vordergrund drängende Repräsentativsystem der City geltend gemacht. Sie geht von „Times" aus, und die Ausstellung hat mittelbar dazu Veranlassung gegeben. „Times" findet es unerträglich, daß die City — gegenwärtig bloß ein kleiner Bruchtheil der Hauptstadt — noch immer die alte Souveränenrolle spiele, daß der Lordmayor im Namen von ganz London die Königin zum Balle lade, daß er sich als Repräsentant der ganzen Hauptstadt vom Präfecten der Seine bewirthen, von Mr. Carlier küssen lasse. Mit welchem Rechte maßt sich die kleine City heute noch große Ehren an, wo ihr das übrige London längst schon über den Kopf gewachsen ist? Wo stecken ihre Verdienste? Was thut ihr Mayor, was thun ihre Aldermen und Würdenträger mehr als Schildkrötensuppen und Gänseleberpasteten ver-

tilgen? Ist ein großer Schmeerbauch schon genügend, das große London zu repräsentiren?

So spottet „Times“ und sie ist in ihrem Rechte, wenn auch der Ton nicht zart ist, in welchem sie gegen die Citycorporationen zu Felde zieht. Kein Engländer, der die Geschichte seines Landes studirt hat, wird läugnen, daß die City in schlimmen Tagen für die Freiheiten des Volkes mit derbem Bürgermuthe den Königen von Whitehall entgegentrat, daß ihre Lordmayors die gehetzte Presse schützten, wo sie konnten, daß sie den Buchdruckern eine Zufluchtsstelle boten, wenn diesen die Spürhunde der Regierung auf der Fährte waren, daß sie deshalb mit den Parlamenten manchen harten Strauß durchzufechten hatten, und daß von der City noch bis heute das liberale Princip im Parlamente consequent vertreten wird. Letzteres wäre aber auch ohne Lordmayor und dessen lucullische Tafeln, mit denen man ein paar Tausend Nothleidende vom Hungertode retten könnte, der Fall. Was dagegen ihre früheren Verdienste um Land und Volk betrifft, so darf man folgende Wahrheiten nie außer Acht lassen. Lebendige Institutionen sind nicht wie todte Monumente. Alten Wachtthürmen und verfallenen Burgen, aus deren Schießlöchern manche gute Kugel flog, um den Landesfeind zu verjagen, mag man immerhin ein Plätzchen auf unsrer Erde gönnen. Es wäre gottlos prosaisch, sie niederzureißen, um auf der Spanne Land, die sie bedecken, ein Rübenfeld zu

pflanzen. Noch ist unsre Zeit nicht so tief in den Schlamm der absoluten Materie versunken, um die nutzbringende Zerstörung alter, ehrwürdiger, oder romantischer Baudenkmale zu befürworten. Im Gegentheile offenbart sich die Cultur unsres Jahrhunderts in deren sorgfältiger Erhaltung. Desto eifriger aber bewegt sich die Axt gegen alte lebendige Institutionen, Denkmäler, mögen sie absolut schlecht oder auch nur schlimmer sein als sie unsre Gegenwart verlangen darf. Die oft gerühmte Geduld, ihr allmäliges Zerbröckeln abzuwarten, wäre ein Verbrechen der Völker gegen ihre eigene Jugend. Die Zinnen alter Burgen werden von Schlingpflanzen überwuchert, daß sich in ihnen keine neue Raubrittergeneration mehr einnisten kann; in mittelalterlichen Institutionen dagegen wohnt ein gefährlicher Lebenstrieb, der, nicht zufrieden mit der kümmerlichen Selbsterhaltung, sich wieder zu jenem halbverlorenen Uebergewicht emporzuschwingen strebt, welchen die sich verjüngenden Generationen den Krieg auf Tod und Leben erklärt haben.

Viele der Cityinstitutionen gehören der Curiositätenkammer des Mittelalters an. Damals mögen sie immerhin ersprießlich gewesen sein, wie bei den alten Deutschen der Heerbann, das Zunftwesen und der Aberglaube. Heute können wir uns nicht mehr mit ihnen befreunden, denn sie stoßen zum Theil gegen unsere geläuterte politische, sociale und humanistische Richtung. Aus Ehrfurcht für vergangene Dienste können wir nicht ihrer

Erhaltung das Wort reden. Das hieße die Pietät gegen die Vergangenheit mit einer Impietät gegen die Gegenwart bezahlen. Das Beil muß daran, früher oder später. Bildhauern, Erzgießern, Geschichtschreibern und der Dankbarkeit Englands muß es überlassen bleiben, die früheren Verdienste der City nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen.

Bis jetzt besteht, so viel wir wissen, die Agitation gegen die Anmaßung der Citycorporationen nur in der Presse, und der „Times" gebührt das Verdienst, sie angeregt zu haben. Das Volk von London hat seine Betheiligung noch nicht kundgegeben, und daß dem so ist, mag als ein neuer Beweis von den eingefleischten conservativen Tendenzen der großen Masse der englischen Nation gelten. Es liegt in diesen eine merkwürdige Geistesbeschränktheit, die um so auffallender ist, weil man der anglo-britischen Race in der Sphäre des praktischen Lebens sonst am allerwenigsten den Vorwurf des Unverstandes machen kann.

Trotz dieses anerkannt praktischen Uebergewichts beginnt erst jetzt, gleich secundären Strömen eines elektrischen Apparates, — offenbar durch die Bewegungen des Continents erzeugt — das politische Selbstbewußtsein der Massen in England sich zu regen. Bisher fand man es zumeist ganz naturgemäß, daß die Begüterten allein für's Parlament wählten und gewählt wurden, daß nur ein reicher Mann Lordmayor oder Alderman

der City werden konnte. Den großen Zwiespalt des eigenen mit dem künstlichen Staatenleben, der sich der französischen Blouse und dem deutschen Arbeiterkittel längst mehr oder weniger klar aufgedrängt hat, den fangen die Massen des englischen Volkes erst jetzt zu ahnen an. Ein Sturm nach Reformen von durchgreifender Gewalt zieht über's Land herauf. Welchen Weg er machen wird, das hängt von den Führern der Bewegung ab, dann von dem Grad des Widerstandes, den ihm die Regierung entgegensetzen wird, endlich auch — und mehr als sich die Engländer gestehen wollen — von dem Verlauf der Begebenheiten auf dem europäischen Continente.

Vielleicht ist es uns gestattet, an einer andern Stelle auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Heute stehen wir auf dem capitolinischen Markte der City. Wir verlassen nun die Residenz des Lordmayors, um die anderen großen Göttertempel zu besuchen, die in der Nähe stehen*).

Schräg gegenüber von Mansion-House steht die Börse (Royal Exchange). Zwischen beide hindurch, vermittelst eingeschobener Häuserkeile getrennt, zieht sich King-

*) Auf eine Beschreibung des Innern von Mansion-House oder anderer Paläste, Museen u. dgl. einzugehen, liegt nicht im Plane dieses Werkes. Man findet darüber Genaues in den verschiedenen Handbüchern über London, in Murray's neuem Guide, in London and its vicinity, exhibited in 1851, John Weale und Anderen.

William=Street bis hinab nach London=Bridge, dann Lombard=Street, ein altes schmales Gäßchen, in welchem seit Jahrhunderten die großen Banquiers sich eingenistet haben*) (was aber nicht hinderte, daß der Dichter Pope daselbst geboren wurde); endlich Cornhill, eine der belebtesten, geräuschvollsten, reichsten Handelsstraßen der City, die, in ihrem weiteren Verlaufe mehrere Male den Namen wechselnd**), in beinahe gerader Richtung bis zu den östlichen Grenzmarken der ungeheuren Stadt fortläuft.

Die Börse ist ein großes, nach allen Seiten freistehendes Gebäude von imposantem Aeußern. Der Baustyl der Engländer ist nicht als musterhaft bekannt, namentlich wissen sie nicht immer mit den antiken Säulenordnungen umzuspringen, für welche sie eine entschiedene Liebhaberei haben, und die sie nicht selten dort anbringen, wo sie am allerwenigsten hingehören, so daß bei vielen ihrer Gebäude die Säulen getragen werden, statt als Stützen zu fungiren. Es herrscht ferner in den

*) Die Straße hat ihren Namen von den Lombarden; diese und die Juden hatten in früheren Zeiten ausschließlich das Banquiergeschäft in Händen. Als die Geldmacht der Ersteren sank und die Letzteren vertrieben wurden, bemächtigten sich im 17. Jahrhundert die Londoner Goldschmiede des einträglichen Geschäfts, und erst seit Beginn des 18. Jahrhunderts wurde es ein getrennter Erwerbszweig.

**) Leadenhall Street, Aldgate, High Street, Whitechapel, Mile End Road, Bow Road etc.

meisten ihrer öffentlichen jüngeren Bauten eine auffallende Monotonie; und ihre Säulenfronten, die sich an Mansion-House, wie an der Börse und an mehreren ihrer Theater wiederholen, sind sehr nach einem Muster gebaut, als wären sie sämmtlich fabrikmäßig in Birmingham erzeugt.

Diese Monotonie des öffentlichen Baustyles würde unerträglich sein, wenn ihr nicht das Klima unter die Arme griffe. Die rauchige Nebelatmosphäre Londons hat für sie in der That Ersprießlicheres gethan, als die Baumeister. Sie gibt den Gebäuden der City einen ehrwürdigen, antiken Anstrich, und die Kritik geht alten Baudenkmalen selten so scharf zu Leibe, als den Producten ihrer Zeitgenossen.

Diese Börse! Sollte man nicht glauben, sie stünde, wenn auch nicht seit mehreren Jahrhunderten, doch wenigstens seit einigen Jahrzehnten? Ist Westminster oder Somerset-House grauer, schwärzer anzuschauen? Und doch steht sie erst sieben Jahre! Im Jahre 1838 brannte das ungeheure Gebäude bis auf den Grund nieder. Es dauerte sechs Jahre, bis der neue Bau vollendet wurde. Das war im October 1844, wo er von Königin Victoria mit großer Feierlichkeit eingeweiht wurde.

Bis zur Zeit Elisabeth's hatten die Londoner Kaufleute kein Börsengebäude. Sie machten ihre Geschäfte unter freiem Himmel in Lombard-Street, oder auch vor und in St. Pauls ab, wo damals aller Welt Neuig-

keiten zuerst bekannt wurden, wo das große Stelldichein der Geschäftswelt, des Müßigganges, der Mode und der Prostitution war.

Da machte Sir Thomas Gresham, den die Königin oft als Unterhändler bei Anlehen, Waffeneinkäufen und dgl. m. auf dem Continente verwendet hatte, im Jahre 1563 der City den Vorschlag, ihr ein Börsengebäude zu bauen, wenn sie ihm nur den Platz dazu einräumen wollte. Der Antrag wurde angenommen, ein Bauplatz für 3737 Pfund 6 d. angekauft, und am 7. Juni 1565 wurde von Gresham selbst der Grundstein gelegt. Zu Ende des nächsten Jahres stand der Bau fertig da, und nach den vorhandenen Zeichnungen desselben zu schließen, war der Plan dazu der Börse von Antwerpen entnommen worden.

Die jungfräuliche Königin bezeigte ihr Wohlgefallen an dem Unternehmen ganz königlich dadurch, daß sie bei dessen Gründer zu Mittag speiste und dem Gebäude den Namen Royal Exchange gab; Sir Thomas Gresham dagegen vermachte sehr bürgerlich bei seinem Tode die Börse der City, und stiftete das, nach seinem Namen genannte, Collegium, welches in seiner Wesenheit gegenwärtig wohl schon zu bestehen aufgehört hat, als dessen Rudimente jedoch die gegenwärtigen Gresham-Vorlesungen betrachtet werden müssen. Sie gehören mit in die Rüstkammer der Citymißbräuche, denn sie entsprechen dem Zwecke ihres Stifters nicht, und sind

bloß Sinecuren einiger bevorzugter Professoren, welche für ein jährliches Stipendium von etwa 100 Pfund Sterling sich die Mühe nehmen, einige wenige Vorlesungen zu geben, deren Kritik einzig und allein den leeren Bänken des Vorlesesaales zusteht.

Gresham's Börse, die, von einem nachbarlichen Hause aus besehen, einem Stoppelfelde nicht unähnlich gewesen sein mag, denn sie hatte eine Menge kleiner, vorspringender Dachfenstergiebel und auf jedem derselben und auch auf der Spitze des Thurmes saß eine Heuschrecke — der Wappenvogel des Stifters — Gresham's Börse mit ihren vielen Heuschrecken, welche dem egyptischen England zur mercantilischen Plage wurde, indem die Juden, statt mit Hülfe der Heuschrecken auszuziehen, von ihnen in größeren Massen angezogen wurden, Gresham's Urbörse, sagen wir, brannte im Jahre 1666 ab, als beinahe ganz London ein Raub der Flammen wurde.

Aber die Citykaufleute hatten ihren neuen Tempel so lieb gewonnen, daß sie an dessen Wiederaufbau früher als an den ihrer Kirchen dachten. Zwei Jahre nach dem großen Brande war schon eine neue Börse fertig, und Karl II. weihte sie ein, und die aus dem Feuer gerettete Marmorbüste Gresham's erhielt einen Ehrenplatz in einer Mauernische, und eine große gerettete kupferne Heuschrecke — die einzige ihrer elendiglich verbrannten Geschwister — wurde auf die Spitze des neuen Thurmes gesetzt, wo sie gewaltig fror, bis sie die dritte

Feuersbrunst im Jahre 1838 von ihrer zugwindigen Position erlöste und — unsterblich, wie sie nun einmal ist — ihr für ihre alten Tage ein stilles ruhiges Plätzchen an der östlichen Fronte des heutigen Börsengebäudes anwies.

Die Zeiten haben sich seit Gresham gewaltig geändert. Damals kostete der schöne Bauplatz nicht volle viertausend Pfund; die heutige Börse kostete einmalhundert und funfzigtausend ohne den Bauplatz. Damals trug man Schnurr- und Zwickelbärte, und wer eine tolle Nacht verleben wollte, pilgerte in die Kneipen der City; heute ist Alles barbiert und in jedem Winkel langweilt sich eine Capelle. Damals verließen sich die Kaufleute auf ihren Verstand und die Ehrlichkeit ihrer großen Gläubiger; heute trauen sie weder dem ersten noch der letzteren, und haben aus lauter gottesfürchtiger Verzweiflung das Citymotto in der Börse angebracht: Domine, dirige nos! Herr, erleuchte uns, und offenbare uns die Stunde, in welcher wir Papiere kaufen oder verkaufen sollen.

Die Börse ist, wie gesagt, ein stattliches Gebäude. Doch rümpfen Männer von Fach die Nase, wenn sie ihre Details betrachten. Wozu diese vielen Winkel im östlichen Flügel, sagen sie, diese kleinen, nischenartigen Läden, welche den Eingang verengen? Sie sollten nicht vorschnell verdammen. Der Baumeister stieß hier auf ähnliche und größere Schwierigkeiten, als Parton beim

Bau des Ausstellungsgebäudes in Hydepark. Parton hatte nur mit Colonel Sibthorp, dem würdigen Mitgliede des Unterhauses, zu kämpfen, welcher der großen Idee des Prinzen Albert nicht einen kleinen Brombeerenstrauch, geschweige denn die prächtigen Ulmen, die auf dem der Weltindustrie angewiesenen Platze standen, zum Opfer dargebracht wissen wollte. „Macht euch mit euren modernen Industrieideen“ — donnerte der ritterliche Don Quixote — „so breit wie ihr wollt, aber die Bäume müßt ihr uns leben lassen. Sie sind für England mehr werth, als das ganze Industriepack, das uns die freihändlerischen Quacksalberträume unsrer Zeit in's Land bringen — —“ Und was sagte Parton? „Nun in Gottes Namen,“ sagte er, „lassen wir die alten Stämme stehen; sie werden sich unter Dach bringen lassen.“ Gesagt, gethan; baute sein Glashaus in der Mitte um ein hundert Fuß höher, und so entstand der Transept, und Jedes hatte seinen Platz: die Menschen, die Waaren, verlorene Kinder und Unterröcke, schlechter Kaffee, gute Taschendiebe, England, Frankreich und Deutschland, zuweilen auch der Regen, wenn's draußen zu arg war, und er irgendwo trocken unterkommen wollte. Nur Colonel Sibthorp nicht; der kam nie über die Schwelle.

Dem Baumeister, der den Plan zur neuen Börse entwarf — Mr. Tite hieß er — ging es, wie oben gesagt, noch viel schlimmer. Der hatte mit einer ganzen Legion kleiner conservativer Sibthorpe zu kämpfen und

mußte sich ihrem Willen beugen. Hören Sie, wie das zuging:

Die alte abgebrannte Börse hatte auf drei Seiten ihres Erdgeschosses seit alten Zeiten eine Menge Läden und Ladenbesitzer. Diese besaßen ihre wenigen Quadratklafter Raum, wo sie kauften, verkauften und handelten, kraft eines Miethcontractes auf vierzehn, oder einundzwanzig Jahre oder auf noch längere Termine, wie dies in England beim Miethen von Wohnhäusern und Geschäftslocalen allgemeine Sitte ist. So lange der Contract in Kraft ist, sind die Miether so viel wie absolute Herren der gepachteten Räumlichkeiten, und werden diese durch Elementarschäden, z. B. durch Feuer zerstört, so ist der Eigenthümer oft, je nach den festgestellten Bedingungen, verpflichtet, sie in ihren früheren Verhältnissen wieder aufzubauen.

Beim Neubau der Börse machte nun jeder Ladenbesitzer seine Rechte geltend. Es war ihnen von Wichtigkeit, daß ihre Verkaufsmagazine wieder genau auf jenem Flecke zu stehen kämen, wo ihre alten Kunden aus- und einzugehen von früher her gewohnt waren. Was kümmerte den Gevatter Handschuhmacher die architektonische Schönheit, die Einwürfe des Comites, die Verzweiflung des Baumeisters, dem dadurch Daumschrauben angelegt wurden? Mr. Wilson wollte seine Ladenthüre gerade wieder an derselben Ecke haben, wo sein Vater und vielleicht sein Großvater aus- und eingegangen

war. Das Gesetz war auf seiner Seite. Das leidige, unverbrüchliche, unzweideutige Gesetz, welches anderswo von einem ästhetischen Könige aus ästhetischen Rücksichten durch eine allerhöchste Cabinetsordre zur Thüre hinausgeschmissen worden wäre, stand auf der verkohlten Schwelle und forderte gebieterisch seine Rechte. Keine Macht in England steht hoch genug, sie ihm zu schmälern. Und so entstand das neue Börsengebäude, zum großen Theile nach der alten Raumeintheilung, so daß alle seine Fehler der leidigen englischen Gesetzesverehrung (von oben), alle seine Schönheiten dem Architekten doppelt zum Verdienst angerechnet werden müssen.

Warum die Börsenbesucher keine geschlossene Halle zu ihrer Verfügung haben, und ihre Geschäfte entweder im unbedeckten Hofraume oder in der offenen Säulenarcade, welche den Hof umgibt, abmachen müssen, ist vielen Leuten heute noch ein Räthsel. Das Londoner Klima ist doch am wenigsten für den Aufenthalt im Freien geschaffen, und der Engländer hat, selbst dreifach von Flanell umflossen, noch immer eine gräßliche Angst vor Zugluft und Rheuma! Dennoch ist er verdammt, im Winternebel, im Regen und im Sonnenschein, unter freiem Himmel ein Bettler oder Millionär zu werden. Das kommt daher, weil der Engländer, aus Gesundheitsrücksichten, vor ganz geschlossenen Räumen eine nicht minder große Angst hat, wie vor Gicht und Erkältungen aller Art, und weil das Gresham-Comite, welches

den Bau der Börse leitete, sich kraft dieser Angst für die unbedingte Ventilation entschieden hatte.

Aber es scheint, daß man in letzter Zeit von dieser Idee wieder zurückgekommen ist. Die Kunst, große, luftige Glasdächer zu bauen, ist in Mode. Vielleicht dauert es kein Jahr mehr, und der Börsenhof mit seiner Statue der Königin Victoria in der Mitte, hat eine Glasglocke als Sturmhaube auf dem Kopfe.

Gewisse Geschäfte, die in vieler Beziehung großartiger als die Papierspeculation sind, werden seit lange schon in geschlossenen Räumen abgemacht. Da sehen Sie im Börsengebäude selbst eine breite Treppe, und auf dieser Treppe in gewissen Tagesstunden ein geschäftiges Auf- und Abrennen, und darüber an der Eingangsthüre mit großen, goldenen Lettern geschrieben: „Lloyd's Café."

Steigen wir getrost die Treppe hinauf und lassen Sie uns sehen, was es mit diesem Kaffee für eine Bewandtniß hat. Denn, daß es kein Zwillingsbruder der Pariser, Berliner und Wiener Kaffeehäuser ist, haben wir schon aus der Oertlichkeit errathen, in der es sich eingenistet hat.

Wir gelangen in eine große, geräumige, in edlem Styl gehaltene Vorhalle, die ihr Licht von der Decke empfängt und nach verschiedenen Sälen führt, vor deren jedem ein Portier in scharlachrother Livree steht. In der Vorhalle selbst sehen wir einige Marmorstatuen,

links eine große Marmortafel, von den Kaufherren Londons der „Times“ zum ewigen Andenken gewidmet, als Dank dafür, daß es ihren kostspieligen Bemühungen gelungen war, die Fäden eines großen Betruges zu entdecken, der durch ganz Europa künstlich verwebt war und die Londoner Handelswelt zu großem Schaden gebracht hatte; in der Mitte der Halle eine hohe schwarze Tafel, in den Boden eingerammt, darauf täglich Name, Abfahrtsstunde und Bestimmung aller Postschiffe, welche England an diesem und dem nächstfolgenden Tage verlassen, verzeichnet sind. Sie gibt Zeugniß von der auf dem Continente kaum geahnten Rührigkeit und Verkehrsthätigkeit dieses Inselvolkes.

Rechts im Winkel sehen wir über einer Thüre die Inschrift: Saal der Capitäne. Hier hat Niemand Zutritt, wer nicht einen Kauffahrer unter seinem Commando oder mit dem Commandanten Geschäfte abzumachen hat. Dann wieder ein Salon, das sogenannte Commercial room, allen fremden Kaufleuten, die nach London kommen, als Versammlungsort gewidmet.

Doch lassen wir diese Räume, um in den gegenüberliegenden Saal zu treten, dessen Mahagonithüren nicht einen Augenblick lange still stehen. Hier sitzen in langen Reihen die sogenannten Underwriters, d. h. diejenigen, welche Schiffsassecuranzgeschäfte machen. Hierher kommen zuerst alle telegraphischen Berichte von angekommenen, ausgelaufenen, gestrandeten und verlornen

Fahrzeugen. In diesem herrlichen, hundert Fuß langen und achtundvierzig Fuß breiten Saale hat eines der großartigsten Geschäfte Englands und der Welt seine Heimath aufgeschlagen.

Wer immer durch die Thüre tritt, wirft seine Blicke vor Allem auf den dicken Folianten, der hart am Eingange auf einem Pulte liegt. Das ist Lloyd's Tageregister, in dem die neuesten Vorkommnisse nicht bloß der englischen, sondern aller Welt Häfen in Kürze verzeichnet sind: das sybillinische Buch, aus dem jeder Underwriter das Schicksal seines jüngsten Geschäfts ablesen kann. „Ist das Schiff, das wir versicherten, schon ausgelaufen? Wurde es auf seiner Fahrt von andern Fahrzeugen gesprochen? Ist es im Hafen seiner Bestimmung angelangt? Ist es nicht? Verspätet? Verschlagen? Zertrümmert? Verloren?" Millionen werden hier im Laufe eines Jahres gewagt und verspielt und gewonnen. So festbegründet ist der Ruf dieses Instituts, daß kaum eine befrachtete Barke aus einem der Nord- oder Ostseehäfen, der französischen, spanischen oder indischen Meere in See geht, ohne bei Lloyd's versichert zu sein, oder vielmehr durch Lloydagenten in den betreffenden Seehäfen versichert zu werden, weil die Assecuranzen in England einer enormen Regierungssteuer unterworfen sind. Seine Zweigetablissements sind auf allen bedeutenden Seehandelsplätzen der Erde zu finden, sein Concentrationspunkt aber ist hier in London, in den Bureaux

in Cornhill, in dem eben beschriebenen Saale der Börse. — Von dem innern Getriebe dieser Seeassecuranzgeschäfte hier ausführlich zu sprechen, kann nicht die Rede sein. Wer aber einen Begriff von dem innern Leben der britischen Geschäftsmanipulation mit nach Hause bringen will, darf London nicht verlassen, ohne einen Blick in dieses Institut zu werfen, das man Lloyd's Kaffeehaus nennt, in dessen Diensten so mannigfaltige Kräfte, unterstützt von allen neuen Erfindungen unsrer Zeit, arbeiten, um die neuesten Ereignisse so rasch als möglich zum Centralpunkte der ganzen Geschäftsmaschine zu befördern, dessen Schiffslisten für Alle, die irgend ein Interesse an dem Seehandel der Welt haben, unentbehrlich geworden sind, dessen von Jahr zu Jahr erscheinende Uebersichten für Seeleute, Rheder, Schiffbauer und Handelsherren die reichste Quelle praktischer Belehrung abgeben, und dessen über alle Zonen der bewohnten Erde ausgedehntes Geschäft mit so wunderbarer, harmonischer Genauigkeit geführt wird.

Noch lassen Sie uns, bevor wir die breite Treppe wieder hinabsteigen, für einen kurzen Augenblick in den Lesesaal eintreten.

Lautlose Stille! Lesetische, Sitze, Schreibtische aus Mahagoni der Havannah! Zeitungsleser da und dort! Wer kann wissen, aus welchen Ländern? Rings aber längs der Wände hohe mit Fächern versehene Stehpulte voll aufgeschlagener Zeitungen, deren bloßes Format uns

schon von den meisten sagt, daß sie nicht auf europäischem Boden aufgeblüht sind. In der That sind es Blätter von jenseits des Oceans, versprengte Kinder aus China, Bombay, Brasilien, Australien, dem Cap und allen Häfen und Inseln des stillen Weltmeeres; eine Sammlung, wie sie kaum in irgend einem Leselocale der Welt so vollständig wieder zu finden ist, wogegen sie aber der Vorwurf trifft, schlechter geordnet zu sein, als die des Triester Lloyd's und der Hamburger Börsenhalle.

Hier offenbart sich dem Gaste aus deutschem Binnenlande mit imponirender Gewalt die ungeheure Ausdehnung der periodischen Handelsliteratur. Wie verschieden ist dieses Lesecabinet von allen, die wir in der Heimath gesehen? Wie weit müssen die Verbindungen eines Volkes reichen, um das Halten solcher Journale zum Bedürfniß zu machen? Wie sehr verschwinden hier unsre anerzogenen Ehrfurchtsbegriffe von der Größe unsrer heimathlichen Geschäftssphären? Die Romantik der Knabenzeit taucht wieder in unserm Geiste auf. In der Kinderstube hatten wir gehört, daß der Handel ein Bindungsmittel der verschiedenen Welttheile sei, daß Kaufleute die Boten fortschreitender Cultur zwischen einem Erdstrich und dem andern gewesen, daß man Geographie, Geschichte, Politik und Gott weiß was noch Alles verstehen müsse, um einen tüchtigen Handelsmann abzugeben. Dabei sahen wir unsern Nachbarn, den „ver-

mischten Waarenhändler“ Jahr aus Jahr ein nichts als Tüten drehen und Zucker abwägen. Er wußte von der Geographie eben so wenig wie von der Weltgeschichte, und von dieser noch weniger als von der Politik. Nichtsdestoweniger war er ein reicher Mann, und Honoratior der Stadt, und alle Welt sagte, er sei ein Mustermensch von einem tüchtigen Kaufmann. Wie sollte ein Kindergehirn sich diesen Widerspruch der Theorie mit dem handgreiflichen Leben zurecht legen?

Als wir älter wurden und in die Hauptstadt kamen, da sahen wir wieder große Kaufleute, Banquiers, Comtoirkönige. Sie drehten zwar keine Tüten, wie der „vermischte Waarenhändler,“ unser früherer Herr Nachbar und Honoratior, sie waren feiner gekleidet, lasen sogar anständig geschriebene Zeitungen und sprachen gern über politische Tagesereignisse. Aber darum hatten doch gar viele unter ihnen keinen Begriff von der Politik, in der sie discutirten und speculirten, hatten von Geographie, Waarenkunde rc. rc. das Wenige, das sie in der Jugend gelehrt wurden, längst wieder vergessen, und hießen dabei dennoch sehr gebildete Kaufleute. Unsre romantischen Knabenbegriffe von den Erfordernissen, den Einflüssen und der geistigen Verzweigung des Welthandels bekamen wieder einen gewaltigen Stoß.

Da tauchen plötzlich, wo uns der Zufall in Lloyd's Lesesaal führt, die alten Eindrücke wieder auf. So war

denn doch nicht Alles Lüge, was wir in der Kinderstube gehört! Da liegen sie, die Handelsboten, welche den Bildungsaustausch der Welttheile befördern! Weder Wissenschaft noch Religion waren mächtig genug, diese Organe zu gründen. Ihr Dasein verdanken sie einzig und allein dem Handel. Für diesen mögen sie immerhin bloß Mittel zur Erreichung materieller Zwecke sein. Ihr Einfluß auf die friedliche Fortentwickelung der Menschheit ist darum nicht minder bedeutend*).

Wir verlassen nun Lloyd's Kaffeehaus und Royal-Exchange. Beide sind in London nicht vereinzelt. Letztere hat viel von ihrer Wichtigkeit verloren und fungirt jetzt bloß als Wechselbörse. Die Ausbreitung des englischen Handels seit Gresham's Zeiten mußte natürlich eine

*) Es sind in Lloyd's Lesesaale außer ungefähr hundert englischen Zeitungen noch Journale von folgenden Punkten der Erde: Adelaide, Algier, Amsterdam, Antigua, Antwerpen, Auckland, Augsburg, Baltimore, Barbadoes, Berbice, Bermuda, Bombay, Bordeaux, Boston, Bremen, Brüssel, Buenos Ayres, Cadix, Calcutta, Cap, Colombo, Constantinopel, Copenhagen, Demerara, Frankfurt, Gaspe, Gibraltar, Gothenburg, Grahamstown, Granada, Gröningen, Halifax, Hamburg, Havre, Hobart Town, Honduras, Hong-Kong, Jamaica, Lissabon, Madras, Madrid, Mailand, Malta, Marseille, Moulmein, Mauritius, Mobile, Montevideo, Montreal, Nassau, Neufundland, New-Orleans, New-York, Ostfriesland, Panama, Port Natal, Port au Prince, Prinzen-Inseln, Port Philipp, Quebeck, Rio Janeiro, Rotterdam, St. Christopher, St. John, St. Lucia, St. Petersburg, St. Vinzent, Shangan, Singapore, Smyrna, Schwanenfluß, Sidney, Triest, Trinidad Valparaiso.

Ausbreitung und Zersplitterung der Börseninstitute hervorbringen. Folgende gehören zu den bedeutendsten:

Die Kornbörse in Mark-Lane, gegenwärtig der größte Getreidemarkt der Erde, begünstigt durch die Aufhebung der schweren Kornzölle und durch die ununterbrochene Fahrbarkeit des Themsehafens, während die Flüsse, Canäle und Häfen Amerika's, Nordeuropa's und des schwarzen Meeres im Winter vom Eise gesperrt sind;

die Kohlenbörse in Thames-Street, wo nicht das einzige, doch das großartigste Geschäftshaus in diesem Artikel, von dem hier an sechzig Millionen Centner jährlich umgesetzt werden;

die Stock Exchange für Staats- und Industriepapiere, welche, wie die beiden vorigen, an Bedeutsamkeit mit Royal-Exchange rivalisiren. Der österreichische Finanzminister, dem der schlechte Geist der Wiener Börse in der letzten Zeit so viel Kummer machte, dürfte hier Gelegenheit finden, zu sehen, um wie viel wirksamer das unbeschränkte Selfgovernment der Börsenmänner die Disciplin in ihren Reihen aufrecht zu erhalten versteht, als alle Regierungsdecrete. Das hiesige System der Stock-Exchange besteht der Hauptsache nach in Folgendem: Es operiren zwei getrennte Arten von Geschäftsleuten: Makler (brokers) und Capitalisten (jobbers). Jeder Börsencandidat muß sich nicht nur einer Ballotage, sondern auch einer bestimmten Probezeit unterziehen, er muß von zwei Mitgliedern empfohlen sein, denen er seit

zwei Jahren bekannt war, und von diesen Beiden muß überdies noch Bürgschaft für ihren Candidaten geleistet werden. Bankeruttirte werden erst dann wieder zugelassen, wenn sie sich mit ihren Creditoren ausgeglichen haben, bleiben jedoch für immer ausgeschlossen, wenn der Bankerott ein betrügerischer war. In allen Disciplinarfragen hat das von den Börsenmitgliedern freigewählte Comite ausgedehnte Vollmacht. Brokers sollen keine Geschäfte für eigene Rechnung machen, declariren jedoch (gegen die Gesetze der übrigen Börsen) ihre Committenten nicht und sind daher für diese verantwortlich. Die Jobbers machen ihre Geschäfte comptant oder auf Zeit, mit oder ohne Brokers und stehen gleichfalls unter der Disciplin des Comites. Fremde werden nicht zugelassen. Jede Einmischung der Regierung ist stillschweigend verbeten;

das Jamaica-Kaffeehaus, in welchem viele Westindienfahrer und Minenactienbesitzer zusammenkommen, um ihre Geschäfte abzumachen;

das nord- und südamerikanische, das baltische, jerusalemitische und ostindische Kaffeehaus sehen in ihren Räumen alle Jene, welche mit den betreffenden Gegenden in Verbindung stehen;

in Garraway's Kaffeehaus werden Geschäfte in Leibrenten und in Landbesitzungen gemacht;

the Auction Mart für Auctionäre der verschiedensten Gegenstände;

the Hall of Commerce, ein Leseinstitut und zugleich als Geschäftshaus für diejenigen eingerichtet, welche keine eigenen Räumlichkeiten für ihr Geschäft haben;

Commercial Sale Rooms, zugleich mit Mincing Lane der Vereinigungspunkt für Gewürz- und Spezereihändler, wo jährlich über funfzig Millionen Pfd. Thee, fünf Millionen Centner Zucker, zwanzig Millionen Pfd. Tabak, dreißig Millionen Pfd. Kaffee und funfzigtausend Centner Indigo zum Verkauf kommen, wo außerdem die großen Auctionen von Pfeffer, Gewürznelken, Cochenille, Schafwolle, Farbehölzern u. dergl. stattfinden.

Viele Börseninstitute dieser Art sind eingegangen; so das Kaffeehaus der Levante, von New-York, Carolina, Virginia ꝛc. Andere entstehen mit jedem Tage und jeder Geschäftszweig hat seinen bestimmten Concentrationspunkt. So gibt es eine Art Börse für Vieh-, Leder-, alte Kleider-, Bücher-, Eisenhändler u. dgl. mehr.

Von den funfzig Millionen Pfund Thee, welche im östlichen London verkauft werden, ist eine Handvoll schwarzer Blätter gen Westen, nach Guildfort-Street geschleudert worden. Sie liegt auf dem Grunde der ehrwürdigen silbernen Familientheekanne und diese steht auf dem Tische des bekannten Parlours. Die Hausfrau mustert wieder stillschweigend ihre zwei Mann hoch in

Fronte aufgestellten Tassen, die Offiziere und Flügelmänner. Dame Bella liest den eben in's Haus gebrachten „Punch" und lächelt selig, nicht sowohl über die oft sehr derben Witze, als über die englische Preßfreiheit, welche sie gestattet; die beiden jüngeren Töchter des Hauses haben sich auf Einem Stuhle zurechtgefunden und studiren in stiller Andacht gemeinschaftlich den David Copperfield, zwei kleinwinzige Enkel Sir John's tanzen in der Ecke gemüthlich Quadrille; Mis Milly, das Factotum der Wirthschaft, trippelt ab und zu und läßt ebenfalls die Theetassen Revue passiren; Sir John aber hat wieder die „Times" in Händen und schüttelt sehr ernst das Haupt, denn er hat Gladstone's Brief über Neapel gelesen.

Dem Dr. Keif hatte er doch nie ganz geglaubt, wenn dieser ihm Tag für Tag erzählte, die Gerichtsbarkeiten in Italien seien nicht ganz so musterhaft, wie sie ein Aristides wünschen müßte; aber jetzt, da auch der Gladstone Aehnliches behauptet, Mr. Gladstone — ein geborener Engländer — a very respectable man — Conservativer bis unter den warmen Flanell hinein — — freilich jetzt wird's ernst.

Wir sind von unsrer Wanderung nach dem Citycapitol zurückgekommen, und treten in die behagliche Stube. Guten Abend! Und Händeschütteln nach allen Seiten! Wir sitzen um den Tisch; der Thee wird aufgegossen; Sir John hat die „Times" unter seinen Lehn-

stuhl versteckt, um dem Doctor nicht gleich eine Waffe in die Hände zu spielen. Er fragt, wo wir uns herumgetrieben haben, und nachdem wir ihm unsern Spaziergang geschildert, fragt er wieder, den Kopf etwas rechts gegen die Lehne des Armstuhls neigend: „Nun?!" — —

Dieses „Nun" Sir John's, mit dieser Kopfbewegung, in diesem Falle, bedeutet etwa Folgendes: „Nun, was sagen Sie zu London? Spaß! nicht wahr? So ein Geschäft in Mincing-Lane! Kleinigkeit! So ein Stück Leipzig oder Frankfurt? Nur Geduld! Sie werden erst sehen, was England ist! Sie werden bald die Augen aufmachen! Kleinigkeit! Was nur bei Lloyd im Jahr verassecurirt wird! He? — —"

Sir John ist heute vollkommener Sieger. Wir haben auf diesem Terrain keine Waffe gegen ihn. Vergebens versucht Dr. Keif zu beweisen, daß auch Deutschland so reich und groß werden könne, wie England; es brauche nur etwas mehr Einigung und etwas weniger Regierung, etwas mehr Flotten und etwas weniger Zollschranken ein wenig mehr Geld und viel weniger Militär — Sir John gibt das Alles theilweise zu, aber seine dreißig Millionen Pfund Kaffee und seine zwanzig Millionen Pfund Taback vom heutigen Datum kann ihm doch Niemand abstreiten; und ob's morgen und in hundert Jahren in Deutschland besser sein wird, das weiß freilich kein Mensch.

„Aber jetzt" — fährt der Triumphator des Abends

fort — „glauben Sie wahrscheinlich schon einen Begriff von der Großartigkeit des Londoner Geschäfts zu haben? Sie haben nicht den tausendsten Theil gesehen. Lloyd versichert bloß Schiffe. Was circuliren aber nicht für ungeheure Capitalien durch die Feuer-, Ackerbau- und Lebensassecuranzen! was —"

„Halt, Sir John! die Lebensassecuranzen! Man geht kaum durch eine Straße Londons oder eines kleinen englischen Städtchens, ohne auf die Bureaux dieser Lebensversicherungen zu stoßen. Gegen Feuer- und Wetterschäden versichern wir auch in Deutschland. Die Lebensassecuranzen dagegen sind viel weniger bekannt, sind noch nicht recht in's Volk gedrungen. Könnten Sie uns über deren System etwas Genaueres mittheilen?"

Sir John, der selber Director eines solchen Instituts ist, erklärt uns nun das Wesen der ganzen Gattung, und eben weil sie in Deutschland noch viel zu wenig gekannt ist, wollen wir die Auseinandersetzung unsers freundlichen Wirthes der Hauptsache nach mittheilen.

„Wenn ich Ihnen sage, meine Herren!" — beginnt Sir John mit ernster Miene — „daß der Ursprung der Lebensversicherungsanstalten sich vom Anfange des vorigen Jahrhunderts her datirt, daß die erste derselben, the Amicable, im Jahre 1706 gegründet wurde, so glaube ich damit nur meine Pflicht gegenüber der gerühmten Gründlichkeit meiner verehrten deutschen Zuhörer zu erfüllen, jener Gründlichkeit, welche das prosaische

England an den stammverwandten Deutschen stets zu würdigen verstand."

„Bravo, Bravo!" ruft Dr. Keif und reicht seine Theetasse über den Tisch, um mit dem Herrn des Hauses anzustoßen, der aber nach englicher Sitte die lärmende Demonstration bloß mit einem kaum sichtbaren ernsten Kopfnicken erwiedert.

„Ueber den Zweck der Lebensassecuranzen brauche ich nicht viel Worte zu verlieren. So verschieden dieselben in verschiedenen Verhältnissen des Lebens auch sein mögen, so bleibt der Hauptzweck für den Versichernden doch der, durch Einzahlung kleiner Jahresprämien seinen Angehörigen ein Capital oder eine Rente für den Fall seines Absterbens zu sichern. Es wird freilich eingewendet, der Versichernde könne die Prämie, welche er der Gesellschaft jährlich zu zahlen hat, besser zinsbringend unterbringen, wo sich nach einer Reihe von Jahren ein ansehnliches Capital für seine Angehörigen anhäufen würde; aber dazu gehörte eine wirkliche Lebensgarantie, d. h. eine Bürgschaft, daß er so und so viele Jahre leben werde — was nur Gott wissen kann — und überdies die Gewißheit seiner eigenen Charakterstärke, jenes Capital unter keinen Verhältnissen anzugreifen. Versichert er aber die Summe von z. B. Eintausend Pfund für den Fall seines Absterbens bei einer unsrer Gesellschaften, so kann er einen Tag nach Einzahlung des erstjährigen Prämienbetrages getrost die Augen schlie-

ßen. Die tausend Pfunde werden demjenigen, der die Police (den Schein) bringt, sofort ausbezahlt."

„Der Vortheil des Versicherten liegt Ihnen nun wohl klar vor Augen, und Sie werden mir wohl beistimmen, wenn ich sage: Es ist die Pflicht eines Jeden, der ein fixes Einkommen hat, eines Beamten u. dergl., von seinem Gehalte so viel in eine Versicherungskasse zu legen, daß seinen Angehörigen, im Falle seines frühzeitigen Todes, ein Anhaltpunkt im Leben bleibe. In den meisten Fällen sind solche kleine Ersparnisse auch möglich. Aber es dürfte Ihnen nicht so schnell einleuchten, wie die Assecuranzgesellschaften mit solchen Bedingungen reüssiren oder auch nur bestehen können."

„Dennoch kann ich Ihnen sagen, daß unsre alten Gesellschaften sich in sehr brillanten Umständen befinden, und daß die neu zuwachsenden auch nicht zu klagen haben. Um nur ein Beispiel anzuführen, will ich Ihnen bemerken, daß die Equitable — im Jahre 1762 gegründet — vor einigen Jahren ein Capital von zwölf Millionen Pfund hatte, von dem seither ein gut Stück Geld unter die ältesten Theilhaber vertheilt wurde. Hübsches Geschäft! Kleinigkeit! Nicht wahr? —" Großer Schluck aus der Theetasse.

„Woher aber die Quellen dieses Reichthums? werden Sie fragen. Aus Folgendem: Was die älteren Compagnieen anbelangt, waren ihre Prämienstatuten auf Mortalitätstabellen gegründet, die eine weit größere

Sterblichkeit, als wirklich stattfindet, zur Basis nahmen. Dann gaben sie den Versicherten nie einen Antheil vom Gewinn, ein System, welches erst durch die große Concurrenz hervorgerufen wurde. Dazu kam endlich, daß sie ihre Capitalien und eingelaufenen Prämien in Consols anlegten, die in den damaligen Kriegszeiten auf fünfundsechzig und siebenzig herabgesunken waren, und heute beinahe pari stehen. Diese brillanten Erfolge kommen freilich nicht so leicht wieder vor; aber die Gewinnsquellen, welche allen unsern Lebensassecuranzen noch immer offen stehen, sind folgende:

1) aufgehäufte Interessen der einlaufenden Prämiengelder;
2) empfangene Gelder für bedingte Leibrenten, die durch früheres Absterben der vorgemerkten Personen nie ausgezahlt zu werden brauchen;
3) durch Policen, deren Prämien nur eine Zeit lang eingezahlt wurden, wo dann mit dem Aufhören des stipulirten Einzahlens die Gesellschaft aus aller Verbindlichkeit ist (lapsed Policies);
4) durch Ankauf von Policen, deren Prämie eine Reihe von Jahren gezahlt wurde, welche aber die Inhaber nicht länger einzahlen können oder wollen; wofür die Versicherungsanstalten in der Regel nicht mehr als ein Drittel der eingezahlten Prämien geben, wo dann die beiden andern Drittheile nebst den Interessen Gewinn der Compagnie sind;

5) durch Anlegung der Capitalien auf Hypotheken, Anlehen u. dgl."

„Die Concurrenz" — fuhr Sir John nach kurzer Pause, während welcher er wieder einen Schluck Thee nahm, fort — „die freie Concurrenz hat eine ganze Masse von Assecuranzsystemen hervorgerufen, um dem Publicum das Versichern so einladend als möglich zu machen. Das Geschäft hat dadurch viel Chancen verloren. Freilich bei Ihnen zu Hause hätte sich eine Gesellschaft längst das k. oder gar das k. k. Privilegium erworben, und wäre ihre funfzig Jahre im alten Schlendrian fortgewackelt, und am Ende wär' doch kein Leben in die Sache gekommen. Bei uns in England aber geht dergleichen nicht. Freie Bewegung überall, das bleibt die Hauptsache. das gibt Leben; jedes andere System führt zum Siechthum oder zum Tod."

„Da haben wir jetzt Versicherungsanstalten ohne Capital, wo die versicherten Summen bloß von der eingelaufenen Prämienmasse gezahlt werden, und jeder Versicherer zugleich Theilnehmer ist (eine Sache, die bei uns über den Spaß geht, da jeder Actionär mit seinem ganzen Hab' und Gut für die Zahlungsfähigkeit der Compagnie, welcher er angehört, einstehen muß). Dann gibt es Gesellschaften mit bedeutendem Stammcapital, wo die Auszahlung der Policen dem Versicherten verbürgt ist, der Gewinn jedoch bloß denjenigen anheimfällt, welche das Stammcapital zusammenschossen. Derlei Ge-

sellschaften gibt es nur sehr wenige. Endlich solche, welche ein Actiencapital besitzen und es den Versicherten freistellen, gegen eine etwas erhöhte Prämienzahlung Theil am Gewinnste beanspruchen zu können. Es ist dies ein System, welches jetzt von den meisten unserer Versicherungsanstalten angenommen ist."

„Um Ihnen die verschiedenen Versicherungs-Modificationen auseinanderzusetzen, würde ein guter Winterabend nicht hinreichen. Genug an dem, daß Sie Ihr Leben bis zu Ihrem Tode, oder auch auf bestimmte Zeit, daß Sie Ihr eigenes oder ein fremdes*), ein junges und ein altes, ein gesundes und ein krankes Leben versichern können, daß es Ihnen frei steht, so zu versichern, daß Ihre Angehörigen nach Ihrem Tode ein bestimmtes Capital oder eine bestimmte Leibrente bekommen, kurz, daß Sie in England mit sehr wenig Geld, aber bei vernünftiger Anwendung desselben, eben so comfortable sterben wie leben können."

Um Dr. Keif's Mundwinkel spielt ein mildes Lächeln.

„Ja wohl! comfortable leben und sterben!" — fährt

*) Im letzten Falle muß nachgewiesen werden, daß man ein pecuniäres Interesse am Leben desjenigen hat, den man versichern will. Selbstmord enthebt die Gesellschaft von der Auszahlung der Police. Bei Seeleuten, Soldaten, Menschen, die ein gefährliches Handwerk treiben, chronisch Erkrankten ꝛc. wächst die Prämie, wie es denn überhaupt hier eine unendliche Menge von Abstufungen und Bedingungen gibt, die nicht bei jeder Gesellschaft gleich sind und über die man bei jeder Auskunft erholen muß.

Sir John mit erhöhter Stimme fort. — „In Deutschland versteht man weder das Eine noch das Andere, lebt in Saus und Braus in den Tag hinein, und stirbt Einer, muß er sich wahrhaftig schämen, vor seinem Tode noch einmal die Augen gegen seine Frau und Kinder aufzuschlagen. Bleiben als Bettler zurück. Wo steckt da die Gemüthlichkeit? Wollen Sie die Schuld wieder einmal auf Ihre Regierungen schieben? Glaub's nicht. Ihre Regierungen hätten gegen Lebensversicherungen gewiß nichts einzuwenden, aber Ihre Capitalisten stecken ihre Fonds lieber in Börsenspeculationen, als in ein solides Industrie- oder Assecuranzunternehmen, die dem Lande zum reellen Nutzen gereichen. Ihre Regierungen kämen Ihnen vielleicht auf halbem Wege entgegen; würden, statt den Wittwen ihrer Civil- und Militärbeamten Pensionen auszuzahlen, lieber das Leben der Männer versichern. Es dürfte sich dabei für die Regierungen ein Ersparniß herausstellen, und die Wittwe bekäme, wenn's ihr lieber ist, und Töchter zu verheirathen da sind, beim Tode ihres Mannes gleich ein hübsches Capital in die Hände. Aber freilich, dergleichen will berechnet, genau berechnet werden. Ihr seid zu poetisch, seid keine Freunde von Zahlen, habt keinen Associations- und auch keinen soliden Speculationsgeist. Finge einmal ein praktischer Mensch an, so ein Assecuranzgeschäft in Deutschland zu machen, husch! wäre der Schwindel und die Regierung hinterher." (Man sieht, wohin sich Sir

John von Leidenschaftlichkeit reißen läßt). „Ich will damit nicht sagen, daß es bei unsern Assecuranzen keinen Schwindel gab. Kleinigkeit! Sehr viel Schwindel gab's, und die Regierung war auch hinterher. Aber wir, meine Herren! Das Parlament nahm sich der Sache an, unsre eigenen Vertreter auf unsre eigene Veranlassung. Und seitdem ist's besser. Jede Gesellschaft muß sich über ihren Geschäftsplan, ihre Statuten, Gründer, Bürgschaften u. s. w. ausweisen, aber bevormundet werden wir deshalb noch nicht; um Concession braucht darum keine neue Gesellschaft zu bitten; die Regierung mischt sich nicht weiter in unser Geschäft. Das soll sie einmal versuchen! Kleinigkeit!"

Sir John hat seine Aufregung — offenbar war an Allem des Doctors Lächeln Schuld — durch einen neuen Schluck Thee niedergekämpft, und aus dem Schlusse seiner Vorlesung wollen wir noch Folgendes aufzeichnen:

„Trotzdem, daß die Lebensversicherungen in England sehr populär geworden sind, haben sie noch nicht jene allgemeine Verbreitung im Lande gefunden, die sie verdienen. Man nimmt ungefähr zwei Millionen Familienhäupter an, deren Verhältnisse es ihnen zur Pflicht machen sollten, ihr Leben zu versichern. Von dieser Summe ist aber bis jetzt kaum der zehnte Theil versichert, da man von der Zahl der existirenden Policen die Duplicate abziehen muß, d. h. solche, deren Leben in mehreren Anstalten versichert ist."

„Mit seltenen Ausnahmen nimmt nämlich keine Versicherungsgesellschaft auf ein Leben weniger als funfzig, mehr als fünftausend Pfund Sterling an, und sollte man von der einen oder andern eine höhere Police erhalten, so versichert diese Anstalt einen Theil wieder bei Schwesteranstalten et vice versa."

„Will Jemand sein oder eines Andern Leben versichern, so ist er verpflichtet, ein beglaubigtes ärztliches Document über seinen oder des Andern Gesundheitszustand bis in die geringsten Details vorzulegen. Je älter das versicherte Individuum oder je unsicherer dessen Gesundheitszustand in jener Zeit ist, wo er die Police nimmt, desto größere Prämien werden ihm berechnet. Im Durchschnitt, wofür wir das vierzigste Lebensjahr annehmen, beträgt die Prämie drei Procent. Erscheint aber das Leben eines dreißig oder vierzig Jahr alten Individuums, vermöge der ärztlichen Aussage, als weniger sicher (good), so wird ihm die Prämie nach dem Grade der Unsicherheit so berechnet, als ob das Individuum um fünf oder zehn Jahre älter wäre."

„Die Londoner Lebensversicherungsanstalten, deren es gegenwärtig nicht weniger denn einhundert sechs und zwanzig gibt, sind durch die ungeheuren Capitalien, über welche sie zu disponiren haben, neben der Bank von England, die größten Geldmächte des vereinigten Königreichs geworden. In ihren Portefeuilles liegen außer den Schuldverschreibungen des Staates bedeutende

Quantitäten von Eisenbahnpapieren, ausgedehnte Pfandverschreibungen auf die Güter der englischen Aristokratie, und namentlich der irischen Grundbesitzer. Viele borgen auch gegen sichere Deckung kleinere Summen an ihre Mitglieder; alle betheiligen sich bei Anlehen großer Gesellschaften und Corporationen."

„Ihre Agenten sind über alle Theile der bewohnten Erde zerstreut, und beziehen bei jeder Versicherung, die sie ihrer Chefgesellschaft in London zumitteln, bedeutende Procente, welche sie zur Thätigkeit anspornen. Sie erhalten, um hier nur die Statuten Einer Gesellschaft zu erwähnen, bei einer Versicherung für's ganze Leben zehn Procent bei der ersten, und fünf Procent bei allen folgenden Prämieneinzahlungen, bis die Police verfallen ist. Von einer einzigen Prämie für die ganze Lebensdauer des Versicherten beziehen sie vier Procent, und fünf Procent von Policen, die nur für bestimmte Lebenstermine genommen wurden."

„Fragen Sie, welche Klassen der Gesellschaft in England sich vorzüglich bei Lebensversicherungen betheiligen, so läßt sich wohl darauf antworten: Jene, welche ein fixes Einkommen besitzen, wie Beamte, Schreiber, Commis, Staatsdiener u. dgl. Aber auch der Handwerker, dem das Schicksal seiner Familie für den Fall seines Todes Sorgen macht, und der redliche Kaufmann, der vor den Wechselfällen des Schicksals seine Augen nicht verschließen will, versichert sein Leben zum Besten

seiner Angehörigen, oft dann, wenn ihm das Glück am freundlichsten lächelt. Man kann wohl sagen, daß es bei uns keinen Stand mehr gibt, welcher von den Vortheilen der Lebensversicherungen nicht Gebrauch machte. Die Nutzanwendungen sind auch gar zu verschieden."

„Ich kannte einen Mann, der seinem Sohn zweitausend Pfund Sterling, sein ganzes Vermögen, geborgt hatte. Auf dem Todtenbette quälte es ihn, daß er seiner Frau nichts hinterlassen konnte, da der Sohn Alles in Händen hatte. So machte er es denn in seinem Testamente dem Sohn zur Bedingniß, sein Leben für die genannte Summe zu versichern, damit im Falle seines frühern Todes die Mutter in den Besitz des ungeschmälerten Capitals eintrete. Die Frau folgte ihrem Mann aber nach zwei Jahren in's Grab, und die, während dieser Periode vom Sohne eingezahlten, nach dem Tode der Mutter natürlich nicht weiter fortgesetzten Prämienzahlungen waren reiner Profit der Anstalt."

„Auch unser höchster Adel, selbst unsre Könige und Prinzen von Geblüt fühlen menschliche Ahnungen, versichern ihr Leben, oder gestatten, daß dies von ihrer Umgebung geschehe. Unsere Lords, deren unermeßlicher Reichthum zumeist in Majoratsgütern besteht, versichern ihr Leben für hohe Summen zu Gunsten ihrer jüngeren Kinder, besonders, wenn es Mädchen sind. König Wilhelm IV. hatte sein Leben in verschiedenen Anstalten für vierzigtausend Pfund versichert, um seine natürlichen

Kinder zu versorgen, von denen nur der älteste Sohn eine Pairie nebst einem Majoratsgut besaß. Das Leben des verstorbenen Herzogs von Cambridge, des Oheims unsrer Königin — God bless her! — war für mehrere tausend Pfunde von seiner Dienerschaft, die mit dem Absterben ihres Herrn ihr Brod verloren hätten, versichert. Und so könnte ich Ihnen der Beispiele noch viele aufzählen, um Ihnen die Nutzanwendung dieser Anstalten klar zu machen. Aber, meine Herren, Sie müssen mit Ihrem englischen Professor heute schon zufrieden sein. Freilich in Deutschland haben Sie bessere, und ich habe auch allen Respect vor ihnen. — Herr Doctor! Auf die Gesundheit der deutschen Professoren!"

Aber der ehrenwerthe Doctor war längst in seine eigenen Gedanken versunken. Der ehrenwerthe Doctor hatte nie viel Sinn für Prämienzahlungen, Procente, Capitalien, Dividende und Assecuranzen gehabt. Zudem war seine Tasse längst zum vierten Male gefüllt worden.

„Auf die Gesundheit unsrer deutschen Professoren?" — rief er, aus seinen Träumen erwachend, — „funfzig Millionen Pfund Thee in Mincing-Lane! Und kein Atom in meiner Tasse! Wo steckt die Größe Englands, Sir John? Gut Nacht! Gut Nacht! Good night, all!" —

Eilftes Kapitel.

Das Citycapitol.

Zweiter Theil.

Wir haben zwei Göttertempel der City beschaut, Mansion-House und Royal-Exchange. Wir haben einen flüchtigen Blick in deren Inneres gethan, wie er eben flüchtigen Wanderern gestattet ist. Die Nacht hat uns überrascht und zurück in unsere trauliche Behausung geführt. Heute stehen wir wieder auf dem capitolinischen Markte, um den dritten Tempel, die „Bank von England", zu besuchen.

Ihr Aeußeres hat etwas Mysteriöses an sich. Halb Mauer und halb Haus ist sie keines von beiden und beides zugleich. Für eine bloße Mauer ist der Bau zu prunkhaft mit Nischen, blinden Fenstern und Säulen aller Art ausgestattet; als Gebäude ist es zu unansehnlich, zu niedrig, zumal da ihm ordentliche Fensteröffnungen fehlen. Der vor uns liegende Plan des Baumei-

sters sagt aber ganz einfach, daß es nichts mehr und nichts weniger als eine Mauereinfassung sein soll, und damit müssen wir uns zufrieden geben.

Von allen Seiten freistehend wie die Börse, ist das Bankgebäude von dieser durch Threadneadle-Street getrennt, westlich wird es durch Princeß-Street, nördlich durch Lothbury und östlich durch Bartholomäus-Lane von den nachbarlichen Häusern geschieden. Es bildet ein regelmäßiges, verschobenes Viereck; doch sagen alle vernünftigen Leute, es versinnliche die Quadratur des Cirkels und das Studium unserer heutigen Philosophen.

Wir treten ein. Der Thorweg hat gar nichts Feierliches, Anregendes, wie man es von einem Thorwege erwarten sollte, der in's Laboratorium eines großen Zauberers führt. Kein Druidenfuß auf der Schwelle, keine feurigen Eulen, keine gespenstigen Fledermäuse, wie wir sie bei allen Schatzgruben in Dutzenden zu sehen gewohnt sind, nicht einmal ein paar langweilige Grenadiere, die doch im lieben Vaterlande niemals fehlen, wo ein öffentliches Gebäude steht, — je weniger deren Inhalt werth ist, desto mehr Grenadiere stehen dort gewöhnlich Wache —; wahrhaftig, es sieht hier ganz weltlich, bürgerlich, civilistisch aus. Ein rother Portier gibt Auskunft, ein ältlicher grauer Mann, kaum stark genug, um einen communistischen zwölfjährigen Knaben zu bändigen, wenn ein solcher sich's einfallen ließe, das Eigenthum der englischen Nation zu bedrohen. Entsetzlicher Gedanke das!

Wir gehen über einen freien Hofraum, von dem nach rechts und links Gänge auslaufen, welche zu Seitenflügeln führen. Wir steigen einige Stufen hinauf, — warum sollten wir nicht? es steigen ja eine Menge Menschen auf und ab — und befinden uns plötzlich in einem großen, hohen, weiten Saale. Der Saal ist ein Bureau, gleichgiltig welches, aber es ist gar nicht unheimlich darin, wie in unsern heimathlichen Bureaux, die alle so officiös, beengend, calmirend thun. Im Gegentheil, es ist da große Gesellschaft beisammen, wohl über hundert Menschen, Beamte und Publicum zusammengenommen, und die Beamten sehen gar nicht so aus wie Beamte, sind ganz schlichte Menschen, die mit Jedem so geschäftig thun, als wären sie Commis in einer Spezereihandlung und die Anderen wären Kunden. Keine Spur von Würde! von beamtlichem Selbstbewußtsein! es ist gerade, als hätten sie nichts Anderes zu thun, als das Publicum zu bedienen. Und wieder dieses Publicum! Hat man je dergleichen in einem königlichen Amtslocale gesehen? Männer, Weiber, Jungen! Hut auf dem Kopf! Arm in Arm wie auf der Promenade! Wechseln oder bringen oder holen Geld, als wenn's beim Nachbar wäre? Haben mitunter auch gar nichts da zu thun! Plaudern miteinander! Stehen am Kamin in der Mitte des Saales und wärmen sich den Rücken! Unverschämtes Pack! Hat gar keinen Respect! Weiß nicht, daß es in einer Amtsstube ist! Was steht Er da, Er Lümmel, und

kratzt sich in den Haaren, und hat die Pfeife in der Hand! Brennt wohl gar noch! He! Weiß Er, wo der Zimmermann 's Loch gemacht hat! So gar, gar kein Respect! Die Welt geht unter!

In langen Reihen, rings an den Wänden, stehen und sitzen, schreiben, rechnen, wägen und zahlen die Bankofficianten. Vor ihnen eine Schranke aus gebräuntem Mahagoniholz, vor Jedem ein Zahltisch, eine Messingwage, ein Häuflein Menschen, die abgefertigt sein wollen. Das Geschäft ist gut geordnet. Es braucht Niemand lange zu warten.

Freilich im Saale daneben ist's lebendiger. Wir stehen in der Mitte des Jahres. Heute ist Zahltag. Die Interessen der Dreiprocentigen werden einkassirt. Ist das ein Drängen und Wogen! Wohl an funfzig Kassirer, wenn nicht mehr, sitzen im doppelten Kreise in dem hochgewölbten, mit Kuppel und Laternen versehenen Saale. Sie thun nichts, als zählen und wägen, und wägen und zählen. Ueberall Geklinger von Gold, das mit kleinen Messingschaufeln über die Zahltische geschoben wird; bei jedem Kassirer Drängen und Stoßen; jeder Zahltisch belagert; die Flügelthüren auf und zu; kein Ende abzusehen; es muß wohl viele Leute in England geben, die ihr Geld in dreiprocentigen Consols stecken haben.

Was da nicht für Figuren ab- und zugehen! Dort sitzt ein alter Mann mit einem Stelzfuß an der Wand

und wartet, wer weiß, wie lange schon, um vorzukommen. Aber mit einem Holzbein ist nicht gut drängen. Der alte Herr scheint's zu wissen. Er schaut auf die große silberne Uhr — ist kaum Mittagszeit — steckt ruhig seinen Rock zwischen die Schenkel, greift in die hintere Rocktasche, zerrt und zerrt von vor nach rückwärts — endlich hat er's heraus! ein Packet in ein Zeitungsblatt gewickelt. Er öffnet's. Was ist darin? Sandwiches! Weißbrodschnittchen, dazwischen kalte Hammelschnitten mit Salz und Senf und Pfeffer mundgerecht bestrichen. Die Kniee sind sein Tisch, das Zeitungsblatt sein Tischtuch. Scheint gut zu schmecken, alter Herr! Thut ganz, als ob er zu Hause wäre. Ist an's Warten am Dividendentag wahrscheinlich gewöhnt.

Die junge Dame links sieht dafür desto ungeduldiger aus. Sie hat schon zu wiederholten Malen versucht, sich zu einem der Kassirer durchzudrängen, hat's bald rechts, bald links probirt, aber immer vergebens. John Bull ist gar so ungalant, wenn er in Geschäften (oder im Theater oder auf der Straße) ist, stößt, tritt, drängt nach allen Seiten. Die arme, hübsche, junge Frau! sie kann lange warten. Das auf die Fußspitzen stellen, hilft Ihnen heute nichts, Madam! Sie kommen nicht vor! Müssen morgen Ihr Glück versuchen!

Dem kleinen Jungen drüben geht's besser. Ein ganz hübscher blonder Bursche das, mit einem Körbchen am Arm. Vielleicht der Sohn einer Wittwe, die nicht

selber kommen kann, ihre paar Pfund zu beheben. Und der Knabe macht ein sehr weinerliches Gesicht, denn vor ihm stehen lauter große Leute, die ihm die Aussicht benehmen. Da heben ihn ein paar kräftige Arme in die Höhe und schwingen ihn bis auf einen der Zahltische vor: „Bitte, Sir, befriedigen Sie diesen kleinen Staatsgläubiger hier, er wird sonst erdrückt.“ Allgemeine Heiterkeit des Publicums und Jeder macht dem Knaben gern Platz, denn das muß man John Bull wieder lassen, gegen Kinder ist er immer lieb und gut. „So recht, mein kleiner Gentleman, schau zu, daß man Dir Dein Geld nicht stiehlt, bevor Du zu Hause bist! Wie man nur so ein baby mit Geld über die Straße schicken kann!“ —

In diesem Flügel des Hauses, den wir zuerst betreten haben, reiht sich Bureau an Bureau, alle zur ebenen Erde, meist von der Decke ihr Licht empfangend, in großem Style angelegt, darunter Säle, in denen ein großer König banketiren könnte. In ihnen wird Geld gegen Banknoten, werden diese gegen Münze umgewechselt, in ihnen werden die Interessen der englischen Staatsschuld ausgezahlt, die Namen der Creditoren gebucht, gelöscht, umgeschrieben; hier wird das eigentliche Bankgeschäft getrieben, insofern es direct mit dem großen Publicum in Berührung steht.

Diese Säle sind daher auch für Jedermann zugänglich; sie bilden die Centralhalle des englischen Geldver-

kehrs, die große Wechselstube Londons. Jeder Engländer ist hier Schildwache und Constable, denn jeder Engländer hat ein Fleckchen in der Bank, oder wünscht wenigstens eins zu haben, das sein Eigenthum ist. Wer aber weiter in's Innere des Heiligthums dringen will, muß eine Einlaßkarte von einem der Bankdirectoren haben. Wir haben uns dieselbe schon vor mehreren Tagen verschafft; wir zeigen sie einem der Diener, die ab- und zugehen; er nimmt sie uns ab, weist uns in ein kleines Cabinet auf dem Corridor und bittet uns ein wenig zu gedulden.

Die Stube, in der wir stehen, ist ein Wartezimmer, wie es deren viele im Gebäude gibt. Ihr Mobiliar ein runder Tisch, ein paar Stühle und und — — weiter nichts. Gar nichts? Und doch so traulich? so heimlich? Rein unbegreiflich, wie die Engländer in all ihre Stuben eine Wohnlichkeit hineinzaubern, die wir nur zu oft selbst in den reichsten Häusern unserer Heimath vermissen! Jeder fühlt's, der herüberkommt. Mag er Privat- oder Gasthausstuben gemiethet haben, mag er sich bei einem Handwerker oder bei einem Banquier eingemiethet haben, er fühlt den Zauber gleich heraus; er wird ihn schmerzlich vermissen, wenn er wieder über den Canal zurückgeht. Es kann nicht anders sein, der Zauber muß wohl im Teppich und im Kamin liegen. Hexerei ist doch nicht dabei?

Es thut uns ordentlich leid, so schnell aus dem traulichen Wartezimmer erlöst zu werden. Ein anderer

Diener bringt unsere Karte zurück und kündigt sich als unsern Führer an. Durch offne Höfe und gedeckte Gänge gelangen wir in den saubern, mit breiten Steinen gepflasterten Raum, wo die Dampfmaschine des Hauses steht. Große Cylinder, gewaltige Schwungräder, Pumpenstangen blank wie Silber, die Kugeln der Parallelogramme gewichtig wie Vierundzwanzigpfünder und der Kessel eine kleine Feuerhölle. Alles in riesigem Maßstabe und doch wieder Alles so sauber, so harmonisch, so geschmackvoll.

Ja wohl geschmackvoll. Es wird den Engländern vielfach und zum Theil mit Recht, der Vorwurf der Geschmacklosigkeit gemacht. Sie wissen nicht recht ihre Toiletten zu tragen, haben keinen Sinn für die Fabrikation kleiner allerliebster Rippes, die sich in dem Gehirn der Franzosen in ewig neuen reizenden Formen erzeugen, ihre großen Tafeln und Feste, ihre Phantasiestoffe und Luxusartikel, ihre Moden und socialen Gewohnheiten streiten oft gegen die Anforderungen eines geläuterten Geschmacks; aber dafür gibt es Dinge, in welchen sie, was reinen Geschmack betrifft, alle andern Nationen weit überbieten. Dahin gehören die Bodencultur, die Leder- und Eisenwaaren-Fabrikation u. dergl. mehr.

Gebt einem Franzosen, Deutschen, Spanier, Belgier und Engländer ein rohes Stück Eisen in die Hand, daß er daraus eine einfache Schraube zu einer Dampfmaschine anfertige. Tausend gegen Eins zu wetten, daß

die Schraube des Engländers sauberer, zweckmäßiger und auch gefälliger aussieht. Er weiß einen gewissen Schwung, eine gewisse solide Zierlichkeit in jedes seiner Eisen- und Stahlwaarenfabrikate hineinzulegen, die jedem Laien in die Augen fallen muß. Man konnte sich davon in der großen Ausstellung, man kann sich davon in jedem englischen Wohnhause überzeugen, wenn man sich die Mühe nimmt, das untergeordnete Küchengeräthe, die Zange, Schaufel oder den Feuerschürer der Kamine zu betrachten. Alles massiv, solide, gewichtig, geschmackvoll.

Wie herrlich steht nicht die Dampfmaschine der Bank da! In allen ihren Theilen vollendet, harmonisch. Sie ist die bewegende Seele des ganzen Gebäudes. Ihre Kräfte reichen weit über ihren Aufstellungsort bis in die entlegensten Theile des Hauses hinein; sie setzt tausend Zahnräder und Walzen und Kolben in Bewegung; sie selbst steht einsam in ihrem Gehäuse, im vorgeschriebenen Takte arbeitend, unbewacht, ohne menschliche Nachhilfe. Auch anderswo haben sich die Dampfmaschinen so ziemlich von der Nachhilfe ihrer Herren emancipirt, nur der Kessel ist gewöhnlich noch Kind und kann nicht leben, wenn ihm nicht sein Brennfutter in den Rachen geschoben wird. Hier hat sich auch der Kessel von der menschlichen Hilfe emancipirt, holt sich selbst seinen Nahrungsstoff, und füttert sich regelmäßig nach seinem Bedürfniß. Der große, runde Feuerrost ist nämlich beweglich; er dreht sich kreisförmig in seiner horizontalen Ebene

und bringt dadurch jeden Punkt seiner Fläche in regelmäßigen Zeitabschnitten unter eine Oeffnung, aus welcher seine Nahrung, die Steinkohle, auf ihn herabfällt. Der Wärter der Maschine hat nichts zu thun, als den Kohlenbehälter, der, nach unten sich trichterförmig verengend, oberhalb des Rostes angebracht ist, am Morgen mit Brennmaterial zu füllen und das Feuer anzuzünden. Mit dem ersten Quantum Wasserdampfes, welches in den Cylinder der Maschine strömt, um den Kolben und das Schwungrad zu beleben, wird auch der Rost des Kessels in seine kreisförmige Bewegung versetzt. Und von da an ist jede menschliche Nachhilfe überflüssig *).

Wirft man einen Blick in das Innere der Höhlung, so ist es, als dehnte sich eine feurige Hügellandschaft vor uns aus, oder als sei das Meer in ruhigerem Zustande, wenn es bloß kleine Spitzwellen wirft, in Feuer erhärtet worden. So eben und regelmäßig glüht die verkleinerte Kohle auf der ganzen großen Ebene des Rostes, so regelmäßig ist die Scheibendrehung und in Folge dieser die Speisung durch den Kohlentrichter.

Welch' verschiedene Kräfte diese einsam stehende Dampfmaschine in Bewegung setzt, werden wir gleich zu erfahren Gelegenheit haben. Wir sind unserm Führer über

---

*) Dergleichen Kesselapparate gibt es jetzt schon viele. Sie wurden aber in der Bank zuerst eingeführt.

eine enge Steintreppe nachgefolgt, und gelangen nun in Räume, welche mit den großen Sälen, die wir zu Anfang gesehen, gewaltig contrastiren. Es sind die schwarzen Handwerkerwerkstätten, worin alle Gegenstände, welche die Bank erfordert, fabricirt werden. Da sitzt ein Mann in einer kleinen Stube, und macht die Stahlplatten zurecht, auf welchen die Banknotenform und Schrift gravirt werden sollen. Eine schwere Arbeit, trotzdem, daß die Dampfmaschine den scharfen, harten Keil, welcher die Platten dünne schabt und glättet, in Bewegung setzt. Ein ewig schriller Ton, der ein zartes Ohr zur Verzweiflung treiben könnte. Ein langweiliges, eintöniges Geschäft obendrein. Aber das gehört mit zu den Schatten, welche die schnellwachsende Maschinenwelt um sich wirft — ist vielleicht der allerschwärzeste —, daß der Arbeiter durch seine gleichförmige, mechanische Arbeit verdummt, in sich selbst versumpft, daß er aufhört Handwerker und Künstler zu sein, um zum Handlanger seiner Maschine herabzusinken, die keine andere Geschicklichkeit, keinen selbstständigen Kunstgriff von ihrem Meister (richtiger ihrem Diener) fordert, als daß er ihr die Stahlplatte oder das Weberschiffchen genau auf den Punkt hinschiebe, wo sie es fassen, handhaben oder bearbeiten kann.

In der angrenzenden Stube wird Schwärze für den Banknotendruck bereitet und fein gerieben. Wahrlich eine einfache Operation, zu der man ein paar Hunde

abrichten könnte. Aber auch hier arbeitet die leblose Maschine, freilich mit wunderbarer Genauigkeit. Der dabei angestellte Arbeiter hat nichts zu thun, als die schwarze, regelrecht bereitete Mischung den Walzen hinzureichen. Diese bemächtigen sich ihrer, zerreiben sie und liefern sie zum Gebrauch ab. Wenn dann ein einziges Sandkorn in der Masse gefunden wird, hat die Maschine nicht ihre Schuldigkeit gethan. Aber Sie finden kein Sandkorn und wenn Sie ganze Tonnen solcher Druckerschwärze durchwühlen.

„Sehen Sie!“ — sagt der gefällige Arbeiter — „zwischen diesen großen Walzen muß die Schwärze durchfließen, um gehörig verrieben zu werden. Die Walzen sind von feinem Stahl und massiv genug; dennoch würden sie durch kleine Sand- und Steinpartikel bald ihre nothwendige Politur verlieren. Dagegen hilft dieses seitliche Segment. Geben Sie Acht, ich schiebe die Spitze meines Messers gegen den gemeinschaftlichen Tangirungspunkt der Walzen. Haben Sie gesehen, wie sie sich gleich bei der leisesten Berührung von einander trennen? Das geschieht jedesmal, wenn ihnen das allerkleinste, harte Körnchen unterkommt. Das nehmen sie nicht an, das lassen sie durchfallen und so bleibt ihre Politur unbeschädigt.“

Es ist wunderbar. Wir könnten dieser Maschine, die an und für sich so einfach ist, stundenlang arbeiten

zusehen. Was ist eine schamhafte Mimose gegen diese centnerschweren, und doch so zartfühlenden Stahlwalzen, die bei der Berührung eines Sandkorns sich auseinanderschlagen! Das Alles hat jenes kleine Segment mit dem Gewichte gethan. Beschreiben läßt sich dergleichen hier nicht, auch wäre es ohne Zeichnung nicht gut möglich. Aber unsere frühere, vorlaute Behauptung wollen wir zurücknehmen. Dazu kann man keinen Hund abrichten, und auch ein Mensch kann die Arbeit dieser Maschine unmöglich ersetzen. Ihm muß der Stolz genügen, sie gemacht zu haben.

Von diesen Arbeiterstuben, in denen noch manches untergeordnete, scheinbar unwichtige und doch unerläßliche Material für die Banknotenfabrikation gearbeitet wird, gelangen wir in die großen Werkstätten der Buchdrucker und Buchbinder. In beiden arbeitet Dampf, arbeiten auch Menschenhände. Die Bank von England, welche im ersten Jahre ihrer Gründung an einem gewöhnlichen Hauptbuch genug hatte, braucht zu ihren Tagesrechnungen gegenwärtig über dreihundert derselben. Sie werden im Hause liniirt, paginirt, mit Titel und Rubrikenaufschriften versehen, werden hier gefalzt, beschnitten, geheftet, gebunden. Das ist eben das Interessante des Bankgebäudes, daß es sich alle seine Erfordernisse (mit alleiniger Ausnahme des Papiers) innerhalb seiner Ringmauer erzeugt, wo nur irgend möglich,

mit Maschinen arbeitet, und die verschiedensten Handwerke unter seinem Dache vereinigt*).

Wie im steingepflasterten Gewölbe des Erdgeschosses, wo wir die große Centraldampfmaschine sich selbst füttern gesehen haben, finden wir auch in andern Räumen große Maschinenungeheuer, rauschend, zischend, klappernd, oft unsichtbare Arbeit verrichtend, deren Resultate wir erst in einem andern Flügel des Hauses — wie der Führer versichert — kennen lernen sollen. Dabei stehen sie einsam, sich selbst überlassen; in den langen Sälen, wo sie arbeiten, und in den Corridoren, die zu diesen Sälen führen, kein Mensch zu sehen, keines Menschen Tritt zu hören, keines Menschen Einfluß zu verspüren! Und dabei diese gleichmäßige Umdrehung der Zahnräder! Diese Geschäftigkeit der Schwungriemen! Diese Unermüdlichkeit der Kolben, die sich desto wüthender auf und ab zu bewegen scheinen, je länger wir sie in's Auge fassen! Es liegt viel Großartiges in diesen menschenleeren Räumen, wo der menschliche Geist unsichtbar über

*) Mit Einschluß der Beamten, Drucker, Graveure, Diener u. s. w. sind an tausend Menschen bei der Bank beschäftigt. Ihre Besoldung beginnt mit 50 Pfd. Sterling für einen jungen Angestellten von siebenzehn Jahren, und steigt mit jedem Jahre, bis sie das Maximum von 260 Pfd. Sterling erreicht hat. Der Durchschnittsgehalt ist ohngefähr 225 Pfd. Sterling. Die Beamten avanciren nach dem Dienstalter und erhalten Pension. Es gibt gegenwärtig an zweihundert überzählige Pensionäre, deren jeder im Durchschnitt 180 Pfd. Sterling jährlich bezieht.

der Maschinenwelt schwebt, wie der Odem Gottes am Schöpfungstage über den Gewässern der Erde. Es liegt viel Großartiges darin, aber auch viel Schauerliches.

Es wird uns ordentlich wohl, als wir wieder in einen schmalen, gepflasterten Hof hinabkommen, und ein lebendiger, zweibeiniger Arbeiter an uns vorübergeht. Und doch sieht weder der Arbeiter noch der kleine Hof sehr freundlich aus. Letzterer ist von kahlem Gemäuer umgeben, dessen Ziegel schlecht überworfen sind, und dessen rauher Oberfläche Zeit und Regenfeuchtigkeit hier und da einen blaßgrünen Pflanzenüberzug angelegt haben. Der ganze Hofraum sieht stark ruinenartig aus, und die schwarzen, festgeschlossenen, eisernen Fensterläden, die sich an seiner Mauereinfassung hinziehen, machen ihn noch finsterer.

„Das ist die Bibliothek der Bank," bemerkt unser Führer.

Uns kann so leicht nichts mehr überraschen. Wir haben Werkstätten ohne Menschen gesehen, warum nicht auch eine Bibliothek ohne Bücher? Warten wir geduldig. Vielleicht steckt eine freundliche Maschine den Arm aus einem der verschlossenen, schwarzen Fensterläden heraus und überreicht uns den Katalog. Aber nein; unser Führer, höflich und dabei nicht übermäßig gesprächig, öffnet eine kleine Doppelthüre und ladet uns schweigend ein, durch sie einzutreten.

Ein niedriger, enger, gewölbter Gang wie in Fe-

stungs-Casematten, — spärliches Licht durch die dicke Seitenmauer einfallend — am Ende des Ganges eine starke Eisenthüre — dahinter ein kleines, gewölbtes Gemach, ohne Fenster, von einer Gaslampe schwach erleuchtet. Unsere Augen brauchen Zeit, sich an's neue Licht zu gewöhnen; bald werden die Gegenstände um uns klarer; wir stehen vor einem Gitter; und hinter demselben ein kleines, freundliches, graues Männchen in schwarzem Frack und weißer Cravatte. „Das ist der Bibliothekar der Bank," sagt unser Führer. Von Büchern noch immer keine Spur. Wir sollen auch keine zu sehen bekommen.

Das kleine, freundliche Männchen nimmt uns zu sich hinter's Gitter, und da sehen wir in langen Reihen, an den Wänden aufgestapelt, auf Eisenfächern, bis zur Decke hinauf, Stöße und Packete von Banknoten geordnet. Das nennen sie die Bibliothek der Bank. Ist aber doch die antiquarische Rumpelkammer des Hauses. Hierher kommen nämlich jene Banknoten, welche wieder in die Bank-Bureaux einlaufen. Von diesem Augenblick an haben sie keinen Werth mehr, denn dieselbe Banknote wird nie wieder ausgegeben. Sie werden bloß für eine bestimmte Reihe von Jahren in der „Bibliothek" deponirt, um im Falle eines Diebstahls, Betruges, Processes u. dgl. m. zu Gunsten des Publicums wieder producirt werden zu können. Haben sie ihre Frist abgelegen, werden sie verbrannt.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde bringen Bureaudiener neue Stöße zur Gitterthüre. Vor wenigen Minuten waren diese kleinen Papiere viel Geld werth. Jetzt sind sie Maculatur. Ihre Zeit ist abgelaufen. Manche Banknote lebt lange in Ehren, macht den Weg nach dem Continent, nach Indien oder nach Adelaide hin und zurück, und kommt sehr abgerieben und altersschwach wieder an ihrem Geburtsort an; andere leben wieder kaum einen Tag in der großen Welt, werden heute aus der Bank geholt und laufen morgen vielleicht wieder ein. Das ist unser aller Schicksal. Wie Gott will: So spricht der Bibliothekar in kurzen Absätzen, dann macht er uns eine höfliche Verbeugung und geht an sein Geschäft. Wir sind gut englisch verabschiedet.

Vom Antiquarladen, wo gute und schlechte Bücher brüderlich mit einander verfaulen, bis zur Druckerei, wo sie das Licht der Welt erblickten, ist oft nur ein kurzer Weg. So auch in der Bank. Von der Bibliothek sind wir in kürzester Zeit in die eigentliche Werkstätte des Banknotendrucks gelangt.

Der Plattendruck, als solcher, geschieht ganz einfach. Die Wunder der Maschinenwelt bestehen zumeist in der selbstthätigen Vorschiebung der Nummern (jede Banknote wird mit fortlaufenden Zahlen doppelt bedruckt) und in der Controle, welche sie über die Arbeiter ausübt. Dieser ist ohne menschliche Bewachung. Die Maschine, welche er zum Drucken zwingt, zwingt ihn zur Ehrlich-

keit. Ein Unterschleif ist nicht möglich, denn bei jedem Exemplar, das er zum Abzug unter die Maschine bringt, schiebt diese ihre Nummer ein, und zeigt zu gleicher Zeit auf verschiedenen, zum Theil ganz entlegenen Theilen des Gebäudes an, welche Nummer eben abgezogen wurde. Daß die Maschinen dies so regelmäßig leisten, daß sie gewissermaßen unser dekadisches Zahlensystem so herrlich eingelernt haben, daß, wenn die eben gedruckte Note die Zahl 979 hat, bei der nächsten die beiden letzten Ziffern von der Maschine weggeschoben und dafür im Augenblick eine Acht und eine Null hergezaubert werden, und daß sie dieses Manövre dem, mit der Druckcontrole Betrauten zur selben Stunde in seinem abgesonderten Bureau wiederholt, — das ist der Triumph des menschlichen Erfindungsgeistes, vor dem wir in Staunen versinken; das ist zum Theil auch das Resultat jener vielen, einsam arbeitenden, in einander greifenden Räderwerke, die uns früher so unheimlich gewesen waren.

Es ließe sich noch viel von den staunenswerthen Leistungen des hier bis zur größten Vollkommenheit gediehenen Maschinenorganismus erzählen. Aber es hieße am Ende doch nur unsere Eindrücke wiedergeben. Das Eine wollen wir aber unseren Leserinnen nicht vorenthalten, daß die Bank auch ihre schmutzige Wäsche durch Maschinenhände waschen läßt, sich demnach nicht nur von der männlichen, sondern auch von der weiblichen Handarbeit zu emancipiren sucht.

Die Wäsche der Bank (das sind die langen, dicken, flanellartigen Tücher, welche beim Banknotendruck gebraucht und dabei tüchtig beschmutzt werden) kommt in's Waschlocal, das unmittelbar unter einem der Dächer liegt. Hier stehen große Kufen mit kaltem und heißem Wasser gefüllt, welche die schmutzigen Tücher, der Reihe nach, durchwandern müssen. Zuerst das sogenannte Einweichen; dann das eigentliche Waschen und Reiben, welches durch ein Räderwerk unter Wasser sehr kunstgerecht durchgeführt wird; darauf wieder eine warme Kufe, und dann wieder eine kalte zum Auswinden, und endlich eine Trockenstube von vielleicht 200° F., in welcher die gewaschenen Tücher aufgehängt werden. Alles Dampf, Alles Maschine. Keine ehrbare Hausfrau. Keine geschäftigen Wäscherinnen. Keine Drehrollen. Und gar kein Lärm im Haus am großen Waschtage. Es läßt sich gar nicht sagen, wie viel Mißachtung gegen das ganze Frauengeschlecht in dieser Procedur liegt. Aber es geht den armen Handwerkern ja auch nicht besser. Sie müssen's verschmerzen.

Aus jenen Theilen des Bankgebäudes, wo wir die Maschinenwelt in ihrer größten Glorie gesehen haben, geleitet uns unser Führer nach andern Regionen. Die Scene ändert sich schnell, kaum daß man's ahnen kann, wie viel Verschiedenartiges innerhalb dieser Mauer neben einander Platz gefunden hat. Wir befinden uns jetzt in jenem Theil des Gebäudelabyrinthes, wo die Em-

pfangs- und Berathungssäle des Gouverneurs, der Directoren, deren Privatbureaux und die der obersten Secretaire liegen*).

Reizende, freie Hofräume mit frischem Rasen und nieblichem Strauchwerk bepflanzt — dazwischen manch guter schattenreicher Baum — sorgsam gepflegte, mit gelbem Sand bestreute Gänge — es ist klar, aus der englischen Fabrikstadt sind wir plötzlich in die Sphäre

*) Der Bankvorstand besteht aus einem Gouverneur, Vicegouverneur und vierundzwanzig Directoren, von denen jährlich acht durch neue ersetzt werden. Jeder Eigenthümer von Bankactien im Belauf von 500 Pfd. hat ein Recht zur Wahl. Doch ist diese selten so allgemein. Der Gouverneur muß Actien im Werth von 4000 Pfd., der Vicegouverneur von 3000 Pfd. und die Directoren je 2000 Pfd. besitzen. Aber sie werden selten aus der Klasse der großen Capitalisten gewählt, da diese zu viel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu thun haben. Der Vorstand bezieht als Honarar 8000 Pfd. jährlich; die Summe ist groß genug, als daß sich nicht zu jeder Zeit Bewerber fänden. So kam es, daß bis in den letzten Jahren der Bankvorstand von einer Clique eben nicht allzu respectabler Speculanten gebildet wurde. Aber als die Fallissements unter dieser Clique gar zu häufig wurden (im Jahre 1837 machte der Gouverneur Bankerutt in bester Form), betrachteten es die Actionäre für ihre Pflicht, den Vorstand zu purificiren, was auch mit vieler Gründlichkeit geschah. Der Gouverneur und Vicegouverneur stehen mit dem ersten Lord des Schatzes oder dem Schatzkanzler (Finanzminister) in directer Geschäftsverbindung. Die Directoren halten wöchentlich eine gemeinschaftliche Sitzung; nebstdem findet an jedem Mittwoch eine Berathung von 10 Directoren und täglich eine Zusammenkunft des Gouverneurs mit einem Comite von 3 Directoren statt. Viermal im Jahre kommen die Actionäre zu einer Generalversammlung zusammen.

englischer Parkanlagen und Wohnhäuser versetzt. Und diese Gebäude, die hier im Grünen stehen, sind Paläste, reich mit Säulen, Freitreppen und Sculpturwerken verziert; ihr Inneres dagegen Alles an Pracht überbietend, was man sich von eigentlichen Geschäftsgebäuden denken mag. Säle, hoch und luftig wie Kirchen, reiche Kuppeln überall, und dabei ein Luxus an kostbarem Täfelwerk, architektonischen Verzierungen, Teppichen und Möbeln, der für ein Königsschloß nicht zu gering wäre. Wir staunen diese herrlichen Räume an, welche mit ihrem frischen Wiesengrün mitten in die City hinein, hinter eine hohe Ringmauer, gezaubert wurden. Die Anlagen sind so herrlich und dabei so friedlich, so wohlthuend, daß man versucht sein könnte, hier mitten in den großen Geschäftshallen Londons einen deutschen Dichter zu lesen; aber unser Führer will uns augenscheinlich keine Sehenswürdigkeit des Hauses erlassen, trotzdem er gewiß sein kann, kein Trinkgeld zu bekommen, das er bei Verlust seines Amtes nicht annehmen darf.

So folgen wir ihm denn in die Wachtstube, wo jeden Abend eine Compagnie Soldaten vom Tower einmarschirt, um die Nacht daselbst zuzubringen und für mögliche Fälle bereit zu sein. Wir folgen ihm auch in das „Bullionoffice", in die Räume unter der Erde, wo die californischen, russischen, peruanischen und mexicanischen Gold- und Silberbarren aufbewahrt, gewogen und je nach Bedürfniß abgegeben, oder in die Münze zur

Prägung abgeliefert werden. Für Liebhaber edler Metalle, wenn sie auch eben nicht Naturforscher sind, mögen diese Kellergewölbe von großem Interesse sein.

Jetzt, denken wir, bleibt uns nichts mehr zu sehen übrig. Aber unser Führer, so sehr er Engländer ist, und so wenig er auch mit den geschwätzigen, zudringlichen Lohnbedienten der meisten Länder gemein hat, kann doch die Führernatur nicht ganz verläugnen. Das Interessanteste — was er wenigstens dafür hält — hat er uns für zuletzt aufgespart. Diese kleine Eitelkeit müssen wir dem guten Mann schon verzeihen. Sie ist so natürlich. Die Bank ist sein Wohnhaus und er will, daß wir mit großen Eindrücken von demselben scheiden.

Da hat er uns wieder rund herum durch Höfe und Gänge geführt. Er klopft an eine schwere, große Thüre; sie wird von innen aufgemacht. Zwei Herren in schwarzem Frack und weißer Cravatte, stehen in einer geräumigen, hochgewölbten Stube, die ihr Licht von oben empfängt; in der Mitte ein massives Bureau; rings an den Wänden bis hinauf zur Decke verschlossene, eiserne Schränke; das ist die „Schatzkammer" der Bank, in welcher, als Gegensatz zur „Bibliothek", die giltigen, d. h. zur Ausgabe vorbereiteten Banknoten und die gemünzten Sovereigns aufbewahrt werden.

Mit jener anspruchslosen Ruhe, die den Engländer charakterisirt, öffnet der eine der beiden Herren, nachdem er einen Blick auf unsere Einlaßkarte geworfen hat,

mehrere Schränke, in welchen leinene Säcke, je mit fünf-
hundert oder tausend Sovereigns gefüllt, übereinander
liegen; nimmt schweigend mehrere derselben heraus und
gibt sie uns in die Hand. Als ob Deutschland jemals
geglaubt hätte, die Bank von England habe in ihren
Kassen Sand statt Geldsäcke!

Der zweite schwarze Herr — sie sehen beide aus,
als wollten sie eben zu Hofe gehen — nimmt jetzt, eben
so ruhig wie der erste, einen andern schweren Schlüssel-
bund zur Hand und öffnet einen Schrank an der entge-
gengesetzten Wand, um uns den Banknoten-Vorrath zu
zeigen. Den werthvollsten und doch compactesten Theil
derselben legt er uns sogar in die Hände. „Das sind,“
bemerkt er dazu, „zweitausend Stück Tausend-Pfund-
Sterling-Banknoten“ (so viel müssen von den Tausend-
pfundnoten vorschriftsmäßig immer in der Kasse vorrä-
thig sein). Zwei Millionen Pfund Sterling! Aller-
dings eine gewaltige Summe, um sie in Händen zu
haben. Eine papierne Armee, mit der man viel Gutes
und Böses thun könnte, zumal wo das Papier nicht
bloß Papier ist, und man es zehn Schritte weit davon
gleich in klingendes Geld umgewechselt haben kann.

Da dies aber bei uns nicht der Fall ist, geben wir
das werthvollste Packet mit gut deutscher Gemüthsruhe
dem ruhigen Engländer wieder zurück. Er sowohl wie
unser Führer scheinen über dieses Phlegma sogar befrem-
det. Vielleicht sind ihnen bei andern Gästen Händezit-

tern, Nervenzucken, oder sonstige auffallende Emotionen vorgekommen.

„Good bye, Sir“ — „Good morning, Gentlemen.“ Die Eisenthüre schließt sich hinter uns. Wir sind aus der großen Schatzkammer nicht reicher und nicht weiser herausgekommen. Das kommt aber nur daher, weil wir nichts mitnehmen durften.

Jetzt zum Schluß, der wirklich einem Knalleffect auf's Haar ähnlich sieht. Wir stehen wieder in einem Saale, keinem so prachtvollen, wie jene sind, wo die Gouverneure und Directoren Hof halten, und auch nicht so geräumig wie die großen Bureaux, die wir zu Anfang gesehen haben. Es ist ein langes Gemach mit mehreren Fenstern in der Fronte; in der Mitte der vordern Wand, beinahe in der Vertiefung des Mittelfensters, steht eine kleine niedliche Dampfmaschine, die im Boudoir einer Dame Platz hätte, etwa um einen kleinen Springbrunnen in einem kleinen Goldfischbassin in die Höhe zu treiben; vor den Fenstern, der Länge nach, mehrere zierlich gearbeitete Maschinen aus Mahagoniholz, deren messingenes, ziemlich complicirtes Räderwerk vermittelst der tapfer darauf losarbeitenden kleinen Dampfmaschine in Bewegung versetzt ist; der Mittelraum des Saales aber wird zumeist von einem langen massiven Tische eingenommen, auf dem ineinanderlaufende Berge von goldenen Sovereigns eine sehr interessante, californische

Landschaft bilden. Mehrere Beamte wühlen mit Schaufeln in diesem goldenen Hügelterrain.

„Hier werden die Sovereigns gewogen,“ lispelt unser Führer; und wir haben Gelegenheit, dem sinnreichen Proceß eine Weile lang zuzusehen. Je weniger man die Maschinerie versteht — und das ist diesmal leider bei uns der Fall — desto märchenhafter erscheint ihre Thätigkeit.

Außer dem mystischen Räderwerk, zeigt uns jedes dieser lieben Wunderwerke einen, nach oben offenen, Kasten; gegen diesen, unter einem Winkel von etwa dreißig Graden, neigen sich zwei Halbröhren oder Rinnen, deren Concavität ebenfalls nach oben steht. Legt man eine Rolle von Goldstücken in eine dieser geneigten Röhren, deren Durchmesser dem eines englischen Sovereigns entspricht, so gleitet die Rolle, vermöge der Neigung der Röhre nach abwärts, wo dann ein Goldstück nach dem andern in den offenen Kasten fällt.

Die Beamten haben nun nichts weiter zu thun, als die langen Halbröhren zu füllen; die Goldstücke gleiten nach abwärts; aber gerade am untern Ende der Röhre geschieht das blaue Wunder. Wie nämlich ein Sovereign angerückt kommt, der nur um einen halben Gran leichter ist, als er sein soll, flugs! kommt ein naseweises Messingplättchen aus einer versteckten Spalte herausgesprungen und schnellt den leichten Patron in ein linksliegendes Fach des Kastens, während alle vollwichtigen nach rechts

abfallen. Dieses Messingplättchen, wie es in seinem Verstecke lauert und nur herausspringt, um einen mangelhaften Souverain mit einem Ruck bei Seite zu schnellen, hat etwas Schnippisches, Ironisches, Maliciöses, ich möchte sagen: Republikanisches in seiner Physiognomie. Was aber die Genauigkeit der Kritik über regierende Häupter anbetrifft, wird es kaum ein Republikaner mit diesem Messingplättchen aufnehmen können. Welcher Mensch wollte die Tugend seines Nebenmenschen nach Granen messen! zumal bei gekrönten Häuptern! Ist auch gar nicht nöthig.

Wir können uns an den rührigen Maschinen gar nicht satt sehen. Die Messingplättchen lassen sich oft sehen, wenn stark abgenutzte Sovereigns in der Röhre liegen; sie übersehen nicht Einen; und dabei handeln sie so sicher, so ruhig, so ganz ohne Lärm und Prätention.

Einer der Beamten ist so freundlich, uns den Zweck dieses Scheidungsprocesses zu erklären. „Die Bank sondert die vollwichtigen von den unvollwichtigen bloß deshalb ab, weil sie selbst nur vollwichtige Goldstücke ausgibt.“ — „Und was geschieht mit den andern?“ „Die kommen in die Münze, um umgeprägt zu werden; früher aber nehmen wir uns die Freiheit, sie in der Bank zu zeichnen. Wollen Sie sehen wie?“ — Und er nimmt mehrere Handvoll von den Verurtheilten und wirft sie in ein Kästchen, das unserer Beachtung bisher entgangen war und etwa wie eine kleine Drehorgel aussieht. Er

setzt eine Kurbel in Bewegung oder drückt an einer Feder — wer kann auch auf jede Handbewegung so genau Acht geben — und aus dem Innern des Kästchens hört man ein Klingen und Rauschen und unten aus einer Spalte fallen die Sovereigns wieder heraus. Aber du lieber Himmel wie verstümmelt! Jeder ist zur Hälfte mitten durchgeschnitten wie ein Kartenblatt. Die Victoria und der Wilhelm und die Georgs liegen da hundertmal durch den Hals geschnitten, förmlich geköpft. Und das heißt dieser Engländer: einen unbrauchbaren Souverain zeichnen! Es wird uns ganz unheimlich. Wir empfehlen uns eilig. „Good morning, Sir!“ „Good bye, gentlemen.“

Vor innerer Gemüthsbewegung haben wir ganz vergessen, unserm Führer zu danken. Wir stehen auf der Straße; links schaut das Börsengebäude herüber, rechts Mansion-House, vor uns der schwarze Wellington zu Pferde, um ihr herum das alte, wilde, rasende, unerschöpfliche Wagengewühl, das Drängen der Fußgänger, das furchtsame Rennen der über den Platz flüchtenden Frauen, die Ankündigungsmenschen, die wandernden Verkäufer, die rothen Postkarren, die schwarzen Straßen und der graue Himmel; o wir kennen das schon — die alte City im Geschäftscostüme.

Während Dr. Keif zu Hause beim Abendthee dem trefflichen Sir John zu beweisen sucht, daß die Engländer nie einen richtigen Begriff von den deutschen Verhältnissen haben können, weil dies: 1) selbst für einen Deutschen schwer möglich ist, 2) weil die englischen Zeitungen zumeist englische Correspondenten in Sold haben, die von Deutschland so wenig verstehen, wie er (Dr. Keif) vom Bankgeschäft, 3) weil die Engländer Alles nach sich selbst bemessen und der Ansicht sind, es könne überall durch friedliche Meetings reformirt werden, selbst da, wo Meetings bei Festungsstrafe verboten sind, 4) weil England zu gern vergißt, daß es seinen Cromwell und seinen Karl gleichfalls verdauen mußte, bevor es so weit kam, als es jetzt ist, 5) weil das sociale Leben verschieden ist, 6) die britische Race in der deutschen Geographie zu wenig bewandert ist, 7) weil Viele, welche die Verhältnisse Deutschlands verstehen könnten, sie aus hundert Gründen nicht verstehen wollen u. s. w., u. s. w. — während also Dr. Keif mit viel Geist und Humor seinem englischen Freunde beweist, daß die deutschen Volksbestrebungen in England vielfach verkannt und mißdeutet werden, wollen wir unsern Lesern, die uns auf unsern Wanderungen freundlich begleiten, einige Notizen über die Geschäfte der englischen Bank und das Londoner Bankgeschäft überhaupt niederschreiben*).

*) Die Daten sind dem großen, von J. Weale herausgegebenen Handbuch entnommen.

Die Bank von England, in ihrer gegenwärtigen Gestalt vom Architekten Sir John Soane im Jahre 1788 hergestellt, ist erst allmälig so stattlich herangewachsen. Nach der Revolution von 1688 tauchten verschiedene Entwürfe zur Errichtung einer Nationalbank auf, hauptsächlich zu dem Zwecke, um der Regierung, welche oft zwanzig und dreißig, niemals aber unter acht Procent Interessen für aufgenommene Gelder zahlen mußte, eine bessere finanzielle Stellung zu verschaffen. Denn selbst trotz jener ungeheuren Zinsen war es ihr sehr schwer geworden, Geld aufzutreiben, und sie war bei unbedeutenden Anleihen genöthigt gewesen, den Subscriptionsbogen von Haus zu Haus zu schicken.

William Paterson, ein Schotte, legte 1691 den Plan zu einem Bankinstitute vor, der angenommen wurde, und im Jahr 1694 erhielt die Regierung durch eine Parlamentsacte die Ermächtigung, Subscriptionen im Gesammtwerthe von 1,200,000 Pfd. zu entnehmen, um den Krieg gegen Frankreich fortführen zu können. Einige neue Steuern sollten die Anleihe decken, es wurden 8 Procent und 4000 Pfd. Verwaltungskosten bewilligt, und nachdem die genannte Summe in zehn Tagen gezeichnet war, wurden die Subscribenten unter dem Namen „the Governor and Company of the Bank of England“ incorporirt, zugleich ermächtigt, Ländereien zu kaufen, in Gold- und Silberbarren, so wie in Wechseln, Geschäfte zu machen.

Diese Privilegien waren der Bank für einen Zeitraum von vierzehn Jahren gegeben worden. Sie wurden seitdem sieben Male, bald auf einundzwanzig, bald auf dreißig Jahre erneuert, und während dieser Perioden hatte die englische Bank manche gefährliche Krise durchzumachen.

Die erste gleich im dritten Jahre nach ihrer Gründung; die zweite nach dem historischen Südseeschwindel; die dritte in der Rebellion von 1745; dann 1797 und endlich 1825 (wir sprechen hier bloß von den allerdrohendsten ihrer Krisen) *).

Die erste dieser Krisen war durch eine Umprägung der alten Münzen veranlaßt; diese wurden nämlich eingezogen und durch Noten ersetzt, aber da letztere nach Sicht zahlbar waren, wurden sie schneller remittirt, als die neuen Münzen ausgeprägt werden konnten. Um sich zu helfen, wechselte die Bank ihre Noten bloß in gegebenen Terminen ein. Diese wurden anfangs auf vierzehn Tage, später jedoch auf drei Monate festgesetzt.

Durch diese Manipulation fielen die Noten zu einer Zeit bis auf 20 Procent Disconto.

Viel größer war die Fatalität im Jahre 1797. Ihre Veranlassung ist in jener Complication von Umständen zu suchen, welche Schuld war, daß alles edle Metall

*) Eine effective Einstellung der Zahlungen kam jedoch bloß 1697 und 1797 vor.

aus England auswanderte. Der Stand der fremden Wechselcurse, der Anfang der großen continentalen Kriege, und die Nothwendigkeit, Korn zu enormen Preisen einzuführen, nahmen an jener Complication Theil. Dazu kam noch die Furcht vor einer möglichen Invasion, und als Folge derselben die allgemeine Wuth, das baare Geld zu verscharren.

So kam es, daß der Baarschatz der Bank am 28. Februar auf 1,086,170 Pfd. zusammengeschmolzen war, worauf in einer Berathung beschlossen wurde (es war die erste, an welcher Georg III. an einem Sonntage Theil nahm), daß die Bank ihre Baarzahlungen so lange einstelle, bis das Parlament ein Weiteres beschließen werde. Aber es kam Parlament auf Parlament und jedes derselben sah sich genöthigt, die Suspensionstermine zu verlängern. Das Reich des Papiergeldes dauerte volle einundzwanzig Jahre, und selbst nach dem allgemeinen Frieden war die Umwechselung der Noten manchen Clauseln unterworfen, so daß man wohl sagen kann, die englische Bank sei erst im Mai 1823 wieder ihren vollen Verpflichtungen nachgekommen. Während dieser langen kritischen Periode waren verschiedene Parlamentsbeschlüsse durchgegangen, wonach Jeder gehalten war, Gold und Banknoten zu ihrem Nominalwerthe abzugeben und anzunehmen.

Die Angelegenheiten der englischen Staatsschuld werden von der Bank erst seit dem Jahre 1718 ver-

waltet (früher in den Bureaux des Finanzdepartements), und sie bezog von der Regierung dafür in einem einzigen Jahre die Summe von 250,000 Pfd.; doch sind diese Verwaltungsgebühren allmälig immer geringer geworden.

Im Jahre 1822—23 wurden die Interessen eines Theils der Nationalschuld (im Betrage von 215,000,000 Pfd.) reducirt und die Bank zahlte an diejenigen Besitzer, welche sich dieser Maßregel nicht fügen wollten, baar aus. Dieser Umstand scheint in 1824 und 1825 zu jenen ungemessenen Papierspeculationen geführt zu haben, welche im letzteren Jahre mit der, in der Handelswelt so wohlbekannten Krise endeten. Damals kam die Bank nur mit genauer Noth davon, und es gab eine Zeit, wo ihr Baarvorrath selbst geringer als im Jahre 1797 war. Die Regierung wollte von einer neuen Suspension und Papiergeldepoche nichts wissen, und die Bank entging der Gefahr nur durch ein beispiellos kühnes Manöver.

Es ist in der That interessant, wie sich die englische Bank in den Jahren 1745 und 1825 gerade durch einander entgegengesetzte Kunstgriffe vom Untergange rettete. Im Jahre 1745 machte sie, um Zeit zu gewinnen, ihre Zahlungen bloß in Silbermünze, sogar in Sechspencestücken; in 1825 dagegen verblüffte sie, als der Zudrang am größten war, das Publicum dadurch, daß sie ihre Vorräthe an gemünztem Golde, in Säcken von je 25 Pfund, um die Tische ihrer Kassirer auf-

stapeln und mit ihnen frischweg die präsentirten Noten zahlen ließ. Der Andrang dauerte kurze Zeit; mittlerweile kamen frische Barren an, arbeitete die Münze Tag und Nacht, kehrte das Vertrauen des Publicums in die Zahlungsfähigkeit des Instituts zurück.

Die englische Bank, welche, wie so manche andere Institute Englands, mit Regierungsfunctionen betraut ist, steht eben so wenig wie jene unter Regierungscontrole. Ihr Stammcapital hat sich von 1,200,000 Pfd. auf ohngefähr 14,500,000 Pfd. hinaufgeschwungen, und ist als Darlehn in den Händen der Regierung. Sie macht von Zeit zu Zeit bekannt, nach welchem Zinsfuß sie auf fundirte Bürgschaften und Papiere Geld zu borgen gesonnen ist (mit Ausnahme einer kurzen Zeit im August 1847, wo sie ihr Disconto auf 7 Procent erhöhte, selten über 5 Procent), aber sie hat schon lange aufgehört, der alleinige Regulator des Geldmarktes zu sein.

Die Noten der Bank lauteten ursprünglich auf bedeutende, nicht fixirte Summen, welche nach Sicht zahlbar waren. Aber im Jahr 1759 wurde das Limito, welches zu 20 Pfd. bestimmt war, auf 10 Pfd. und in 1793 auf 5 Pfund herabgesetzt. Von 1797 bis zur Peels-Bill und im Jahre 1826 wurden 1 Pfd. Noten ausgegeben, um der Krise Meister zu werden.

Der Profit der Bank besteht in der Ausgabe ihrer Noten, in ihren unbedeutenden Provisionen für die Aus-

zahlung der Interessen der Staatsschuld, ihrem Gewinn beim Barren-Ein- und Verkauf, und in den gewöhnlichen Ressourcen des Banquiergeschäfts. Im Jahre 1695 betrug die Dividende ihrer Actionäre 9 Procent. Sie stieg im Laufe des vorigen Jahrhunderts nur in wenigen Jahren über 5 Procent; aber sie hob sich wieder nach den französischen Kriegen, und behauptet sich jetzt auf 7 Procent mit einem gelegentlichen Bonus. Um diese Dividende festzuhalten, hat die Bank einen bedeutenden Reservefond hinterlegt.

Die Geschäfte der Bank sind vermittelst Parlamentsacte (Sir Robert Peel's 7 und 8 Victoria Cap. 32) jetzt streng geregelt. Sie ordnet die Trennung des eigentlichen Banquiergeschäfts von der Notenausgabe an; sie gestattet letztere auf die Sicherheit von Staatsschuldscheinen, d. i. 14,500,000 Pfd. hin, ferner auf den Betrag der in ihren Kellern liegenden Barren. Somit wird durch die Vermehrung oder Verminderung der letzteren die größere oder kleinere Notencirculation bedingt.

In den Bureaux wird Gold gegen Noten, werden diese gegen Gold ausgewechselt. Wer eine Note dem Kassirer präsentirt, muß seinen Namen und seine Adresse auf die Rückseite schreiben; sie wird dann von einem Beamten besichtigt, von einem zweiten ausbezahlt.

Bei der großen Ausdehnung der Geschäfte darf es nicht Wunder nehmen, daß der Betrieb complicirter ist,

als in kleineren Banquiercomptoirs. Und zwar zerfallen diese Geschäfte in folgende Hauptzweige: Die Interessenzahlung von 700,000,000 Pfd. Nationalschuld, wofür die Bank gegenwärtig beinahe gar keine Provision bezieht. (Das Monopol der Notenausgabe ist Provision genug.) In den Bureaux dieser Branche werden die Register über die Ein- und Verkäufe von „Stock“ so wie über die Namen der Besitzer geführt; hier werden auch die halbjährigen Dividenden an Jene ausgezahlt, die, wie man gewöhnlich sagt, ihr Geld in die Bank gelegt haben. Wir haben diese Räume bereits kennen gelernt.

Die Bank macht der Regierung ferner Vorschüsse auf Schatzkammerscheine, als Anticipation auf die einzugehenden Steuern, oder um irgend einem dringenden Bedürfnisse zu begegnen. Dasselbe thut sie Privatbesitzern von Staatsschuldscheinen und Schatzkammerscheinen gegenüber, welche ihr dann als Deckung bleiben. Nebstdem empfängt und bezahlt sie Gelder für alle öffentlichen Departements und vor der Zeit der Dividendenzahlung ist diese Bilanz oft sehr beträchtlich. Endlich führt sie auch ein Conto für Private und für sämmtliche Londoner Banquiers, und steht in Verrechnung mit ihren Töchteretablissements in Liverpool, Manchester, Newcastle, Leeds, Hull, Bristol, Birmingham, Leicester, Plymouth und Norwich. Bedenkt man die riesige Ausdehnung dieser Geschäfte, und daß alle Erfordernisse zur Notenfabrika-

tion innerhalb der Mauern des Londoner Bankgebäudes angefertigt werden, so muß man wohl eingestehen, daß ein Personal von tausend Menschen eben nicht übermäßig groß sei.

Wie oben bemerkt, ist die Bank von England nicht mehr der alleinige Regulator des Londoner Geldmarkts. Sie theilt diese Ehre mit den Privat-Banquierhäusern und den seit kurzer Zeit*) gebildeten Gesellschaftsbanken (joint-Stock banks). Letztere sind in raschem Wachsthum begriffen und was die ersteren betrifft, findet man unter ihnen die größten und mächtigsten Firmen, von denen einige bis in's 17te Jahrhundert hinaufragen**).

Die Tendenz des Londoner Bankgeschäfts, kann man füglich sagen, besteht darin, gemünztes Geld, so viel als möglich, entbehrlich zu machen, und dies wird nach einem sehr praktischen System durchgeführt, dessen Hauptzüge im Folgenden kurz angedeutet sind.

In London behält Niemand, und sei er noch so reich, mehr baares Geld im Hause oder in seiner Ge-

---

*) Erst seit ohngefähr 20 Jahren dürfen sich auch andere Gesellschaftsbanken außer der „Bank of England" etabliren.

**) Stone, Martin und Stone führen den Stammbaum ihrer Firma bis auf Sir Thomas Gresham, den großen Capitalisten in den Tagen Elisabeth's, zurück. — Child's datiren von 1663. — Hoare's von 1680 und Snow's von 1685. Zehn andere: Coutt's, Glyn's, Drummond's, Barclay's, Fuller's, Gosling's, Hankey's, Robart's, Smith's und Willis's existiren seit dem Jahre 1765.

schäftskasse, als er eben zur Deckung seiner unmittelbaren Ausgaben nöthig hat. Seine Baarschaft, die er nicht anderweitig in einem industriellen Unternehmen verwendet hat, bestehe sie aus Silber, Gold, Noten oder Papieren, hinterlegt er bei seinem Banquier und gibt Anweisungen (cheques oder drafts) auf diesen, wo er eine Zahlung zu machen hat. Zur weitern Vermittelung dieses Banquiergeschäftes besteht nun jenes seiner Zweckmäßigkeit und Großartigkeit wegen so höchst interessante Institut: das Clearing-house.

Es ist dies ein großartiges, allen Londoner Banquiers gemeinschaftlich gehöriges Centralbureau in Lombard-Street, von welchem die Gesellschaftsbanken (joint-Stock banks) ausgeschlossen sind. Um den vorgeschriebenen Stempel für regelrecht ausgestellte Anweisungen zu umgehen, lauten diese jederzeit auf A. B. oder auf den Vorzeiger, wobei man freilich der Gefahr ausgesetzt ist, daß eine verlorne oder gestohlene Anweisung zur Einkassirung präsentirt werden kann. Aber auch dieser Möglichkeit beugt der Londoner Geschäftsmann vor und schützt sich gegen Betrug und die leidige Stempeltaxe zugleich durch einen einfachen Kunstgriff.

Da nämlich die meisten Geschäftsleute, dagegen die wenigsten Diebe von Profession, ihr Banquierhaus haben, so wird jede Anweisung von dem Aussteller gekreuzt (crossed), d. h. der Name des Banquiers, bei welchem der Empfänger der Anweisung Fonds oder Cre-

dit hat, wird quer über die Anweisung geschrieben, oder auch bloß ein Kreuz darüber gemacht, mit: „u. Co.“, wenn der Name des Bankhauses erst später angegeben werden soll. Auf diese Weise kann der Cheque nur bei oder mittelbar durch einen Banquier präsentirt werden. Nehmen wir nun den Fall an, ein Cheque von A. auf Smith Payne u. Co. sei einem Geschäftsmann B. gegeben worden, dessen Banquier Robarts, Curtis u. Co. sind, so wird er von B. an Letzteren abgegeben, dieser aber schickt den Cheque, statt ihn im Comptoir von Smith zu präsentiren, sofort in's Clearing-house. Hier hat jeder Banquier seinen Schreibtisch und zu gewissen Tagesstunden schickt er jedem Banquier, welche gleichfalls im gemeinschaftlichen Bureau ihre Plätze haben, die Liste aller bei ihnen zahlbaren Cheques zu, erhält dafür von den Andern die Liste jener Cheques, die auf ihn lauten. So haben Smith's und Robart's bloß die Bilanz ihrer respectiven Listen zu machen und die Differenz zu notiren. Aber die Manipulation wird noch weiter geführt. Denn obwohl nach gezogener Bilanz zwischen Robart's und Smith's, Letzterer von Ersterem eine Differenz zu beziehen hatte, so kann es ja der Fall sein, daß Robart's in seiner Verrechnung mit z. B. Attwood's von diesem wieder eine Differenzsumme herauszubekommen hat. Um nun die Verrechnungen in baarer Münze auf ein Minimum zu reduciren, findet schließlich ein gemeinschaftliches „Clearing“ durch den Superintendenten

des Bureaus statt. Das Resultat dieses Systems ist, daß die Tagesverrechnungen, welche oft in die Millionen Pfunde betragen, durch Baarzahlungen der untergeordnetsten Größe zum Schluß gebracht werden. Es circuliren in diesem Institute oft 5,000,000 Pfd. an Einem Tage, und dazu werden durchschnittlich nicht mehr, als $3^1/_2$ Procent Banknoten erfordert.

Die Vortheile dieser Methode für den Banquier liegen auf der Hand. Er braucht weniger Banknoten in seiner Kasse vorräthig zu haben; er gewinnt durch die Verzinsung derselben. Aber auch die Geschäftsleute finden in diesem System eine große Erleichterung, denn da sie zuweilen an gewissen Tagen bedeutende Summen in Cheques zu zahlen und zu empfangen haben, da beide sich ferner zur bestimmten Stunde begegnen, gleichen sie sich gegen einander aus, und die Bilanz des Geschäftsmannes, die er bei seinem Banquier stehen hat, bleibt unberührt.

Diese Methode der gemeinschaftlichen Ausgleichung soll schon über ein Jahrhundert alt sein. Die von den Banquiers in diesem Zweige ihres Geschäfts verwendeten Commis, hießen und heißen heute noch „clearers“; nur daß sie früher kein gemeinschaftliches Etablissement hatten (das gegenwärtige besteht seit 1810), sondern in einer Ecke von Lombard-Street unter freiem Himmel zusammenkamen, wo sie in die unbequeme Lage versetzt waren, ihre gegenseitigen Verrechnungen auf einem vor-

springenden Ecksteine oder auf dem Rücken ihres Bruder-Commis zu machen. Jetzt freilich ist das Geschäft sehr comfortable und auch die Eisenbahngesellschaften haben es unter sich angenommen. Die Cheques der Debitoren sind gewöhnlich roth, die der Creditoren schwarz gedruckt.

Da hier bloß von jenen Zweigen des Londoner Banquiergeschäfts die Rede sein soll, in welchen es von der Methode unseres heimathlichen abweicht, können füglich die weiteren Wechselregulationen übergangen werden. Sie geschehen vermittelst der Wechselmakler und der Wechselbörse, und haben auch manches Charakteristische in sich; doch liegt dies weniger in einem besonderen System, als in den Verhältnissen des Londoner Platzes. Interessanter jedoch, weil eigenthümlicher dürften noch folgende Momente sein.

Außer dem Clearing-house bezahlen die Londoner Banquiers aus gemeinschaftlicher Kasse einen Anwalt und ihre eigne detective Police, um Fälschungen aller Art, die ihnen zum Schaden gereichen könnten, zu verhüten oder an den Tag zu bringen; ein Stück self-government, das, so unschuldig es an und für sich ist, doch schwerlich von einer deutschen Regierung geduldet werden würde. „Vielleicht doch! es fehlt nur in Deutschland überall an Associationsgeist — —“ möchte Sir John sagen.

Viele Privatbanquiers stehen mit Firmen großer

Brauereien in Verbindung, und durch diese wird das Bankgeschäft mit den ärmeren Volksklassen vermittelt. Der Arbeiter vertraut nämlich in London oft seine Ersparnisse dem Besitzer seiner Stammkneipe an; dieser deponirt das Geld bei seinem Brauer, und von diesem wandert es in die Kasse des Banquiers. Allgemeines Zutrauen ist eine merkwürdige Erscheinung im Leben dieser großen Stadt, und die Folge davon ist, daß in London gewiß weniger Geld in die Erde verscharrt, und dadurch dem Verkehr entzogen ist, als in den übrigen Städten Europa's.

Noch eine besondere Eigenthümlichkeit jedes Londoner Banquierhauses ist das sogenannte „Strong room.“ Das ist ein feuerfestes Gewölbe, in welchem das Eigenthum der Kunden aufbewahrt wird. In diesen Gewölben der Banquiers vom Westend liegt das kostbare silberne und goldene Tafelgeschirr des Adels, wenn dieser auf's Land geht, oder wird auch nur dann, wenn er große Tafel gibt, herausgenommen. Das „Strong room“ eines Citybanquiers dagegen hat einen mehr geschäftlichen Charakter. Hier liegen nicht allein die Fonds der großen Capitalisten, sondern auch die Geschäftscapitalien der kleineren Kaufleute. Mit jedem neuen Morgen strömen diese, die Mitglieder von Lloyd's, der Wechselbörse u. s. w. aus allen Enden der ungeheuren Stadt und deren ländlichen Umgebungen in die City; sie holen beim Beginne der Geschäftsstunden ihre Zinkcassette

mit Baarschaft und Papieren, nehmen sie mit sich nach jener Geschäftsbühne, die sie sich als Erwerbsquelle ausgewählt haben, und bringen sie Abends ihrem Banquier in seine festgemauerte Schatzkammer zurück, während ihre Papiere und Geschäftsbücher in einem besondern, ganz sorgfältig geschützten Behältnisse verschlossen werden. Viele dieser Geschäftsleute haben kein eignes Geschäftslocal, nicht einmal einen Schreiber oder Commis, und doch machen sie größere Geschäfte, als manche unserer Landsleute sich träumen lassen.

Um sich in London als Banquier zu etabliren, braucht man eben kein Capital, aber desto größeres Zutrauen, wie aus der Art des Geschäfts leicht zu ersehen ist, das den Kunden keine Garantieen gibt. Bei den Gesellschaftsbanken dagegen existirt ein Stammcapital; dieses und jeder der Theilnehmer*) sind die Bürgschaft derjenigen, die ihr Vermögen daselbst deponiren. Sie zahlen auch zum Theil kleine Interessen, was bei den Privatbanquiers nicht der Fall ist, sind in der Organisation ihres Geschäfts von den Privatbanken kaum verschieden, haben großartige Bureaux und ihren Gründern Gilbart

*) Das englische Gesetz ist in Bezug auf Compagniegeschäfte ganz merkwürdig streng. Das Mitglied einer solchen joint-Stock Bank z. B. ist nicht nur mit seiner Einlage, sondern mit seinem ganzen Hab und Gut für die ganze Bank verantwortlich. Dasselbe gilt von allen Gesellschaften, Gas-, Assecuranz-, Dampfschiff- &c. Compagnieen.

und Jopling hat das Banquiersystem viele neue technische Einrichtungen und die Entstehung einer speciellen Bankliteratur, welche ihr Hauptorgan in der Monatsschrift „Banker's Magazine“ hat, zu verdanken.

Aus dem Vorigen ist es wohl zu Genüge klar geworden, daß ein Londoner Banker, und das, was man in Deutschland einen Banquier nennt, ganz verschiedene Dinge sind. Diejenigen, welche mit den commerciellen Einrichtungen Londons weniger vertraut sind, begehen oft den Irrthum, das Haus Rothschild als eines der ersten Banquierhäuser Londons anzusehen. Es wird aber keinem Engländer je einfallen, Rothschilds Banquiers zu nennen, oder als solche zu gebrauchen. Sie haben zwar ein großes Etablissement in der City, aber kein Banquiergeschäft, wie es hier verstanden wird. In diesem ihrem City-Etablissement zahlen sie die Dividenden der verschiedenen, von ihnen contrahirten, auswärtigen Staatsanleihen aus, dort führen sie auch ihre großen Geschäfte, welche namentlich in Rimessen von und nach dem Continent bestehen. Was Rothschilds für Europa sind, das ist die Firma Baring für Amerika. Messrs. Ricardo (Spanier), Bischoffsheim und Goldschmidt, so wie King (Brasilien) gehören zu den Hauptagenten anderer Staaten. Mexico und Portugal haben ihre eignen Finanzagenten am Londoner Platze; viele aber der größten Capitalisten, deren Namen in der Handelswelt einen vollen Klang haben, wie Messrs. John

Attwood, Baron Goldsmid und Sir Moses Montefiore besitzen gar keine Geschäftslocale oder Comptoirs.

Noch könnten wir hier von den Sparbanken (saving banks) sprechen, deren es in London viele und verschiedenartige gibt. Doch kommen wir auf dieses Thema besser bei einer andern Gelegenheit zurück.

Zwölftes Kapitel.

Hydepark.

Die Streifzüge, welche wir von unserm Hause aus unternahmen, haben uns bisher immer gegen Osten geführt. Die City, voll von historischen Erinnerungen, reich an großartigen Instituten, hervorragend durch alte und neue grandiose Baudenkmale, ehrwürdig durch ihre Vergangenheit, wichtig als einer der größten Centralpunkte des Welthandels, einflußreich durch ihren Reichthum, und in Bezug auf Verkehrs- und Straßenleben weit über alle andern Hauptstädte der Erde hinausragend — die alte City ist wohl werth, daß ihr der Fremde seine ersten Wanderungen in London widme.

Mehrere ihrer Hauptpunkte haben wir in Augenschein genommen; die andern wollen wir später besuchen; über alle ihre Gebäude, Straßen und Plätze sind die melancholisch grauen Tinten des Alterthums, ist die schwüle Atmosphäre des Broderwerbes hingegossen; es gelüstet uns nach helleren, freundlicheren Bildern; wir

wenden heute unsre Schritte nach den westlichen Quartieren.

Lassen wir den Stadttheil der großen grünen Squares und das britische Museum rechts, den Markt von Coventgarden, mit allen Theatern, die sich in seiner Nachbarschaft eingenistet haben, links liegen und wandern wir durch Oxford-Street ihrer ganzen Länge nach hinauf. Sie hält die Mitte zwischen der City und den eigentlichen Westendstraßen. Das Publicum, das sich in ihr herumtreibt, ist sehr gemischt: Frachtwagen und Equipagen, Omnibusse und noble Reiter, Geschäftsleute, Flaneurs, Fremde bunt durcheinander; Läden aller Art, von den elegantesten Modenmagazinen bis zur gemeinsten Austernbude; wandernde Straßenverkäufer, Ankündigungswagen im Ueberflusse—Oxford-Street ist lang und breit genug, um die Bevölkerung einer kleinen Stadt zu fassen. Sie ändert auch ihren Charakter mehrere Male, je nachdem sie ein mehr oder minder elegantes Quartier durchschneidet.

Nachdem wir in gerader Linie eine starke halbe Stunde fortgegangen sind — und wir haben uns diesmal weder nach rechts noch nach links umgeschaut, sind sogar sehr rasch gegangen — kommen wir auf einen Punkt, wo die linke Häuserreihe plötzlich abbricht, wo Hydepark anfängt, wo ein großes, hohes Portal aus weißem Marmor in dessen Räume führt, wo auf einem kleinen Steine, den wohl die Wenigsten beachten (er steht neben dem Brunnen, wo die Cabmen ihre Pferde

tränken), zu lesen ist, daß auf dieser Stelle das historisch bekannte Tyburn-Gate stand.

Jenes Portal, eine verstümmelte Nachahmung des Constantinischen Triumphbogens, war seit Georg IV., welcher dafür sechzigtausend Pfund Sterling ausgegeben haben soll, vor Buckinghampalace aufgestellt. Seit wenigen Monaten wanderte es nach Hydepark und steht nun da in seiner marmornen Glorie — als Thor? keineswegs, denn es führt durch keine Mauer — als Triumphbogen? vielleicht dem schlechten Geschmack seiner Erbauer zu Ehren. Jedenfalls ist der Symmetrie jetzt Genüge gethan, denn auf der entgegengesetzten Seite von Hydepark steht gar lange schon ein ähnliches Thor, das durch Nichts hindurchführt, und ein Triumphbogen, der über Nichts triumphirt, als über den guten Geschmack von „Punch,“ dessen väterlichen Mahnungen zum Trotz man den Herzog von Wellington auf die halsbrecherische Höhe gestellt hat.

Den Engländern geht's, wie unsern ehrlichen Bauern. So lange diese hinter'm Pflug oder im Weingarten in den Hemdsärmeln arbeiten, sind sie die liebenswürdigsten Menschen; schickt sie in die Stadt, zieht ihnen obendrein einen Frack an, und Ihr könnt sicher sein, von ihrer affectirten Grazie einen Fußtritt über den andern zu bekommen. Vertraut dem Engländer eine Parkanlage an, und er wird Euch den Rasen und die Baumgruppen so natürlich zurechtmachen, wie's gar kein Anderer zu

Wege bringt. Wünscht Ihr aber überdies einen imposanten Parkeingang, so eine architektonisch-hauptstädtische Zugabe, dann habt Ihr seinem guten Geschmack mehr zugemuthet, als er leisten kann.

Zum Glück ist Hydepark größer, als seine beiden prächtigen Portale. Man verliert diese bald aus den Augen und aus dem Gedächtnisse.

Gehen wir vom Marmorbogen quer hinüber nach jenen Regionen, wo das Gebäude der Ausstellung steht, so kommen wir über einen Wiesenplan, der groß genug ist, daß wir uns aus London hinausgezaubert denken können. Gegen Westen hebt und senkt sich der Boden zu sanften Hügeln; auf ihrem Rücken und in den kleinen Thälern stehen malerische Baumgruppen; hin und wieder ein einzelner alter dichtbelaubter Stamm, der seine riesigen wildgekrümmten Aeste von sich streckt; der Rasen ist frischgrün, trotzdem daß alle Fußgänger über ihn weggehen; er ist grün bis an die Baumstämme hinan, deren Schatten sonst gewöhnlich alle Vegetation eine Klafter in der Runde ertödtet; er ist grün den ganzen Winter hindurch, grün in den Sommermonaten, wenn auch wochenlang kein Tröpfchen Regen vom Himmel fällt, denn die milde, ewig feuchte Atmosphäre gibt ihm Lebenssaft, und lockt den Epheu in die Höhe, wo er einen morschen, abgelebten Stamm erspäht, der sich seiner nicht erwehren kann. So streckt sich Hydepark weit gegen Westen und nach Süden, bis er an Mauer, Stein und Mörtel seine

Grenze findet. Um die entfernten Baumpartieen spielt der leichte blaue Nebel, und aus demselben tauchen im Süden einzelne Kirchthürme auf, wie Wachtthurmzinnen von hohen Felsenburgen inmitten romantischer Wälder.

Die Bäume treten zurück; ein kleiner See wird sichtbar; er ist eine künstliche Ausdehnung des Serpentineflüßchens, dem die Ehre zu Theil geworden, das elegante London an seinen Ufern reiten und fahren zu sehen. Des Morgens ist er plebejisch. Die Kinder der Nachbarschaft lassen ihre kleinen Kähne darauf um die Wette fahren; Lehrjungen, die ihr Weg in die Werkstätte durch den Park führt, versuchen im Vorübergehen ein mageres Fischlein mit einem schlechten Angelhaken und einer noch schlechtern Angelruthe zu erhaschen; die Enten erscheinen im schmutzigen Morgennegligé; Kinderfrauen mit einer Legion kleiner Wickelkinder gehen auf Commando spazieren; und wenn's noch sehr zeitlich ist, nehmen sich sogar eine Menge Menschen vom Volke die Freiheit, im kleinen See zu baden*). Wir aber sehen heute Park und Fluß im höchsten aristokratischen Glanze. Wohl ist noch hier und da eine Amme mit dem Kinde auf dem Arme, wohl treibt noch ein vereinzeltes, winziges Schifflein mit einem Leinwandläppchen als Segel auf dem Teiche, wohl gibt es noch Gruppen von Anglern, die gegeneinander mit großer

*) Dies ist in den frühen Morgen- und Abendstunden gestattet. Es sollen hier an manchem Sonntage an 12,000 Menschen baden.

Geduld den Beweis führen, „daß heute kein Fisch anbeißen will“; aber an den Ufern des Flusses und weit hinab bis gegen das Ende des Parkes und weit hinauf bis in die majestätischen Dunkel von Kensington-Garden wogt es unter den schattigen Baumgängen von Reitern und Wagen.

Wer den Prater von Wien in den Blüthetagen des Mai's gesehen, wird die Wagenpromenade im Hydepark unter seiner Erwartung finden. Der englische Adel fährt hier in den Abendstunden zwischen fünf und sieben Uhr spazieren, theils, um frische Luft zu schöpfen, theils, weil es „fashionable“ ist, mitunter um zu sehen, oder gesehen zu werden. Von auffallenden Gespannen und Livreen, wie dergleichen in Wien mit großer Ostentation dem bürgerlichen Publicum vorgeführt werden, ist in London keine Rede. Der englische Adel imponirt gern durch die Einfachheit und Solidität seiner Erscheinung, er gibt in seiner Hauptstadt am allerwenigsten gern Spectakel zum Besten, er will den Bürger weder blenden noch einschüchtern, noch neidisch machen, er ist sich seiner Stellung zu sehr bewußt, um ihr ein buntes Aushängeschild zu geben; wer dieses Bewußtsein nicht besitzt, hat in seinen Augen die Stufe der wahren Noblesse noch nicht erreicht.

Viel interessanter, und ohne ebenbürtigen Nebenbuhler in der Welt steht Rotten-Row da, diese lange, breite Reiterallee, wo an heitern Frühlingsabenden Alles,

was der englische Adel an Schönheit, Jugend und Berühmtheit aufzuweisen hat, zu Pferde erscheint.

Hunderte von Reiterinnen und Reitern strömen hier auf und ab. Wie sind die englischen Mädchen so duftig und rosig! wie kräftig sie im Sattel sitzen! welch' herrliche Gestalten! edle Jungfräulichkeit im zarten Gesichte und doch so frei und frisch und kühn und ungezwungen! Der blaue Schleier weht, es weht das faltenreiche Kleid! ein leiser Ruf für's Roß — ein leichter Ruck am Zügel — da sprengen sie hin — und Grüße für gute Freunde nach rechts und links — und die Seligkeit der glücklichen Jugend auf den Angesichtern, über die schlanken Gestalten hingegossen — und keine Ahnung oder keine Erinnerung für die tausend Schmerzen dieser Erde!

Wer ein harmlos heiteres Gemüth mit zur Stelle bringt, dem kann diese herrlichste aller Frauencavalcaden dazu verhelfen, einen Sommerabend sonnig auszufüllen. Wer aber die Erkenntniß jener allgemeinen Menschenschmerzen, die seit Jahrtausenden gefühlt, seit Jahrtausenden mühsam todtgelogen, und seit den letzten Jahren erst kühn und trotzig den Millionen unsrer Erde auf offenem Markte des Wortes und der Schrift in ihrer ganzen herausfordernden Nacktheit entschleiert wurden, wer diese dornenreiche Welterkenntniß warm an sein Herz gedrückt hat, der meide diese Stelle glückduftenden Glanzes, wofern er nicht vor der bittern Wollust zu-

rückschaudert, die Dornen noch tiefer in sein Herz zu stoßen.

Da kommt ein alter Mann langsamen Schrittes geritten — den schmalen Hut im Nacken, daß an der Schläfe hie und da ein weißes Härlein noch Luft zum Athemschöpfen finde — den Kopf stark vorgebeugt — die Zügel schlaff in altersschwacher Hand — der Glanz der Augen halb erloschen — die Wange eingefallen — um Mund und Stirn tiefe Falten — die krumme Nase knochig vorgetreten — wer kennt ihn nicht? Sein Pferd schleicht ruhig durch den Sand — man grüßt, man winkt — die jungen Reiterinnen machen Platz — der Herzog lächelt links und rechts — die Jugend weniger Menschen ist so glücklich als das Alter dieses Greisen. Jetzt biegt er um — sein Pferd beißt in den Zügel — den grauen Herrn und sein Roß gelüstet's, noch einen kurzen Trab in alten Tagen zu versuchen.

Die lange, breite Reitbahn wird immer gedrängter, große Gruppen zu zehn und zwanzig ziehen auf und ab, das schnelle Reiten verbietet sich von selbst, da kommt von unten her ein Pärchen lustig angesprengt; sie haben Raum inmitten Rotten-Row's für sich und ihre Pferde, und wär' es noch so voll, denn Jeder weicht, so gut er kann, zur Seite aus. Es ist die Königin, ihr Mann an ihrer Seite — der Prinz von Wales sprengt auch wohl nebenher — kein Staat, kein Glanz, kein blanker Säbel weit und breit. Die leere Furche schließt sich

schnell — die jungen Fräulein sehen etwas animirter aus — die alten Herren lächeln selbstvergnügt, daß ihre Königin sich so wohl befindet — Dandys in blaugrünroth gestreiften Hosen, mit grünrothblau gestreifter Weste und rothblaugrün gestreiftem Halstuch drücken ihr schwarzes Gläschen energischer in's Auge — die Angler dort vom See verlassen ihren alten Platz, die Königin zu sehen — die Ammen mit ihren Wickelkindern, die Jungen mit ihren Reifspielen kommen zur Schranke angerannt — die Rasenplätze, wo eben noch fröhliche Gruppen plaudernd gesessen, werden leer. — Und die Baumschatten des Parkes sind länger und länger geworden, jetzt werden sie undeutlicher, jetzt verschwinmen sie ineinander; die Sonne ist hinter dem Buschwerk verschwunden, ihre letzten Strahlen fallen auf Parton's Glasgebäude, daß es in allen seinen Theilen rothgoldig erglänzt, ihr Wiederschein strahlt auf Rotten-Row und seine langsam heimkehrenden Gäste hinab — bald wird es hier leer sein.

Du aber sei uns gegrüßt, Koloß aus Glas, Moralgeburt unserer sündfluthlichen Zeit, mit deinen eisernen Rippen, deinen hunderttausend Augen und deinen vielfarbigen Fähnlein, die den Wolken die Lüge erzählen, es seien alle Nationen Brüder geworden, der Friede, die Gesittung, die Industrie habe sie zu Einem Stamme geeinigt, die Streitart des Krieges sei tief unter der durchsichtigen Glasdecke vergraben worden, daß sie nie-

mals wieder zu Tage komme als Waffe des Neides, der Ländergefräßigkeit, der Tyrannei.

Die Fähnlein flattern lustig durch die Abendkühle. Dort schmiegen sich die preußischen Farben an die österreichischen! Hier küßt sich die Spitze der römischen Flagge mit Sardinien! Und dort weiter oben — o himmlische Poesie! streift der schwarze russische Adler kosend an der Sternengruppe von Nordamerika!

„Beim Niclas!" — ruft plötzlich eine lachende Stimme hinter uns — „Ihr schaut alle sehr melancholisch drein! Hat Euch die schöne Lady B . . . . daran gemahnt, daß Ihr bürgerliche Canaille seid? oder habt Ihr Euch allesammt in Miß T . . . verliebt? Oder schnuppert Ihr vielleicht da unter den albernen Fahnen herum, ob sich etwas schwarzrothgold hineingeschmuggelt habe? Nichts da Mercutio! Croat is' auch Bruder, und Böhm' spricht sich gonz gut deitsch, unsriges, wonn nur will und Kaiser erlaubt! Magyar kriegt deutsche Prügel und Italiener! Knacks! Puff! auf deutsch Commando erschossen! Ist jetzt Alles gut deutsch, Welschland, Poland und Serbonien, wie sie's in Frankfurt gewollt haben! Famose Gegenwart!"

Und in diesem Tone schwatzt der ehrenwerthe Dr. Keif, der sich zufällig zu uns gefunden hat, noch eine Weile fort.

„Aber, lieber Doctor, was ist denn Ihnen so cannibalisch wohl? Beinahe scheint's, als hätte Ihnen eine

der schönen Damen einen sanften Liebesblick zugeworfen! Ihre Toilette ist auch gar so sorgfältig! Grüner Rock, grünes Gilet, grüngestickte Cravatte! beschmutzte Stiefel! Sie sehen ganz cavaliermäßig russisch aus! Oder hat Sie die Gegenwart der Königin begeistert? Haben Sie die englische Loyalität für sich auf Flaschen gezogen, daß Sie in Ihrem Geiste Blasen wirft, wie Sodawasser? — —"

„Ich verbitte mir alle Logik" — ruft der Doctor, indem er seinen alten Freund Kappelbaumer parodirt — „ich verbitte mir alle Logik, und ich verbitte mir allen Scherz über die englische Loyalität. Die Königin ist eine ordentliche Frau, und das will, wenn man eine Krone trägt, mehr sagen, als wenn man in einem Zuckerbäckerladen steht."

„Weil wir gerade vor dem Ausstellungsgebäude halten, fällt mir der erste Mai ein, an dem es von der Königin eingeweiht wurde. Sie waren damals noch nicht in London, Mercutio! Aber gelesen werden Sie wohl haben, daß von dem Momente an, wo Dame Victoria erklärt hatte, die große Ausstellung in ihrer kleinen Person eröffnen zu wollen, der Zudrang nach den kostspieligen Saisonkarten überwältigend wurde. Auf dem gottlosen Continente waren Manche vielleicht im Stande, über diese „zopfige, veraltete, nicht mehr zeitgemäße" Loyalität des britischen Volkes zu lächeln. Man thue das künftig nicht mehr. Ich verbitte mir derglei-

chen. In der englischen Loyalität steckt wohl etwas kindliche Harmlosigkeit und viel praktische Berechnung, das will ich nicht läugnen. Wäre sie aber den Engländern wirklich von der Wiege angeboren — was man von leichtfüßigen Flachköpfen zuweilen zu hören bekommt — wäre sie eine Naturgabe, wie schöne Augen oder ein Buckel, oder ein freies Geburtsland, dann hätte sie keine moralische Bedeutung. Daß sie nicht das Product gedankenlosen Stumpfsinns sein kann, dafür bürgt der anglo-sächsische Stammbaum, der nicht auf Blödsinn gepfropft ist. Daß die englische Loyalität auch kein pures Resultat des anerzogenen, gemüthlichen Altherkommens sei, wie man Aehnliches wohl unter der Cretinbevölkerung von Steiermark beobachtet haben will, dafür bürgt die englische Geschichte. Das jetzige Regentenhaus ist durchaus nicht so alt, um schon seines Grünspanüberzuges wegen ehrwürdig zu sein, wie alte Münzen und Religionen. Vergessen Sie auch nicht, daß Georg IV., der Oheim von Victoria, wegen seiner Untugenden als Mensch und Regent so wenig in England respectirt war, daß kein Gentleman sich gern mit ihm auf der Straße sehen ließ, er selber sich kaum zeigen konnte, ohne vom Londoner Volke beschimpft zu werden."

„Die englische Loyalität von heute ist daher weder Product der launigen Natur, noch des Blödsinns oder der Angewöhnung; sie ist, zum großen Theil wenig-

stens, der Ausdruck selbstbewußter Achtung für das würdig vertretene monarchische Princip."

„Königin Victoria besitzt nicht die Thatkraft der russischen Katharina, nicht das Genie von Maria Theresia. Aber sie hat in ihren Regierungsprincipien stets der Stimme der Majorität Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie ist eine constitutionelle Königin, wie sie Englands gegenwärtiger Culturzustand wünscht und braucht. Sag' mir nur Keiner: sie muß so sein, sie könnte nicht anders, wenn sie auch wollte! — Freilich kann sie ihre Minister und die Parlamentsopposition nicht nach Botany-Bai schicken, kann auch die radicale Presse nicht unterdrücken und die britische Constitution nicht frischweg abschwören; aber eine constitutionelle Königin, die sich ihre Minister wählen und Parlamente auflösen und Peerswürden verschenken kann, hat noch immer sehr viel Macht, um Böses zu thun. Das englische Königthum ist nicht so ganz Puppenspiel, wie man bei uns in Deutschland gewöhnlich annimmt. Daß Königin Victoria ihre Macht dem Guten zuwendet, das ist ihr Verdienst; darum ist sie das glücklichste Haupt von Allen, denen das Schicksal die Last einer goldenen Krone aufgebürdet hat; angebetet, verehrt, vergöttert von Millionen, die es für ein Glück halten, ihr Angesicht sehen zu dürfen. Hättet Ihr nur am ersten Mai da sein können, um diesen Park zu sehen, wie sich das Volk — und sehr gutgekleidetes Volk — in Rotten-Row drängte,

um die Königin vorüberfahren zu sehen! Alles schwarz! Und Kopf an Kopf! Bis auf die Spitzen der Bäume hinauf! Riskirten ihr Leben für die Königin, wie gar kein galanter Höfling mehr thut! Außer mir und Ihrer Majestät selbst war das ganze Publicum verrückt — —"

„„Aber, lieber Doctor, da hätten Sie ja Gelegenheit gehabt, von irgend einem erhöhten Punkte aus, dem englischen Volke eine revolutionäre Rede zu halten!"" bemerkte Mercutio, um den Doctor zu necken, der selbst in den wildesten Tagen der deutschen Revolution nie zum Volke gesprochen hatte. Dazu war er zu bescheiden.

Der Doctor ging in den Scherz nach seiner gutmüthigen Weise ein. „O, fürchtet nicht," sagte er pathetisch, „daß ich ein dummer Junge bin. Auf dieser Insel streift man den Revolutionsrock ab, wie Schlangen ihre Haut. Als ich mich dem Schooße unsrer Altmutter Deutschland entwand, war ich roth und haarig wie Esau im alten Testamente, denn es gab gar zu viel Aerger und Schande drüben über'm Salzwasser. Nachdem ich vier Wochen unter diesen glattrasirten, wirklich constitutionell regierten Barbaren gelebt hatte, ward ich glatt und manierlich wie Erzvater Jacob. Wenn ich ein Jahr länger hier bleibe, werde ich vielleicht constitutionell-monarchisch, wie der Zwickauer in Berlin. Und gehe ich noch so ein hundert Jährchen im Hydepark auf und ab, werde ich vielleicht noch ein absoluter — wie Montalembert. Es ist zum Verzweifeln. Dieses

unverschämt ängstlich eingehaltene constitutionelle Wesen der Engländer reißt mir täglich einen Fetzen meines republikanischen Mantels vom Leibe. Ein Glück ist's nur, daß unsere gerühmte deutsche Geduld doch noch viel ungeduldiger ist, als die britische Patience. Aber trotzdem fange ich an, mich vor mir selber zu fürchten, und weiß kein anderes Mittel, um meine politische Gesundheit zu restauriren, als in ein deutsches Bad zu gehen. Was halten Sie von Ems? Oder Karlsbad? Ischl ist jetzt sehr en vogue, scheint für meine Leiden ganz angezeigt zu sein. Nicht wahr?"

„Diesen selbstzufriedenen Engländern" — fährt der Doctor nach einer kurzen Pause fort — „soll Einer revolutionäre Vorlesungen halten? In's Tollhaus mit ihm! Lassen sich Revolutionen aus dem Boden stampfen? Brauchen sie zum Reifwerden etwa nicht den schöpferischen Sonnenstrahl, den befruchtenden Dünger aus allerhöchsten Regionen? Plebs wie wir hat noch nie Revolutionen gemacht. Der Segen kommt von oben. Freilich unbewußt — — Und mehrere der continentalen Regierungen fürchten sich, ihren Bürgern Pässe nach London zu geben, so viel sie verlangen?! Das heißt sich in der That alle Logik verbitten. Wäre ich König, nur einem einzigen Menschen hätte ich die Reise über den Canal untersagt, und dieser wäre mein präsumtiver Thronerbe gewesen. Wie leicht, daß er vom Glück der Königin von England inficirt wird! Dergleichen soll

ansteckend sein wie Lachen, Weinen, Gähnen und — die Pest."

Wenn der Doctor einmal in's Reden hineinkommt, hört er sobald nicht auf. Seinen deutschen Freunden gegenüber kehrt er alle Lichtseiten Englands heraus; aber wenn er mit Sir John am Theetische sitzt, kämpft er für sein geliebtes Deutschland desto wärmer. Es ist dies eine ganz natürliche psychologische Erscheinung, die man bei den meisten Deutschen von Herz und Geist, die in England leben, beobachten kann. Seine weiteren gelehrten Erörterungen über die englische Loyalität und deren von Tag zu Tag fühlbarer werdenden Mangel unter dem deutschen Volke, wollen wir verschweigen. Aber das „Abenteuer" mit seinem Barbier dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, denn es gehört zur Charakteristik des englischen Volkes und dessen Liebe zur Königin.

Der Doctor erzählt:

„Mein Barbier wohnt in der City. Sie werden mich fragen, warum ich täglich den weiten Weg in die City mache, da es doch Barbiere genug in der Nachbarschaft unsrer Wohnung gibt? Weil der meinige ein interessantes Exemplar von einem Londoner Spießbürger ist. Denken Sie sich, der Mensch ist dreiundzwanzig Jahr alt, und die größte Reise, die er gemacht hat, wie er mir versichert, reichte nicht weiter als zwölf Meilen

von Hydepark-Corner *), dieser Mensch ist also jedenfalls durch und durch Londoner und werth, daß man ihn studire. — „„Ich muß und ich werde unsre Königin sehen,““ sagte er am Tage vor der Eröffnung der Ausstellung zu mir, und dabei fuhr er mit einem loyalen Fanatismus über meinen Hals, daß mir um meinen Kopf bange ward, — „„ja Herr! ich werde sie sehen oder ich will nicht Bob Robinson heißen.““

„So!“ erwiederte ich gerührt, offenbar ungläubig, „Sie sind aber nicht der Einzige, Mr. Robinson, der diesen bescheidenen Wunsch hat.“

„„Weiß wohl, weiß wohl,““ — antwortete er gerührt und fährt mir dabei schmeichelnd mit dem Pinsel über die Wange — „„aber thut nichts, ich habe mein Mittel.““

„Sie haben ein Mittel, bester, theuerster Mr. Robinson? Hat Ihnen vielleicht der Herzog von Wellington einen Balcon in Apsley-House für morgen abgetreten?“

„„Nu sehn Sie, das eben nicht, aber““ — dabei greift Bob in die hintere Rocktasche — „„'s ist eben so sicher““ — und er zeigt mir einen langen, dicken, ehrlichen Strick.

„„Mit diesem Strick““ — sagt er — „„gehe ich

*) Von diesem Platze aus pflegen die Londoner die Meilenentfernung von der Hauptstadt zu berechnen.

heute schlafen, mit diesem Strick gehe ich morgen um vier Uhr nach Hydepark, und warte bis das Thor geöffnet wird; mit diesem Strick, Herr, binde ich mich an einen Pfosten im Parke fest, und dann sollen sie würgen und drängen und stoßen wie sie wollen, mich wird Keiner wegreißen. Wollen sehen, he, he!""

„Am zweiten Mai, zu Mittag" — fuhr der Doctor in seiner Erzählung fort — „hatte ich die Ehre, den Master Bob wieder zu sehen. Noch etwas blaß von der Aufregung; einen kleinen Schnupfen vom langen Stehen im Morgennebel; kaum erwähnenswerthes Magendrücken, wahrscheinlich vom Strick, und höchst unbedeutende Fußschmerzen, in Folge von zwölftausend Fußtritten; aber nichts destoweniger strahlend, begeistert, verklärt. Er hat Sie gesehen und den Prinzen Albert und die Prinzeß royal und den Prinzen von Wales — „capitaler Junge das!" — Zweimal hat er sie gesehen, wie sie hin und zurück durch Rotten-Row fuhren; und geschrieen hat er, daß er noch ganz heiser war; und rasirt hat er mich vor lauter nachhaltiger Glückseligkeit, daß mir, wenn ich plötzlich zum österreichischen Finanzminister ernannt worden wäre — was ich immer befürchte —, um mit Anstand das Portefeuille zu übernehmen nichts Anderes übrig geblieben wäre, als die leidige Operation selber noch einmal durchzumachen. Aber ich habe es ihm gern verziehen und verzeihe es allen Robinson's, Brown's und Smith's, die nie weiter

als zwölf Meilen über Hydepark-Corner hinauskamen, daß sie ihre Königin so lieb haben. Und doch heißen mich böswillige Menschen einen Radicalen! — —"

Sagt's, grüßt und schwenkt links ab. Wahrscheinlich sieht er dort ein „Abenteuer" auftauchen.

Wir aber setzen unsere Wanderung durch den Park gegen dessen Ausgangsthor nach Piccadilly fort. Die Baumgänge sind ziemlich leer geworden, denn die Aristokratie ist nach Hause zur Tafel gefahren, und kein Miethwagen, dem eine Nummer auf dem Rücken geschrieben steht, und auch kein Omnibus darf über die Schwelle von Hydepark.

Desto bunter treiben sich die plebejischen Verbannten vor seinem Eingange herum. Sie führen die Gäste von der Ausstellung nach der Stadt zurück. Hier am großen Thore von Hydepark empfängt der ohnedies volle Wagenstrom noch die Zuflüsse von Rotten-Row und den anderen Parkwegen, die Policemen haben ihre Noth, die Strömung in ihr rechtes Bett zu lenken, und ließen sie nicht zuweilen auf eine kleine Minute die vierfache Wagenreihe still halten, es wäre nicht menschenmöglich, auf die entgegengesetzte Seite der Straße zu schlüpfen.

Ueber das Getümmel hinweg, schaut die Statue des Herzogs von Wellington von ihrem hohen Standpunkte herab; sie ragt weit über alle Gebäude in der Umgebung

hinaus, und steht dem Hause des Originales selbst schräg gegenüber *).

Diese Stadtresidenz des Herzogs von Wellington — Apsleyhouse genannt — ist erst seit dem Jahre 1820 sein Eigenthum, und wurde von ihm im Jahre 1828 umgebaut. Es gehören besonders hohe Empfehlungen dazu, das Innere zu sehen, in welchem der vielgefeierte Feldherr — Feldmarschall von Oesterreich, Preußen, Rußland und Frankreich, Generalcapitain von Spanien, Generalmarschall von Portugal, Obergeneral der englischen Truppenmacht, Wächter der fünf Häfen, Constable des Towers von London, Prinz von Waterloo, Kanzler der Universität von Oxford u. s. w. u. s. w. — alle jene seltenen Kunstschätze und Geschenke aufbewahrt, welche er von den gekrönten Gegnern des großen Corsen empfangen hat.

In der innern Halle steht die kolossale Marmorstatue Napoleon's von Canova, welche den Verbündeten bei ihrem Einzuge in Paris in die Hände fiel, und

*) Diese Statue, den Herzog in Mantel und Hut zu Pferde vorstellend, ist von Matthew Wyatt entworfen, aus Kanonengut gegossen, und durch Subscription des Volkes errichtet. Sie kostete 36,000 Pfd. Sterling. Eine andere Reiterstatue des Herzogs haben wir vor der Bank gesehen. Eine dritte zu Ehren des Herzogs und seiner Waffengefährten, von englischen Frauen errichtet, steht auf einem kleinen Hügel in Hydepark. Es ist ein Achilles, nach einer der antiken Statuen vom Monte Cavallo in Rom entworfen. Sie kostete 10,000 Pf. Sterling.

von der eine, durch Meister Rauch in Bronze ausgeführte, Copie dem alten Blücher gewidmet wurde. Im Gemäldesaale hängen einige Bilder ersten Ranges, namentlich aus der Madrider Galerie, darunter das vielbewunderte Meisterstück Correggio's „Christi Todeskampf im Garten". Und auf der Tafel, welche der Herzog jährlich in diesem Hause seinen alten Kampfgenossen von Waterloo zu Ehren gibt, prangen die werthvollen Silber- und Goldgeschirre der nordischen Souveraine.

Wenigen Menschen war es beschieden, ihre Apotheose noch bei ihren Lebzeiten verkörpert zu sehen, wie dem Herzog von Wellington. Und doch! — wie düster schaut Apsleyhouse in den grünen Park hinein! Seine Fenster Jahr aus Jahr ein fest verschlossen! mit kugelfesten Eisenläden geblendet! Selbst die hohe Gittereinfassung der Fronte mit dunkeln Brettern bekleidet, daß man den Vorderraum nicht sehen kann! — Das ist wegen der Emeuten, welche der Reformbill vorhergingen, jener Emeuten, welche die Schlösser der Tories auf dem Lande niederbrannten, und den alten Feldherrn in seinem eigenen Hause bedrohten.

Auch ohne Sturm und Brandlegung wäre die Reformbill endlich durchgegangen, das unterliegt keinem Zweifel. Aber es ist nicht billig, daß der Engländer die blutigen Auftritte in seinem eigenen (seit einer langen Reihe von Jahren fest constituirten) Vaterlande vergißt, wenn er über einen Crawall auf dem Conti-

nente die Völker daselbst mit leichter Zunge als unreif für die Freiheit erklärt. Es ist auch nicht billig, daß eine, stets auf Englands besonnenes Volk hinweisende, große Partei auf dem Festlande jene blutigen Brandscenen, welche die Reformbill einleiteten, so ganz ignorire oder vergesse.

Was aber that die englische Regierung in jenen schreckensreichen Tagen? Hat sie das britische Volk sofort für unmündig erklärt, weil die Leidenschaftlichkeit der Katastrophe ein paar tausend Hitzköpfe ausgebrütet hatte? Wurde Belagerungszustand proclamirt? Wurde die Presse unterdrückt? Hat man die Häuser der Bürger durchwühlt? Hat man diese vor brutale Gerichtshöfe gestellt? Wurde nach Meinungen und Gedanken und politischen Färbungen gestraft? Ist die blöde Bosheit Hand in Hand mit der Gerechtigkeit gegangen? — Nie und nimmermehr. Die Brandstifter wurden eingekerkert, wo man ihrer habhaft werden konnte; aber keinem Menschen, weder dies- noch jenseits des Canals, fiel es zu behaupten ein, das britische Volk sei für die Freiheit noch nicht reif genug. Nur der Blödsinn, der oft Gehörtes gern wiederkäut, oder die Heuchelei sanfter Bildung, die sich ihres Zweckes und ihrer Schwäche selbst bewußt ist, oder endlich jener sublime Uebermuth, dem Alles Koth ist, was nicht duftet, haben von jeher die undankbare Arbeit übernommen, über den politischen Culturzustand großer, edler, gebildeter Völker abzuur-

theilen. — — Doch zurück nach Apsleyhouse! Was that der alte Feldherr, als ihn der Pöbel in seiner herzoglichen Höhle angriff? — Er verbarricadirte sich so gut er konnte; er kehrte den alten Haudegen heraus, um sich seines Leibes im Kampfe zu wehren; er, der Feldmarschall aller Welt, der Meister der fünf großen britischen Häfen, der Generalissimus der englischen Heeresmacht, ließ keine Trommel rühren, um in die leidenschaftlichen Haufen zu feuern. Aber als der Sturm abgeschlagen war, ließ er sich kugelfeste Eisenläden vor seinen Fenstern machen, und diese Läden hält er noch heut zu Tage fest verschlossen, damit — so soll er gesagt haben — das englische Volk den brutalen Angriff auf den alten Löwen nicht vergesse. Recht so, Mann von Waterloo! Du bist seitdem in der Achtung Deines großen Volkes gestiegen. Aber — — wie gesagt, die meisten Deines großen Volkes vergessen doch jene Scenen vor Apsleyhouse, wenn sie über die unseligen Verhältnisse des Continents aburtheilen, und nur zu oft — trotz der geschlossenen Eisenläden — überkommt sie der Stolz, das einzige Volk der Erde zu sein, dem die Freiheit nicht Schwindel verursacht. —

Dreizehntes Kapitel.

Von Piccadilly nach Trafalgar-Square.

Es gibt kaum ein Volk, das einen grünen Baum, einen freien Wiesenplatz so wie das englische liebt. Gegen die herrlichen Stämme ihrer Parks haben sie eine nicht minder große Verehrung, wie die Druiden vor den heiligen Eichen in ihren gottgeweihten Hainen; und es thut dem menschlichen Herzen wohl, zu sehen, daß das Ringen mit der Natur, das Bestreben, ihre Kräfte zum Wollekrämpeln und Spindeldrehen zu verwenden, den Sinn für jene ihrer Schönheiten, die sich nicht in Capital und Zinsen auflösen lassen, noch nicht ertödten konnte. Das englische Volk widerlegt durch sich selbst die oftерzählte Lüge, daß „allzugroße“ Cultur den Menschen seinen ursprünglichen kindlichen Gefühlen entfremde. In England wird Wasser und Feuer, Luft und Erde, mehr als in einem andern Theile der Welt, zum Broderwerb vermiethet; in England wird das Ackerfeld mit Dünger fettgesäugt, der tausend Meilen weit

auf wüsten Felsenriffen gesammelt werden muß; in England wird die Natur gezwungen, Wasserlilien aus den Tropenländern großzuziehen, und Früchte in übernatürlicher Größe zur Reife zu bringen; in England ißt man Trauben von Oporto, Apfelsinen von Malta, Pfirsiche aus der Provence, Ananasse aus Jamaica, Bananen von St. Domingo und Nüsse aus Brasilien. Was der heimathliche Boden nur mit Widerstreben und großen Opfern erzeugt, wird von andern Zonen aufgeborgt, aber darum sind dem Engländer Baum und Wiese, Wald und Strauch auf seiner Insel nicht minder lieb und theuer.

Man kann diese seine Liebe zur freien Natur (bei der die Diätetik allerdings ihre Rolle spielt) in der Mitte seiner Hauptstadt beobachten. In den Squares und an den Parks, kurz überall, wo ein grüner Fleck das Auge erfreut, stehen die besten Häuser, sind die gesuchtesten Quartiere. Piccadilly ist da, wo es an Hydepark grenzt, und so weit es die freie Aussicht über den gegenüberliegenden Greenpark hat, elegant, theuer, aristokratisch. Weiter unten, wo es sich in's große Häusermeer der Stadt hineinerstreckt, findet man wieder Geschäft und Verkaufsläden.

Aber auch dort, wo heute die Häuser großer Herren stehen, sah es vor hundert Jahren noch ganz elend aus. Es gab da eine Menge Wirthshäuser von nicht allzugroßer Reputirlichkeit, und an Revuetagen saßen die

Soldaten der nahen Caserne vor diesen Häusern auf Bänken, ließen sich pudern und frisiren und die Zöpfe zurecht machen, und trieben dabei ihren Spuk mit den vorübergehenden Mägden. Der solide Bürger schlug daher sein Kneipenzelt in andern Regionen auf. Und doch erzählt uns die Chronik der guten Stadt London, daß Sir Richard Steele in einer jener Tavernen einmal sein Mittagsmahl eingenommen habe. Die Veranlassung zu dieser Abnormität war folgende:

Steele hatte kein Geld und viel Gläubiger. Doch dies war das Schicksal der meisten englischen Poeten von damals. Nur daß Steele nicht immer das Talent besaß, sich seine Gläubiger von seiner Schwelle fern zu halten; darum hielt er sich selbst zuweilen von seiner Schwelle fern. So war er denn auch eines Morgens zeitlich ausgegangen, und fuhr zu seinem Freunde Savage und bat diesen, mit ihm zu speisen. Savage willigte ein, und beide fuhren nach einer der Tavernen bei Hydepark-Corner. Hier dictirte ihm Steele noch schnell vor dem Speisen ein Pamphlet in die Feder, dann aßen und tranken sie, und als es zum Zahlen kam, gestand Sir Richard, er habe keinen Heller in der Tasche, und das Pamphlet müsse die Zeche ausgleichen. Savage machte nun nothgebrungen den traurigen Gang zu den Buchhändlern und verkaufte das Manuscript glücklich für zwei Guineen. Sir Richard aber hatte in der entlegenen Schenke gespeist, um seinen Gläubigern

zu entgehen, und hatte das Pamphlet geschrieben, um speisen zu können. Was damals die Pamphlete waren, sind heute ungefähr die Leitartikel der Journale. Aber die Steele's, die sie schreiben können, sind seitdem in London ziemlich rar geworden.

Von Piccadilly gegen Norden, die ganze Breite von Hydepark entlang, zieht sich Park-Lane mit seinen reizenden Wohngebäuden, die halb im Style von Landhäusern gebaut sind und denen von Brighton ähnlich sehen, indem sie mit unregelmäßigen, phantastischen, nach allen Seiten vorspringenden Balconen, Rotunden und Veranden versehen sind, um, wie in Brighton über das freie Meer, so hier über den offenen Park die möglichst freie Aussicht zu erzielen. Palastartig im Innern und mit allen jenen Bequemlichkeiten ausgestattet, die man nur in englischen Wohnhäusern so harmonisch und anspruchslos wiederfindet, zeigen sie in ihrem Aeußern wenig von dem Reichthum ihrer Bewohner.

Früher hieß diese Straße Tyburn-Lane — man kennt die blutigen Schrecken, die an dem bloßen Namen kleben — jetzt ist sie mit allen darangrenzenden Straßen in die Hände des Adels und des Reichthums übergegangen. Hohe Spiegelscheiben — gepuderte Bediente — melancholische Stille — massive Equipagen vor den kleinen Hausthüren — keine Geschäftsläden — keine Omnibusse und Frachtwagen — in kalten, nebelschau-

rigen Winternächten vielleicht ein braunes Weib aus Irland, mit Kind und Vater, halbnackt und schier verhungert, an einem Mauerwinkel kauernd — das ist der Charakter dieses Stadttheiles, der hier und da zwischen alten Mauern und grünen Squares die prachtvollsten Adelssitze verbirgt, und sich mit kurzen Unterbrechungen bis in die Regionen von Bondstreet hinabzieht.

Wo die Herzogin von Glocester ihre Stadtresidenz aufgeschlagen hat, wohnte früher Lord Elgin, und hier standen auch die als elginische Marmore bekannten Reliquien der größten alten Kunstepochen, bis das Parlament (1816) die Summe von 35,000 Pfd. zum Ankauf derselben votirte.

Viele und große Kunstschätze liegen in diesen adeligen Häusern noch heute dem Auge der Welt verschlossen und sind nur Wenigen zugänglich; ihre Besitzer verschmähen das Verdienst, ihr Volk für Kunstgenüsse empfänglicher zu machen, und doch versichern Kunstkenner ersten Ranges, daß man aus je drei Privat-Gemäldegalerieen der englischen Aristokratie sehr wohl eine Galerie zweiten Ranges zusammenstellen könne.

St. James' Street verbindet Piccadilly mit Pall Mall; wir stecken hier immer noch mitten in den Quartieren des Glanzes; wir nähern uns den Regionen der Clubs und des Königthums. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gab es in und um St. James'

Street noch mehrere Theater*), in denen freilich nicht immer die Muse der Dichtkunst über die Bühne schritt. In der Chronik jener alten Theater findet man Stoff in Fülle, das Leben und den Charakter des alten Londons zu studiren. Viel Speculationsgeist der Bühnenbesitzer, viel Leichtgläubigkeit des Publicums, große Sucht nach dem Schauen des Wunderbaren und der Spectakel! Im Ganzen ungefähr wie heute, nur Alles derber, massiver, ungraziöser.

Es sind erst hundert Jahre her (1749), da war vor einem dieser Theater die Ankündigung zu lesen, es werde sich daselbst ein Künstler, wie ihn die Welt noch nicht gesehen, produciren. Besagtes Kunstgenie werde auf jedem beliebigen Spazierstocke jede beliebige Musik machen, nach Aufführung dieses höchst merkwürdigen Instrumentalconcerts vor den Augen des verehrten Publicums in eine Quartflasche hineinkriechen und aus dieser ein Vocalconcert zum Besten geben. Was thaten unsere Londoner von vor hundert Jahren? Viele lachten über den närrischen Kauz, Viele schüttelten das Haupt und die Frommen meinten, das hieße Gott versuchen. Aber als die Theaterstunde kam, war das Haus so vollgedrängt, daß man noch eine gute Anzahl nicht hinein-

*) Heute noch das kleine niedliche Schauspielhaus in Kingstreet, wo französische Stücke aufgeführt werden, Mrs. Kemble ihre Shakespeare-Vorlesungen hält u. dgl. m.

lassen konnte. Und der Künstler? Und die Concerte in und außerhalb der Flasche? — Wie sich's jetzt nach hundert Jahren gut denken läßt, war er längst mit den Eintrittsgeldern auf und davon gegangen, als das verehrte Publicum anfing, durch Schreien und Pochen seine Ungeduld kundzugeben. Das hatte eine gute Weile gedauert, als eine Stimme aus dem Parterre plötzlich Ruhe gebot und dem Publicum den Antrag machte — man sieht, daß es in den Theatern damals sehr familiär zugegangen sein muß — ja wohl den Antrag machte, für den doppelten Eintrittspreis in eine Pintflasche zu kriechen, und darin allerliebst zu singen. Das verehrte Publicum, welches jetzt einsah, wie es geprellt sei, empfing den Antrag mit dem allerheitersten Gelächter. Die Meisten hatten wahrscheinlich volle Bierflaschen mit in's Haus gebracht, um sie erst zu leeren und sie dann dem Künstler zum Hineinkriechen anzubieten — waren daher etwas animirt — die Meisten hatten wahrscheinlich auch Stöcke mitgenommen, um das Vergnügen zu haben, sie in Baßgeigen und Orgeln verwandelt zu sehen — es fehlte somit nicht an Waffen —; und da begann denn ein höllischer Verwüstungssturm, und die Bänke wurden zertrümmert, und das Orchester demolirt, und vor dem Theater auf der Straße wurde mit diesen Reliquien ein Freudenfeuer angezündet, daß auch die Zuspätgekommenen ihren Antheil an der Wundervorstellung hatten. Das ist ein Stück London von vor hundert Jahren.

Es ließen sich in dieser Nachbarschaft noch manche historische Reminiscenzen aufsuchen und Sittenstudien machen, aber unsre flüchtigen Wanderungen würden mehrere Jahre und viele Bände ausfüllen, wollten wir zu tief im Wuste der alten Zeiten herumstöbern. Noch einen Blick auf das schlichte Haus Nr. 76, wo der Geschichtsschreiber Gibbon starb, dann weiter hinab durch St. James' Street, bis sie in Pall Mall mündet, bis wir vor St. James' Palast stehen.

Ein altes, schwarzes, weitläufiges Gebäude, an dem gegenwärtig wenig interessant ist, als seine Geschichte und seine theilweis sehr ehrwürdig aussehende Bauart. Wenn wir sagen, daß die Fronte gegen Pall Mall, an die Stelle der Heidelberger Schloßruine oder auf den Dürrenstein gestellt, der romantischen Neckar- und Donaugegend nichts von ihren vielbewunderten Reizen rauben würde, so wird der deutsche Leser sich ungefähr eine Vorstellung von dem alten Residenzschlosse der englischen Könige machen können. In der Wirklichkeit war es von jeher mehr als ein Anhängsel von Whitehall betrachtet worden, und erst als dieses niederbrannte (1695), wurde der St. James' Palast als Residenz benutzt, bis Königin Victoria ihn mit dem freundlichern Buckinghampalast vertauschte.

Trotzdem das alte Schloß auf Einer Seite in den Park schaut, ist es sehr finster, und wer sein schwarzes Gemäuer und die vielen unregelmäßigen Winkelhöfe be-

trachtet, wird sich nicht leicht mit dem Gedanken befreunden können, mit oder ohne Krone daselbst seine Wohnung aufzuschlagen. Als Peter der Große von Rußland in London zu Gaste war, rieth er Wilhelm III. ganz ernsthaft, sich doch lieber im prächtigen Matrosenhospital von Greenwich einzuquartieren; und als Wilhelm IV. einmal die alten Invaliden daselbst mit einem Besuche beehrte, bemerkte er zu einem der verkrüppelten Matrosen: „Ihr alten Bursche wohnt in jedem Falle königlicher als ich in St. James'.“ Auch Georg II. soll bei seiner Ankunft in London mit seiner Behausung nichts weniger als zufrieden gewesen sein, und in der Correspondenz von Horace Walpole sind in dieser Beziehung manche ergötzliche Aeußerungen des Königs zu finden, der sich wohl doppelt unbehaglich fühlen mochte, da er nicht englisch verstand, und mit seinem Premierminister, der keine Ahnung vom Deutschen hatte, lateinisch radebrechen mußte. Dennoch blieb den gekrönten Häuptern nichts Anderes übrig, als die Lasten ihres Amtes im alten Hause fortzutragen, und dessen düstere Erinnerungen mit in den Kauf zu nehmen.

Unter Karl I. lebte bekanntlich Maria von Medicis drei Jahre lang in England, um vor Richelieu sicher zu sein. Sie wohnte in St. James' Palast, und kostete dem Lande monatlich dreitausend Pfund Sterling*).

*) Siehe: Notes to Wallers Poems, Edinburgh edition 1777.

Das Volk von England haßte sie, die Londoner insultirten sie auf jede mögliche Weise, und als hundert Musketiere commandirt wurden, ihr als Garde zu dienen, weigerten sie sich entschieden, und meinten, sie hätten etwas Besseres zu thun, als eine verhaßte Ausländerin zu bewachen. Der allgemeine Widerwille gegen dieses Weib fand endlich im Parlamente selbst seinen Wiederhall, und auf eine Petition desselben an den König (1641), wurde die Medicis aus dem Lande fortgeschickt. Karl I. gab ihr zehntausend Pfund Reisegeld und das Volk von London seine Verwünschungen mit auf den Weg über den Canal.

Es dauerte nicht lange und auch ihr königlicher Gastfreund wurde verwiesen, verwiesen wohl nicht über's Meer, aber auf's Schaffot, in die Grube. Thomas Smith, der fleißige Forscher und mit ihm Andere, haben nachgewiesen, daß der unglückliche Karl die drei letzten Tage seines Lebens im St. James' Palaste gefangen gehalten wurde, und daß er erst in der letzten Nacht vor seiner Hinrichtung nach Whitehall gebracht worden sei, um aus dem berühmt gewordenen Fenster den Weg auf's Blutgerüste anzutreten. Was demnach englische und deutsche Geschichtsschreiber von den martervollen Nächten des Königs, in denen er das Beil des Zimmermanns vor seinem Schlafgemache bei der traurigen Arbeit belauscht haben soll, erzählen, beruht auf einer Ungenauigkeit ihrer Forschung, der ihre Phantasie zur Seite stand.

Die letzten Tage Karl's mögen auch ohne dies bitter genug gewesen sein.

Jetzt wird der alte Palast nur bei Hofceremonieen gebraucht, da es im Buckinghampalast dafür an Räumlichkeiten gebricht. Die Königin hält in St. James' ihre Levers und Drawing-Rooms. In den drei großen Sälen, die in einander führen, drängt sich bei solchen Gelegenheiten Alles, was hoffähig ist, in vollem Staat und Glanz bis zum Throne, der mit einem rothsammetnen Baldachin, mit goldenem Stern und goldener Krone verziert ist. An den Wänden hängen die Schlachtenbilder von Waterloo und Vittoria; im Hintergrunde das Cabinet der Königin, um den Staatssecretairen Audienz zu geben; in den Vorgemächern Garden und Hofchargen aller Art; in den Höfen die Prachtwagen des Adels, auf den nahegelegenen Straßen und im Parke das große Volk der Neugierigen — das sind noch Momente, wo das düstere Gebäude vom Glanz des heutigen Königthums angehaucht wird. Sonst gehen Tag und Nacht rothe Grenadiere an den schwarzen Mauern auf und ab; in den Höfen spielen Dohlen, Katzen, Kinder, und an Sonntagen Regimentsmusikanten.

Pall Mall ist eine der prachtvollsten Straßen Londons, und sie hat ihre Herrlichkeit zumeist den Clubhäusern zu danken, welche in den letzten Jahren mehr als sonst auf ihr Aeußeres verwenden. Es stehen hier der Reihe nach:

Der Oxford- und Cambridge-Club, im Jahre 1838 in edlem, einfachem Style gebaut. Er ist auf tausend Mitglieder beschränkt, deren Jeder auf der Oxforder oder Cambridger Universität studirt haben muß. Eintrittsgeld: zwanzig und jährlicher Beitrag sechs Guineen. Viele seiner Mitglieder wohnen im Lande zerstreut, bezahlen jedoch gern ihre Clubgebühren, um, wenn sie nach London kommen, das Vergnügen zu haben, eine Art Häuslichkeit zu besitzen, wo sie alte Schulcameraden wiederzufinden hoffen dürfen.

Der Naval- und Military-Club, bloß für Militärs, ist in seiner gegenwärtigen Gestalt kaum ein Jahr alt, und sucht seine Nachbarn durch solide Pracht in der äußern und innern Ausstattung zu überbieten. Er steht auf derselben Stelle, wo Lord Castlereagh residirte. Dort um jene Ecke von James' Square schlich dieser verhaßteste aller Minister Englands, um sich das Messer auf der Straße zu kaufen, mit dem er seinem Leben ein Ende zu machen beschlossen hatte. An jener Ecke standen, während die Leiche auf dem Paradebette lag, drei Tage und drei Nächte lang, Volksgruppen und stießen laute Flüche gegen den Geschiedenen aus und begleiteten ihn mit ihren Verwünschungen bis nach der Westminsterabtei, bis an den Rand seiner Gruft.

Carlton-Club für tausend Mitglieder. Eintrittsgeld zehn Guineen und eben so viel jährlicher Beitrag.

Reform-Club, in architektonischer Beziehung der pracht-

vollste, wurde vom Architekten Barry (demselben, welcher den Plan zu den neuen Parlamentshäusern entworfen) gebaut, und steht, nach dem Ausspruche einiger englischen Reisebeschreiber, welche wahrscheinlich in stockfinstrer Nacht, schlafend in einer Postchaise einmal durch Rom gefahren sind, dem Palazzo di Farnese daselbst ähnlich. Das Gebäude hat im Ganzen 134 Gemächer und die große Halle würde jedem Kaiserschlosse zur Zierde gereichen. Eintrittspreis sechsundzwanzig, jährlicher Beitrag zehn Guineen.

Zwischen Reform-Club und Athenäum steht der Travellers-Club. Wie sein Name sagt, ist er zumeist für Reisende bestimmt, d. h. für solche, welche große Reisen zurückgelegt und sich das Interesse dafür bewahrt haben. Man findet deshalb in seinen Lesesälen Alles, was die Reiseliteratur aller Sprachen umfaßt, an Karten, Büchern und Zeichnungen vorräthig, und die Statuten besagen, daß Niemand wirkliches Mitglied werden dürfe, wofern er sich nicht ausweisen könne, daß er so und so viel tausend Meilen gereist sei. Erst, als vor mehreren Jahren ein Postknecht, der noch viel mehr als vorgeschrieben, aber freilich immer zwischen denselben Stationen hin und her gereist war, als Mitglied vorgeschlagen wurde, hat sich der Club veranlaßt gefunden, sein Statut genauer zu formuliren. In England aber, das zum großen Theil außer England liegt, dessen Bürger von Kindheit auf mit der Idee vertraut sind, Familienbesuche in Ma-

dras und nach Umständen mehrere Male im Jahre Geschäftsreisen nach Canada zu machen, in England, wo Seereisen nach den Inseln des stillen Oceans und der indischen Meere zu den allergewöhnlichsten Familienereignissen gehören, kann es dem „Club der Reisenden" zu keiner Zeit an vielen, interessanten, gelehrten und berühmten Mitgliedern fehlen. Eintrittsgeld ist daselbst dreißig, der jährliche Beitrag zehn Guineen.

Das Athenäum ist ein weniger exclusiver Club als die vorigen. Es ist der Vereinigungsplatz vieler Gelehrten, Schriftsteller, Journalisten, er zählt mehrere Parlamentsmitglieder der verschiedenen Parteien und Männer aus den verschiedensten Ständen unter seinen Mitgliedern. Eintrittspreis zwanzig, Jahresbeitrag sechs Guineen.

Außer den hier genannten gibt es in London noch eine große Anzahl von Clubhäusern, von denen sich im Allgemeinen sagen läßt, daß sie sich wenig oder gar nicht nach politischen Färbungen sondern. Ihr Hauptzweck bleibt immer der, sich auf dem Associationswege die Annehmlichkeiten eines comfortablen „home" möglichst wohlfeil und vollkommen zu verschaffen.

Hier aber in den Worten „möglichst wohlfeil und vollkommen" sind wir auf zwei Begriffe gestoßen, die sich im Gehirne eines Engländers anders als in dem eines Deutschen abspiegeln. Das machen die Gewohn-

heiten und Geldverhältnisse des Landes, und eine Erläuterung dürfte hier am Platze sein.

Ein jüngerer Sohn aus einem adeligen Hause, der, nehmen wir an, drei- bis vierhundert Pfund Sterling Renten bezieht, kann für diese Summe in London nicht gut auf jenem Fuße leben, den sein Stand, seine Verbindungen, seine gesellschaftlichen Beziehungen erfordern. Er kann dafür kein Haus miethen und möbliren, kann keine Dienerschaft besolden, keine Freunde zu Gaste bitten. Im Club dagegen hat er die elegantesten Salons zu seiner Verfügung; er findet daselbst Arbeits-, Rauch-, Bade- und Conversationszimmer; es steht ihm eine herrliche Bibliothek zu Gebote, er findet daselbst die neuesten Werke und die hervorragendsten Erscheinungen in der periodischen Literatur; daneben vollständige Bedienung und gemeiniglich eine Küche, welche auch dem verwöhntesten Gaumen nichts zu wünschen übrig läßt. Die Kosten des Gebäudes, d. h. die Miethe, Einrichtung und Instandhaltung desselben, dann die Bedienung, die Anschaffung der Zeitungen, Bücher u. s. w. werden theils durch die Jahresbeiträge, theils durch das, aus den Eintrittsgeldern angehäufte Capital bestritten. Aber man würde gewaltig irren, wenn man glaubte, daß die Mitglieder damit auch ihre Diners und Soupers und Weine und Cigarren bezahlt haben. Allerdings wird in den Clubs gespeist, und — das ist mit einer der Hauptzwecke — sehr wohlfeil und vortrefflich gespeist, aber

diese Wohlfeilheit ist eben nur ein relativer Begriff im Verhältniß zu den hohen Preisen der öffentlichen Londoner Speisehäuser ersten Ranges. Der Club ist eine Gesellschaft; diese Gesellschaft hält ihre besoldeten Clubintendanten und diese haben für den Einkauf der Küchenbedürfnisse zu sorgen. Da die Einkäufe im Großen geschehen, da die Kücheninintendantur die Speisen um den Anschaffungspreis zu liefern hat, so folgt daraus, daß ein Clubmitglied für ein Diner, das er in einem Hotel ersten Ranges mit einer halben Guinee bezahlen müßte, in seinem Club bloß sechs oder sieben Schillinge zu vergüten hat. Dasselbe gilt von Weinen, Cigarren und Erfrischungen aller Art. Relativ ist in den Clubhäusern daher Alles sehr wohlfeil, namentlich da nur die allerfeinsten Sorten angeschafft werden, aber im Ganzen setzt das Clubleben in einem der obengenannten Häuser*) immer einen gewissen Grad von Wohlhabenheit voraus.

Wer daran gewöhnt ist, seine Mußestunden und hätte er deren vierundzwanzig in Einem Tage, in einem der eleganteren Londoner Clubs zuzubringen, wird sich nur mit Mühe an unsere deutschen Cafés und Lesevereine gewöhnen können. Und umgekehrt — wer ein paar Monate lang sein Journal im Palais-National oder in einem der vielen Cafés auf den Pariser Boulevards zu

*) Vom Gooseclub, vom Old-Fellowclub u. dgl. ist hier nicht die Rede.

lesen gewohnt war, wo das Leben in tausend Gestalten aus- und ein- und vorüberzieht, dem werden die Londoner Clubs wie öde Prachtgebäude vorkommen. Herrliche Säle, prachtvolle Teppiche, an denen die weichen Füßchen orientalischer Haremsschönheiten nichts aussetzen könnten; Divans und Lehnsessel, solid und weich und groß genug, um in ihnen ein ganzes Leben bequem zu verträumen; Arbeits- und Lesezimmer, traulich still genug, um Poeten groß zu ziehen, und wieder so großartig, so massiv getäfelt, so einfach aristokratisch angelegt, wie man dergleichen nur auf den Landschlössern des alten englischen Adels wiederfindet, die Thüren mit Tuch überzogen, daß sie sich geräuschlos öffnen und schließen; jeder Messingbeschlag an ihnen glänzend wie pures Gold; die Kamine breit und weit aus weißem Marmor; das Möbel aus Mahagoni- und Palissanderblöcken gearbeitet; die Treppen breit und imponirend wie in römischen Palästen; die Küchen Meisterstücke moderner Baukunst, die sich auf diesem Felde mit viel Geschick versucht hat; Bade- und Toilettezimmer mit allen kleinen Erfordernissen des Luxus ausgestattet, ohne darum lächerlich sybaritisch zu sein; kurz, über das ganze Haus eine Fülle von behaglichem Glanze und solidem Reichthum ausgegossen, daß durch die Harmonie der Einzelntheile ein ganz merkwürdig wohlthuender Eindruck hervorgebracht wird. Man ist überrascht, ohne geblendet zu sein; man sucht die Pracht mehr aus der Solidität der Einrichtung

heraus, als daß sie durch glänzendes Flitterwerk in die Augen fiele; bei aller überschwenglichen Bequemlichkeit dennoch nichts, was den Charakter weibischer Verweichlichung an sich trüge; im Ganzen jener großartig solide Geschmack der Hauseinrichtung, in dem die Engländer alle anderen Völker überbieten, und der sehr schwer verpflanzt werden kann, weil er der allerkostspieligste ist.

Ueber den Einfluß des Clublebens auf den Charakter der Engländer sind diese selber unter sich noch nicht einig. Von den Frauen werden die Clubs meist bitter gehaßt. Sie klagen, daß ihnen die Männergesellschaft abspenstig gemacht werde, daß es ihnen nicht möglich sei, im Hause jene Ueberschwenglichkeit von Comfort herzuzaubern, den ein Clubist gewöhnt ist und beansprucht. Die Frau klagt aber auch oft über den Club, wenn der Mann Miene macht, über die Frau zu klagen — das alte verlassene Clubhaus ist dann an aller üblen Laune Schuld. Andrerseits hat es nie an Frauen gefehlt, welche den Clubhäusern das Wort reden, und ihren jungen unverheiratheten Freundinnen den mütterlichen Rath geben, um's Himmelswillen keinen Mann zu nehmen, der sich nicht in einem dieser Männerklöster ein paar Jährchen comfortable satt gelangweilt hat. Clubisten seien die tugendhaftesten Ehemänner, denn aus den Clubhäusern seien alle Laster statutenmäßig verbannt, und die Hausordnung werde daselbst so streng

gehandhabt, daß jede Nachsicht der zukünftigen Gemahlin den Mann bis in den siebenten Himmel hebe.

So behauptet, wie bemerkt, eine Damenpartei. Ob sie Recht hat, können wieder nur Frauen entscheiden. Es ist ein zarter Gegenstand, den kein Mann behandeln darf, schon aus Furcht, die schwachen Seiten des starken Geschlechts zu enthüllen.

Alle im Vorhergehenden aufgezählten Clubhäuser, mit Ausnahme des „Naval und Military" haben von ihren oberen Stockwerken aus die reizende Aussicht auf den St. James' Park. Er ist der kleinste aller Parks, aber ein wahres Kleinod der Natur inmitten der Prachtgebäude, die ihn umschließen. Auf dem künstlichen Teiche, der ihn seiner ganzen Länge nach bald breiter, bald enger werdend durchzieht, wirft das üppiggrüne Buschwerk der Ufer, die herrliche Buche und Esche ihre zitternden Schatten; zahme Wasservögel aller Art bewohnen seinen Spiegel, wackeln mit ihren breiten, kurzen Füßen am grünen Ufersaum hin, und schnappen nach den Brodkrumen, die ihnen von den Kindern vorgeworfen werden. An den Rändern der Fußwege sind Blumen gepflanzt; hinter diesen Beeten dehnen sich üppige Grasplätze; und da tummeln sich an sonnigen Tagen, zwischen weidenden Schafen, lachende, kosende, glückselige Kindergruppen umher, die diesen Park mehr als andere lieben. Denn die Wasservögel sind jederzeit dankbare Gäste, und sehen gar so allerliebst dumm aus, und fres-

sen gar so gern Biscuit, und thun nie beißen. Und die Schafe sind da auch viel besser als anderswo, sind zahm und kugelrund, und laufen gar nicht davon, wenn ein folgsames Kind sie streicheln, und ihnen einen guten Bissen zustellen will. Und für einen Penny kann man auf einem grünangestrichenen Schiff über den Teich fahren; und das Wasser ist auch schön grün angestrichen, noch schöner als das Schiff; und man hat sich nicht vor den vielen Wagen und Reitern zu fürchten, und man wird von der Mutter nicht immer fest bei der Hand gehalten, und man findet da immer so eine Menge anderer Kinder, und es läßt sich gar nicht sagen, wie der St. James' Park den Londoner Kindern lieb und theuer ist.

Auch außer England gibt es Parke, größere, besser gepflegte, sorgfältiger verzierte als die von London. Und doch drängt sich jedem Fremden, der herüberkommt, die Bemerkung auf, daß die kaiserlich königlichen Schloßgärten von zu Hause, trotz ihrer großen Wasserkünste, ihrer chinesischen Pagoden, ihrer griechischen Tempel und künstlichen Romantik bei weitem nicht jenen freundlichen, erquickenden, beruhigenden und zugleich anregenden Eindruck auf uns hervorbringen, wie die Parks in England. Der Himmel allein kann dies Wunder nicht bewirken, am allerwenigsten in London, wo ihm seine eigenen Schöpfungen so selten ein sonniges Lächeln abgewinnen. Der Boden allein macht's auch nicht, denn es gibt gar

manchen schönen Wiesengrund am Rhein und an der Donau, der sich mit den Humusschichten der Themse-ufer messen kann. Aber die Engländer verstehen allein die Kunst, der Natur hie und da einen Baum zu streichen, ihr hin und wieder an passender Stelle einen Strauch zu octroyiren, ohne ihr willkürliche, künstliche Vegetationsgesetze vorzuschreiben. Unsern heimathlichen Gartenanlagen fehlen meist große, freie Wiesenplätze. Wo sie gegeben sind, erlaubt man, daß Busch und junges Baumwerk sich zu weit vordränge, und wo man auch dieses einigermaßen zu vermeiden versteht, verbietet man jedem Wesen, das mit Lungen athmet, über die abgegrenzten Wege hinaus in's weiche grüne Gras zu gehen, damit der Athmungsproceß der Gräser nicht gestört werde. Auf den sandbestreuten Wegen drängen die Menschen einander und schauen in's dichte Gehölz hinein, das sich zu beiden Seiten hinzieht, oder auf die schmalen Lichtungen, die melancholisch öde sind, als wären sie eben erst von einem vereinsamten Ansiedler dem Urwald abgerungen worden. Auf solchen Lichtungen in England dagegen grast allenthalben schönes Vieh, spielen Kinder, gehen Menschen ab und zu. Das gibt Staffage, Leben, Bewegung, Färbung. Und dies sind für unsere künstlichen Parkanlagen, die doch ewig nur kleine Copieen großer, weiter, ungedämmter Naturlandschaften bleiben, nothwendige Bedingnisse ihres Reizes. Dieses Leben auf dem Wiesengrün auf dem Lande und

mitten in der Hauptstadt macht die englischen Parks ländlich idyllisch, und hat umgekehrt den oft gehörten Ausspruch in's Leben gerufen, daß ganz England wie ein Park anzuschauen sei.

Am äußersten Ende von St. James' Park gegen Westen liegt die Residenz der Königin, ein stattlicher Bau, der eben nichts Großartiges hat, aber weitläufig genug ist, um vielen Fremden, zumal denen, welche in englischen Zeitungen oft gelesen hatten, daß Königin Victoria sich über Mangel an Raum für ihre Kinder beklage, und ihre Levers außer Hause halten müsse, noch immer als ganz anständig geräumig zu erscheinen, wobei man freilich nicht außer Acht lassen darf, daß während der Regierung der jetzigen Königin das Parlament schon mehr als hundert und funfzigtausend Pfd. Sterling für die Erweiterung und den Umbau des Palastes votirt hat.

Jetzt ist er sehr wohnlich und prachtvoll eingerichtet, schaut mit seiner Vorderfronte in den St. James' und Greenpark, und überdies auf den Löwen und das Einhorn des königlich englischen Wappens, die seit wenigen Monaten erst am Hauptportale so sinnig künstlerisch lächerlich aufgestellt sind, daß sie einander und dem Schlosse und der Königin zu gleicher Zeit den Rücken kehren; schaut gegen Süden über das Häusermeer von Pimlico; gegen Norden weit hinein in die Schatten und Wiesengründe von Hydepark, und hat im Westen herr-

liche Gartenanlagen, welche an Ausdehnung denen des St. James' Parkes nicht viel nachstehen. So steht hier Buckinghampalast mitten zwischen grünen Bäumen, am Knotenpunkte der drei großen Parks, der Dunstatmosphäre der Hauptstadt möglichst entrückt. Und doch soll die Lage keine so gesunde sein, wie es zu wünschen wäre, und doch bewohnt ihn die königliche Familie nur den dritten Theil des Jahres und fühlt sich wohler in dem reizenden Windsor, in den Thälern von Balmoral, in der lieblichsten aller Meeresgegenden in Osborne auf der Insel Wight.

Gehen wir zurück nach Pall Mall vor Marlborough-House (einst die Residenz des Königs Leopold von Belgien, wo jetzt die Vernongalerie Platz gefunden hat) vorbei, werfen wir einen Blick auf den schönen St. James' Square und auf dessen prunklos reiche Häuser, vor deren Einem an der Ecke von Kingstreet — Georg IV. in der Nacht auf den 20sten Juni 1815 dem Volke die Nachricht von der siegreichen Schlacht bei Waterloo mittheilte, und gehen wir Pall Mall in östlicher Richtung entlang, so gelangen wir auf einen freien, geräumigen Platz, der den Schlußpunkt von Regentstreet bildet, und über breite Steintreppen hinab in den Park von St. James führt.

Das ist Waterloo-Place. Er ist von hellen, säulenverzierten Gebäuden eingeschlossen, denen man es bei einem oberflächlichen Blicke nicht anmerkt, daß sie durch

verticale Innenscheidemauern meist in viele getrennte Wohnhäuser abgetheilt sind. Zu beiden Seiten der breiten Steintreppe ziehen sich herrliche, mit Terrassen und Colonnaden geschmückte Gebäude hin, in deren einem die preußische Gesandtschaft ihre Residenz aufgeschlagen, während gegenüber Lord Palmerston ein Haus für sich gemiethet hat. Auf der Plateform der Treppen selbst aber erhebt sich die über vierundneunzig Fuß hohe York-säule, von der nicht viel mehr zu sagen ist, als daß es eine Zeit lang Mode war, sich von ihrer Höhe herab-zustürzen und daß leider Keiner der unglücklichen Selbstmörder bis jetzt den glücklichen Gedanken gehabt hat, die kleine Statue des Herzogs mit sich in die Tiefe zu reißen, daß sie auf dem Pflaster in tausend Stücke zerbreche. Man würde sie mit Vergnügen vermissen, denn bei der unsinnigen Höhe ihres Aufstellungsortes kann sie nur einen unschönen, peinlichen oder lächerlichen Eindruck machen.

Jetzt streifen wir quer über Waterloo-Place, lassen das italienische Opernhaus (her Majesty's Theater) und Haymarket links liegen, bieten der unansehnlichen Reiterstatue Georg's III. mit ihrem höchst getreuen Haar-beutel aus Erz unsern allerfreundlichsten Abendgruß, und die Häuser treten wieder zurück, und wieder streckt sich eine riesige Säule mit einem zwerghaften Männlein an der Spitze gegen Himmel, und wiederum sehen wir einen Georg — der IV. ist's — auf einem eisernen

Pferde sitzen, und vor uns plätschern zwei Fontainen, steht die schwarze in ihrer Anlage verkrüppelte Nationalgalerie, steht die pompös gehaltene und doch nicht imponirende Kirche von St. Martin's, schaut der steinerne Löwe von Northumberland-House herab, lärmen und rasseln und kreuzen sich die Wagen nach allen Richtungen. — Wir stehen vor der großen Nelsonsäule, auf Trafalgar-Square, den eingeborene Enthusiasten und ausländische Spaßvögel zuweilen in eine Parallele mit dem Place de la Concorde von Paris zu stellen belieben. Schade um den so arg mißlungenen Versuch! Schade um den großen Nelson, daß man ihn einen so unmanierlich hohen Sprung machen ließ! Schade um die beiden Fontainen, daß man sie so lächerlich niedrig und mager springen läßt! Schade um die Nationalgalerie, daß man ihr die kleine Schlafhaubenkuppel aufgesetzt hat! Schade um Alles, was hier auf diesem Platze so unkünstlerisch gruppirt ist! Schade vor Allem um das alte Holzkreuz, welches hier vor vielen, vielen Jahren stand, als dieser Theil Londons noch ein kleines von der City getrenntes Dörfchen war, und das auf grünem Wiesenplan zwischen Baum und Strauch, als Wahrzeichen von Londons schnellem Aufblühen, schöner und auch erhabener aussehen würde, als alle diese, ohne Sinn und Methode zusammengewürfelten Steinungeheuer, die einen der belebtesten Plätze der Welt gar wüst und unerquicklich machen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Gentleman und die Foreigners.

Unter den Tausend und Ein „Abenteuern“, die Dr. Keif gleich in der ersten Woche der Saison erlebte, war eines bestimmt, in der Chronik unseres Hauses Epoche zu machen*). Er traf nämlich in der Oper einen Gentleman, mit dem er schon vor Jahren ein „merkwürdiges Abenteuer“ gehabt, indem er in wunderbarer Mondnacht auf der Heidelberger Schloßruine mit ihm ein höchst interessantes Gespräch über ein drittes „noch älteres Abenteuer“ führte. Der Inhalt jenes halb mythisch gewordenen Urabenteuers ist uns von Herzen gleichgiltig — genug, daß es den Grund zur Wieder-

*) Der mit englischen Hauseinrichtungen vertraute Leser hat wohl längst herausgefunden, daß unser Haus ein sehr bürgerliches ist. So wollen wir denn hier offen gestehen, daß Sir John weder Ritter noch Baronet ist, sondern von uns — ohne Mithilfe der Königin — in Anbetracht seiner Verdienste um den Leser, mit einem silbernen Theelöffel eigenmächtig zum Baronet geschlagen wurde.

erkennungsscene in der Oper legte, und unsern geselligen Kreis um eine anziehende Bekanntschaft bereicherte.

Mehrere Tage lang war Reif damit beschäftigt, seinem neuen alten Freunde eine Pauke hohen Ruhmes zu schlagen. Den Damen im Hause schilderte er ihn als einen Don Juan, der durch seine bloße Erscheinung eine Armee blue devils in die Flucht schlägt, und mit einem Strahle seines Auges hundert Frauenherzen bricht und wieder zusammenleimt. „Also ein Dandy?“ bemerkte ich. „Lassen Sie's gut sein!“ flüsterte er mit geheimnißvollem Wink. „Wir bekommen einen unbezahlbaren Alliirten an ihm. Ist gar kein Engländer, sag' ich Ihnen; ich meine kein moderner, sondern ein jugendlicher Sproß des lustigen Altenglands. Keine Spur von Orthodoxie an ihm, weder in der Kirche noch in der Küche, weder in der Kritik noch in der Politik.“ — Und Sir John versicherte er: „Ich habe den Mann gefunden, der mir zuerst einen Begriff von der Größe Englands beibrachte, und mich zum Studium von Walker's Wörterbuch anregte, dem ich also, mittelbar, Ihre Bekanntschaft, Ihre Achtung, Ihre Freundschaft verdanke!“ — Aller Erwartungen waren auf das Höchste gespannt!

Nun sei hier noch bemerkt, daß in der echt altenglischen Familie eine neue Bekanntschaft kein so alltägliches oder geringes Ereigniß ist, wie in Frankreich oder Deutschland. Vor und nach deinen ersten Besuchen pflegt es geheimen Familienrath zu geben. Deine schlaugeahnten

Mängel und Vorzüge kommen auf die Goldwage der Hauskritik, denn jedes lebendige Wesen der Familie sieht in dir einen eventuellen Bräutigam, Schwager, Schwiesohn, Onkel oder Herrn. Jedenfalls wirst du als Candidat um die Privilegien des Hausvertrauten betrachtet, denn die flüchtigen Bekanntschaften der modernen Welt kennt und liebt man in diesen Kreisen nicht. Selbst das Gesinde in solchen Familien ist erblich und unabsetzbar; die Amme wird auf drei Generationen gedungen, und des Kutschers Großvater hat die Mähre zugeritten, deren Urenkelin den jetzigen Haussohn trägt. Die Frage, wie weit man dir den Thorflügel öffnen soll, geht sämmtlichen Inwohnern so nahe, wie die Capitulation einer Festung ihren Vertheidigern, und führt oft zu langen kopfschüttelnden Erörterungen, in denen Ober- und Unterhaus sich manchmal hartnäckig bekämpfen. Während, zum Beispiel, das Parlour dich einstimmig für einen makellosen Gentleman erklärt, ertönen aus der Tiefe der Küche düstere Warnungsstimmen; denn — sagt die alte Wirthschafterin — Niemand weiß noch, in welche Kirche du am Sonntag gehst, und dein Rock war Ein Mal so hoch hinaufgeknöpft, als hättest du vierundzwanzig Stunden keine Wäsche gewechselt. Selbst die zehnjährige, kaum der Ammenstube entsprungene Miß . . . . nimmt mit ergötzlicher Entschiedenheit an der Debatte Theil und gibt, die kleinen Arme in die Seite gestemmt, ihr Verdict ab: „Ich kann ihn nicht

leiden, Mama, und ich gehe gewiß aus der Stube, wenn er wiederkommt. Mit welchem Recht kneipt er mich in die Wange, als wär' ich ein kleines Kind?" —

Du aber hast keine Ahnung von der Sensation, die der Schall des Thürklopfers, wenn du kommst, in den untern und obern Regionen weckt, und wenn beim Abschiede Sir John dich handschüttelnd bis an die Parlourthüre geleitet, und zu baldigem Wiederkommen auffordert, bist du vielleicht continental leichtsinnig genug, dies als ein wohlfeiles Compliment hinzunehmen. Dem soll aber nicht so sein. Sir John bildet sich nicht wenig auf seine religiöse Beobachtung des altenglischen Familien- und Sittenspiegels ein und citirt oft mit stolzer Betonung folgenden Paragraphen dieses noch nicht veröffentlichten, aber gleich den Freimaurerstatuten wohl beherzigten Codex: — „Wofern der oder die Fremde durch annehmliche Gestalt und sittsames Wesen dein englisches Herz gewinnt, wirst du ihm oder ihr beim Fahrwohl die rechte Hand gehörig schütteln, zum Zeugniß und zur Bekräftigung, daß er oder sie deinem Tisch, deinem Kamin und dem Bett in deinem Gastzimmer jederzeit wohl willkommen sei. Wo nicht, nicht!"

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir bekennen, daß Sir John es sich mit dieser altväterischen Regel ziemlich bequem macht; er befolgt den ersten, aber nicht den zweiten Punkt derselben. Wem er einmal unter seinem Dache die Rechte gab, der kann über ihn und sein Haus

verfügen; aber er besitzt nicht spartanischen Muth oder patriarchalische Grobheit genug, um stets im angezeigten Falle den bindenden Händedruck zu versagen. Ich irre mich; es ist vorgekommen, daß er einen unzeitigen Besucher mit einem barschen „Gute Nacht!“ entließ, und er pflegt sich dieses Beispiels von Strenge zu rühmen, aber böse Zungen behaupten, es sei ein Dieb gewesen, den er auf der That des Einbruchs ertappte, und sich packen hieß, ehe die Polizei käme. Im Bewußtsein dieser Schwäche und durch theure Erfahrungen gewitzigt, sucht er neuen Bekanntschaften tausend diplomatische Riegel vorzuschieben, und betheuert mit der sanftesten Miene von der Welt, er sei eigentlich ein grimmiger Bär, und wolle täglich grimmiger werden.

Robert Frolick Esq., oder kurzweg Mr. Frolick, wie er jetzt bei uns heißt, stieß, dank seinem Freund und Herold, auf keinerlei diplomatische Bedenklichkeiten, sondern wurde mit Sang und Klang in das Herz der Festung eingelassen. Er kam, sah und siegte. Der ganz „gehörige“ Händedruck war fest beschlossen, bevor er eine halbe Tasse Thee an unserer Feuerseite getrunken hatte. Er gehört jetzt zu den vertrautesten Hausfreunden, kommt und geht nach Belieben, fährt die Kinder in seinem Gig auf's Land, nach den Parks und in's Theater; kurz, er ist in wenigen Wochen so weit avancirt, daß er, gegen einen andern Paragraphen des altenglischen Sittenspiegels, ungebeten den heiligen Poker ergreift und

gewaltig schürend ihn stößt in die gastliche Gluth des Kamines: ein Vorrecht, das selbst dem Hausfreund erst nach siebenjährigem Aus- und Eingehen gestattet sein soll! —

Man bilde sich übrigens nicht ein, daß es darauf abgesehen ist, hier das allerkleinste novellistische Knötchen anzuknüpfen. Um mich von diesem Verdachte zu reinigen, will ich nur gleich eine abscheuliche Perfidie des Doctors aufdecken, welche ihm die Damen des Hauses bis auf den heutigen Tag nicht ganz verziehen haben. Man denke sich ihre Enttäuschung. Keif's Don Juan, der liebenswürdigste Held in Tausend und Ein Reiseabenteuern, der „fidele Junge" — so pflegte der Doctor von ihm zu sprechen — ist ein Mann mit grauen Haaren. Keif war naiv genug, sich wegen des falschen Signalements mit seiner Kurzsichtigkeit zu entschuldigen. Er hatte nie darauf geachtet, meinte er, wahrhaftig nicht. „Und am Ende, wenn auch nicht jung, ist er doch jugendlich. Haltet euch an seinen Backenbart, der ist noch braun. Gucken seine großen, klugen Augen — grau glaub' ich — nicht ganz lebensfrisch in die Welt? Hat er nicht eine aristokratische Hand, ein feines Kinn, eine hohe weiße Stirn, eine untadelhafte Toilette? Und kleiden ihm die paar leisen Falten um den Mund nicht ungemein freundlich, besonders wenn er lacht? Kurz, je mehr ich mir jetzt in Gedanken seine Physiognomie überlege, desto fester bleib' ich dabei: Mr. Frolick ist ein

wahrer Don Juan gegen eure abgeschmackten Londoner Gelbschnäbel, die in Regentsstreet mit ihren langweiligen Gesichtern alle französischen Ladenmamselles zum Gähnen bringen."

„Recht so!" sagte ich. In meinen Augen waren Frolick's graue Haare die allerwärmste Empfehlung, denn wahrhaft liebenswürdig sind in England nur die Kinder und die Alten. Kein Geschöpf auf Erden überstrahlt an reizender Munterkeit und kecker Naturfrische den kleinen freigebornen und ohne Höschen herumlaufenden Briten. Aber wie dem Jungen der erste Flaum auf der Oberlippe anschießt, wie der Junge sich ein Rasirmesser kauft und die steifen Vatermörder unter's Ohrläppchen hinaufwachsen läßt, geht die gräulichste Verpuppung, die ein Cruikshank zeichnen könnte, mit ihm vor. Die Flegeljahre — bei andern Völkern eine Uebergangsperiode, nicht länger als ein nordischer Frühling — dauern beim Engländer Decennien; wenn er auffallend genial ist, bis zum fünf- oder sechsundzwanzigsten Jahr. Nur zu häufig aber bleibt er, wie Cicero's Römer, bis zum Schwabenalter ein adolescens. Es ist etwas Unbeschreibbares dieses englische Flegeljahr-Naturell. Man denke sich eine Kreuzung zwischen einem salbungsvollen Missionär und einem renommistischen Studio, staffire das Product salonmäßig aus, und man bekommt ein ziemlich annäherndes Bild von dem Flegeljüngling, der vor lauter Eifer, sehr respectable und romantisch zugleich zu

sein, entweder tödtlich langweilig oder polizeiwidrig komisch wird. Ist es das hypochondrische Klima, fragt man auf dem Continent alljährlich, wenn die Zugvögel aus Albion ankommen; ist es Staat oder Kirche, Mangel an Erziehung oder Verdauung, was diese reichen, hochstämmigen Insulaner mit den blühenden Gesichtern und dem superfeinen Tuch am Leib so quer und vertract erscheinen läßt? Jeder Zoll an ihnen ist patent, ist comme il faut, und der ganze Bursch' ist doch ungesalzen!

Es ist nicht der Nebel und nicht die constitutionelle Freiheit, keine Parlamentsacte verbietet den Umgang mit den Grazien, und das Klima schreibt bloß den Flanell, nicht den Zopf vor. Auch nicht Mangel, sondern Ueberfluß an Erziehung steckt dahinter; und zwar die Erziehung einer grimmig puritanischen Gouvernante, deren Namen wir nicht ohne heilige Scheu aussprechen können. Sie wird aufrichtiger verehrt als die Hochkirche und mehr gefürchtet als weiland die spanische Inquisition. Wie das Fatum über den Göttern Griechenlands, so thront sie hoch über Magna Charta, Habeas Corpus und den anderen Glorien Altenglands. Es ist die Convenienz; gegen sie hilft keine Preßfreiheit und keine Agitation. Torystische Zwingburgen sind vor den Donnern des Unterhauses gefallen, die Brodsteuer hat Cobden's starker Arm über Bord geschleudert, und selbst in das dunkle Labyrinth des Chancery-Gerichtshofes dürfte

vor Ende dieses Jahrhunderts ein Licht- und Luftstrom bringen; aber wer einigt die schlaugesonderten Kasten der englischen Gesellschaft zur Revolution gegen ein einziges der dreizehnhundert positiven und negativen Conveniensgebote, wodurch das auserwählte Inselvolk sich von den Heiden des Festlandes, den sittenlosen, unerzogenen, unbarbirten, schmutzigen Barbaren — den Foreigners zu unterscheiden sucht! Wer erlöst den freigebornen Briten von der Furcht „Kaste zu verlieren" — echt englische Redensart — die ihm wie sein Schatten auf Schritt und Tritt folgt, die ihm selbst in ländlicher Einsamkeit nicht von der Seite weicht und in der Stadt von zwei ein halb Millionen Einwohnern keinen einzigen Kreis freier und allgemeiner Geselligkeit duldet. Beim politischen Meeting allenfalls können hohe und niedere Stände sich nähern, da dürfen Lords und Kohlenträger, Käsekrämer und Admirale dieselbe Luft mit ihren Cheers und Groans füllen; eher aber werden St. Peter in Rom und St. Pauls in London ihre Köpfe zusammenstecken, als der Neffe eines Right Honorable mit dem Sohne des Käsekrämers wissentlich an einer Table d'Hôte ißt, oder der weiße Baumwollhandschuh des Kammerdieners aus dem hochvornehmen Belgravesquare ohne ein Bewußtsein tiefer Herablassung grüßend auf die Achsel eines Bedienten aus Finsbury fällt.

Uns Foreigners fehlt freilich der Blick für die Grazie des englischen Flegeljünglings. Was uns tanzbärenhaft

vorkommt, nennt der Eingeborne ehrbar; was uns frostige Zimperlichkeit scheint, belobt er als die anständige Zurückhaltung des echten Briten. Desto angenehmer wird die Entdeckung überraschen, daß die neueste Zeit im Herzen der englischen Gesellschaft große Ausnahmen ausgebrütet hat. Hie und da tauchen verwegene Freigeister auf, welche die exclusive Anständigkeit englischer Manieren bezweifeln; Skeptiker, welche an die Salonthüren des Ost- und Westend die Thesis angeschlagen haben, daß ein Mann mit farbiger Cravatte in das Parterre der großen Oper treten könne, ohne daß jede feinfühlende Dame in den fünf Logenreihen verpflichtet sei, deshalb in Ohnmacht zu fallen; daß man bei Tische die Gabel in die rechte Hand nehmen dürfe, ohne seinen Namen dadurch auf ewig zu beflecken; daß es nicht absolut unverzeihlich sei, wenn Jemand Senf zu Hammelbraten esse; ja sogar, daß man eine grüne Erbse auf dem Rücken der Messerklinge zum Munde führen und doch ein Gentleman sein könne! Es ist ein schönes Zeichen der Zeit, und erweckt Hoffnungen, welche eine künftige Generation vielleicht nicht Lügen strafen wird, aber im Allgemeinen wird man die Beobachtung gegründet finden, daß der freie gesellige Geist des lustigen Altengland, von dem die Poeten singen und sagen, noch am häufigsten unter den ältlichen Herren zu Hause ist.

Graues Haar bei rothen Wangen ist überall ein wohlthuender Anblick. Doppelt freundlich sind diese Far-

den, wenn sie das Haupt eines Gentleman schmücken, denn da bedeuten sie in der Regel ein Stelldichein der besten Attribute männlicher Liebenswürdigkeit. Man hat das Wort Gentleman in England sehr profanirt. Seit Dr. Johnson's cynischer Definition: A gentleman is he who pays his tailor's bill — ein Gentleman ist der, der sein Schneiderconto zahlt — wirft man den Ehrentitel an jeden Gecken und Strohkopf, Millionair oder Habenichts in lackirten Schuhen weg. Hier aber ist vom Gentleman im wahren und edlen Sinne des Wortes die Rede. Der ist eine Pflanze von langsamem Wuchs, wie die Eiche seines Geburtslandes, ein Product der höchsten Cultur wie der Weinstock auf den Uferterrassen des Rheins, dazu gereift durch die Reisesonne von Deutschland, Frankreich und Italien. Natur, Kunst und glückliche Zufälle müssen tüchtig zusammen arbeiten, um einen Gentleman zu Stande zu bringen, und es zeigt von dem glücklichen Stern Englands, daß es seit Jahrhunderten noch immer eine so stattliche Musterung dieser ehrenwerthen Species aufzuweisen hat.

Vor Allem darf unser Liebling nicht gezwungen sein, sein tägliches Roastbeef im Schweiße seines Angesichtes zu essen, denn wer in England unter dem Joche des Broderwerbes stöhnt, büßt jede Sünde gegen die Philisterregel mit der Gefahr des Hungertodes. Ferner muß er einen langen Cyclus von Wanderjahren durchmachen. Jeder gebildete Engländer gesteht, daß er den Continent

als seine sociale Hochschule betrachtet, gerade wie wir nach England in's politische Gymnasium pilgern. Wie wunderbar aber entpuppt sich der angeborene, unverwüstliche Kern des englischen Naturells in ihm! Mit dem letzten Weisheitszahn lernt er die Eisrinde brechen, in die er eingewickelt ist, und die Fesseln der Etiquette zur rechten Zeit abstreifen, oder so leicht tragen, als wären's Altweibersommerfäden. Wartet noch ein Weilchen und er stellt die Blüthe der deutschen und französischen Männerwelt in Schatten. Seine Gemüthlichkeit hält ein feinblickender Takt in Maß und Schranken, seiner Artigkeit gibt ein fester, herziger Ton Gewicht und Ballast. Sein Stolz ist gewinnend, und seine Höflichkeit ungezwungen. Sein ganzes Wesen trägt ein so ernstes natürliches Gepräge, daß es gleich angenehm wird, ihm Dank zu schulden wie aufzuerlegen. Mit den Jahren scheint er immer jünger und jünger zu werden, und wie der klare goldsonnige October auf den Südküsten Englands, pflegt sein Spätherbst den Lenz und Sommer zu beschämen. Ist es nicht eine Sünd' und Schande, daß solch' ein Gentleman nicht wenigstens zweimal so lange als andere Puddingesser das irdische Jammerthal mit seiner Gegenwart tröstet? Gerade wenn er recht fertig und reif geworden ist, muß er einem flegelhaften Neffen oder Enkel die Schlüssel des Hauses übergeben und segelt unter der schwarzen Flagge in die blinden Nebel des Jenseits hinaus. Im Himmel ist eben, wie ein

alter Dichter sagt, über neunhundert neun und neunzig bekehrte Sünder nicht so große Freude, als über Einen echten englischen Gentleman.

Eine Erscheinung dieser Art war Robert Frolick Esq. Seine Bildungsgeschichte ist kurz und einfach. Am dritten Abend an unserem Kamin gab er sie nach Tische zum Besten; denn wie lautet einer der wichtigsten Paragraphen des Sitten- und Familienspiegels: — „Einen Gentleman mußt du das erste Mal zu einem soliden Mittagsbrod mit Fisch, Roastbeef, Pudding und Wein bitten, nicht aber zu einem windigen Kuchenschmaus, und beileibe nicht zur tanzenden Soiree, allwo er seine wackern Glieder unnütz abarbeitet, und die Quelle des guten Humors, der Magen, schier vertrocknet. Und besagten Gentleman sollst du über Tisch nicht verwickeln in anstrengende oder zerstreuende Gespräche über Politik, Geschäft, Wissenschaft und so weiter, dieweilen Fälle vorgekommen sind, daß des Gentlemans Aufmerksamkeit dadurch von der verständigen Genießung und Zubereitung der verschiedenen Speisen unverantwortlicher Weise abgelenkt worden ist.“ — Also war zur Feier der neuen Bekanntschaft ein Mittagsmahl bereitet worden, das allen Anforderungen der Gastlichkeit entsprach. Es fiel natürlich auf einen Sonntag, den der fromme Engländer wie der fromme Jude am besten durch Beten und Essen zu heiligen vermeint. Ein Ding ist kein Ding, sagte Sir John zum Jubel der Kinder, und so mußte

uns Frolick den nächsten Sonntag wieder schenken. Aller guten Dinge sind drei, rief Sir John triumphirend, und so genossen wir seine Gesellschaft auch am dritten Sonntag.

Als Frolick im Großvaterstuhl an der rechten Seite des Kamins Platz genommen, und sich des Pokers ohne Weiteres bemächtigt hatte, hub er mit einem verständigenden Seitenblicke auf zwei Foreigners in der Gesellschaft folgendermaßen an:

„Ich kann wirklich nicht viel aus meinem Leben erzählen; es war so behaglich und eintönig wie es sich für einen modernen Gentleman schickt. Ein reicher Onkel erzog und verzog mich; zur Entschädigung ließ er mir soviel zurück, daß die Advocaten und Vormünder sich darnach die Finger leckten, und doch noch gerade genug übrig ließen, um einen — Gentleman aus mir zu machen. In Harrow und Oxford lernte ich darauf, daß man auf unsern Hochschulen nichts lernt als Boxen, Frömmeln und Latein schreiben; es ist ein Wunder, daß so Viele mit heilen Sinnen aus den mönchischen Ammenstuben entkommen. Altengland ist Gott sei Dank nicht zu verderben, aber es braucht Ventilation; Lüftung in fremden Sphären braucht der englische Mensch. Und so ließ ich die Anker lichten und ging nach Calais. Damals — ich hatte mir John Bull's Hörner noch nicht abgelaufen — passirte mir ein komisches Abenteuer. Was meinen Sie? Ein Duell! — Und weshalb?

Lachen Sie nicht. Ich gab den Rippen eines Franzosen meine englische Faust zu schmecken. Der Unglückliche nannte mich nämlich un étranger. Ich begriff seine unenglische Aussprache nicht, aber ein Landsmann übersetzte mir das Wort mit foreigner. Ich ein Foreigner? schrie ich; mir das, einem freigebornen Briten? Darauf Faustschlag — Forderung — Verhaftung. Der Polizeicommissair der mir den Text lesen sollte, erklärte mir mit einer Artigkeit, die ich nicht verdient hatte, daß das Wort Foreigner ganz harmlos, rein relativ, ja mitunter ein Compliment sei! Das war mir zu viel. Mein Irrthum leuchtete mir zwar halb ein, aber ich konnte den verächtlichen Nebenbegriff, den unsere Nationalität an das Wort knüpft, nicht los werden und entgegnete mit jungenhafter Verstocktheit auf englisch: Sir, ich verbitte mir dergleichen Complimente. Sie haben das Recht, mich einen Nichtfranzosen zu nennen — ja wohl, denn ich bin ein Engländer, und bin stolz darauf — aber ein lumpiger Ausländer werd' ich um keinen Preis; lieber verzicht' ich auf das Vergnügen, Ihr schmutziges Paris zu sehen! Der kleine bocksbärtige Franzose, der meine Rede nur halb verstand, complimentirte mich lachend aus dem Bureau hinaus, während meine Wange von patriotischem Stolz und auch eine Wenigkeit vor Verlegenheit über sein Lachen glühte. Denselben Tag segelte ich nach Dover zurück."

„Meinen zweiten Ausflug machte ich über Belgien

nach Deutschland, kehrte aber erst nach mehreren Jahren von dort heim, und zwar an der Seite einer Foreigner, die meinen Namen führte. Sie war ein zartes Geschöpf, dem unser Klima den Todeskeim in die Brust pflanzte; auch wußte sie leider aus Rücksicht für meine Liebe zur Heimath ihr eigenes Heimweh lange zu vrbergen. Als ich sie endlich unter die wärmere Sonne von Süddeutschland zurückbrachte, war es zu spät. Das ist lange her, sehr lange, aber mein Leben verfloß darum doch nicht ganz einsam. Dem Himmel sei Dank, ich habe einen lieben Jungen, der in Deutschland studirt, und den ich jährlich auf acht bis neun Monate besuche, um ihm studiren zu helfen, und mich dafür auf meinen Fußwanderungen von ihm begleiten zu lassen."

„Ihr Sohn wird also ein halber Foreigner, Mr. Frolick?" fragte die kleine Miß J. schmollend.

„O nein," lächelte Frolick; „er ist von Geburt ein Vollblut-Cockney im strengsten Sinne des Wortes, denn als er das Licht der Welt erblickte, hörten wir das Sonntagsmorgen-Geläut vom Thurme der Bow church*); aber ich wünsche, daß er gerad' so viel Foreigner wird," setzte unser Freund hinzu, „um an den Lichtseiten Englands sich mit Bewußtsein freuen zu können, und nicht auch die Schattenseiten mit blindem Aberglauben zu verehren."

---

*) Born within the sound of Bow bells ist die Bezeichnung des Stocklondoners.

Eine Pause allgemeiner Verlegenheit folgte im Kreise um den Kamin auf diese kurze und sehr unvollständige Selbstbiographie. Der Eine machte sich mit der Feuerzange, der Andere mit dem Schüreisen zu schaffen, und Sir John schob den runden schildförmigen Ofenschirm aus Tannenholz-Schnitzerei bald hierhin bald dorthin, um die aus der Gluth springenden kleinen Kohlensplitter vom Herdteppich abzupariren. Die Kinder standen Frolick vor den Knieen und guckten mit unverwandter Neugierde zu ihm auf, denn um seine Lippen schienen noch ein paar kleine Geschichtchen zu hängen. Allein er blieb still und regungslos, die Hände auf dem Schooß gefaltet, sitzen, und der Wiederschein des Feuers, der mit verjüngendem Rosenschimmer auf sein Gesicht fiel, zeigte bloß, daß er in lebhaftes Sinnen vertieft war. Vermuthlich wanderte er im Geiste mit seinem Sohne botanisirend und Mineralien klopfend durch ein abgelegenes Alpenthal, saß mit ihm auf einer Bank im ausländischen Hörsaal, oder stöberte unter den Ruinen einer englischen, epheubedeckten Abtei nach antiquarischen Schätzen und Reliquien. Denn seiner Liebhabereien sind sehr viele, und darunter gibt es eben so mühsame wie nutzlose. Der echte Gentleman nämlich verträgt keinen unbedingten Müßiggang; irgend einen Zweck, wenn auch einen phantastischen muß seine Erholung haben; halsbrechende Gefahr oder doch körperliche Anstrengung muß seine Spiele würzen. Die bunten Wunderlichkeiten, in die

der englische Gentleman zum Ergötzen continentaler Feuilletonisten und Kleinstädter zuweilen zu verfallen pflegt, sind nichts als Auswüchse jenes rastlosen Thätigkeitstriebes, der das segensreichste Antheil der englischen Race bildet. Tausende von Engländern, die ihr Reichthum in Stand setzen würde, eine lebenslängliche Siesta zu halten, widmen sich bekanntlich einer ehrenvollen Sklaverei im Dienste der Nation, und arbeiten um ein halblautes Dankwort der Nachwelt mit gewissenhafterem Eifer als anderswo der Bureaukrat um Orden und Pensionen. Fehlt ihnen Beruf oder Ehrgeiz dazu, so folgen sie dem Pflug ihrer Pächter auf dem Lande, um dem Boden die Geheimnisse seiner möglichen Productionskraft abzulauschen, und bemühen sich, einer der zahllosen Wohlthätigkeitsanstalten Londons oder ihrer Grafschaft nicht bloß mit ihrem Gelde — das wäre kein Opfer — sondern auch mit ihrer Person und ihrer Zeit zu dienen. Auf diesem Felde thun sich die Frauen eben so fleißig hervor wie die Männer, und diesem Umstande mag es zumeist zuzuschreiben sein, daß in England, trotzdem die Kluft zwischen kolossalem Reichthum und hohlwangigem Proletariat hier größer, schauerlicher, augenfälliger als in andern Ländern ist, dennoch — bis heute wenigstens — der lauernde, grimmige, unheilverkündende Haß der beiden extremen Stände noch nicht drohend auf der Schwelle des Volksbewußtseins erschienen ist, um das dunkle Evangelium der Zukunft zu predigen.

In dritter Reihe kommen die Dilettanten und Mäcenaten von Kunst und Wissenschaft, doch derlei Gentlemen gibt es auch außer England; — und die leidenschaftlichen, mit heroischer Geduld begabten Naturbeobachter, die Monate lang ein Schwalbennest belauschen, und über die Instinctäußerungen der Schnecken genaues Tagebuch führen; und die Allerweltsreisenden, die mit dem Schach von Persien Kaffee trinken, mit dem Sultan auf dem Divan der Bequemlichkeit über englische Eisenbahnen plaudern, unter den Rothhäuten an den süßen Seen die Pfeife zu Ehren des großen Geistes rauchen, und gelegentlich die Henkerkniffe eines civilisirten Despoten studiren, um sie den ungläubigen Landsleuten, die nur englischen Gentlemen von anerkannt conservativer Gesinnung Glauben schenken, zum Besten zu geben. Und wer gar keinen Anspruch auf eine nützliche Verwendung seiner Lebensmußestunden machen kann, treibt irgend einen Sport mit so fanatischer Gründlichkeit, als hinge die Ehre seines Stammbaumes daran, und reitet sein Steckenpferd mit dem Heroismus eines ehrlichen Weltverbesserers; er kreuzt in einer Nußschale von Lustjacht bis an die Grenzen des Eismeers, läuft, die Bibel unterm Arm, nach Spanien, um die Zigeuner zu bekehren, oder rennt einen Gletscher hinauf wo er am steilsten ist. — Noch häufiger jedoch verbindet der Gentleman die excentrische Liebhaberei mit der ernsten. Byron bildete sich mehr darauf ein, daß er durch den Bospho-

rus schwamm, als daß er die Braut von Abydos dichtete, und — Byron war ein jugendliches Ideal von einem Gentleman!

Mr. Frolick fehlte es, wie gesagt, bei der vielseitigsten Geschäftigkeit nicht an sonderbaren Einzelnheiten. In seiner Jugend schrieb er ein paar Lustspiele, die längst verschollen sind, aber der schwache Erfolg nahm ihm nicht den uneigennützigen Sinn für die Bühne, deren älteste Geschichte er wie eine lebendige Chronik, und deren moderne Leiden er wie ein invalider Schauspieler kennt. Als Alterthümler sucht er seines Gleichen, und für jeden Stein in der endlosen Themsestadt hat er eine reiche historische Inschrift im Köpfe, und eine warme Pietät im Herzen. Auf seine grauen Tage hat sich seiner eine neue Leidenschaft bemächtigt. Oft nimmt er um Mitternacht Hut und Stock, und tritt eine Fußwanderung durch die entlegensten Theile Londons an. Er fühlt das Bedürfniß, sagt er, alte Erinnerungen aufzufrischen, und die Lichteffecte des Londoner Mondscheins, der an Kraft und Heiterkeit nur zu oft das Gestirn des Tages übertrifft, zum Frommen eines jungen Malers, den er protegirt, zu studiren; und er kann mit ausführlicher, technischer Begeisterung von dem Zauber des Vollmondes über London-Bridge sprechen, während er Westminster unter dem Strahl der Sichel entschieden vorzieht, und aufrichtigen Verdruß darüber empfindet, daß es ihm nie gelingen wollte, den Whitehall-Palast unter

dem Abglanz des Morgenroths zu überraschen. Der angehende Maler, der ihn zuweilen begleitet, pflegt ganz unschwärmerisch zu gähnen, während der Alte munter bleibt wie eine Nachtigall. Reif dagegen, der eine entschiedene Anlage zum Kauz hat, erzählt mit großem Behagen von einer nächtlichen Wallfahrt, die er mit seinem verehrten Frolick zu einigen der ältesten, meilenweit auseinander liegenden Brunnen Londons unternahm, und wie sie in aromatischem Quellwasser*) sinnreiche Toaste auf die Zeit des lustigen Altengland ausbrachten, da die Themse grün wie Bergwasser rollte, da es noch keine Patent-Filtrirapparate, keine Wasserleitungen, Wassercompagnieen und — keine Nebel gab; denn Frolick behauptet im Gegensatz zu unseren früher auseinandergesetzten meteorologischen Auseinandersetzungen, daß die Schwermuth der Atmosphäre — so nennt er den Londoner Nebel — lediglich ein Erzeugniß jener moralischen Krankheiten ist, welche aus überwuchernder Civilisation, babylonischer Industrie und sorgenvoller Größe entspringen. Von den Resultaten dieser peripathetischen

*) Es gibt in der That noch mehrere Brunnen sehr alten Ursprungs in London, deren Wasser besser als das der später gegrabenen sein soll. Doch geht in Guildford-Street die Sage, Reif und Frolick hätten in jener Wallfahrtsnacht statt der Brunnen einige alte wildromantische Schenken besucht, und das aromatische Quellwasser sei nichts mehr und nichts weniger als braunes Porterbier gewesen.

Forschungen möge man halten so viel man will; wahrscheinlich ist Frolick zufrieden, wenn er ihnen den Genuß verdankt, einer stummen irländischen Bettlerin einen Schilling in die Hand drücken, oder auch in möglichst ungestörter Einsamkeit seinen weichmüthigen Betrachtungen nachhängen zu dürfen.

Diesen Abend jedoch lag keine Spur von Melancholie auf seinem Gesicht. Vielmehr lehnte er still vergnügt im Armsessel, und musterte mit leisem Spott die beklommen schweigende Gesellschaft. Die peinliche Stille war durch ein dreisylbiges Wörtchen, welches Frolick in seiner kurzen Selbstbiographie nicht ohne Absicht betont hatte, hervorgerufen worden; ein Wörtchen, über welches sich lange philosophische Kapitel schreiben ließen, so unerschöpflich ist seine Bedeutung.

Wir meinen das Wort: Foreigner.

Die alten Griechen octroyirten allen übrigen Völkern der Erde den Spitznamen: Barbaren, und hatten, eine Zeitlang wenigstens, nicht unrecht. Ob die Sage wahr ist, wollen wir nicht untersuchen, aber gewiß ist, die Sage geht, der Stockengländer verrichte jeden Morgen ein Dankgebet zu Gott dafür, daß er ihn nicht als Foreigner erschaffen hat; und in vieler Beziehung kann man ihm den stolzen Selbstglückwunsch nicht verdenken. — „Ein Foreigner, aber ein netter Mensch!“ — „Ein Foreigner, aber ziemlich gentlemännisch!“ — „Schade, daß er ein Foreigner ist!“ Solche verletzende Complimente sind

stockenglischen Lippen geläufig. Der herablassende, mitleidige, oder geringschätzende Ton der fatalen Worte richtet sich nicht bloß gegen den Foreigner-Menschen, sondern auch gegen die meisten von dessen leblosen Landsleuten: gegen Fabrikate sowohl wie gegen die Naturproducte des Auslandes. Auch darüber läßt sich im Allgemeinen mit dem Engländer nicht rechten. Ist der Stahl von Sheffield nicht würdig, daraus das Schwert des heil. Georg zu schmieden? Ist die englische Uhr nicht unfehlbar wie das Stundenglas des Fatums? Hätte Noah die Arche vonnöthen gehabt, wenn er gute wasserdichte englische Stiefeln besessen hätte? Und ist in Birmingham nicht der sogenannte Krystallpalast hervorgezaubert worden? —

Doch artet der englische Patriotismus gerade wie unsere deutsche Fremdsucht oft in die drolligste Kleinstädterei aus. Viel, sehr viel hat in dieser Beziehung die große Ausstellung gebessert, welche den Engländer den handgreiflichen Beweis in's Haus schickte, daß es noch manchen Industriezweig gebe, der in dem kaum gekannten, selten genannten Urwäldern der ungewaschenen Foreigners üppigere Blüthen als auf den glückseligen britischen Inseln treibt. Aber es wird noch eine geraume Zeit brauchen, bis alle Vorurtheile dieser Sphäre fallen. Der verachtenden Miene, mit welcher der Engländer die Vegetabilien mustert, die der europäische Continent ihm ergebenst auf den Tisch sendet, entspricht auf

der andern Seite die Zuversicht, mit welcher der Cockney alles heimische Vortreffliche für das erste seiner Art „in der Welt“ erklärt. So versteht es sich von selbst, daß Mr. Rattle in Bedford-Square der erste Zahnarzt „in der Welt“ ist, denn das ganze Kirchspiel kauft seine Pillen gegen Hühneraugen, und daß diese — die Pillen nämlich — die besten „in der Welt“ sind, bezeugt Lady Gingerly, die frommste Dame „in der Welt“, die sich, sagt Dr. Reif, den größten Zahn „in der Welt“ von ihm dreimal brechen ließ. — Wer zweifelt, daß Mr. Sims Reenes der berühmteste Sänger des Weltalls ist? — aber Lablache singt für einen Foreigner nicht übel! — —

Ein kühnes Attentat zur Ehrenrettung der Foreigners ward in Guildfordstreet eines Sonntags unternommen, als das ruhmwürdige Roastbeef von Altengland auf der Tafel glänzte.

„Dieses glorreiche Bollwerk der Nation,“ rief Mercutio, „ist seines Ursprungs ein Foreigner.“

Sir John ließ das Messer fallen. — „Wie so? —“

„Stammt es nicht in der Regel von jütländischen Ochsen, die in Holstein studirt haben? Gehen Sie nach Smithfield, und fragen Sie die Treiber, woher das homerische Rindfleisch kommt, aus dem die britische Nation ihre Kraft, ihren Humor, ihr politisches Selbstbewußtsein schöpft?“

Der Pfeil saß, und die Wunde ist lange nicht vernarbt. Doch was zählt Ein Sieg gegen hundert Nie-

verlagen? Jede wurmige Kirsche oder Pflaume wird ohne Weiteres als foreign — aus Frankreich oder Belgien importirt*) — erklärt; englisches Obst, heißt es, kennt diese Erbsünde nicht; und von den Treibhausfrüchten, die mit schwerem Gelde bezahlt, und daher durch allerlei Kunststücke eben so wohl vor Würmern wie vor Frostwetter geschützt werden, kann dieses allerdings mit buchstäblicher Wahrheit gelten. Wenn die Köchin ein Ei aufschlägt und es stinkt, wirft sie es mit einem höhnenden „Foreign!“ in den Spülnapf; das unglückliche Ei ist von einer französischen Henne gelegt — wir zweifeln nicht daran —, es hat sich vermuthlich auf der Seereise ein wenig verspätet, doch bringt es alle französischen Hennen in den bösen Ruf, faule Eier zu legen. Wehe den Kartoffeln, wenn sie härter als gewöhnlich befunden werden; in höchst eigener Person steigt dann das Küchenpersonal aus seinem Laboratorium empor, und denuncirt vor der gesammten Familie die verstockten Knollen als Foreigners. Die Küchenmagd kann's auf einen Sack voll Bibeln beschwören, daß die Kartoffelfrau eine Irländerin — ja eine leibhaftige Irländerin mit einer Thonpfeife im Munde war, und Foreigners unter die redlichen englischen Kartoffeln geschmuggelt

*) Das wohlfeilere Obst, Gemüse, Eier u. dgl. werden seit einigen Jahren viel vom Continente auf den Londoner Markt gebracht.

hatte. Wie wär's auch anders möglich? Eine englische Roßkastanie erweicht sich eher als dieses schlechte ausländische Gewächs! Das freilich vergißt das ehrenwerthe Küchenpersonal, daß das französische Obst, Gemüse u. dgl. im halbreifen Zustande eingesammelt werden mußte, um nicht halbfaul auf den Londoner Markt zu kommen; und ist es überdies nicht arrogant, zu verlangen, daß die Franzosen ihre besten Pfirsiche herüberschicken sollen, nachdem sie sich den Louis Philipp und den Ledru Rollin und so manche andere ihrer nationalen Kostbarkeiten dem herrlichen Albion in den Schooß geschüttet haben?

Noch Wunderbareres ward in Guildford-Street erlebt. Seht, wie Sir John seine Enkelin, ein liebliches Kind von anderthalb Jahren, mit beiden Armen vor sein Gesicht hält, und es von allen Seiten mit besorgter Miene prüfend in die leise Klage ausbricht: „Das arme Kind! riecht noch ganz foreign — echt englische Kinder riechen ganz anders, duften wie Engel, duften nach Sauberkeit, das macht, weil sie englische Abwartung und echt englische Milch bekommen.“ — Besagtes armes Kind, das wie ein Posaunenengel aussah, hatte nämlich das Schicksal, auf deutschem Boden zur Welt zu kommen, einige Monate an der Brust einer deutschen Amme, und — gegen den naturgemäßen englischen Gebrauch — in Windeln eingeschnürt gelegen zu haben.

Man kann sich denken, welche endlosen und oft sehr komischen Scharmützel das Wort „Foreigner“ in unse-

rem Kreise veranlaßte, wenn Kunst, Theater und höhere Culturfragen auf's Tapet kamen. Dr. Keif zog dabei regelmäßig den Kürzeren und beschwor heimlich seinen Freund Frolick um eine großmüthige Intervention für die Sache der schwächeren Partei. Als daher an jenem denkwürdigen Abend Obst- und Dessertweine herumgingen — das weiße Tischtuch war, wie es in England Sitte ist, früher weggenommen worden — ergriff Dr. Keif eines der zierlich geschliffenen Krystallgläschen, an dessen Wänden sich die schwere Süßigkeit des Portweines anschmiegte, stieß auf den Vater Rhein an, und brachte das Gespräch auf Frolick's deutsche Wanderungen.

„Ja" — hub dieser, das Signal beachtend, an — „wir Engländer sind keine Narren, daß wir so gern an Rhein, Donau und Neckar herumlungern."

„O!" — warf Sir John ein — „ein-, zweimal das schöne Land und die närrischen Leute dort sehen, lohnt wohl der Mühe, schon weil es Mode ist, dort gewesen zu sein, aber am Ende findet man doch nichts, was man nicht vortrefflich zu Hause hätte."

„Doch, doch!" entgegnete Frolick, sein Glas leerend.

Darauf Sir John: „Es ist ein altes Wahrwort, daß die weite Welt nichts hervorbringt, woran man sich in England nicht für gutes Geld erlaben kann."

„Bitte tausendmal um Vergebung!" — erwiederte der Gentleman lächelnd aber entschieden — „es giebt Kost-

barkeiten, welche die Bank von England mit ihrem ganzen Inhalt auf englischem Boden nicht zu erkaufen vermag."

Das war ein Donnerschlag. Sir John biß sich in die Lippen und rief befangen: „Sie setzen mich in Erstaunen — Sir! Was wäre dies zum Beispiel?"

„Zum Beispiel? Ein Volksfest, ein wahres heiteres Fest unter freiem Himmel, wo alle Stände sich die Hand reichen, und der sogenannte Pöbel verschwunden scheint, wo der Wein Gesang und Lachen weckt, aber keine Faust zum Boxen ballt." — Und der Gentleman begann mit fast idealen Farben die edle Freundlichkeit deutscher Sitte im Gegensatz zur englischen zu malen. Er sprach von der allgemeinen Bildung der unteren Stände, die das Fußreisen durch die Berge und das Leben in den Städten von Deutschland zu einem anderswo ungekannten Genusse machen; und von der humanen Toleranz der deutschen Gesellschaft, welche keinerlei Uniform der Sitte vorschreibe, keine nationale Mode zum Culturgesetz erhebe, und ein fremdartiges Wesen höchstens belächle, aber nicht darüber moralisire. Kurz, er verlor sich in eine so weitgreifende Apotheose deutschen Lebens, daß er fast zu weit ging, und das mißbilligende Kopfschütteln des Hausherrn nicht bemerkte.

Dr. Reif rieb sich anfangs die Hände, denn von freigeborenen britischen Lippen hatte jedes jener geflügelten Worte den Zauber unumstößlicher Autorität, wie

er wähnte; zuletzt jedoch bemächtigte sich seiner Angst und Bangen über den Ausweg der Intervention und die Folgen des Sieges für seinen Freund, den er in der Achtung Sir John's bereits um zwanzig Grad gefallen glaubte.

Lange feierliche Pause.

Endlich erhebt sich Sir John, und tritt mit einem Lächeln, das offenbar erzwungen ist, dem Gentleman einen Schritt näher; dann streckt er die Rechte vor sich hin, läßt sie sinken, und spricht mit Bewegung: „Mr. Frolick! Ich halte Sie für einen respectablen Mann, und ich glaube, Sie sprechen von Herzen und haben kein Arg. Aber Alles hat seine Grenzen. Sein Sie gerecht gegen das Ausland; ich bin es auch. Aber Sie vergöttern die Fremde, und setzen die Heimath zurück. Das — verzeihen Sie mir die Bemerkung — das, das thut kein echter englischer Gentleman! —"

Reif erblaßte und schlug die Augen nieder, als die letzten strengen Worte sein Ohr trafen.

„Nonsense! Sir John!" entgegnete Frolick heiter und im herzlichsten Tone von der Welt! „Vergönnen Sie mir nur ein ernstes Wort, und urtheilen Sie dann, ob mein Herz weniger englisch schlägt, als das Ihrige. — Ich habe mich niemals viel um Politik bekümmert, bin aber insofern ein gelinder Tory, als ich die Welt gern nehme, wie sie ist, und der Ansicht huldige, daß die Vorsehung Alles auf Erden — wenn nicht gerade pour

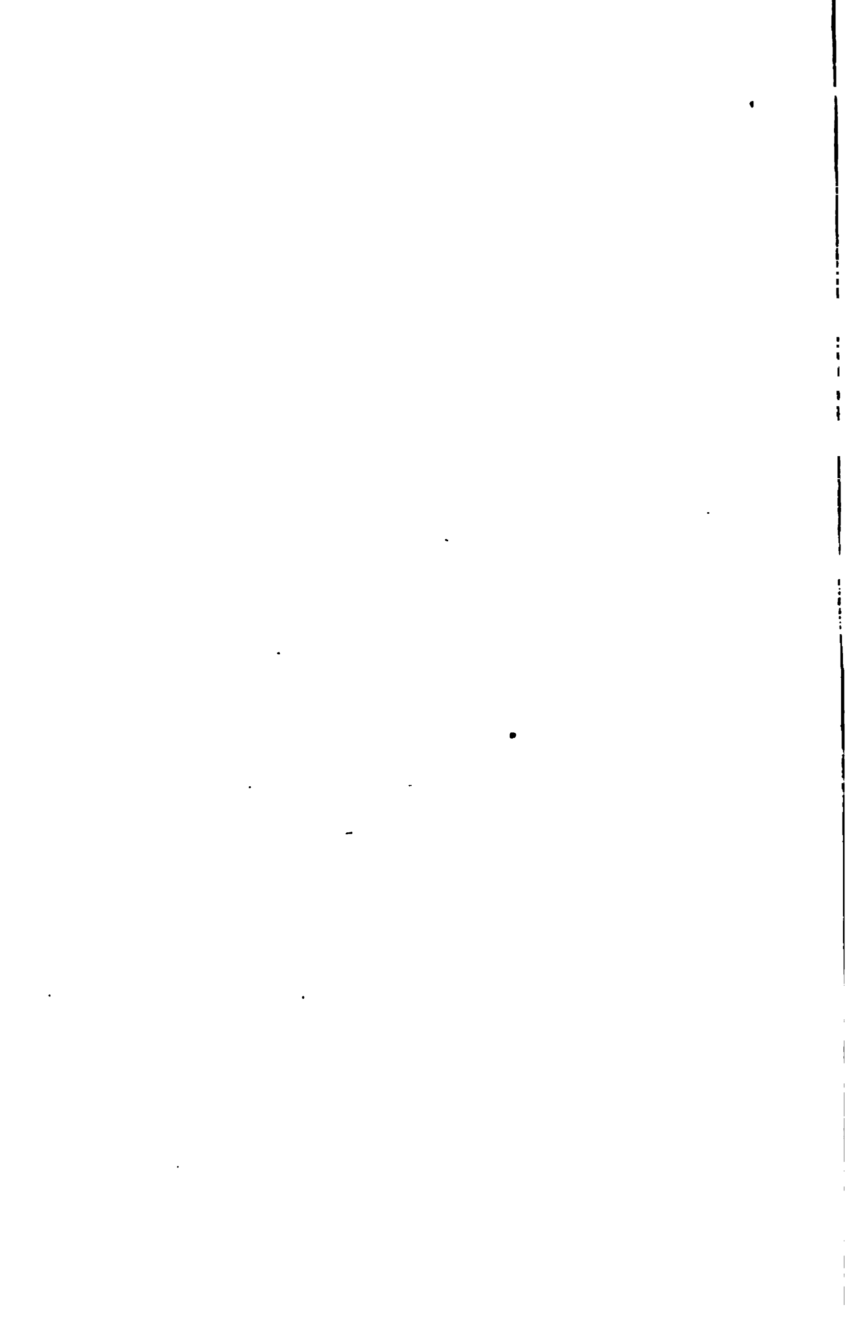
le mieux, wie Voltaire's Candide sagt — doch leiblich hübsch und weise bestellt hat. Niemand soll alle Glorien auf sein Haupt allein häufen wollen. Uns auf dieser schönen Insel sind die großen und erhabenen Güter Freiheit, Macht und Ehre beschieden worden. Unser England ist eine unüberwindliche Veste, ein kleiner, reizender, meer- und felsenumzäumter Garten, dessen stille Sicherheit mit keinem Preis zu theuer erkauft ist. Auf diesem cultivirten Boden gibt es keine giftigen Schlangen mehr, und sind die räuberischen Wölfe seit undenklichen Zeiten ausgerottet; dafür ist die Existenz an die Bedingung schwerer Arbeit oder begünstigter Geburt gebunden. Folge davon ist der Kastengeist, der Hang zur Abgeschlossenheit und zum Aufsichselbststehen. Blicken Sie auf den Continent! Was bleibt den gehetzten Völkern dort, wenn Sie ihnen auch die tröstenden Annehmlichkeiten einer sanften Geselligkeit nehmen? Keine Einheit im Staat, keinen Schutz gegen Außen, keine Heiligkeit des Gesetzes, keine Sicherheit im Hause — und sie sollten nicht einmal bessere Comödianten haben dürfen als wir? Denken Sie sich über ihren von Innen aus belagerten Städten unsere dicken Nebel, unsern schwarzen Kohlenrauch, unsere bußfarbigen Sonntage und athemlosen Wochentage — wer würde dort dem Selbstmord widerstehen? Wär's nicht eine Hölle auf Erden? Und können Sie glauben, daß die Vorsehung eine solche duldet? Kehren wir zu England zurück. Sind wir

nicht mit Recht stolz auf die Errungenschaften unserer Väter? Das wollt' ich doch meinen! Sie haben das erste Parlament, die gewaltigsten Redner, die humanste Polizei, die freiesten Zeitungen, die unantastbarste Freiheit; und Sie wollen dazu auch noch allein auf der Welt gute Kartoffeln haben, Sie wollen die ersten Gentlemen und die feinsten Ceremonienmeister auf Erden sein? Müssen Sie denn Alles haben? Sehen Sie denn nicht, daß England, wenn es mit seinem soliden, politischen Erbtheil auch noch die Reize continentaler Feierstunden vereinigte, ein Paradies auf Erden wäre, ein buchstäbliches Paradies, in welchem Niemand zu sterben Lust hätte? Und wissen Sie nicht, daß das goldene Zeitalter auf Erden erst nach dem jüngsten Tag anbrechen soll? — —"

Sir John war jenen Abend ungemein vergnügt und ließ eine Stunde lang auf dem Clavier God save the Queen! trommeln. Mr. Frolick hatte durch die Abhandlung über Paradies und Hölle sich im Herzen des Baronets unsterblich gemacht. Und die Foreigners wagen die Hoffnung auszusprechen, daß das vieldeutige Wort künftig ohne Harm und Arg gebraucht werden wird.

Berichtigungen.

S.	62.	Z.	10	v.	o.	statt: solche	lies:	falsche.
⸗	67.	⸗	5	⸗	⸗	⸗ blutig	⸗	blütig.
⸗	77.	⸗	15	⸗	⸗	⸗ der großen	⸗	die große.
⸗	95.	⸗	2	⸗	⸗	⸗ thea	⸗	tea.
⸗	120.	⸗	1	⸗	⸗	⸗ burgler	⸗	burglar.
⸗	128.	⸗	4	⸗	⸗	⸗ Households	⸗	Household.
⸗	137.	⸗	8	⸗	⸗	⸗ lederne	⸗	leere.
⸗	143.	⸗	18	⸗	⸗	⸗ Gewehre	⸗	gewesen.
⸗	158.	⸗	16	⸗	⸗	⸗ ihrem	⸗	seinem.
⸗	188.	⸗	21	⸗	⸗	⸗ Stempel	⸗	Penny.
⸗	199.	⸗	2	⸗	⸗	⸗ zwei	⸗	ein
⸗	205.	⸗	4	⸗	⸗	⸗ schäbige	⸗	behäbige.





Druck von George Westermann
in Braunschweig.

Wanderungen

durch

London.

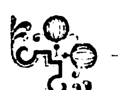
Von

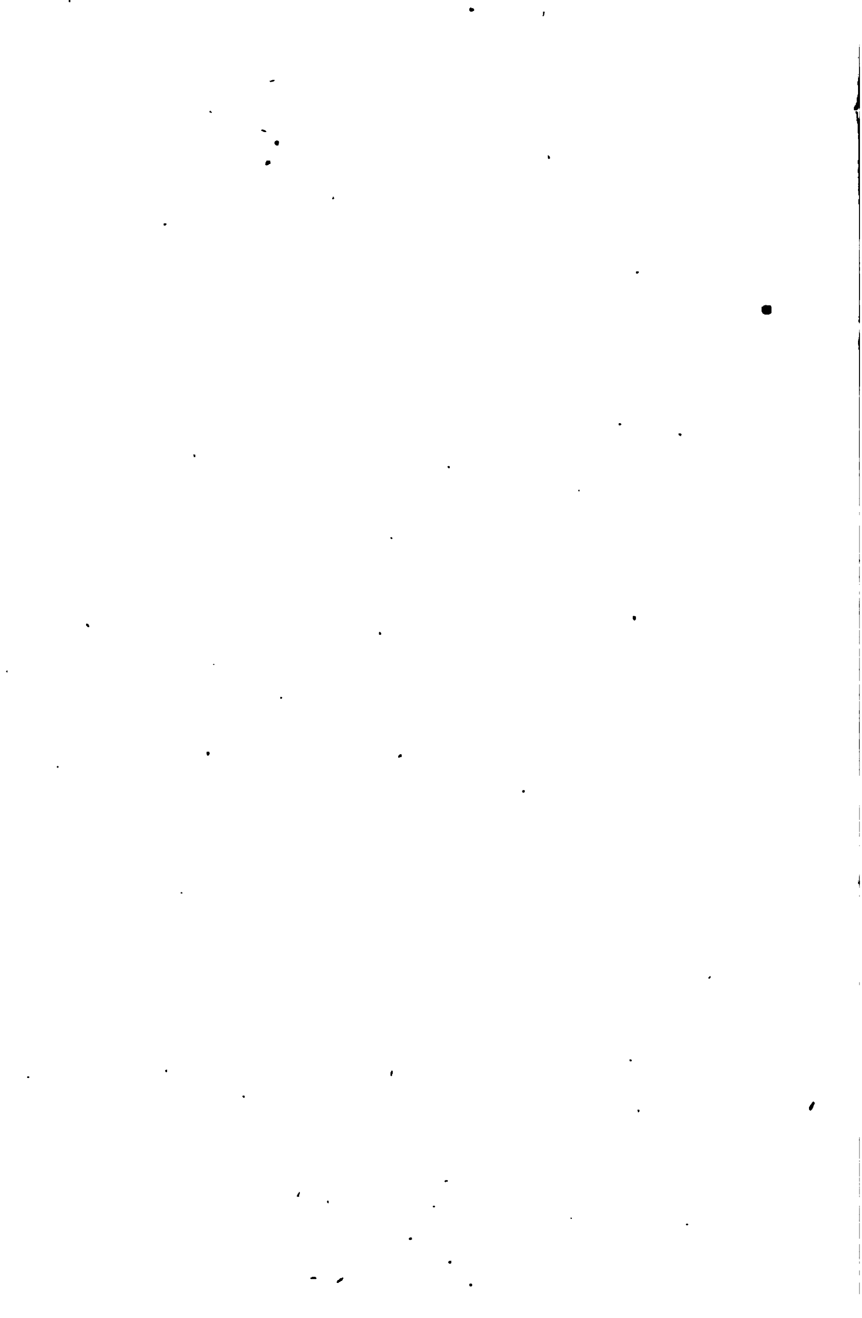
Max Schlesinger.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)

1853.





Wanderungen

durch

London.

Zweiter Band.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

o

Wanderungen

durch

London.

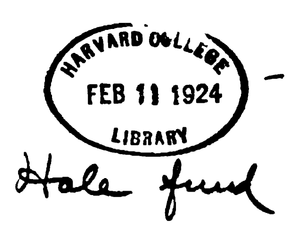
Von

Max Schlesinger.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)

1853.



Inhalt.

Seite



Erstes Kapitel.

Themsefahrt stromab.

Wir stehen wieder einmal bei Londonbridge am Themseufer. Unterhalb der kolossalen Steinpfeiler, von wo angefangen die rasch auf einander folgenden Bogen der verschiedenen Brücken den hohen Segeln nicht mehr gestatten, weiter ins Herz der Hauptstadt und des Landes stromaufwärts zu fahren, ist ein großes Getümmel auf dem Spiegel des Flusses, denn hart am Landpfeiler von Londonbridge hat sich eine große Familie von Dampfschiffen und Kähnen aller Art angenistet. Auch jenseits der Brücke gegen Westen waren wir bei unserer ersten Themsefahrt *) kleinen Gruppen von Dampfbooten und Fischerbarken begegnet; aber letztere hatten den Mast mit dem braunrothen Segel umgelegt, und erstere gehörten zu den allerkleinsten Exemplaren ihrer Gattung, mit winzigem Schornstein, unansehnlichen Maschinen und rasch darauf los klappernden kleinen Schaufelrädern

---

*) Siehe ersten Band.

ausgerüstet, wie sie eben für die schnelle Beförderung von Passagieren inmitten der Stadt zweckmäßig sind. Die Schiffsfamilie, welche sich jetzt vor unseren Augen breit macht, sieht dagegen viel ansehnlicher aus. Man merkt es auf den ersten Blick, daß ihre Angehörigen zu etwas größerem geboren sind, denn als Wasserpenny-Omnibusse in London auf und ab zu fahren. Der schwarze breite Rumpf, der doppelte weite Schornstein, die zu beiden Seiten in die Höhe gewundenen Kähne, die hohen Maste und der grün angelaufene Kupferbeschlag, dessen Rand neugierig aus dem Wasser hervorschaut, alles dieses sagt uns, daß wir hier Schiffe vor uns sehen, die sich nicht scheuen ihren Weg durch ehrliches Salzwasser zu suchen.

Die Einen liegen als leblose, abgetakelte Rumpfe vor Anker, und ruhen sich von der Reise die sie eben zurückgelegt haben, aus. In den Andern stöhnt der Dampf, qualmt der schwarze Rauch aus dem hohen Schlotte, wird ein buntes Fähnlein aufgezogen, ist ein geschäftiges Hin- und Herrennen. Das sind die Fahrzeuge, die sich zum Auslaufen anschicken. Wohin? Ich weiß es nicht zu sagen. Der Seemann kennt sie am Bug, am Mast, an der Stellung der Raaen und des ganzen Takelwerks; wir Landratten aber, die wir uns kaum im eigenen Vaterlande, um wie viel weniger auf fremdem Seeelemente heimisch fühlen, müssen erst eine geschäftige schmutzige Theerjacke oder den Policeman am

Landungsplatze fragen, welchem Boote wir unsern sterblichen Leib anvertrauen sollen, um eine kleine Spazierfahrt nach Greenwich zu machen, und nicht — was hier immerhin leicht geschehen kann — nach Hamburg, Boulogne oder Antwerpen verschlagen zu werden.

Dort steht es — ein kleines Schifflein, an einen alten, schwarzen, schottischen Küstenfahrer gelehnt, das jüngste Kind der großen Dampfbootfamilie die sich hier zusammengedrängt hat. Es ist in allen seinen Theilen überfüllt und zum Abfahren bereit. Der Schiffsjunge neben der Luke, die in den Maschinenraum führt, stehend, wartet auf das stille Commando des Kapitains der auf dem Radkasten auf und ab geht; jetzt macht dieser eine kaum merkliche Bewegung mit der Hand; der Junge ruft's hinab; der Maschinist drückt am langen Hebelarm, und läßt den Dampf in den massiven Cylinder strömen — da werden die schweren Kolben aus ihrer Ruhe aufgeschreckt; sie heben sich langsam, und mit ihnen beginnen auch die beweglichen Cylinder sich nach vorne und rückwärts zu schaukeln; lautlos dreht sich das gutgeölte, blankpolirte Räderwerk aus Eisen; die Schaufeln aus Holz klappern im Wasser den Takt; schon sind wir mehrere Klafter vom Ufer entfernt. — O laufen Sie nicht so rasch mein schönes Fräulein! Sie können den Sprung nicht mehr wagen. Um eine Sekunde zu spät! Wie Schade! Aber das passirt in London viel tausend ehrlichen Mädchen im Tag. Ein Glück

ist's, daß alle fünf Minuten ein Dampfschiff gegen Greenwich, und in jeder Minute beinahe ein anderes gen Westminster fährt.

Wie ist die Themse hier so wunderbar! In den Herbstmonaten, wo die großen Kauffährer aus allen Meeren und Welttheilen befrachtet den Fluß heraufgeschwommen kommen, um ihre Ladung ans englische Land zu bringen, von wo sie durch tausend größere und kleinere Handelskanäle, im rohen oder verarbeiteten Zustande wieder über alle Zonen verbreitet wird, bietet dieser Theil des Flusses ein Schauspiel gewaltiger, staunenswerther Lebendigkeit, wie sich ihrer keine Wasserstraße der Erde weiter rühmen kann. In Reih und Glied geordnet liegen Schiffsgruppen zu Fünfzigen und Hunderten längs der entgegengesetzten Uferdämme. Kolossale Dampfer, welche die französischen deutschen und schottischen Küstenstädte mit einander in Verkehr setzen, haben hier ihre Anker gesenkt und warten bis zum festgesetzten Tage ihrer Abfahrt auf Waaren und Passagiere. Ihre Bojen schaukeln sich gemächlich auf den kleinen Spitzwellen; müßig gähnt der Schornstein gen Himmel; der Dampf hält Feiertag; und auf dem langen Deck sieht man Schiffsjungen auf und abschlendern, die Angesichts des verlockenden London durchs Commando auf ihrem Bretterhause festgebannt sind. Rings um die Dampfer im Halbkreise lagern die schwarzen Schiffe des Nordens. Schwarz ist ihr Deck, schwarz ist die Brüstung, schwarz

die Außenwand, schwarz das Takelwerk, und auch die Menschen die ihre Bemannung ausmachen, sind schwarz, denn diese Schiffe tragen die dunklen Demanten Englands: die Kohle von Newcastle. Aus den schauerlich-düsteren Tiefen dieser Kohlenbergwerke ist die industrielle, und durch diese die politische Größe Englands zu Tage gefördert worden. Nehmt den britischen Inseln ihre Steinkohle, gießt Gold, Silber, Demanten in die dunklen Schachte, füllt sie mit allen Münzen aus die seit Erschaffung der Welt von bösen und guten Fürsten geschlagen wurden — sie werden den zündbaren Funken nicht ersetzen, der in der Kohle schläft, und der, sich selbst verzehrend, tausend neue Lebensgeister wach ruft. Hätte Englands Volk nicht über unerschöpfliche Kohlenlager zu gebieten, es stünde heute noch wo es vor tausend Jahren stand: ein kleines Inselvolk, arm, ohnmächtig, vernachlässigt, auf die nimmer hinreichenden Erzeugnisse seines Bodens, auf die launenhaften Geschenke der Küstensee angewiesen, wie jenes biedere Völklein, das an den Scheeren Norwegens ein mühselig unbeachtet Leben fristet.

Es ist so leicht die eigne Schuld des Unverstandes auf Gott und die Natur zu übertragen. Schaut euch doch unsre Erde an! Von allen ihren Rückenflächen — mögen sie sich neptunisch aus dem ewigen Weltmeer zusammengeschwemmt, oder vulkanisch aus dessen Grunde gehoben, oder gruithusisch aus dem atmosphärischen

Aether niedergeschlagen haben — gibt es wenige, sehr wenige, die wie die großen Wüstenstrecken in der heißen oder die trostlosen Eisflächen in den Polarzonen nicht irgend einen unerkannten Schatz aufzuweisen hätten, der die Zukunft eines Volkes in sich trüge. Was hat die Natur dem britischen Volke in seinem Stammlande so Großes geboten, das nicht auch viele andere Nationen ihr eigen nennen? Und wie hat die britische Race das Gegebene im Verhältniß zu anderen Racen verwerthet? Ihr Ackerboden trägt jetzt die schönsten Getreidesaamen Europas, daß man ein englisches Weizenkorn aus tausend fremden herausfinden kann; aus ihren Kohlengruben haben sie das größte Industriereich aller Zeitalter heraufgezaubert; und das Meer, das ihre felsigen Küsten umwogt, haben sie zur Brücke gemacht, über die ihr Unternehmungsgeist nach allen Welttheilen schweift. Wasser, Erde, Luft und Feuer! da stehen wir wieder bei den alten Urelementen, aus denen sich die Materie der englischen Größe entwickelte. Wer aber aus den Gemeingütern aller Menschen für sich eine behagliche Existenz herausdestilliren kann, der verdient es wohl, daß man ihn vorzugsweise den Praktischen nenne.

Da fährt unser Boot am Zollhause vorüber. Ein stattliches Gebäude, das schon sechsmal niederbrannte, und sechsmal an derselben Stelle wieder aufgebaut wurde. Freihändler vom allerweitesten Glaubensbekenntniß prophezeihen ihm ein baldiges seliges Ende, und

beten daß es verschont bleiben möge vor der siebenten Feuersbrunst, aber durch die glückseligste aller Gebäudeseelenwanderungen sich in ein Hospital, ein Armenhaus, eine Handelsschule verwandle. Es mag noch lange währen, bis diese frommen Wünsche in Erfüllung gehen. Heute zahlt London allein noch beinahe zwölf Millionen Pfund an Zollgebühren*), aber das hindert nicht, daß man von dem gegenwärtigen England als von einem Freihandelstaat spricht. Das System indirecter Besteuerung, welches namentlich seit der großen Revolution von 1688 in den Vordergrund trat, und der Gedankenlosigkeit gewöhnlicher Haushaltungen überall besser als die directe Besteuerung zusagt, kann um so weniger mit einem Ruck über den Haufen geworfen werden, als die Gewohnheit Aller und das Interesse einzelner schutzbedürftiger Klassen allzuinnig mit demselben verwoben sind. Aber es bleibt doch immer eine Aufmunterung für den rationellen Forscher, der für die allmälige Erweiterung unserer verrotteten handelsökonomischen Axiome kämpft, daß England in den letzten dreißig Jahren — seit der großen Agitation, die von Huskisson angeregt und durch Sir Robert Peel zu Ende geführt wurde — nicht in die Lage gekommen ist, einen

*) Ungefähr die Hälfte des ganzen Zolleinkommens von Großbritannien und Irland. Zur Zeit Elisabeths betrug die Zolleinnahme in London nur 70,000 L. Strlg.; in Cromwell's Tagen nicht mehr als 300,000 L. Strlg.

Schritt auf dem nun einmal betretenen Wege zurück zu gehen. Der Freihandel ist lange noch nicht zum Glaubensbekenntniß Englands geworden, so lange es eine Partei gibt, die den Namen „Protektion“ auch da noch auf ihre Fahne schreibt wo es gilt, den Bissen trockenen Brodes um ein Drittheil seines jetzigen Preises in die Höhe zu schnellen. Freilich glauben die Wenigsten im Lande an die Ausführbarkeit dieser Parteidoctrinen, freilich haben bei den letzten Wahlen die Häupter dieser Partei selbst ihre Unmöglichkeit stillschweigend eingestanden, aber es bleibt trotzdem eine merkwürdige Erscheinung, daß der Begriff Protection, in dem Sinne wie er heute im England gebraucht wird, nicht längst spurlos verschollen ist.

Vor das Forum dieses Zollhauses müssen alle Fahrzeuge, die in den Themsehafen einlaufen, woferne sie es nicht vorziehen, ihre Fracht in den Docks oder den anderen, eigens für diesen Zweck gebauten Magazinen*) zu deponiren. Bedenkt man nun, daß viele hundert Schiffe wöchentlich den Fluß herauffahren, um ihren Inhalt in diesen nimmer zu sättigenden Schlund, den man London nennt, zu schütten, so wird man sich leicht oder schwer eine annähernde Vorstellung von der Ameisen-

---

*) Den sogenannten bonded warehouses. Der Zweck derselben und der Docks wird in dem Kapitel über Letztere auseinandergesetzt werden.

thätigkeit machen können, die in diesem Zollgebäude herrscht.

Je weiter wir stromab fahren, desto dichter aneinander liegen die Schiffe zu beiden Seiten gedrängt. Knaben auf dem Lande machen sich oft den Spaß, den Bach, der durch ihr Heimatsörtchen fließt, und der so breit ist, daß nur der keckste unter ihnen den Sprung hinüberwagt — wobei er jedoch regelmäßig mit Einem Fuß ins Wasser patscht und wacker ausgelacht wird — diesen Bach durch eingelegte Steine an beiden Ufern so kunstgerecht zu verengen, daß Großmütterlein, wenn es in die Kirche geht, nicht erst hinauf ins Dorf humpeln muß, wo die alte Brücke auf zwei morschen Holzgabeln und der garstige Nepomuck am Ufer steht. Großmütterlein schreitet jetzt gemächlich über den Bach weg, so enge haben ihn die Jungen gemacht. Und ist die Arbeit nur einmal vor Einem Haus gethan, so wird sie schon noch eine Strecke fortgeführt. Das Bächlein schießt deshalb zwischen den Steinen nur noch lustiger fort, und wenn die Gänse an Sonntagen auch nicht in feierlicher Fronte nebeneinander anschwimmen können, so schadets nichts. Zwei alte Rudervögel können noch immerhin einander ausweichen.

Wie das Bächlein im Dorf, so haben sie den Themsefluß bei London wohl mehr als zwei englische Meilen lang in eine klägliche Enge getrieben. Der gewaltige Strom, der sich mit dem Rhein bei Köln und

der Donau vor Wien an Breite messen kann, ist unterhalb Londonbridge plötzlich gar wunderlich schmal geworden. Das machen die eingelegten Steine: die Schiffe längs der beiden Ufer. Sie bringen den Fluß um sein reputirliches Stromansehen. Und die Gänse, die Segelschiffe mein' ich, können auch nicht mehr, wie bei Gravesend, in breiter Fronte aufmarschiren, sondern müssen sich bequemen, bescheiden hintereinander zu fahren, um den Entgegenkommenden Platz zu lassen. Ein Unglück ist hier leicht geschehen, namentlich seit der Dampf erfunden ist, durch den die Schiffe viel schneller als durch Wind getrieben werden, wo dann natürlich auf das Steuer mehr Acht gegeben werden muß. Und Sie haben gar keine Vorstellung, wie viele solche Ungethüme mit langen schwarzen Rauchschwänzen da auf und abfahren. Rennen gerade auf einander los, daß man ordentlich fühlt wie Einem der Schiffsschnabel in den Bauch hineinfährt, dann lenken sie geschickt bei Seite, aber kaum hat man dem lieben Gott gedankt, daß die Gefahr vorüber, kömmt ein neues unheimliches Wasserthier angeraschelt, und dazwischen schiebt sich noch ein großer Zweimaster ein, und rechts macht sich ein plumper Holländer vom Anker los, und links schwimmt eine breite volle Kohlenbarke, die sich vor lauter Ladung gar nicht rühren kann, und jetzt schießt noch, daß sich Gott erbarm', ein kleiner Nachen mit zwei Frauenzimmern quer unter dem Schnabel vorbei. Um ein Haar hatten wir

Einer den Andern und uns allesammt in den Grund gebohrt. Der kleine Nachen namentlich war arg in der Klemme, denn so eine Nußschale schlägt leicht um, wenn sie ins Fahrwasser eines Dampfbootes kömmt, und die Leute wissens, und alle Tag geschieht so ein Malheur, und doch können sie's Fahren übern Fluß nicht lassen.

Zum Glück versteht man das Steuern hier wie nirgends. Sehn Sie doch, wie unser Mann am Rad steht! Unbeweglich — mit vorgebeugtem Kopf — die Augen unverwandt nach vorn gerichtet — die Hand bereit mit jedem Augenblick das Rad nach rechts und links zu wenden — den rechten Fuß fest vorgestemmt, um bei einem etwa nothwendigen stärkeren Ruck das Gleichgewicht nicht zu verlieren — der Bursche weiß, was es heißen will, ein volles Dampfboot die Themse hinab zu führen. Sieht sich vielleicht nicht so schwer an wie's Seiltanzen, und ist doch eine große gewaltige Kunst, und ein gut Stück Verantwortlichkeit dabei. Die Schiffsleute aller Welt haben großen Respect vor der Londoner Themse. Unternimmt's keiner, wär' er auch hundertmal auf einem Ostindienfahrer Steuermann gewesen, und hätt' er hundertmal bei bösem wildem Wetter ums Cap herumgelenkt, von Blackwall bis nach Londonbridge zu steuern. Der schwimmenden Gäste, sagen sie, sind auf dieser Strecke gar zu viel, die kleinen Nußschalendampfer machen einem ehrlichen Seemann förmlichen Schwindel, und dazu ist

das Fahrwasser gar so eng', und glaubt Einer erst recht im Zug zu sein, taucht ihm eine naseweise Boje vor der Nase auf und sagt: Bruder, da ist nicht Wasser genug für dein Schiff, mußt rechts einlenken. Aber rechts ist kaum mehr Platz, daß ein Häring sich durchspeculiren kann, da soll der Satan sich aufs Hinterdeck postiren! — —

Und der alte Steuermann, der so viel in der Welt herumgeschwommen ist, steigt herab von seinem hohen Posten, und legt seine Würde in die Hände des Themselootsen. Thät' er's nicht, wär' er oder der Kapitän ein eingebildeter Dickschädel, der sich vermäße das Kunststück auf eigene Faust durchzuführen — mag's immerhin probiren. Aber wenn dem Schiff ein Leid geschieht, so ist der Assecuranztractat keinen Heller mehr werth, denn die Herrn vom Lloyd wissen auch, was es heißt, ein Schiff durch die enge Straße zu führen und haben gesagt: Wer ohne Themselootsen den Pool*) heraufkutschirt, dem ersetzen wirs nicht, wenn er zu Schanden gefahren wird. — Den eingebornen Steuerleuten aber trauen sie, und man hört auch nur alle heilige Zeit einmal von einem Unglück, wenn der Nebel gar zu tückisch ist, oder etwas dazwischen kömmt was kein Mensch voraus ausklügeln kann.

Und so wollen wir uns der Geschicklichkeit unseres

---

*) Pool heißt die Flußstrecke von Blackwall bis zum Zollamt.

Steuermannes ohne weitere Aengstlichkeit anvertrauen; unser Auge sorglos in die Ferne streifen lassen, wo allmälig immer neue Maste aus der dunstgeschwängerten grauen Wasseratmosphäre auftauchen; unsern Blick an den Ufern vorübergleiten lassen, die allenthalben von ruinenartig aussehenden, oder massiven, unübertünchten Waarenhäusern eingefaßt sind; zuweilen aber auch hineinschielen in den Wald von Masten zu beiden Seiten, wo hie und da ein buntes Fähnlein flattert, ein altes Segel halbvergessen sich im Abendwinde bläht, ein tabackkauender Matrose auf dem Mastkorb hockt, ein flinker ungewaschner Junge durchs verworrene Gezweig der Takelage schlüpft. Wir wollen auch die Gesellschaft die mit uns an Bord ist, ein wenig näher begukken. Am Ende ists doch gut, zu wissen, mit wem man auf Einem Brette schwimmt, und gelegentlich ersäuft.

Das Boot ist voll. Für neun Pence — etwa acht Silbergroschen — fährt man auf dem ersten Platze seine dreißig englische Meilen bis Gravesend*); wir müssen daher auf das was man eine gemischte Gesellschaft

---

*) Die Preise der Londoner Dampfboote sind sehr billig. Man kann bedeutende Strecken für Einen, ja für einen halben Penny zurücklegen. Bei der Fahrt nach Gravesend steht es den Passagieren für ihre neun Pence sogar frei, einen Theil des Weges mit der Eisenbahn in Wagen erster Classe zurückzulegen. Dieselbe Strecke von 30 Meilen auf dem zweiten Platze für sechs Pence (5 Silbergroschen).

heißt, gefaßt sein. Aber es gehört zu den Eigenthümlichkeiten Englands, daß sich hier die „gemischte“ Gesellschaft nicht so auffällig präsentirt, wie in Deutschland oder Frankreich. In das geheime Schatzkämmerlein wirklicher und angelernter Geistesbildung kann man doch so schnell keinen Blick thun, und was das Aushängeschild: den Gang, die Haltung, die Geberde, Kleidung Sprache und Gesittung anbelangt, ist auch beim ärmeren Volke noch viel vom Gentleman zu verspüren. Die Blouse oder den groben Leinenkittel kennt man hier zu Lande nicht, eben so wenig eine andere Kopfbedeckung als unsern gewöhnlichen Cylinderhut. Siehst du am frühen Morgen einen Mann mit schwarzem Frack und rundem Hut und weißer Cravate eilig durch die Straße schießen, so hüte dich, ihn für einen Professor zu halten, der ins Collegi umläuft, oder gar den Attaché einer Gesandtschaft aus ihm herauszuwittern, der mit wichtigen Depeschen zu seinem Herrn und Meister rennt — er trägt die Seifenschachtel, Riem und Messer in der Fracktasche, oder steht als süßester aller Modewaarencommis Tags über in einem der Läden von Regentstreet, oder ist Kellner, Schneider, Schuster, Stiefelputzer seines Gewerbes. Gar mancher Omnibusführer sitzt mit weißer Cravate auf dem hohen Kutschbock, und lenkt seine Rosse so gravitätisch wie ein ehrsamer Methodistenprediger seine Schaafgemeinde. Im schönen Paris, so heißt es, braucht man nichts als einen schwarzen Frack und ange-

nehme Manieren, um in die feinsten Salons eingeführt zu werden. In London steigen die armen Arbeitsleute zuweilen auch im schwarzen Frack in alle Cloaken hinab, und brauchen sich dabei nicht einmal viel um feine Manieren zu kümmern.

Auch bei den Frauen in England läßt sich durch die Verschiedenheit der Trachten nicht so leicht auf den Stand ihrer Trägerinnen schließen. Bunte Seide, schwarzer Sammet, und Hut mit botanischem Zugehör, das trägt die Zofe wie die Herrinn. Etwas weniger fein, schwer, solide, oder auch mit etwas mehr Grazie, als die Natur den englischen Damen durchschnittlich aufgebürdet — wer wollte das so schnell ermessen.

Sehen Sie das liebliche Gesichtchen mit dem grauen Shawl dort drüben an! links neben der Cajüttentreppe! Jetzt steht sie auf. Ist das nicht eine schlanke edle Gestalt? — Bitte, nicht auf die Füße zu sehen! — und wie sittsam sie sich trägt! wie vornehm zutraulich sie den Arm ihres Begleiters annimmt? Beim Jupiter, er trägt einen schwarzen Frack und eine weiße Cravate. Das Pärchen ist nicht übel. Er hat ein feines, glattrasirtes Kinn, sehr feine schmale Lippen, zwischen denen jenes halbironische Ueberlegenheitslächeln lauert das den gutmüthigsten Engländern zumeist eigen ist, kastanienbraunes kurzes, rückwärts durchgescheiteltes Haar, wodurch die homogenen Gall'schen Gehirnanlagen regelrecht geschieden werden, superfeines Tuch, tadellose Wäsche, und

eine goldene Kette daß man ein Schiff daran vor Anker legen könnte. Das ist doch ein Gentleman sollt' ich meinen. —

Des Menschen Auge ist kurzsichtig, bemerkt hier Dr. Reis. Wenn alle Menschen auf dem Schiffe Gentlemen sind, der Eine ist es nicht, denn er bezahlt seine Schneiderrechnung nicht. Der Mann ist selber Schneidergeselle, und der Rock der meine Blöße deckt, ist dieses Mannes Werk. Zum Dank dafür will ich mich sogleich in Bewegung setzen und seine Rechte gehörig schütteln. — Er thuts, und auch in dem schlanken Dämchen scheint er eine alte Bekannte gefunden zu haben, die — als Nätherinn oder dergleichen — die Blöße seines Leibes deckt, und es dauert eine gute Weile bis sich die sechs Hände gebührend ausgeschüttelt haben.

Sind halb verlobt, sagt der Doctor, als er wieder zu uns kömmt; machen eine Montagsspazierfahrt nach Greenwich; sind ehrlicher Leute Kind. Das thut mir immer wohl, wenn ich so sehe, wie die verrufene englische Pruderie sich nur mit Kleinigkeiten abgibt. Im Ganzen stehts damit besser wie bei uns zu Hause. So einem ehrlichen Bürgermädchen erlauben die Eltern, ganze Tage und halbe Nächte mit ihrem Schatz herumzuschwärmen. Das zieht in die Parks, setzt sich unter einen grünen Baum, spricht von Liebe, Hochzeit, Hauseinrichtung, morisonischen Pillen und weiß der liebe Gott von was Allem noch. Dazu essen sie kaltes Rind-

fleisch mit heißem Senf. Am Ende kommt dabei doch nichts heraus als eine ehrsame Heirath ohne unehrsame Antezedentien. Bei uns zu Hause wär dergleichen einsames aufs Land fahren gleich verdächtig. Wo steckt da die wahre Pruderie? 'S liegt einmal im Volk" — —

„Und in der Cravate" — bemerkt lächelnd Mr. Frolick, der auch von der Partie ist — „in der weißen Cravate und im schwarzen Frack kann man beim besten Willen und mit den herrlichsten Anlagen kein fideler Lump sein. Darum hat mir auch mein Junge in Heidelberg versprechen müssen, nie dergleichen vor seinem Hochzeitstage zu tragen."

Wir fahren eben am Tower vorüber, der vom Flusse aus gesehen gar nichts Schauerliches an sich hat, seitdem er nach dem letzten Brande reparirt und weiß übertüncht worden ist. An der schwarzen Außenmauer schleichen zwei rothe Schildwachen auf und ab. Auf der Bank uns gegenüber sitzt eine Quäkergroßmutter mit drei Quäkerenkelein, die allesammt erst jetzt merken, daß sie stromabwärts fahren, während sie gegen Westminster zu kommen dachten, worüber unter ihnen ein sittsamer Schrecken, ein stilles Bedauern und ein religiöses Einandertrösten Statt findet. Ein dicker Herr, der auf seiner breiten Brust so viel Leinwand zeigt, wie eine schmucke Yacht wenn sie mit Wind und Pomp in den Hafen fliegt — die Engländer lieben dergleichen an ihrer Schiffs- und Körpertoilette — spricht der grauseidenen Quäckerfa-

milie gleichfalls Trost zu. Vorn am Schnabel, wo die Ankerwinde steht, hat sich eine Gruppe von Arbeitern rauchend zusammengefunden, die sich aus Weeckly Dispatsch gegenseitig beweisen, daß Disraeli eigentlich der schlechteste Mensch in der Welt ist. An dem Vorsprung des Schornsteins lehnen einige deutsche Musikanten mit Geige, Trompete und Harfe, die uns bald was aufspielen werden. Auf dem Hinterdeck sieht man viel Zeitung lesen; ein Junge ruft den neuesten „Punch" aus; kleine reizend gekleidete Kinder werden von ihren Müttern mit Biscuit gefüttert; die Männer gähnen oder plaudern, stehen oder sitzen, starren mit großen Augen eine Gruppe französischer Herren und Damen an, die — man sieht gleich den Foreigner — einen viel lustigeren Lärm machen als die ganze übrige Gesellschaft zusammengenommen. Und alle Frauen haben gewissenhaft ihre Sonnenschirme aufgespannt, um die Sonne aus den Wolken herauszulocken. Das ist so englische Frauengewohnheit, auch in Mondscheinnächten. Diesmal hilft's nichts. Wir kriegen die Sonne nicht eher zu sehen, bis wir aus dem eigentlichen London hinaus sind.

Im Grunde ist's so besser. Eine Themsefahrt von den Steinbrücken bis nach Greenwich gewinnt durch den mystischen Nebel an Romantik. Es fehlt das grelle Licht, es fehlt die weite Perspective, und aus dem farblosen Nebeldunste treten die Gegenstände auf dem Wasserspiegel und an beiden Ufern erst in phantastischen Um-

rissen, und dann plötzlich, gewaltig, in ihrer ganzen Großartigkeit hervor. Schon lange hat es uns geschienen, als sähen wir zur Linken viel hundert hohe Maste, weit, weit hinter den Häusern aus dem festen Lande hervorragen. Doch hielten wir es für eine Augentäuschung, für den Reflex der nördlich ziehenden Nebelschichten. Aber die Maste treten immer deutlicher hervor. Kein Zweifel mehr, denn nun können wir auch das Takelwerk genau unterscheiden, und eben schwenkt ein tiefgeladener Kauffahrer vom Flusse ab, durch einen schmalen Schleusenkanal ins Land hinein. Das sind die großen Bassins der verschiedenen Docks, die sich hinter Waarenmagazinen von fabelhafter Größe und Anzahl tief hinein in's Land erstrecken. Hätten alle Schiffe, die in jenen Bassins geborgen liegen, im freien Flusse Anker werfen müssen, wahrlich der Fluß hätte sich ein neues Bette graben müssen, um seinen zahlreichen Gästen aus dem Wege zu gehen.

Auch unser Boot schwenkt dem linken Ufer zu. Dort steht ein grauer, breiter, niedriger Thurm, der uns an die Schießthürme der schönen Stadt Linz in Oberösterreich erinnert. Am entgegengesetzten Ufer steht ein zweiter eben so gebauter. Das sind die Eingänge zum berühmten Themsetunnel, und wir steigen hier an's Land, um uns das große Wunder anzusehn.

Der runde breite Thurm bedeckt den Schacht, den man hinabsteigen muß, um in den, unterhalb des Fluß-

bettes geleiteten, wegbaren Kanal: den eigentlichen Themsetunnel zu gelangen. Mit dem Graben dieses, gegen achtzig Fuß tiefen, Schachtes, dessen Randmauerwerk wie bei der Construction unserer gewöhnlichen Ziehbrunnen allmälig hinab gesenkt wurde, haben die Ingenieure am 16. Februar 1825 den merkwürdigen Bau begonnen, der acht Jahre später, am 25. März 1834, dem Publicum eröffnet wurde, und seitdem als das merkwürdigste Bauwerk dieser Art die ungetheilte Bewunderung aller Sachverständigen genießt. Dem Laien freilich, der die breite, bequeme, kuppelgedeckte Wendeltreppe hinabsteigt, und den trockenen, schmucklosen, gaserleuchteten, unterirdischen Gang durchwandert, mag der Bau nicht so ungeheuerlich großartig erscheinen. Unsere Eisenbahnen haben ja gegenwärtig längere Maulwurfsgänge aufzuweisen; was denkt auch der Laie an den Abstand der Schwierigkeiten, die gerade diesen Themsetunnelbau begleiteten? Es ist hier auch nicht der Ort, dieselben hervorzuheben, um die Hindernisse, welche der technischen Ausführung im Wege standen, und durch diese das Verdienst des Architekten zu beleuchten. Genug an dem: Der Fluß ist an dieser Stelle zweitausend Fuß breit — sein Wasser steigt in der Flutzeit beinahe um die doppelte Höhe, vermehrt somit den auf der Mauerwölbung lastenden Druck um's Doppelte — unter den Schichten, die zu durchbrechen waren, befand sich eine der allergefährlichsten: eine Schicht losen Triebsandes — trotz aller

Vorsicht brach das Wasser nicht weniger als fünfmal durch die Decke — mehrere Menschenleben gingen verloren, und einmal konnte sich Mr. Brunel, der Baumeister, nur mit genauer Noth und schweren Verletzungen retten — durch eine klaffende Spalte von mehreren tausend Kubikfuß stürzte das Wasser in den bis über die Hälfte vorgerückten Tunnel hinab, zerstörte theilweise die Arbeiten und kostbaren Maschinen, mußte mit unsäglicher Mühe wieder ausgepumpt werden, nachdem der unglückselige Riß mit Sandsäcken und dergleichen ausgefüllt worden war — die Arbeiter wollten nur mehr durch höhere Löhne verlockt in den finstern Teufelsrachen hinab — Tag und Nacht mußte oft gegraben, gemauert, gestützt werden, während es zu gleicher Zeit unerläßlich war, den Stand der Themse, ihre Flutwelle und ihre Launen oben auf dem Spiegel sorgfältig zu bewachen — jede Fußlänge des Baues forderte sechstausend Stück der allerbesten Ziegel um die nöthige Stärke zu bekommmen — später versagte der alte Schild, die nothwendigste und sinnreichste Maschine des Ganzen, ihren Dienst, und mußte durch eine neue von ziemlich gleicher Bauart ersetzt werden — und als endlich auch die Ungläubigsten überzeugt waren, daß ein Tunnel unter der Themse wirklich auf die begonnene Weise zu Stande kommen könne, waren die durch Actien aufgebrachten ursprünglichen Capitalien vollkommen verausgabt. Aber das Parlament schoß die nöthigen Summen vor — ganz England hatte

angefangen, an der Ausführung der großen Idee Theil zu nehmen — es wurden neue Maschinen gemacht — neue Werkleute gedungen — der zweite Schacht auf der Wappingseite gegraben — es wurde der Grund und der Strom bemeistert — und dem Engländer bleibt der Stolz zu sagen: Wir führen durch was wir angefangen; kein großes Werk bleibt inmitten der britischen Nation aus Mangel an Hilfe unvollendet; einen Krahn, der durch Jahrzehnte auf derselben unausgebauten Mauer steht, wie auf dem Dom zu Köln am Rhein im deutschen Lande — — nein, Gottlob, solche Krahne dulden wir nicht; wir sind vielleicht ein steifes, eckiges, ungenießbares Volk, aber wir sind ein Volk, und das kann nicht jede Nation von sich sagen.

Wer mit solchen Gedanken in den Themsetunnel hinabsteigt, wer sich namentlich mit der Genesis desselben früher vertraut gemacht hat*) wird den wunderbaren Weg mit Ehrfurcht betreten. Wer sich, in der Tiefe wandelnd, daran erinnert, daß über seinem Kopfe einer der gewaltigsten Ströme Europa's dahinfließt, daß die größten Schiffe über ihm hinwegsegeln, daß oben Flut und Ebbe ihr unerforschtes Wechselspiel spielen, während es unten trocken leicht und wohnlich ist, der wird den

*) Eine sehr gute Abhandlung darüber: „A Memoir of the Thames Tunnel“, findet man in Weale's Quarterly Papers on Engineering.

Geist ehren, der ein solches Werk erdacht und die Beharrlichkeit anstaunen, die es zu Ende geführt hat. Wer aber etwas Ueberraschendes zu sehen hofft, so ein ungewöhnlich' Ding, bei dem man Ach und O ausruft und dessen Massenhaftigkeit in die Augen springt, der wird sich getäuscht finden. Die größten Wunder der Schöpfung sind ja auch zumeist die, über die sich zu wundern es den Wenigsten einfällt.

Auf alle Fälle bietet das Leben im Themsetunnel ein eigenthümliches Schauspiel. Schon beim Hinabsteigen in den Schacht hört man piepende Musikklänge die mit tieferen Orgeltönen abwechseln. Dann öffnet sich der zweitausend Fuß lange, in gemessenen Entfernungen querdurchbrochene Doppelgang vor uns, der ganz freundlich aussieht, denn er ist vortrefflich mit Gas erleuchtet, und in den Durchgängen, welche beide parallele Straßen mit einander verbinden, hat sich eine zahlreiche Familie von Kleinkrämern eingenistet. Die Armen bekommen die Sonne nur an Sonntagen zu sehen, denn in den Wochentagen verlassen sie erst spät am Abend ihre Waarentische, an denen sie kleine Rippsachen, Tunnelansichten, und dergleichen, meist Pennywaaren, feilbieten. Hielten es nicht die meisten Fremden, die nach London kommen, für ihre Fremdenschuldigkeit, den Tunnel zu besuchen, dann wahrlich würde der unterirdische Markt schlechte Geschäfte machen. So aber kauft Jeder eine Kleinigkeit, und bringt's mit nach Hause, als Beweis

daß er auf seiner englischen Reise nicht ganz müßig müßiggegangen ist.

Und je näher wir gegen die Mitte vordringen, desto deutlicher werden die Musiktöne; wir bekommen ein Miniaturstück englischer Industrie zu sehen: eine gewöhnliche Straßenorgel, von einer allerliebsten Dampfmaschine aus Lilliput in Bewegung gesetzt. Die dreht und dreht den ganzen lieben Tag die Kurbel, und die Orgel spielt und spielt von Morgen bis zum Abend diverse Stücke ohne politische Bedenklichkeiten: die Marseillaise, deutsche Walzer, den ungarischen Racozymarsch, Rule Britannia, Yankee Doodle, und so weiter. Die Londoner Drehorgeln sind die toleranteſten Künstlernaturen, und befleißen sich, jeder Nationalität ihr Herzensstückchen vorzuspielen. Die Polizei greift ihnen dabei nicht in's Handwerk, was in Deutschland jedenfalls geschähe, und wenn sich der kosmopolitische Leiermann auch zehntausend Fuß unter das Flußbett der Spree oder der Donau verkröche. — Diesmal ist die Musik ein bloßer Lockvogel, der die Vorübergehenden zum Beschauen des rückwärts aufgestellten Panorama's verführen soll. Da sehen wir denn für einen Penny die Königin Victoria, wie sie dem Prinzen Albert gelobt eine treue Frau zu sein; dann ein spanisches Mönchskloster, das in keinem Panorama fehlen darf; dann den Kaiser Napoleon, wie er bei Waterloo vom Wellington Prügel bekömmt, was in keinem Londoner Panorama fehlen darf, als

hätte Napoleon gar nichts weiter gethan als bei Waterloo Prügel bekommen; dann Kossuth wie er über ein ungarisches Schlachtfeld reitet, das wie ein englischer Park aussieht; dann Komorn, dessen Unbezwinglichkeit der Panoramist am besten dadurch zu demonstriren geglaubt hat, indem er es, ganz wie Venedig, aus dem Wasser herausbaute und die Passage in den Festungsstraßen — was werden nur die ungarischen Husaren dazu sagen! — durch Gondeln bewerkstelligen läßt u. s. w. u. s. w.

Dergleichen Spectakel sind im Tunnel noch mehrere zu schauen. Auch ein Silhouettenschneider hat hier seine Wohnung aufgeschlagen, und für ein paar Pence kann jeder sehen, wie er unter der Erde aussieht.

Wir steigen jetzt die hohe Wendeltreppe wieder hinauf und freuen uns der freien Luft. —

„In fünf Minuten" — tröstet Mr. Frolick — „kömmt ein Dampfboot angeschaufelt, das wird uns weiter nach Greenwich führen."

„Was hat der Spaß da unter dem Wasser gekostet?" frägt Dr. Reif, während wir am Landungsplatz auf das verheißene Boot warten.

„Einen Penny für jede Person."

„Ich meine nicht, was wir bezahlt haben, sondern was der Tunnel gekostet hat."

„Im Ganzen," antwortet Mr. Frolick, „an 455,000 Pfund. Aber das von den Originalactionären gezeich-

nete Capital belief sich blos auf 180,000 Pfund; der Rest wurde vom Parlamente als Darlehen votirt. Würde man, wie's ursprünglich im Plane lag, den Tunnel für Fuhrwerke gangbar machen, so müßte man eine Menge Häuser an beiden Ufern ankaufen und abbrechen, um einen Fahrweg in die Tiefe anlegen zu können; das käme wieder auf ungefähr 200,000 Pfund. Der ganze fertige Bau ließe sich somit auf 650,000 Pfund veranschlagen." — —

„Kleinigkeit! würde Sir John sagen" — bemerkt Dr. Keif lächelnd — „das machen, ohne Agio, sechs Millionen, fünfmalhunderttausend Gulden österreichisch, und damit befreit mir der Struve ganz Deutschland und noch ein Stück Frankreich dazu. Wozu ist das ganze Kunststück unter dem Wasser? Als wenn eine ehrliche Brücke nicht schöner, zweckmäßiger und wohlfeiler wäre! Ihr Engländer mit eurem gerühmten praktischen Verstand habt doch auch zuweilen kuriose Marotten." — —

„Liebenswürdigster aller deutschen Doctoren" — entgegnete Mr. Frolick in seiner feinen Weise — „auch Sie wie die Andern? Auch Sie vorschnell mit dem Urtheil? Ich habe dieselbe Bemerkung über unsern Themsetunnel schon oft von Fremden zu hören bekommen, und die wenigsten wissen, welchen praktischen Zweck die Erbauer im Auge hatten."

„Wahrscheinlich wollten sie dem barbarischen Con-

tinent zeigen, daß man ohne Regenschirm unter Wasser gehen kann, ohne naß zu werden?“ unterbrach ihn der unverbesserliche Reif.

„Und wie man ein System aufbauen kann, das ein deutscher Doctor nicht versteht“ — erwiderte Mr. Frolick. „Das allein wäre schon ein gut Stück Geld werth. Aber vor Allem lassen Sie sich gesagt sein, daß der Tunnel nicht viel mehr über die Hälfte von London- oder Waterloobridge gekostet hat, und dann bedenken Sie gefälligst, daß uns mit einer Brücke an dieser Stelle London's wenig gedient wäre. Können doch die hohen Segelschiffe jetzt schon nicht weiter als bis Londonbridge hinauffahren, wo das eingentliche London, man könnte sagen, erst beginnt. Wie erst, wenn man auch auf diesem Flecke, so weit stromabwärts, Bogen oder Ketten über den Strom spannen wollte! Das hieße geradezu das beste Stück des Londoner Hafens amputiren, das hieße die Hauptstadt um die besten Vortheile ihrer Lage bringen. Daran ist nicht zu denken, eben so wenig wie an eine Brücke von so ungeheurer Höhe, daß Segelschiffe darunter weggehen könnten. Darum haben wir's einmal versucht, eine Brücke nach entgegengesetztem Systeme zu bauen, wo die Menschen unten, Wasser und Schiffe dagegen oben quer darüberweglaufen. Der Bau ist fertig. Daß er sich nicht rentirt, ist wahrlich nicht die Schuld des Architekten. Die Menschen in London folgen nun einmal dem allgemeinen Zuge der

Menschheit, und siedeln sich immer weiter gegen Westen an. Das Westend ist in den letzten Jahren immer bevölkerter geworden, wie die westliche Hälfte unserer Erdkugel. Der Osten verödet. Die Ufer, die wir jetzt vor Augen haben, scheinen keine Zukunft vor sich zu haben; darum würde es auch nicht der Mühe lohnen, den Fahrweg unter'm Wasser auszubauen. Schade d'rum. Aber wir müssen uns für's nächste Jahrtausend daran gewöhnen, die Sonne im Westen aufgehn zu sehen. Doch — da kömmt das Boot, das uns weiter stromabwärts führen wird. Eingestiegen Freunde!"

Wir finden das Verdeck dicht besetzt; kaum daß wir einen Platz zum Stehn finden. Das Leben auf der großen Wasserstraße ist doch gar zu merkwürdig. Und doch sind die Dampfboote nicht die einzigen Verkehrsmaschinen zwischen Greenwich und London; da gibt's außerdem noch Omnibusse, und eine besondere Eisenbahn, die in jeder Viertelstunde des Tages einen Zug hin und zurück abgehn läßt. Nur vermittelst dieser vervielfältigten, durch die gegenseitige Concurrenz auf's niedrigste tarirten Verkehrsmittel wird es vielen Londoner Geschäftsleuten möglich, auf dem Lande zu wohnen und täglich ihrem Geschäfte in der Hauptstadt ohne große Kosten und Schwierigkeiten nachzugehen.

Stromabwärts vom Tunnel wird die Themse breiter und die Schiffe an beiden Ufern liegen bei weitem nicht mehr in so dichten Gruppen neben einander. Dafür

beginnen längs des Flusses die ziemlich unansehnlich aussehenden Werften der Londoner Schiffbauer, die sich mit kleineren oder größeren Unterbrechungen bis nach Woolwich hinabziehen, wo die großen Schiffsbaustätten der Regierung liegen, die an Größe und Bedeutung nur durch die von Portsmouth übertroffen werden.

Die englischen Schiffbauer sind wie die Orgeldreher durch und durch Kosmopoliten, fragen nichts nach Stand, Religion und Nation, sondern bauen Fahrzeuge für alle Welt, die welche haben will und baar bezahlt, bauen für Dänemark, Spanien, Oesterreich, Preußen, Rußland und für den Erzfeind Frankreich, bauen für Alle gleich gewissenhaft und so gut sie's verstehen.

„Ist gar mancher schmucke Dampfer hier vom Stapel gelaufen, der heute vor einem russischen Hafen im schwarzen Meer kreuzt“ — bemerkte Mr. Frolick.

„So lange sie dort sind, ist's gut für euch“ — warf Keif spöttisch hin — „aber wenn sie Rußland einmal hinaus in die offene See schickt, dann Ade mein schönes England! Deine eigenen Kinder werden dir den Garaus machen.“

„Wenn ich nicht wüßte, daß Sie ein Schalk sind, lieber Doctor“ — entgegnete Frolick — „möchte ich Sie auslachen. Ich sah' mir in früheren Jahren, Anno vierzig glaub' ich war's, so ein vom Stapel laufen an, just an der Stelle, wo wir eben vorüberfahren. 'S war eine flotte Brig, für die russische Kriegsmarine be-

stimmt. Der kaiserliche Consul war dabei, eine noble Gesellschaft geladen, eine Menge Volk am Ufer — Sie müssen so ein Schauspiel einmal ansehn, es ist der Mühe werth — mich hatte ein alter Schulkamerad von Harrow hergeschleppt. War eine gute, ehrliche Seele, Corvettencapitain, und ist am Schlagfluß gestorben wie eine Landratte, worüber er gewiß in der andern Welt mit unserem Herrgott tüchtig gezankt hat. Da standen wir denn beisammen und sahen zu, wie das Schiff in's Wasser hineinschoß, und ich machte ihm gegenüber auch so eine Bemerkung, wie sie eben von Ihren Doctorslippen floß. Freilich auch im Scherz. Da hätten Sie sehen sollen, wie mein Freund, der Capitain — Gott hab' ihn selig — zu lachen anfing. Das ganze untersetzte Männlein wackelte, sein rothes Gesicht wurde blau und violett; mich wundert's, daß ihn der Schlagfluß nicht schon dazumal traf. Oho — rief er, als er wieder zu Athem kam — glauben Sie auch, daß mit'n Schiffsbauen schon Alles gethan ist? Und daß man sich so'ne englische Flotte für sein Geld verschreiben kann, wie englischen Stiltonkäs? Seine Majestät der Kaiser von Rußland haben nur dero Rubel zu schicken und zu commandiren; unsere Bursche da werden ihm Schiffe bauen nach'm neuesten Muster, perfect, superfein, als wenn's für unsern eigenen Dienst wäre; aber die Menschen! die Matrosen! Das bleibt die Hauptsache. Die lassen sich nicht für Geld commandiren. Commandiren Sie mich

zum Tanzmeister! he he! So ein Schiff kost't ein schön Stück Geld, und unsere Leut' haben auf russisches Geld die größte Schneid'. Freuen sich immer, wenn's für Rußland was zu bauen gibt, grad weil Rußland bauen läßt, um einmal mit unserer Flagge anzubinden. Furcht? Aengstlichkeiten? Pfui Teufel! — Ich geb' der Brig da meinen besten Segen, d. h. ich wünsch' ihr, schon auf dem Weg nach Kronstadt in tausend Stück zu gehn, damit unsere Leute eine neue zu bauen bekommen; oder was mir noch lieber wäre, ich möcht' sie einmal auf verbotenen Wegen antreffen, wo sich ein Wörtlein mit ihr reden läßt — du lieber Gott! nur Einmal das erleben, die schöne russische Flotte vor Athen verbrennen sehen zu können! denn schön ist sie, gutes Fabricat, und verbrennen wollen wir sie auch, God d—, und dann wollen wir Seiner Majestät wieder eine neue bauen, für Seiner Majestät Geld versteht sich, die noch schöner sein soll wie die verbrannte, und kömmt sie wieder einmal aus dem Paradewasser heraus — nun und so weiter bis in Ewigkeit. Das Herz lacht Einem, wenn man so ein schönes Dings da für Rußland vom Stappel laufen sieht. Wie ich, denken Alle die da am Ufer stehn und Hurrah schreien — den kaiserlichen Consul ausgenommen—; der alte Junge drüben in der blauen Jack', wett' ich, träumt sie schon mit dem Enterer im Bauch, — he he! Schlanke Taille! — —"

„O schlanke englische Moral!" — seufzte Dr. Keif,

indem er die Hände andächtig faltete, und einen schmachtend gottesfürchtigen Blick gen Himmel warf. — „Glauben Sie, Mr. Frolick, daß auch Deutschland einmal so glücklich sein dürfte, von englischen Werften — für baares Geld und aus ähnlichen kosmopolitischen Grundsätzen, versteht sich — Schiffe gebaut zu bekommen?"

„Wer weiß!" — lächelte der Gentleman — „ist immerhin möglich, aber für jetzt thun wir unser Bestes, daß es gar nicht zum Bauen kömmt. In dieser Beziehung hat sich unsere Diplomatie bisher ganz wacker gehalten. Wenn's aber einmal doch so weit sein sollte — nun gut, so gebe ich Ihnen hier im Namen von Großbritannien und Irland mein Wort, daß wir für euch ehrlich bauen wollen, wie für Rußland, und euch bei der ersten Gelegenheit mit eben so frischem Humor bis auf den nassen Spiegel niederbrennen wollen, wie wir es mit dem Czaren thun würden. Mit euch drüben wär' nicht viel Spaß zu machen. An den Nord- und Ostseeküsten lungern Bursche genug herum, um eine schöne Flotte zu bemannen. Gegen euch müßte England schon mehr auf der Hut sein als selbst gegen Frankreich." — —

„Danke schön für's Compliment" — erwiederte der Doctor — „ich weiß es in dem Munde eines Engländers zu würdigen, und werde nicht ermangeln, es unserem deutschen Marineminister zu wiederholen, sobald

der gute Herr erst geboren ist.“ Um Keif's Mundwinkel war bei dieser heiter sein sollenden Bemerkung ein Zucken zu sehen, das wie Schmerz und Wehmuth aussah. Er bückte sich schnell, um einem kleinen Knaben ein Biscuit aufzuheben, das dieser fallen gelassen hatte, warf durch diese hastige Bewegung ein noch kleineres ihm zur Seite stehendes Mädchen um, streifte mit seiner brennenden Cigarre an die Hand seiner Nachbarin, daß sie unwillkürlich aufschrie, trat Mr. Frolick auf den linken Fuß, und verlor dabei durch einen plötzlichen Windstoß seinen Hut, der einem Herrn gerade mitten auf das große Zeitungsblatt fiel, das er lesend in der Hand hielt. Ein kleines Windspielchen hatte mittlerweilen das Biscuit weggeschnappt. Der Doctor machte ein verlegenes Gesicht, und Frolick, sonst so fein und liebenswürdig, war boshaft genug zu bemerken: „Da haben Sie's deutlich gesehen, meine Herrn, was nur der Gedanke an die deutsche Flotte auf einem englischen Fahrzeuge für Unglück anstiftet.“ — —

Das unvermeidliche Individuum aller Dampfboote: der Mann mit dem kleinen Büchelchen in der Hand, der das Fahrgeld eincassirt, woferne es nicht schon bei'm Einsteigen bezahlt wurde, bahnt sich jetzt bis zu uns Weg, und macht allen weiteren möglichen Bosheiten ein Ende.

Vor uns tauchen die Uferhäuser von Greenwich auf, aus welchen sich die Façade und die Kuppeln des Ma-

trosenhospitals erheben; im Hintergrunde zeigt sich eine halbkreisförmige, baumbewachsene Hügelreihe; der Nebel hat sich entfernt, oder ist treu wie eine böse Gewohnheit an seinem lieben London hängen geblieben, und die Abendsonne schaut uns heiter in's Gesicht, als wenn sie sagen wollte: Ich lebe noch, und befinde mich ganz wohl, wenn man gleich in London glaubt, ich sei bettlägerig oder gar schon todt. Unser Boot schießt am Dread Nought*) vorbei, der jetzt Wunden heilt statt sie zu schlagen; es steuert rasch dem rechten Ufer zu; jetzt winkt der Capitain — der Schiffsjunge ruft's dem Maschinisten zu; — die Kolben ruh'n — die Räder hören auf zu schlagen — lautlos gleitet das Boot längs der kleinen Landungsbrücke hin — ein Matrose wirft ein Tau hinüber, es fest zu machen — jetzt hängt es — jetzt wird die Schranke theilweis um das Brücklein angelegt — wir steigen aus, wir sind am Ziel.

Greenwich! alter Flecken mit deiner romantischen Vergangenheit, deinen prosaischen Parlamentsdiners,

---

*) Es ist ein altes abgetakeltes Linienschiff, zum Hospital für Matrosen aller Nationen bestimmt, und wird durch freiwillige Beiträge erhalten. Von 63,685 Kranken, die daselbst Genesung fanden, waren 236 Franzosen, 2040 Schweden und Norweger, 791 Preußen, 842 Deutsche aus andern Staaten, 1180 Amerikaner, 852 Dänen, 791 Russen, 578 Italiener, 485 Portugiesen, 291 Spanier und Andere. Die Besichtigung des Schiffes ist Jedem ohne weiteres gestattet, und werden milde Beiträge mit Dank angenommen. —

deinem ehrwürdigen Park, deinen schlüpfrigen Matrosen-kneipen! du hast deine Selbstständigkeit verloren, — du bist ein Theil von London geworden; durch Fluß und Eisenbahn warst du ihm längst nahegerückt; jetzt stoßen deine letzten Häuser beinahe an die Grenzquartiere der Hauptstadt; wie lange wird's dauern, daß auch die kleine Strecke Ackerlandes, die euch scheidet, unter neuen Steingebäuden verschwindet, daß dich die vielarmige Riesenstadt in ihre unerquickliche Atmosphäre zieht, um dich in Nebel, Kohlendampf und Geschäftigkeit einzusargen?

Da stehn wir auf dem schönen Steindamme vor dem Hospital, das einst Elisabeth bewohnte, wo flachs- und grauköpfige Höflinge auf und ab spazierten, um in der möglichnächsten Nähe des Königthums zu athmen. Die kleidsamen, goldgestickten Mäntelchen sind verschwunden; an ihrer Stelle sieht man lange dunkelblaue Röcke mit breiten Messingknöpfen um die Leiber verkrüppelter Matrosen schlottern; weißes Halstuch, Schuh' mit weißen Strümpfen, breiter dreieckiger Hut mit einer schmalen Golbeinfassung — das ist die Uniform der Invaliden, die hier die letzten Tage ihres Lebens in behäbigem Müßiggang abspinnen.*)

*) Greenwich Hospital sollte ein Palast der verschwenderischen Stuarts werden, wurde jedoch nicht nach dem ursprünglichen Plane ausgebaut, und im Jahre 1694 von Wilhelm und Maria zum Hospital gemacht. Es leben jetzt an 3000 Matrosen darin; 32,000 Andere erhalten als Outpensioners Unterstützung, von 4 L. Strlg.

Greenwich Hospital ist wohl die schönste architektonische Gruppe des modernen Englands. Man nehme den genialsten Baumeister der Welt, man führe ihn mit verbundenen Augen hieher, man stelle ihn auf die Plattform, wo wir jetzt stehen, und frage ihn ob er wohl erräth, welchem Zwecke dieses prachtvolle Gebäude dient. Wenn er nicht sagt, das sei ein Königspalast, dann ist der Architekt der beschränkteste oder scharfsinnigste aller Sterblichen die je den Plan zu einem Hause entworfen haben. Wer sollte auch vermuthen, daß alle diese Säulen- und Kuppelpracht armen, alten, verkrüppelten Matrosen gewidmet ist! Daß dem dennoch so ist, gereicht den Gründern und dem englischen Volke zur Ehre.

Geht nach Deutschland, schaut euch in den Staaten ersten Ranges um, was diese für ihre wundgekämpften Soldaten gethan haben! In Wien steht auch ein Invalidenhaus (gleichbedeutend mit diesem Hospital), denn auch Oesterreich hat seine verstümmelten, lebendigen Monumente aus den Zeiten der napoleonischen Kriege, u. s. w. u. s. w. Seht euch jenes Invalidenhaus im Vergleich mit dem Asyl der britischen Seeleute an! Unfreundliche, tiefe, ungesunde Lage, finstere Höfe, klosterartige Gänge, nackte unheimliche Stuben, unwohnliche Säle, darinnen kümmerlich, wie es eben zur Fristung eines Greisen-

---

11 Schll. 3 Penny bis 27 L. Strlg 7 Schll. 6 Pence jährlich. Im Hospital selbst haben die Pensionäre von 1 Schll. bis 2 Schll. 6 Pence wöchentlich nebst allem erforderlichen Comfort.

lebens unumgänglich nothwendig ist, jene Grauköpfe dem Grabe entgegen humpeln, deren die officiellen Chroniken mit phrasenreichem Stolze gedenken. Eine Gnade ist es, wenn die Regierung einem solchen Invaliden, der noch über ein gesundes Bein verfügen kann, gestattet, Wächterdienste in einem der kaiserlichen Lustgärten zu versehen, wo er für armselige Gehaltzulage gegen Hunde Krieg führen, oder in einem abgelegenen, gegen Wind und Wetter schlechtverwahrten Wachthäuschen als bemooste Vogelscheuche gegen Straßenjungen figuriren darf. — Geht nach Preußen, dem jungen Militairstaat, dessen Fürsten bei keiner Gelegenheit dem Volke zuzurufen versäumen, daß sein besseres Ich im Soldatenrocke steckt — schaut euch um im prächtigen Berlin, und vergeßt um Gottes Barmherzigkeit willen nicht, jenen alten, in abgeschabte Uniform gekleideten, mit Blechmedaillen behängten alten Herrn, die auf eurem Wege stehend eine verstimmte, dienstunfähige Orgel drehen, ein Almosen in den Hut zu werfen. Denn diese Alten haben mit geholfen, Preußen groß zu machen; diese Alten dürfen dafür jetzt von reisenden Engländern einen Pfennig erbetteln. Das ist der Dank ihres Vaterlandes. — —

Auch England hat in jenen Tagen der corsicanischen Bedrängniß seine Kräfte auf die großen Schlachtfelder des Continents gestellt, und daß es nicht blos seine Geldkräfte waren, das bezeugen mehr als alle Monu-

mente, welche London dem alten Herzog gesetzt hat, die beiden großen Invalidenhäuser von Chelsea und Greenwich. Jenes ist ausschließlich für die Veteranen die sich auf harter Erde, dieses für Alle die sich auf der See zu Krüppeln hauen, schießen und stechen ließen bestimmt. In beiden aber zeigt sich in gleichem Grade der hohe Sinn dankbarer Fürsorge, mit welcher das englische Volk seine alten Soldaten ehrt. Eine Mutter könnte für ihre kranken Kinder nicht sorgsamer bemüht sein, als England hier für die Seinigen. Die architektonische Pracht von Greenwich-Hospital ist kein Flittergewand, um etwa das Elend seiner inneren Räume zu vergolden. Geht durch die Speisesäle, durch die Küchen, durch die Wohn- und Schlafstuben; laßt es euch nicht verdrießen zu warten bis die „alten Herren" sich zu Tische setzen; versucht immerhin von ihrem Braten, kostet ein Pfeifchen voll von ihrem Rauchtaback, nehmt eine Prise aus ihrer stets gefüllten Tabacksdose, beschaut ihre tadellos weißen Halstücher, und setzt euch neben ihnen auf die grüne Holzbank an den sorgfältig gepflegten freien Rasenplätzen, von wo sie auf die Themse, ihre Segel, Maste und Flaggen, die ewiglieben Schlachtfelder ihrer früheren Thätigkeit, hinabblicken können. Da mögen euch die Alten, die ein trauliches Gespräch über vergangene Zeiten so sehr lieben, erzählen, ob sie Grund haben, sich über ein undankbares Vaterland zu beklagen, und ob es nicht besser, und wenn auch ekelhaft prosaisch

klingend, nicht praktisch humaner ist, per Knochen honorirt zu werden, als nach einem allgemeinen deutschen Invalidenschematismus elendiglich zu verkümmern.

Doch wo sind wir hingerathen? Der kleine neckische Teufel mit dem großen Pferdefuße, der treue Freund von der Heimath her, läßt es sich zuweilen nicht nehmen, uns ein Stück continentaler Misere vor Augen zu führen. Ihr philosophischen Friedensfreunde, so raunt er uns hämisch in's Ohr, solltet eigentlich für die Demolirung aller Invalidenhäuser plaidiren, damit die Jungen immer mehr das Gelüste am Soldatenhandwerk verlieren. Und nun werdet ihr beim Anblick der schönen Kaserne da plötzlich sentimental! — Der Teufel vergißt ganz, daß es sich drüben über'm Kanal schon lange nicht mehr um spontane Gelüste handelt, und daß die Liebhaberei zum Soldatenstande den meisten unserer jungen Landsleute erst hintendrein einexercirt wird.

Rings um das Hospital selbst, in seiner allernächsten Nachbarschaft gruppirt sich ein merkwürdiges Stück Leben, wie wir ihm in England nur zu oft begegnen. Einige Schritte stromabwärts nämlich steht in aristokratischer Abgeschlossenheit das Trafalgarhôtel, eine schmucke Gasthaussirene, die wir Jedem empfehlen, der für ein feines Mittagsmahl mehr Geld ausgeben will, als eine irländische Familie eine Woche lang zum Leben benöthigt. Wer es liebt, sich mit Menschen zu Tische zu setzen, denen der Hunger nie Kummer sondern die Vor-

ahnung baldigen Genusses ist, der miethe sich hier für ein paar kurze Stunden ein. Die Weine dieses Hôtels müssen wohl, wie die Wellen des höllischen Letheflusses, alle Sorgen der Vergangenheit wegspülen können, denn am Schlusse der Parlamentssaison versammeln sich hier regelmäßig — es ist ein alter Brauch — die Minister Ihrer huldreichen Majestät zu einem collegialen Diner, danken in Sherry und Champagner dem lieben Gott, daß die verdrießlichen Interpellationen für diesmal zu Ende sind, und geben sich wahrscheinlich alle Mühe, wenn hier überhaupt von Mühegeben die Rede sein kann, die empfangenen politischen Weisheitslehren auf's Schnellste zu vergessen.

Als Gegenstück zu diesem luxuriosen Hôtel finden wir auf der andern Seite des Hospitals, theils am Ufer, theils gegen den Park oder das Innere der Seitenstraßen zu, Kneipen, Theegärten und armselig bemannte lüderliche Häuser, in denen jedes Laster willkommen aufgenommen wird. Mädchen und Jungen stehen vor den Thüren, und laden den Vorübergehenden über die Schwelle. Good accommodation! Very good accommodation Sir! so tönt es uns die Straße entlang entgegen. Wir kennen diesen unschuldigen Lockvogelschlag. Wir gehn vorüber. Aber jener Bursche dort in der Matrosenjacke, mit seiner Schönen am Arm?! Flotter Junge! Armes Mädchen! Die gehn nicht vorüber. Die treten über die Schwelle — —

Vorbei! Und hinein in den grünen, dichtbelaubten, hügeldurchschnittenen Park. Auf den großen Rasenplätzen liegen hier in malerischen Gruppen ganze Familien vom Großvater bis zu den kleinen rothwangigen Enkeln und Enkelinnen, mit ihnen die Hausfreunde, Verwandte aus der Provinz, das Dienstmädchen des Hauses, und der kleine Wachtelhund, der ein sehr vornehmes Gesicht macht, denn er weiß daß er erst vorgestern für seine kleine Person dem Staate seine Existenzsteuer gezahlt hat. Es ist gerade Montag, und da behält sich das Volk zum Ersatz für den strengen Sonntag einen freien Nachmittag vor. Das plaudert und kichert und tanzt wohl auch auf dem weichen Gras, und ißt sein kaltes Mittagsmahl, und freut sich des Hungers, des Sonnenscheins, der Bäume, des frischen Lufthauchs, den die See herüberschickt, und ist heiter und züchtig und glücklich, wie Menschen von frommer Herzenseinfalt an einem Feiertage im Walde nur sein können. Es sind die Lichtmomente des besseren englischen Arbeiterstandes. Und dort kommt das zahme Wild aus dem Buschwerk geschlichen, und bittet mit klugen Aeuglein und vorgebeugtem Kopfe um seinen Antheil an der Familientafel, und wir steigen weiter den Hügel hinan, wollen die Kinder und Rehe nicht stören.

Von der Höhe des Hügels überschauen wir eine der reizendsten Landschaften, wie wir sie in der unmittelbaren Nähe einer großen Hauptstadt nur erwarten können.

In der Ferne das unübersehbare Häusermeer, mehr oder weniger in graues Nebeldunkel gehüllt, weiter im Vordergrunde die Docks mit ihren dichtgedrängten Masten, dann die Themse selbst wie sie sich in Schlangenwindungen dem Meere nähert, links und rechts grünes Hügelland, aus dessen Versenkungen hie und da der weiße Dampf einer kreuzenden Locomotive auftaucht, und zu unsern Füßen Greenwich selber mit seinen säulengetragenen Kuppeln und seinen sauberen Landhäusern, die freundlich aus dem Grün ihrer Gärten herüberschielen.

Der Hügel auf dem wir stehen trägt auf seinem Rücken die altberühmte Sternwarte, wohl stattlicher aussehend als zur Zeit wo Flamsteed mit edler Selbstverläugnung den ersten Sextanten hier postirte, aber noch immer von nichts weniger als imponirendem Aeußeren.*) Wir treten jetzt den ersten Meridian Englands mit Füßen. Der Stolz des Landes hat ihn bis heute auf

*) Sie wurde unter Karl II. 1675 gegründet, namentlich zu dem Zweck um die Gradlänge eines Schiffes zur See genauer festzustellen, da man sich bis zu jener Zeit mit Tycho de Brahe's Katalog (bekanntlich ohne Teleskop und Uhr angefertigt) und den Rudolphinischen Tabellen hatte behelfen müssen. Flamsteed war der erste k. Astronom, bezog blos 500 L. Strlg. jährlichen Gehalt und hatte nicht einmal einen Gehülfen. Seine ersten Apparate bestanden aus einem eisernen Sextanten von 6 Fuß Halbmesser, zwei Uhren die ihm Jonas Moore gab, einem Quadranten von 2 Fuß Halbmesser und zwei Teleskopen. So arbeitete er fünfzig Jahre, und gab Stunden in London, um leben zu können. Jetzt ist Mr. Airy k. Astronom, und Fremde bekommen gegen schriftliche Anmeldung leicht Zutritt.

diesem Punkte festgehalten, wie die Franzosen den ihrigen in Paris. Aber der communistische Geist der Wissenschaft wühlt seit Jahren an seiner Existenz; der Meridian von Greenwich wird dem Geist der Zeit nicht widerstehen können. Er wird früher oder später mit dem zu Wählenden, allen Völkern Gemeinsamen zusammenfallen. Die Sternwarte von Greenwich wird darum nicht minder ehrwürdig sein, und den Londonern eben so gewissenhaft wie jetzt ihre Bet- und Eßstunden nach der Sonne reguliren.

Vom Gebäude der Sternwarte bis zum Hinterpförtchen des Parkes führt der Weg durch Alleen alter Kastanienbäume, welche hier vortrefflich gedeihen, und herrliche Früchte tragen, die an Größe und Geschmack denen von Italien und Südfrankreich nicht nachstehen; in ihrem Schatten steht der ländliche Palast des jedesmaligen Lord Parkhüters, der für ein paar hundert Pfund Sterling — sechs- bis acht hundert, wenn wir nicht irren — die anstrengende Arbeit hat, sich's ein paar Sommermonate hindurch in dieser lieblichen Parkeinsamkeit heimlich zu machen, und der königlichen Tafel jährlich ein Stück Wildpret zu liefern. Das ist so eine der berüchtigten englischen Sinecuren, gegen die jeder Engländer zu Felde zieht, und auf die Jeder von ihnen Jagd macht, der durch Geburt oder Connexionen stellenjägerfähig ist.

Jetzt aber nehmen wir von Greenwich und seinem

Parke Abschied. Vor uns liegt die sogenannte schwarze Haide, freundlicher, sonniger als ihr Name, welchen sie von den Zigeunern, die hier zu campiren liebten, erhalten hat. Schmucke Landhäuser, von Immergrün umgeben, begrenzen diese schwarze Haide, und tausend Fußsteige führen von ihr in's Land hinein. Wir aber müssen heute schon den Rückweg antreten — die Sonne ist längst untergegangen — wir gehn durch den Park wieder zur Themse hinab, und fahren mit einem Dampfboote nach dem schräggegenüberliegenden Blackwall hinüber.

Die Wasserluft, der Park, die frische Brise vom Land herein und der Spaziergang scheinen auf unsern Magen sehr stimulirend gewirkt zu haben. Erst mahnt er leise, dann zerrt er krampfhaft am spitzen Zipfel unsres Herzens, dann wird er merklich ungeduldig, und der arge Verführer gibt sich nicht eher zufrieden, bis er uns in Blackwall an einen Tisch gesetzt hat, den drei geschäftige, feierlich aussehende Individuen in schwarzem Frack und weißer Cravate mit großen und kleinen Schüsseln belasten. Jede derselben — so will es die englische Sitte — ist mit einem blanken gewölbten Deckel aus Silber oder silberähnlicher Metallcomposition zugedeckt; und jede derselben enthält ein Fischgericht von besonderer Zubereitung. Das Hôtel von Lovegrove ist von alten Zeiten her wegen seiner Fischzubereitung berühmt, und verdient seinen Ruf. Wohl an keinem anderen Platze der Welt, Ant-

werpen etwa ausgenommen, kann ein Gourmand in dieser Sphäre größere Befriedigung für seine Wißbegierde, ein reicheres Feld für seine Studien finden. Schöner aber noch als die schönsten der Aale, Makrelen, Lachse, Steinbutten und der berühmten Whitebait*) ist die Aussicht vom großen Speisesaale über die Themse und ihre Ufer. — —

Es ist Nacht geworden. Die Eisenbahn führt uns in fünfzehn Minuten mitten durch Häuser, über Kanäle und Straßen hinweg, bis nahe zur Börse in's Herz der City hinein.

---

*) Eine kleine, von Feinschmeckern sehr geschätzte Fischgattung, welche im Juli und August in der Themse gefangen wird, und die meines Wissens noch keinen deutschen Namen erhalten hat. Noch vor wenigen Jahren glaubte man, es sei kleine Fischbrut, und war deshalb der Fang von Whitebait strenge verboten.

Zweites Kapitel.

Die Theorie der Ortsbewegung.

„Guten Morgen Madam!“

„Guten Morgen Sir!“

„Herrlicher Tag heute, Madam!“

„So? Was Sie sagen? Der Nebel ist fürchterlich.“

„Ach, warum nicht gar! Etwas trüb — ein klein wenig feucht — leichter Anflug — — aber Nebel!! — nein, das nennen wir hier noch nicht Nebel. Nebel sind gelb, schwarz — rennen Omnibusse, rennen Menschen aneinander — bindet man einen Shawl vor den Mund — fühlt man Augenschmerzen, Athembeschwerden — bleibt wo möglich zu Hause. Das was Sie heute sehen, ist purer Spaß, grau, luftig, verschiebbar, respirabel; kurz Madam, das ist kein Nebel nach Londoner Begriffen.“

„Meinen Sie Doctor? Nun dann muß ich's wohl glauben, und mich auf ärgeres gefaßt machen. Aber mittlerweile fühle ich bei diesem grauen, luftigen, ver-

schiebbaren, respirabeln — wie soll ich sagen — Aether doch ganz bedeutende Brustschmerzen.““

„O Madam, das wundert mich gar nicht,“ sagt der Doctor, indem er den Puls der Dame fühlt — „habe es Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl zu wiederholten Malen gesagt — —“

„Ich sehe Doctor, Sie kommen wieder auf Ihr altes Thema,“ lächelt die schöne Patientin.

„Und werde noch zehnmal darauf zurückkommen müssen, wenn Sie meinem Rathe nicht folgen,“ entgegnet mit großer Salbung der Doctor. „Sie dürfen in diesem Stadttheile nicht wohnen bleiben. Sie gehn mir hier zu Grunde. Sie müssen nach Brompton. Hier sterben Sie. In Brompton werden Sie leben, werden Sie genesen. Jeder Londoner Arzt kann Ihnen dasselbe sagen. Das Klima ist hier zu rauh, zu frostig für Sie.“ — — —

Wir lassen den alten Doctor mit seiner Patientin, die etwas ungläubig zuhört, wenn der graue Herr über die große Verschiedenheit des Klima's von Regents-Park und Brompton noch lange und salbungsvoll zu sprechen fortfährt. Wir fühlen uns, um Mißverständnissen vorzubeugen, verpflichtet, unsern Lesern zu sagen, wo dieses Brompton liegt. Denn bei allen geographischen Kenntnissen des deutschen Volkes ist es doch gar zu erklärlich und verzeihlich, wenn die wenigsten von der Existenz jenes Platzes gehört haben.

Brompton war früher ein kleiner Ort, ein kleines Häuserhäuflein im Südwesten Londons, inmitten zwischen Hydepark und der Themse gelegen. Seit Jahren ist es in den Zauberkreis der Hauptstadt hineingezogen, wie es schon viel größeren Orten um London geschehen ist, und Brompton gilt jetzt eben so gut wie Holborn oder Islington für einen Stadttheil Londons. Von der Flächenausdehnung des Letzteren kann man sich aber einen annähernden Begriff machen, wenn man hört, daß gelehrte Aerzte, die eben nicht zur zahlreichen Familie der Charlatane gehören, von den klimatischen Verschiedenheiten einzelner, an den entgegengesetzten Enden der riesigen Stadt gelegener, Quartiere gerade so wie von den klimatischen Verschiedenheiten Italiens und Deutschlands sprechen, daß in London, was kaum in einer andern Stadt Europa's der Fall sein dürfte, Ausdrücke, wie: „Ich wohne im Norden“, oder: „Ich ziehe mehr gegen Westen“, als ganz gewöhnliche Redensarten in aller Welt Munde sind.

Diesen Begriff kolossaler Ausdehnung muß man immer im Auge behalten, wenn man sich ein Bild von dem Leben in London machen will. Um diesen Begriff praktisch zu veranschaulichen, haben wir obiges Gespräch einer Freundin mit ihrem Arzte wiedergegeben. Der Leser sieht daraus, daß es im Innern der Stadt selbst Verschiedenheiten des Klima's gibt, die, wenn auch nicht gerade durch den Abstand geographischer Breitegrade be-

dingt, doch jedenfalls berücksichtigungswerth, und für die Ausdehnung dieses Häusermeeres charakteristisch sind.

Trotz aller Eintheilung in nördliche und südliche, östliche und westliche Quartiere, ist das heutige London doch immer eine einzige Stadt, und wer in ihr lebt, muß darauf gefaßt sein, meilenweite Wege zu machen, um einen Freund, ein Theater, eine Kunstanstalt zu besuchen, oder seinen Tagsgeschäften zu genügen. Die Ortsbewegung nimmt dem Londoner, wie man füglich behaupten kann, die Hälfte seiner Tageszeit in Anspruch. Will Einer nicht noch mehr dabei einbüßen, so muß er sich seine gewöhnlichen und außergewöhnlichen Gänge nach einer gediegen praktischen Theorie einzurichten suchen.

Das Bedürfniß, sich möglichst rasch und wohlfeil in den Londoner Straßen zu bewegen, hat eine Menge Bewegungsmethoden zu Tage gefördert, die wir in Folgendem schildern wollen.

Obenan steht das zu Fuße Gehn, als die älteste, naturgemäßeste, wohlfeilste und einfachste Theorie. Sie ist, namentlich in den engen belebten Citystraßen, wo Fuhrwerke nur langsam fortkommen, bei weitem die schnellste und sicherste. Fremde, die nach London kommen, fühlen sich zu Fuße in den bewegteren Stadttheilen zumeist sehr unbehaglich. Sie wissen nicht, nach welcher Seite sie auszuweichen haben, wagen es nicht im günstigen Momente über die Straße zu schlüpfen, und müs-

sen oft lange warten, bis sich ihnen eine neue günstige Gelegenheit dazu bietet; sie klagen über das ungehobelte Wesen der Engländer, die ihre Ellbogen ohne viel Ceremonie gebrauchen um sich Platz zu machen, und vergessen dabei, daß Leute, die sich in Geschäften auf den Straßen herumtreiben, nicht Muße finden können, über jeden empfangenen Rippenstoß Satisfaction zu verlangen, sich für jeden ausgetheilten Fußtritt höflich zu entschuldigen. Der Engländer stößt seinen Nebenmann auf der Straße, ohne daß es ihm einfiele, ein Pardon zu murmeln; er fährt in so heftiger Hast an den Entgegenkommenden, daß dieser in einem Halbkreis um seine eigene Körperaxe geschnellt wird, ohne daß der vorübereilende Bösewicht weiter Notiz davon nimmt; er tritt einer Dame auf den Fuß, auf's Kleid, als wären Fuß und Kleid Bestandtheile des Trottoirs die zum Treten bestimmt sind, und nur wenn er Jemanden vollends über den Haufen rennt, ihm ein paar Vorderzähne einschlägt, oder ein halb Dutzend Rippen zerquetscht, soll er sich, wie man behauptet, zu einem leichthingeworfenen „I beg Your pardon“ hinaufschwingen.

Das Alles ist für den Fremden sehr unbequem, und ist auch für zartere englische Naturen keine Annehmlichkeit. Darum vermeidet es die Aristokratie, und wohl Jeder der es überhaupt vermeiden kann, in den Geschäftsstunden zu Fuße durch die City zu gehen. Wer aber von Neugierde verlockt, oder durch Geschäfte gezwungen

den beschwerlichen Weg gehn muß, der thut wohl, seine Augen immer offen zu haben, nicht in der Mitte der Trottoirs stehn zu bleiben, möglichst an der Häuserreihe fortzugehen, und es im Ganzen gerade so zu machen wie die Einheimischen, das heißt sich ohne viel Complimente nach allen Seiten hin Luft und Licht und einen Fußbreit Pflaster zu erobern*). Das englische Stadtpublicum ist eben so gut gewöhnt, Stöße mit Gleichmuth hinzunehmen wie auszutheilen; es fügt sich in's Unvermeidliche.

Weniger zu entschuldigen ist es, daß auch außerhalb des Geschäftslebens, in Theatern, Museen, Eisenbahnhöfen und öffentlichen Vergnügungsplätzen, dieselbe Ungezogenheit des Drängens und Umsichstoßens an der Tagesordnung ist. Es wäre nothwendig, daß man jedem Bürger und jeder Bürgerin des englischen Reiches in aller Form vorgestellt sei, um vor ihrer unhöflichen Manier, sich mit Gewalt vorzudrängen, sicher zu sein. Denn für den Nichtvorgestellten, als einen Unbekannten, glaubt das Volk hier zu Lande weiter keine Rücksichten

*) Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, einen Irrthum in einem kürzlich erschienenen deutschen Buche über England zu berichtigen. Es wird in demselben allen Fremden der Rath ertheilt, in London nicht vor Schaufenstern stehn zu bleiben, weil man dadurch von einem Policeman leicht für einen Einbrecher gehalten, und weggeschafft werden kann. Der Verfasser jenes Buches mag bei solchen Gelegenheiten vielleicht bemerkt haben, daß ihn ein Policeman beobachtet. Dies geschah aber nur zu des Verfassers Schutze, weil die Taschendiebe am eifrigsten da bei der Hand sind, wo sie einen Fremden in Anschauung versunken glauben.

haben zu müssen. Der Engländer ist und bleibt ein Bär außer seinem Hause, und nur wer ihn in seinem Bau kennen gelernt hat, weiß, daß er auch geleckt, liebenswürdig, im höchsten Grad zuvorkommend und manierlich sein kann.

Vom sogenannten Flaniren ist in den Londoner Straßen kaum die Rede. Wer Luft schöpfen und von der Tagesarbeit ausruhen will, geht in die Parks, oder sucht sich den nächstgelegenen grünen Wiesengrund. Was man in Regentstreet und dessen Umgebung vom Flaneurthum erblickt, gehört fremden Ländern und namentlich Frankreich an, wie man sich aus den bärtigen Physiognomieen der Flaneurs leicht überzeugen kann. Dem Engländer mundet dergleichen wohl auf den Boulevards von Paris und auf dem Markusplatz von Venedig, in seinem Vaterlande dagegen fehlt ihm dazu die Umgebung, das Klima, die Anregung, die Gelegenheit. Es ziehen ihn tausend verschiedene Interessen magnetisch in den innern Kreis seiner Familie zurück. Er mag in jüngeren Jahren noch so viel auf dem Continente gereist, sich dort ungemein wohl gefühlt, sich den dortigen Sitten angepaßt, am geselligen Leben daselbst Vergnügen gefunden haben — kommt er in reiferen Jahren in sein Vaterland zurück, so zieht er bald wieder seine primitive englische Haut an, freut sich der heimathlichen Sitten und Unsitten, und vermeidet es, vermöge seines stolzen britischen Selbstgefühles, Fremdartiges, in fernen Län-

dern Angeeignetes zur Schau zu tragen — ein Grad nationalen Selbstgefühles, wie ihn vielleicht von allen Völkern des Erdballs der Deutsche am allerwenigsten besitzt.

Wer in London mehr zu laufen hat, als ihm seine Zeit und seine Füße gestatten, der thut am besten, sich eine Equipage anzuschaffen. Dieser Rath ist eben so einfach wie kurzgefaßt und zweckmäßig. Es kommt dabei nur auf die Geldmittel an; an verkäuflichen Wagen, Pferden und Geschirren ist hier kein Mangel, und man bekömmt hiervon das Beste, was überhaupt zu haben ist. Doch sind die Anschaffungs- und Erhaltungskosten unvergleichlich größer als in irgend einer unserer deutschen Hauptstädte. Wagen und Pferd sammt Kutscher kommen hier im Jahr kaum unter achtzehnhundert Thaler zu stehn, denn Fütterung, Stall, Wagenremise und Löhne gehören zu den theuersten Dingen in London. Daneben hält der Schatzkanzler des Reiches, wie ein Betteljunge, bei jedem vorüberfahrenden Wagen seine Mütze hin, und verlangt Steuer für den Wagen, für's Pferd, für den Kutscher, für die Livrée des Kutschers, für den Bedienten der auf dem Bocke sitzt, für die Livrée dieses Bedienten, für den Puder den dieser aus nobler Laune seines Herrn im Haar, für den hohen Stock den der aristokratische Lakai in der Hand trägt, für den hohen Kutschbock und das Wappen, wofern sich dergleichen an der Equipage befinden. Für jeden einzel-

nen dieser Luxusartikel müssen dem Staate hohe Taxen gezahlt werden. Das sind die sogenannten Luxussteuern, deren es hier zu Lande eine schwere Menge gibt, und die kein vernünftiger Staatsökonom verdammen wird, zumal sich noch wenige anständige und begüterte Engländer eben durch diese veranlaßt gefühlt haben mögen, ihrem Vaterlande für immer den Rücken zu kehren. Steuerfrei dagegen sind alle Fuhrwerke, die nothwendige Erwerbs-Elemente sind, z. B. die Wagen von Fabrikanten, Fleischern, Victualienhändlern. Nur muß dann der Name und die Adresse des Eigenthümers in deutlichen Buchstaben auf dem Fuhrwerk verzeichnet sein, woher es denn auch kömmt, daß man in keiner Stadt so viele mit schwarzen, rothen, gelben oder goldenen Inschriften bedeckte Wagen als in London sieht. Aus der Noth wird überdies eine Tugend gemacht, und die Adresse des Wagens, möglichst in die Augen fallend gemalt, muß zugleich als Annonce für das Etablissement des Eigenthümers Dienste leisten.

So kömmt es, daß unter den zahllosen Fuhrwerken, die London in allen Richtungen durchstreifen, diese Geschäftswagen in numerischer Beziehung den ersten Rang einnehmen. Es gibt kaum ein bedeutendes, auf den Umsatz in der Hauptstadt berechnetes Geschäft, das nicht sein eigenes Fuhrwerk haben müßte. Von den größeren Spezerei- und Detailwaarenhändlern, die ihren Kunden die Waaren bis auf zehn Meilen in der Runde

in's Haus liefern, gar nicht zu reden, sieht man auch die Bäcker, Fleischer, Fisch- und Gemüsehändler zu Pferd und zu Wagen durch die Straße eilen, um ihren meilenweit von einander entfernten Kunden die nöthigen Lebensbedürfnisse täglich in die Küche zu bringen. Thäten sie's nicht, dann müßten sie sich blos auf ihre nächste Nachbarschaft stützen, dann gingen sie bei der ungeheuren Concurrenz unfehlbar zu Grunde. Der Mensch, der ein auf die Consumtion in London basirtes Geschäft führt, muß sich des Gehens bald entwöhnen. Alles rennt, reitet, fährt wie besessen. Sogar der Junge, der armselige Fleischabfälle für Katzen und Hunde von Haus zu Haus feilbietet, hat ein schmuckes Pferd vor seinen sauberen Wagen gespannt, auf dem in großen goldenen Buchstaben geschrieben steht „Dogs and Cats Meat". In Städten von geringerer Bedeutung würde der Verkauf solch' erbärmlicher Waare kaum hinreichen, den Verkäufer vor dem Hungertode zu schützen; hier ist er überdies gezwungen, Pferd und Wagen zu halten, und soll dabei gar keinen schlimmen Erwerbszweig haben. Am Sonntag, wo Hunde und Katzen eben so gut wie ihre zweibeinigen Herren von den Vorräthen des Sonnabends zehren müssen, führt der Bursche seine Dulcinea in demselben Wägelchen auf dem das „Cats and Dogs Meat" in goldenen Lettern angeschrieben steht, auf's Land spaziren. Er darf sich Einmal in der Woche einer unabhängigen Equipage freuen, und wohl ihm, daß

das harte Steuergesetz nicht die Clausel für ihn aufgestellt hat: „Woferne du außer dem für Katz und Hund berechneten Fleische noch an Sonn- und Festtagen das Fleisch der Geliebten auf deinen Karren ladest, sollst du für jeden Sonntag, an dem dergleichen in's Werk gesetzt wird, die Summe von so und so viel Schilling und Pence an Ihrer Majestät Schatz zahlen“ — —

Zunächst an die vielverzweigte Familie der Equipagen, in welche wir — nicht ohne große Eigenmächtigkeit — die vielen Gattungen von Geschäftsfuhrwerken als Gesammtspezies eingeschachtelt haben, kömmt die nicht minder reichhaltige Familie von Miethkutschen mit und ohne Nummer auf dem Rücken. Die Ersteren unterscheiden sich im Aeußern, in Gang, Haltung und Gesittung wenig von den unnumerirten Miethkutschen aller größeren Hauptstädte auf dem Continente, und man miethet sie auf die Stunde, für Tage, Wochen, Monate oder für's ganze Jahr.*) Zu den Letzteren gehören in London die Cabs, denen sich die flies und deren Unterarten auf dem Lande anschließen.

Das Studium der Londoner Cabs ist wie das der englischen Gesetze ein ewiges. Es kann nie ganz erschöpft werden. Es fehlt nicht an polizeilichen Regulationen, und auch dem Publicum nicht an gutem Willen sie geltend zu machen, dennoch bilden die Cableute eine

*) Ein einfacher Brougham mit Einem Pferde kommt durch's Jahr auf 150 bis 180 L. Sterlg. zu stehen.

große Klasse britischer Unterthanen, die obwohl numerirt, gebucht, polizeilich eingetragen, sich außerhalb der Gesetze bewegt, wie keine zweite Unterthanenklasse. Weil von der Polizei Alles genau vorgeschrieben ist, was der Cab sein eigen nennen soll, besitzt er zumeist von den vorgeschriebenen Tugenden gar Nichts. Ueber die Gebrechen dieser vierrädrigen Torturwerkzeuge wird viel geklagt, aber nie genug. Abgesehen davon, daß sie als Nerone der Geometrie jede englische Meile um einen Kopf kürzer machen wollen, sind sie übrigens, was äußere und innere Körperbeschaffenheit betrifft, leibhaftige Geschwisterkinder der Berliner Droschken. Braucht man das Pferd, so frißt es, braucht man den Mann, so säuft er. Will man das Fenster hinabschieben, ist es in seinen Rahmen festgezwängt; will man es hinaufziehen, findet man es zerbrochen. Durch die klaffenden Fugen des Wagengrundes, nothdürftig mit Stroh bedeckt, pfeift der Wind, bringt der Staub. Die Kissen scheinen mit zerbröckelten Mauersteinen und die Lehne mit Holz tapezirt zu sein. Der Rücksitz ist für Störche berechnet, die ihren Kopf unter die Flügel stecken können, während ihre Stelzbeine lang genug sind, den Wagengrund zu berühren. Die Schnur, die mit dem Fuhrmann draußen communizirt, ist zerrissen, und das Schloß geht nur von außen auf wie in der Hölle, wo jeder hinein aber niemand hinaus kann. Kurz — um von den lebendigen Bestandtheilen dieser Karren gar nicht zu reden — es

ist schwerer, an den Londoner Cabs Eine Tugend als zehn Fehler aufzufinden.

Macht ein Fremder Miene, einen Cab anzurufen, so kommen ein halb Dutzend an's Trottoir ihn aufzunehmen; ihr Wetteifer bei diesem Anlaufe ist wahrhaft rührend; aber dann stecken sie Alle ihre Peitschen in's Peitschenloch, steigen vom Bock herab, umgeben den Fremden in einem Halbkreise, und sechs plumpe Rabengesichter glotzen ihn an, um sein Anliegen zu vernehmen.

Gesetzt der Fremde weiß so viel englisch, um sich dem ehrenwerthen Auditorium sofort verständlich zu machen und um den Preis des Weges zu fragen, so kann er mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß ihm mit seltener Harmonie mehr abgefordert wird als die Taxe ist. Willigt er nicht ein, so steigen die sechs Raben wieder auf ihren Kutschbock, bringen ihre Gäule nach ihrem früheren Standpunkt in die Mitte der Straße zurück, und wohl dem Foreigner, der seine englischen Studien aus Byron, Thackeray, Dickens und Macaulay gemacht hat, daß er die Liebenswürdigkeiten nicht versteht, welche bei dieser Rückzugsbewegung von zwölf englischen Kutscherlippen gemurmelt werden. Die Retirade in Masse war jedoch nur eine abgedroschene Kriegslist. Einzelne Plänkler rücken jetzt vor, und versperren den Weg, fragen wieder und wieder, verdrehen die Augen, zucken die Achseln, machen Anerbietungen, Betheuerun-

gen, feilschen und demonstriren um endlich zu parlamentiren und ihre Beute in Empfang zu nehmen.

Aber gibt es denn keine bestimmte Fahrtaxe? wird man fragen. Ja wohl gibt es eine, aber wegen der großen Ausdehnung Londons war es nicht möglich, eine allgemeine Norm für einen sogenannten Cours, wie in französischen deutschen und italienischen Städten, festzusetzen. Gibt es doch Course in London, die einen halben Tag in Anspruch nehmen. Eine mittlere Taxe wäre in den meisten Fällen noch immer ein Nachtheil entweder für den Miethenden oder den Vermiether. Man suchte daher einen billigen Ausweg, und bestimmte polizeilich die Fahrtaxe auf acht Pence die Meile*). Aber wer ist im Stande, genau die Anzahl Meilen zu berechnen, die man im Cab zurückgelegt hat? Vom Fremden ist ein solcher Grad von Lokalkenntniß nicht zu erwarten, und nur der Eingeweihte ist im Stande, sich mit dem Cabman in topographisch-geometrische Disputationen einzulassen, die immer ihr Unangenehmes haben, und denen man um den Preis von einigen Pence gerne aus dem Wege geht. Wer sich gewissenhaft an die Taxe hält wird mit diesen Leuten nie ohne viel Hin- und Herreden fertig, wäre er auch mit den Meilenentfernungen der Stadt noch so innig vertraut. Da

*) In neuester Zeit hat sich eine anständige Cabgesellschaft gebildet, die ihre Fahrtaxe auf sechs Pence per Meile herabgesetzt hat.

gibt's immer Einwendungen und Vorstellungen, denen man am besten dadurch ein Ende macht, daß man den nächsten Policeman zu Hülfe ruft, oder auch dem Fuhrmann seine Visiten-Karte gibt, damit er, wenn das Recht auf seiner Seite ist, dies auf der Polizei geltend mache.

Der sogenannte Hansom Cab, der in Paris und in neuester Zeit auch in Wien Eingang gefunden hat, unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Cab dadurch, daß er auf zwei Rädern statt auf vieren einherrollt, daß der Fuhrmann seinen Kutschbock hinter dem Wagenkasten statt vor demselben angebracht hat. Der Lenker des Hansom's steht an Unverschämtheit und Prellsucht seinem älteren Cabbruder in nichts nach, dafür ist Fuhrwerk und Pferd in der Regel in besserem Zustande. Von allen Stadtfuhrwerken, die auf offener Straße zu miethen sind, kann sich der Wiener Fiaker allein in Geschicklichkeit und Schnelligkeit des Fahrens mit dem Hansom von London messen. Das Pferd des Letzteren greift mächtig aus; der leiseste Zug des Zügels bringt es zum Stehen, zum Rechts- und Linksausweichen; hoch oben sitzt der Fuhrmann mit dem schmalrandigen Matrosenhut aus Wachsleinwand auf dem Kopf, den kurzen Kragen aus gleichem Stoffe bei nassem Wetter um die Schulter gehängt, eine schlanke Peitsche mit ungewöhnlich langem Stiel in der Hand, die er mit großem Geschick zu handhaben versteht; und so jagt er

pfeilschnell durch die Straßen, wenn er freies Fahrwasser hat, und windet sich wieder geschickt in allen erdenklichen Krümmungen durch alle denkbaren Hindernisse durch, wenn diese in belebten Straßen jedem minder begabten Fuhrmanne den Weg versperren. Er ist lustiger und beweglicher als sein Bruder auf dem vierrädrigen Cab; er dünkt sich etwas Besseres weil er ein leichteres Fuhrwerk hat, und wird wenn er bei Laune ist, oder einen freigebigen Kunden führt, waghalsig über alle Maaßen.

Kömmt der Cabmann an seinen Standort zurückgefahren, so wirft er seinem dampfenden Pferde die Zügel über, schwatzt mit seinen Kameraden, erzählt sein Reiseabentheuer, wenn eines zu erzählen ist, oder zündet seine Thonpfeife an, oder verliert sich auch für eine Weile in die geheimnißvollen Dunkel einer Kneipe, die in der Nähe eines Cabhaltplatzes selten fehlt. Für Roß und Wagen sorgt mittlerweile ein räthselhaftes Wesen, das jedesmal aus irgend einer unsichtbaren Mauervertiefung auftaucht, wenn's etwas zu thun gibt. Dieses Wesen erscheint gewöhnlich in der Gestalt eines schäbig aussehenden, alterslahmen, zahnlosen, grauhaarigen Mannes, der bei den Cabmen Sklavendienste verrichtet und Waterman heißt. Seine Hauptbeschäftigung besteht nämlich darin die Pferde zu tränken, aber seine Nebengeschäfte sind unzählig. Er hat zu putzen und zu säubern; er muß die Pferde in Reih' und Glied halten, öffnet

und schließt die Wagenthür, wo es nöthig ist, besorgt Taback, Thonpfeifen, Bier, Gin und Liebesbriefe für die ganze ihm zugewiesene Cabstation, kurz versieht den ganzen Straßenhaushalt dieses sauberen Volkes. Dafür bezieht er einen Penny Lohn von jeder Fuhre, die seinen Gönnern zufällt, und erbettelt sich einen zweiten Penny von den Einsteigenden, denen er die Wagenthüre öffnet. Wo dieser geheimnißvolle Alte wohnt, ißt und trinkt, vermögen wir nicht zu sagen. Man sieht ihn bis spät nach Mitternacht die schweren Eimer zu den Pferden schleppen, man sieht ihn am frühen Morgen schon wieder an der Straßenecke auferstanden. Was ein Mensch in seinen jüngeren Jahren erlebt, geleistet und gelitten haben muß, um in seinen alten Tagen auf die Ehre, Waterman eines Cabstands zu werden, Anspruch machen zu dürfen, ist ein strengbewahrtes Zunftgeheimniß. Wahrscheinlich war er einmal selbst ein guter Knecht, und darf als Lohn dafür jetzt Knecht der Knechte sein. Armer zahnloser Alter! Der Penny, den wir dir reichen, wandert wahrscheinlich in die Schnapsbude, aber haben wir ein Recht dir ihn zu versagen, weil du dir mit ihm eine Stunde Vergessenheit erkaufst? Wenn der Bursche draußen nach dir ruft, wirst du trotzdem wieder zur Stelle sein, im Morgengrauen und im Abendnebel, zu Mittag wenn die Sonne auf deinen kahlen Scheitel brennt, und in frost'ger Mitternachtsstunde, wenn der Nordwind durch alle Straßen pfeift.

Müßige Sentimentalität ist eine wohlfeile Waare; wir können dir nicht helfen, alter Glatzkopf, weder dir noch einem deiner Genossen, die an den Straßenecken sich ihren Penny mühselig verdienen. Ihr seid die Aermsten und auch die Unglücklichsten nicht in dieser großen reichen Stadt.

Dem fahrenden Publicum soll, wie es heißt, geholfen werden, um sie von der Prellsucht der Cabmen zu erlösen. Seit einiger Zeit nämlich sieht man Hansom Cabs von eleganter Bauart durch die Straßen fahren, welche gleichfalls die wohlfeilere Taxe von sechs Pence per Meile angenommen haben, und an denen in Uhrwerks- und Zifferblattform eine Art Meilenzeiger angebracht ist, der die Zahl der Radumdrehungen und durch diese die Meilenlänge anzeigt, die der Cab zurücklegt. Dank dieser Vorrichtung wird der Fahrende einigermaßen sicher gestellt, daß ihm sein Cabman nicht eine Meile aufschwatze; dem Letzteren aber bleibt es, namentlich dem Fremden gegenüber, doch noch unbenommen, sich einige supplementaire Meilen zu *schaffen*, d. h. im Zickzack zu fahren, und statt des kürzesten Weges zum Ziele den allerlängsten einzuschlagen. So lange nicht ein neuer Copernicus geboren wird, der das ganze System des Londoner Cabwesens auf neue harmonirende Gesetze zurückführt, müssen wir jede Verbesserung, und wäre sie noch so mangelhaft, mit Dank aufnehmen. —

Doch wenden wir uns zu den Hauptfactoren der

Londoner Ortsbewegung: zu den Omnibussen, und bemerken unseren deutschen Freunden vor Allem, daß es unter denjenigen Volksklassen, die nie in die italienische Oper gehn, mehr Bier als Wein und mehr Branntwein als Bier trinken, für einen Mangel an Bildung gilt, Omnibus zu sagen. Der Engländer gefällt sich in bequemen Wortabkürzungen, und der Buß — den Zischlaut so scharf als möglich zwischen die Zähne durchgestoßen — wird bald der fashionablen Welt eben so geläufig sein wie der Cab, der eine bloße Abkürzung des Cabriolets ist.

Der Omnibus ist nach Luft, Thee und Flanell für die Londoner Mittelklassen das unentbehrlichste Element. Die Sonne haben sie sich so ziemlich abgewöhnt; Wasser trinken sie nur, wenn sie lebensgefährlich krank sind, und auch dann mit der Duftidee eines Brandytropfens versetzt; das Licht hatte man durch die alte Fenstersteuer nur mit großer Vorsicht zu genießen gelernt. Andere Dinge, die auf dem Continente als unentbehrlich für die Existenz des Volkes gelten, wie Päsſe, Winzerfeste, Polizei-Ausweisungen, Kaffeehäuser, gesellige wohlfeile Vergnügungen u. s. w. kennt der Londoner Bürger nicht. Dafür hat er ein anderes Bedürfniß, das sich zur Unentbehrlichkeit hinaufgeschwungen hat, und dies ist der Omnibus. Der Fremde, der nicht mit einer Tasche voll guter Wechsel und Creditbriefe herübergekommen ist, wird ihn zu schätzen lernen,

darum dürfte ihm eine Monographie desselben nicht unwillkommen sein.

In seinem Aeußern unterscheidet er sich sehr vortheilhaft von allen seinen Brüdern auf dem Festlande. Mag er roth angestrichen sein wie ein Feiertag im Kalender, oder blau wie ein baierscher Soldat, oder gelb wie ein altes Judenkreuz, oder grün wie die Bäume im Sommer — immer sieht er schmuck und sauber aus, vorausgesetzt daß es nicht schmutziges Wetter ist. Seine Pferde sind von einem tüchtigen, elegant aussehenden Schlage, der Fuhrmann ist Meister in seiner Kunst, der Conducteur rührig, flink, unermüdlich. Doch gibt all' das noch keine Vorstellung von der Eigenthümlichkeit des Londoner Omnibuswesens. Wir wollen uns lieber Einem derselben für eine kurze Weile anvertrauen, und wählen dazu, weil wir gerade von Osten nach Westen fahren wollen, die Bayswater-Linie.

Denken wir uns in Whitechapel an der Wegmauthschranke, einem Punkte der weit im Osten von der Bank liegt, und wohin sich der Fremde nur selten verirrt. Von hier laufen viele Omnibusse gegen Westen, darunter auch der, den wir uns heute ausgesucht haben. Bis auf zwei Frauen, die sich in die hinterste Wagenecke gesetzt haben — wahrscheinlich um diese kostbaren, gegen Zugluft am besten geschützten, Plätze nicht zu verlieren — ist der Kasten noch leer. Fuhrmann und Conducteur haben heute schon viel gearbeitet, viel geschrieen;

es ist nichts als billig, daß sie sich auf einem der wenigen Ruhepunkte, die ihnen gegönnt sind, einen Schluck Bier oder Branntwein erlauben. Die Pferde lassen müde die Köpfe hängen, als wäre ihre Feierstunde schon angebrochen; der Tag ist warm und sonnig; wir selbst sind stark gegen Luft und Luftzug; wir wählen uns Außenplätze und steigen hinauf.

Vorerst aber sehen wir die Arche an, die uns durch die Sündfluth der Londoner Straßen tragen soll. Sie ist ihrer Hauptfarbe nach hellgrün lakirt, länglich viereckig, mit Scheiben an den beiden langen Seiten, und einer Scheibenöffnung an der hintern schmalen Wand, die sich als Thüre zum Ein- und Aussteigen öffnet. Auf dem grünen Lack der Außenseite steht in großen goldenen Buchstaben das Wort „Bayswater" zu lesen; es bezeichnet das Endziel, über das hinaus dieser Omnibus nicht geht, und dient zugleich als Titulatur dieser ganzen Spezies. In derselben Weise sind viele Omnibusse nach ihrer Hauptstation getauft. So tragen die Einen den Namen Richmond, Chelsea, Putney, Hammersmith, als Haupttitulatur zur Schau, während andere sich mehr phantastische Prädicate angeeignet haben, wie die Waterloo's, Nelson's, Wellington's, Promotor's, Atlasse u. s. w. Noch andere nennen sich nach ihren Eigenthümern wie die Crawford's*) und die große Gruppe

*) Mr. Crawford war der erste, der auf seinen Omnibussen

der „London Conveyance Company", die sich in mehrere Zweiggruppen spaltet.

Der Hauptname des Omnibus glänzt, wie wir sagten, in goldenen Buchstaben auf dem grünen Lack; aber dies ist bei Leibe nicht die einzige Inschrift. Längs der Fensterreihe, und zwar unter derselben, zieht sich ein ungefähr drei Zoll breiter, vergoldeter Streif, darauf in schwarzen Lettern die Hauptstraßen geschrieben stehn, welche der Omnibus zu passiren hat. Nicht genug an dem, Inschriften ähnlichen Inhalts stehn noch über den Fenstern, oben am Dachsims auf einer zierlich geformten Tafel, rechts und links und vorne und hinten am Kutschbock, an den breiten, in's Innere des Wagens führenden, Stufen, und zum Ueberfluß noch an einem Blechfähnlein, das auf der hintern Kante des Daches angebracht ist. So sieht sich der Londoner Omnibus wie ein monumentales Fuhrwerk an, das zumeist der Inschriften wegen gebaut ist. Staunend und rathlos schaut der Fremde, den sein Schicksal zum ersten Male nach London führt, auf diese vierrädrigen Gehäuse, die von oben bis unten mit Charakteren bemalt sind wie die Pyramiden der Wüste, scheinbar um den Laien zu belehren, in der Wirklichkeit jedoch ihm vor lauter Auskunft und Belehrung den Kopf schwindeln zu ma-

---

den Fahrpreis von Einem Penny für eine Strecke von beinahe zwei Meilen einführte.

chen. Der Eingeweihte entziffert freilich diese Hieroglyphenschrift auf den ersten Blick; der deutsche Gast dagegen, und hätte er hundertmal alle Schriften jener unserer Literaten, denen Stylverdrehung und Gedankentiefe gleichbedeutend sind, gelesen, schüttelt sinnverwirrt den Kopf, und verzweifelt schier in diesem Inschriften-Conglomerat jemals einen Wegweiser zu finden.

Allen Landsleuten zum Trost sei hier gesagt, daß das Studium der Omnibusgesetze bei weitem nicht so schwierig als das der Cabs ist, eben weil es bei den Ersteren strenge Gesetze gibt. Es gehört weder angeborenes Talent noch Genie dazu. Höchstens die Uebung weniger Tage. Andererseits aber lasse man sich keine unvorsichtige Selbstüberschätzung zu Schulden kommen. Gar mancher ehrliche Landsmann, der in der Geographie sehr gut bewandert war, und alle Wege und Stege vom Ohio bis zum schwarzen Meere in Kopfe hatte, ist in London von seiner Wissenschaft im Stiche gelassen worden, und in einem Omnibus gemüthlich meilenweit gen Stratford gefahren, in der festen Ueberzeugung nach Kensington zu kommen. An komischen Mißgriffen fehlt es in den ersten Tagen des Londoner Aufenthalts auch bei der größten Vorsicht nicht, und das Sicherste bleibt immer, sich bei einem Policeman Rath zu erholen, oder wenn man schon im Bauch eines Omnibus eingesargt ist, dem Conducteur wiederholt zu sagen, in welcher Gegend man abgesetzt zu werden wünscht. Im aller-

schlimmsten Falle ist man um einige Stunden und um wenige Pence geprellt.

Während unserer Betrachtungen haben sich einige Fahrgäste eingefunden; eine Frau mit einem zehnjährigen Knaben, der trotz aller sanften Ermahnungen seiner Mutter oder Tante nicht sitzen sondern knieen will, um aus dem Fenster schauen zu können — ein alter Herr in schwarzem Frack und weißer Cravate, der seinen Stock zwischen die Kniee gestellt und die Hände auf dem Stockknopf übereinandergelegt hat — dann ein junges Mädchen sehr sauber angezogen, mit einem kleinen Päckchen im Arm. Vielleicht macht sie einen Besuch bei einer befreundeten Familie am entgegengesetzten Ende Londons, denkt dort über Nacht zu bleiben, und führt die allernothwendigste Nachttoilette mit sich. Dergleichen kömmt alle Tage vor. Es wäre auch nicht der Mühe werth, sich stundenlang von einem Omnibus durchschütteln zu lassen, um einen Besuch für wenige Augenblicke zu machen. Im Ganzen sitzen somit schon sechs Personen im Innern des Wagens, wenn wir dem kleinen Jungen der nicht sitzt sondern kniet, die Ehre anthun wollen, ihn für eine Person zu rechnen. Wofern aber seine Tante oder Mutter ihn nicht auf den Schoß nimmt und das ganze Fahrgeld zahlt, ist er im Omnibus eine „Person“ und muß als solche anerkannt werden. Auf dem Bock, neben uns, und wieder getrennt von uns durch eine kleine gepolsterte, für den

Kutscher bestimmte Erhöhung haben zwei Herren von mittlerem Alter Platz genommen; der Eine zündet eine Cigarre an, der Andere lies't in den Polizeiberichten der Times.

Da kömmt noch ein Männlein zu uns heraufgeklettert, einen Klapphut aus Tibet auf dem Kopfe, hohe, blaue, weißgetupfte Cravate, aus der zwei tadellos weiße Vatermörder herausschießen, dunkelgrüner Rock, Weste und Beinkleid von nicht klar ausgesprochener Farbe, blankes Stiefelpaar, glattes Kinn, bescheidener Backenbart, rothseidenes Taschentuch, selbstbewußter Anstand in den Zügen, entschiedene Sicherheit in jeder Kniebeugung wenn er von Tritt zu Tritt sich bis zu unserer Höhe hinaufschwingt. Er setzt sich schweigend in unsere Mitte auf den erwähnten höheren Polstersitz, wirft einen Blick auf uns nach rechts und links herab als wollte er sagen: Bedecken Sie sich meine Granden! zieht ein paar massive dunkelgelbe Handschuhe aus der Tasche und über die Hände, greift nach den Zügeln, nach der Peitsche — bei'm Jupiter! das ist der Apollo der unsern Sonnenwagen führen soll.

Ihm auf dem Fuße ist ein anderes Individuum aus der Kneipe gefolgt, weniger selbstbewußt, schlankere Taille, etwas magere Beine in grauen Hosen die an jedem Knie ungeziemend vorgeschwollen sind, abgeschossene karrirte Weste, erlebnißvoller Hut, fadenscheiniger Rock von verblühtem Makintoshstoff, gute Stiefel und glattes

Kinn, aber von Handschuhen keine Spur. Das ist unser Conducteur. Er zählt die Häupter derer, die im Innern ruhen, wirft einen flüchtigen Blick nach allen Weltgegenden, ob nicht ein weiterer Fahrgast zu erspähen sei, schwingt sich auf seinen hölzernen Lebensstandpunkt der einen Fuß im Geviert hat hinauf, ruft „All right,“ und in demselben Augenblick hebt der Fuhrmann die Zügel, heben die Pferde ihre Köpfe, und der Omnibus setzt sich in Bewegung.

Die Straße ist breit, Platz genug für ein halb Dutzend Wagen nebeneinander, und auch der Fußgänger gibt's hier nicht gar so viel, als daß unsere Vorsehung vor und hinter dem Wagen übermäßig aufzupassen hätte. Da bleibt denn Muße, sich im Fahren einen Spaß zu machen. Der spindelbeinige Conducteur hüpft wie ein Stieglitz auf seinem Steg auf und ab. Bald läuft er neben dem Wagen her, um seinen Beinen, wie er sagt, etwas Ruhe zu gönnen — denn gegen seine Stellung auf dem schmalen Brette ist selbst Laufen eine angenehme Erholung; — bald springt er auf's Trottoir ab, faßt ein vorübergehendes Mädchen um die Taille und ladet sie ein, sich des „Buß“ zu bedienen; dann spricht er eine ältere Dame an der Straßenecke an, der er's instinctmäßig abgemerkt hat, daß sie auf einen Omnibus wartet aber nicht den Muth hat, einen vorüberrollenden anzurufen. Die Dame wird glücklich in den Wagen geschoben; ihr folgt eine zweite

an der zweiten Straßenecke, dann wieder ein Junge, dann wieder eine Frau. Unser gravitätischer Kutscher ist dabei nicht minder thätig wie sein Gefährte im Amt; sein Mund steht auch nicht einen Augenblick lang stille; jedem Vorübergehenden ruft er sein „Bank! Charing Croß! Bayswater!" als die Hauptpunkte, die er auf der Fahrt berührt, zu. In seinen Pausen widmet er sich seinem wackern Gespann, das er mit der Peitschenspitze sanft betupft, oder dem er durch einen, den Londoner Omnibusführern ausschließlich eigenen, zwischen den Zähnen durchschlüpfenden, schrillenden Ton, Muth und Ausdauer predigt.

Auf diese Weise sind wir den belebten Citystraßen näher gekommen; auf dem Sitze hinter uns, der längs des Wagendaches in dessen Mitte hinläuft, haben sich zwei irische Maurerburschen hinaufgeschwungen, die Thonpfeifen rauchen, und im allerbreitesten irischen Dialekte darüber discutiren, was wohl besser sei: der Katholicismus ohne, oder der Protestantismus mit einem Glase Whisky.*) Im Innern des Wagens ist noch für zwei, draußen noch für drei Personen Platz.

Je tiefer wir in die City eindringen, je näher wir der Bank kommen, desto seltener verläßt der Conducteur seinen Platz, denn er müßte fürchten, zwischen die hart

*) Ein Lieblingsgetränk in Irland und Schottland.

vorübereilenden Wagen zu gelangen, desto fester hält der Führer das Leitseil der Pferde, denn des Ausweichens und Anhaltens ist kein Ende mehr. Auf dem Platze wo Börse, Bank und Mansion House stehn, hält unser Omnibus seine erste, wenige Sekunden dauernde Rast, denn hier, als einem der bedeutendsten Knotenpunkte des Londoner Straßenlebens, steigen immer Leute aus und ein. Hier fahren die Omnibusse Schritt vor Schritt, um ihren Kunden Zeit zum Einsteigen zu lassen; zum Ausruhen aber haben sie nur wenige Minuten Zeit, denn der Policeman vor dem Mansion House befolgt strenge seine Weisung, und thäte er's nicht, so wäre bald kein Durchkommen mehr.

Auch unser Omnibus wechselt zum Theil seine menschliche Fracht. An die Stelle der Frau mit dem Knaben, der nicht sitzen sondern knieen will, ist ein altes Mütterchen mit einer kleinwinzigen Enkelin eingestiegen. Die Enkelin heult ganz entsetzlich, und die Großmutter ist vor Aerger, Scham und Besorgniß sehr roth im Gesicht. Auch die beiden Irländer sind vom Dach verschwunden, um ihre religiöse Streitfrage vielleicht auf festem Boden bei einem brennenden Glase weiter zu verfolgen. Statt ihrer klettern zwei solidaussehende junge Leute herauf, wahrscheinlich Comptoiristen oder Ladendiener, die nicht schnell genug aus der City hinauskommen können, und ein sehr vergnügtes Gesicht machen, daß die Feierabendstunde geschlagen hat. Während der

Wagen noch hält, ziehen sie ihre Cigarren aus der Tasche, und dampfen tüchtig darauf los. Auf dem Dache des Omnibus ist dergleichen schon erlaubt, während es für unanständig gilt, durch die City zu Fuße gehend, eine Cigarre im Munde zu haben.

Endlich setzt sich auf einen leisen Wink des dienstthuenden Policeman unser Omnibus langsam in Bewegung, aber nur um nach der ersten Radumdrehung wieder stehn zu bleiben. Denn das Adlerauge des Conducteurs hat auf der entgegengesetzten Seite der Straße zwei bärtige Fremde erspäht, die — er merkt es ihnen instinctmäßig an — gerne mit einem leeren Plätzchen vorlieb nehmen möchten, um aus dem Wirrwarr hinauszugelangen. Richtig da winken sie, und winden sich durch alle Fuhrwerke, die den Eingang von Cheapside versperren, zu uns herüber, aber neben dem Kutscher ist kein Sitz mehr frei: in das Innere des Wagens zu steigen zeigen sie entschieden Abneigung; während sie andrerseits bedenkliche Mienen machen, den halsbrecherischen Nothweg auf's Dach anzutreten. Da macht nun der Conducteur zur Abwechslung den Feldprediger und spricht den bärtigen Fremden Muth zu, zeigt ihnen die Stege, hilft ihnen nach, bis sie endlich, nicht ohne viel Mühe und komische Fehltritte, am Orte ihrer Bestimmung angelangt sind.

Full inside! brüllt jetzt der Conducteur, der nebenbei einen Jungen in das Innere des Wagens geschoben

hat, dem Fuhrmann zu. Das heißt so viel: Im Wagen ist Alles voll, und der Conducteur hat den schwierigsten Theil seiner Mission erfüllt. Jetzt ist's an dem Lenker des Gespanns seine Pflicht zu thun. Ein zischender, pfeifender Laut, wie wir ihn schon früher gehört haben — ein strafferes Anziehen der Zügel — ein leiser Wink mit der Peitsche — und das herrliche Gespann greift aus nach Leibeskräften, daß es Funken stiebt.

Drei Tons, das sind sechszig Centner wiegt ein Londoner Omnibus, wenn er vollgeladen ist, und mit diesen sechzig Centnern rennen die beiden Pferde ein Dutzend englische Meilen fort, ohne daß sie die Peitsche spüren, nur hin und wieder durch den eigenthümlichen Zischlaut ihres Lenkers angespornt. Dabei sehen sie glatt, rund und gesund aus; nicht so schwerfällig wie die plumpen Gäule normännischer Zucht, die man vor dem Pariser Omnibus einherschleichen sieht, und nicht so katzenartig dürr wie die meisten Pferde, die an unseren deutschen Miethfuhrwerken ziehen. Ihr Geschirr ist sauber, und würde außerhalb Englands sogar für elegant gelten. Feurig wenn sie im Zuge sind, verläugnen sie doch nie das sanfte Naturell, das den Pferden englischer Zucht eigen ist, und das sie zumeist der sorgsamen Pflege verdanken. Jedes Kind kann sie lenken; sie gehorchen dem leisesten Ruck des Zügels; ja ein altes Omnibuspferd kann mehr als das; es versteht den Ruf des Conducteurs, setzt sich in Trab, wenn dieser auf das

Wagenbach klopft, und hält im schärfsten Trabe an, wenn jener dem Fuhrmann sein „Stop“ zuruft als Zeichen, daß Jemand ein= oder aussteigen will.

Wären die Pferde nicht so außerordentlich gut eingefahren, und besäßen sie überdies nicht ihren guten Theil Pferdeverstand, es wäre kaum möglich, so raschen Schrittes durch die gedrängten Citystraßen zu kommen, ohne daß in jedem Tage hundert Wagen zertrümmert, tausend Menschenleben gefährdet würden. Die City, sagt uns der Kutscher, ist die hohe Schule für ein Wagenpferd und für jeden, der's Kutschiren lernen will. „Soll Einer da fahren, der's nicht gelernt hat, zumal mit einem vollen, schweren, langen Omnibus, und im schnellen Trab. Hab' schon manchen tüchtigen Burschen vom Land gesehen, dem hier in Cheapside der Schweiß vor Angst und Verlegenheit auf'm Gesicht gestanden hat; und auch 'nem Roß, daß zum ersten Mal in die City kommt wird's gar schwindlig im Gehirn; das zittert auch vor lauter Aengsten, und tritt ihm der weiße Schweiß aus allen Hautlöchern, daß ihm die Beine den Dienst versagen. Muß alles gewöhnt werden auf dieser Welt — Mensch und Roß — —“

Wir glauben gerne, daß unser Fuhrmann nicht übertreibt, zumal wir dieselbe Behauptung, daß Pferde wenn sie das Citygedränge nicht gewohnt sind, vor Angst zu schwitzen und zu zittern anfangen, schon anderweitig gehört haben. Unser Gespann ist nichts weniger als ein

Reulingspaar; das kennt seinen Weg, und weiß, wann es anhalten, nach Links oder Rechts ausweichen soll, aus jahrelanger Erfahrung. Auch unser Fuhrmann mag seinen Weg von Bayswater nach Whitechapel schon seine paar tausend Mal durchgemacht haben. Sitzt er doch gar zu ruhig und gravitätisch auf seinem erhabenen Sitze, um nicht ein Veteran seiner Kunst zu sein.

Mit Ausnahme kleiner Pausen, die durch das Gedränge unausweichlich sind, fahren wir betäubend rasch, um St. Pauls' herum, den steilen Fahrweg von Ludgate-Hill hinab, die andere Seite von Fleetstreet hinauf durch Temple Bar aus der City hinaus. Wir sind im „Strand," und hier gelangen wir in ruhigeres Fahrwasser. Bei Sommersethouse wird noch das letzte leere Plätzchen auf dem schmalen Dachsitze occupirt, und es ist eine alte Wahrheit: Je voller der Omnibus, desto schneller kommt man vom Fleck, weil's dann mit dem oftmaligen Anhalten, um Passagiere einzunehmen, zu Ende ist.

Lassen Sie uns doch sehen, wie viel Menschen in und auf dem Omnibus Platz gefunden haben. Im Bauch stecken zwölf — Kinder die auf dem Schoß gehalten werden und die nichts zahlen abgerechnet — neben dem Fuhrmann, je zwei an seiner Seite, sitzen vier, und längs des Daches sitzen, oder besser gesagt kauern, wieder fünf Individuen, somit im Ganzen ohne Kutscher und Conducteur ein und zwanzig. Das ist die

volle Zahl, die nicht überschritten werden darf. Man darf es sich ohnedies nicht verhehlen, daß man bei dieser polizeilich gestatteten Ziffer nicht am allerbequemsten sitzt. Der Omnibus ist in allen Fällen einer der wenigen Plätze in London, an welchem man mit dem Engländer in allernächste Berührung kommt, ohne ihm vorgestellt zu werden. Die Berührung ist nur leider gar allzuinnig. Das Parlament, welches nicht nur Großbritannien und Irland, sondern auch ein gut Stück Afrika, Amerika, Asien und Australien zu regieren hat, daneben den deutschen Bund, die französische Republik, den päbstlichen Stuhl und die orientalische Frage nicht außer Auge lassen darf, überdies Osterferien halten, Diners beiwohnen und in Schottland zum Herbst Birkhähne schießen muß, das englische Parlament hat trotz dieser Geschäftsüberladung noch Zeit gefunden, Gesetze für Omnibusse zu entwerfen. Sie lassen sich, in Betreff der innerhalb der Stadt fahrenden auf folgende Hauptpunkte reduciren: Jeder menschliche Leib muß wenigstens 16 Zoll Sitzraum haben, und nach diesem Ausmaße dürfen im Innern des Omnibus nicht mehr denn zwölf, auf der Außenseite nicht über neun Personen untergebracht werden. — Jeder Omnibus hat seine auf der Polizei eingetragene Nummer, und muß dieselbe vom Kutscher sowohl wie vom Conducteur jederzeit auf einer vorgeschriebenen metallenen Platte, über den Rock sichtbar heraushängend getragen werden. — Hat ein Omnibus

einmal die Route, die er laufen will, gewählt, so muß er sie strenge einhalten, und jene Straßen passiren, die auf seiner Außenseite angezeichnet sind. — Die Fahrtaxe ist zwar nicht von der Polizei festgesetzt, und bleibt sie am zweckmäßigsten der unbeschränkten Concurrenz überlassen, doch ist die Taxe einmal angegeben, und an der Innenseite des Wagenschlages angeschrieben, so darf dieselbe, ohne weitere Anmeldung und vorausgegangene Aenderung des Preistarifs nicht überschritten werden.*)

Diese wenigen Regeln genügen vollkommen, um das verworrene Getriebe des Londoner Omnibuswesens an festgesetzte Normen zu halten. Hin und wieder kömmt es freilich vor, daß ein Unerfahrener vom Conducteur um drei Pence geprellt wird; doch liegt dann die Schuld am Passagier selbst, der von den Mitfahrenden jederzeit genaue und freundliche Auskunft erhalten kann, wofern er nur so viel englisch versteht um fragen zu können, und eine Frage nicht scheut.

Die oftgehörte Behauptung, der Engländer sei unzugänglich, antworte nicht leicht auf eine Frage, sei dem Ausländer gegenüber schweigsam, unhöflich und abstoßend ist unwahr vom Anfang bis zu Ende. Wer viel im Omnibus fährt, überzeugt sich bald von der

*) Wie sehr die freie Concurrenz in diesem Erwerbszweige dem großen Publicum zu statten kömmt, beweist der Umstand, daß man jetzt auf Strecken für drei Pence fährt, wo man vor wenigen Jahren das Doppelte und Dreifache zahlen mußte. —

Unrichtigkeit jener generalisirenden Ansicht. Man macht nicht viel Umstände mit seinen Knieen, man erschöpft sich nicht in Entschuldigungen wegen eines unabsichtlichen Fußtritts, aber es liegt auch ein Stück natürlicher Höflichkeit in diesem Negiren der zimperlichen conventionellen Formeln, die jedem Grobian geläufig sind. Wozu erst um Entschuldigung bitten, wo keine von beiden Parteien den leisesten Grund hat anzunehmen, daß der Fußtritt mit Absicht zu verletzen oder zu beleidigen versetzt wurde? Wozu erst viel Dankesworte machen, wenn mir Jemand beim Einsteigen die Hand reicht? Es ist ja so natürlich, daß er mir hilft, und verdient doch in der That keine wortreiche Anerkennung. Wer den Mangel an süßen Redensarten Grobheit nennt, der freilich wird die Engländer Flegel nennen. Einfache Naturen dagegen werden sich in englischer Gesellschaft bald behaglich fühlen.

Den langen Strand hinab sind wir ohne weiteren Aufenthalt gefahren. Vor Northumberland House auf Trafalgar Square machen wir aber wieder für eine halbe Minute Halt. Hier wie bei Mansion House ist eine große Zwischenstation, wo gewöhnlich ein Theil der Passagiere wechselt. Wir sind bald wieder in Bewegung, und fahren nun durch einen Theil von Pall Mall, die ganze Länge von Regentstreet hinauf bis zum oberen Circus. Das ist über die Hälfte des Weges, und von Whitechapel bis zu diesem Punkte —

wohl an fünf bis sechs englische Meilen — fährt man für drei Pence. In der letzten Viertelstunde hat unser Omnibus seine ganze Personenfracht gewechselt. Aber auch der Himmel ist ein anderer geworden. Es fallen schwere Regentropfen; unser Fuhrmann zieht seinen Ueberwurf aus Wachsleinwand hervor und hängt ihn um die Schultern; ein breites dickes Leder wird quer über den Kutschbock geschnallt, so daß wenigstens unsere Kniee und Füße geschützt bleiben; für die obere Hälfte unseres Leibes muß ein Parapluie sorgen, das uns ein Herr aus dem Innern des Wagens unaufgefordert herausreicht. Was neben und hinter uns sitzt, spannt die Regenschirme auf, denn ohne dieses Möbel geht der Londoner selten von Hause weg, und so sieht sich der ganze obere Theil des Omnibus wie ein unförmlicher Regenschirmknäul an.

Zum Glück ist der Regen schon vorüber, bevor wir noch den Eingang zum Hydepark am westlichen Ende von Oxfordstreet erreicht haben. Die Sonne bricht durch's Gewölk, und wir fahren die herrliche Straße längs des Parks hinauf; zur Rechten stattliche elegante Gebäude, zur Linken die Einsicht in den Park, und weiter oben Kensington Garden mit seinem unvergleichlichen Wiesengrün und seinen majestätischen Baumgruppen. Von hier bis zur Wegmauthschranke, wo die Bayswater-Omnibusse ihr westliches Endziel erreicht haben, ist noch ungefähr eine englische Meile. Wir aber steigen von un-

serem hohen Sitze herab, um uns in den schattigen Baumgängen von Kensington Garden zu ergehen. Wir sind wohl an acht Meilen durch London gefahren, haben Gelegenheit genug gehabt, das Leben auf einem der vielen Stadtomnibusse kennen zu lernen, in so ferne dies auf einer vereinzelten Fahrt möglich ist, und bezahlen an Fahrgeld die mäßige Summe von sechs Pence oder fünf Silbergroschen.

Sind schon die Stadtomnibusse den ähnlichen Fuhrwerken aller continentalen Hauptstädte in Eleganz der äußeren Erscheinung wie in Schnelligkeit bei weitem überlegen, so gilt dies noch viel mehr bei jenen Omnibussen, die regelmäßige, weitere Fahrten auf's Land machen. Leider werden sie durch die Eisenbahnen immer mehr verdrängt, und immer seltener werden die alten sogenannten Stage-coaches, auf denen es sich so herrlich durch's grüne Inselland fährt. Mit ihnen schwindet alle Poesie des Reisens zwischen den blühenden Felderhecken auf den wohlgepflegten englischen Landstraßen, die mehr unseren besten Parkwegen als Chausseen ähnlich sehen. Was war das nicht für gesundes, geselliges, an Abentheuern und Abwechslungen aller Art reiches Vergnügen, mit noch zwölf oder vierzehn Reisegefährten — Herren und Damen — auf der Außenseite einer Stage-coach zu sitzen, und von vier herrlichen Pferden gezogen durch's schöne Land zu fliegen. Kein Engländer war zu reich und zu nobel, als daß er nicht diese Reisemethode jeder

andern vorgezogen hätte. Ja es gehörte noch bis vor wenigen Jahren zu den noblen Passionen der adeligen Pferdeliebhaber, eine solche Stage selbst zu lenken, und gelegentlich Fuhrmannsdienste für's große Publicum zu übernehmen. Das Alles wird, wie gesagt, durch die Eisenbahnen weggefegt, und wer die Poesie der alten Reisemethode kennen lernen will, der muß entlegenere Theile Englands, die Insel Wight und ähnliche Landstriche aufsuchen. Dort wird die Stage-coach noch in Ehren gehalten, und wird hoffentlich sobald nicht aussterben.

Von dem Treiben der Dampfboote auf der Themse, im Bereiche Londons selbst, haben wir an einer andern Stelle gesprochen. Es wären somit von den Hauptmethoden der Ortsbewegung blos noch die Eisenbahnen zu erwähnen übrig.

Sie gehören in so ferne zu den Eigenthümlichkeiten und Merkwürdigkeiten Londons, als keine andere Stadt der Welt sich durch ihre eigene Flächenausdehnung bis jetzt veranlaßt sah, zum Verkehr zwischen ihren Quartieren die Dampfkraft der Locomotive in Anspruch zu nehmen. Hier, wo die meisten Bahnhöfe in Centralpunkten der Stadt angelegt sind, haben auch jene, die weit hinein in's Land und bis an die Seehafenplätze führen, noch mehrere Stationen im Innern der Stadt, um Passagiere für kleine Entfernungen aufzunehmen. Außerdem jedoch gibt es noch besondere Eisenbahnen die blos für den Verkehr nach den im Weichbild Londons mitinbegriffenen entlegenen Vorstadtquartieren bestimmt sind.

Hierher gehören die Eisenbahnen nach Greenwich und Blackwall, welches letztere wieder mit jener merkwürdigen Bahn verbunden ist, durch welche die äußersten Punkte der nördlich gelegenen Stadttheile in einem Halbkreise von Eisenschienem miteinander in Zusammenhang gebracht sind.

Diese peripherische Bahn hat in London selbst ihren Ausgangspunkt und ihre Mündungsstelle. Hier windet sie sich zwischen Gartenmauern und Hinterhöfen, dort zwischen Dach und Schornstein durch, wölbt sich in Brückenform über Kanäle und belebte Straßen, oder läuft meilenlang über Bogen querüber durch ärmere Quartiere knapp vor den Fenstern der oberen Häuserstockwerke vorüber, oder senkt sich auch stellenweise, wo das Terrain es erheischt, um sich eine Strecke lang unter den Häusern, Kellern und Wasserleitungen fortzuziehen. Es ist ein wunderbarer Bau, der sich seine künstlichen Wege über und unter den dichtgedrängten menschlichen Wohnungen mit großer Mühe und unsäglichem Kostenaufwande schaffen mußte, und es den Londonern möglich macht für sechs Pence in Wagen erster Klasse den größten Theil ihrer gegen Norden gelegenen Quartiere in einem Zeitraum von 20 Minuten zu bereisen. Hier ist kein Stillstand vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, denn in jeder Viertelstunde geht ein Zug von den beiden Endbahnhöfen ab, um auf allen Zwischenstationen anzuhalten.

Da diese Fahrten in London selbst höchstens zwan-

zig Minuten dauern, so hat sich die Gesellschaft dieser peripherischen Bahn nicht veranlaßt gesehen, für die Bequemlichkeit der Passagiere bessere Vorsorge zu treffen, als dies auf den größeren englischen Bahnen der Fall ist. Mit Ausnahme der größeren Schnelligkeit — die allerdings die Hauptsache ist — stehen alle Eisenbahnen Englands in Allem den continentalen bei weitem nach. In London selbst und auf kurzen Strecken vermißt man die Bequemlichkeit guter Wagenplätze und bequemer Wartezimmer nur wenig. Wen jedoch das Schicksal verdammt, in einem englischen Eisenbahnwagen zweiter Klasse, vielleicht noch mit einem Expreßtrain der seine fünfzig Meilen in der Stunde macht, von London nach Edinburg fahren zu müssen, der wird zwölf Stunden lang peinliche Muße genug haben, um über den großen Abstand zwischen den englischen und den deutschen Eisenbahnwagen zweiter Klasse erschütternde Studien zu machen. In London selbst hat man nicht Zeit an dergleichen zu denken. Wir sind heute Meilenweit von der City entfernt in den Kensington-Park gefahren; vielleicht gelüstet's uns noch eine Dampfbootpartie zurück zu machen, um von dort aus über Blackwall rund um die Stadt die Eisenbahn zu benützen, und so auf dem allerlängsten Wege wieder zurück zu kommen. Das Alles muß vielleicht der Eine oder Andere in Einem Tage durchmachen. Ohne Dampf und Pferdekraft ließe sich in dem unheimlich großen London nie und nimmermehr existiren.

Drittes Kapitel.

Das Quartier des Königthums und der Regierung.

Von Trafalgar Square, bis zu welchem wir, vom Hydepark kommend, gelangt waren, laufen vier große Straßen in der Richtung nach Süd, Ost, West und Nord aus. Trafalgar Square, unter Eduard dem Eroberer Dorf und Ackerland, ist heute einer der Centralpunkte des Londoner Lebens. Trafalgar Square, der Platz wo Hugh Peters, Scrope Jones, Harrison und die vielen Andern hingerichtet wurden, um den Schatten Karls I. zu versöhnen, wo Hunderte enthauptet, gebrandmarkt und verstümmelt wurden, um der Rache der Stuarts und ihrer Höflinge zu genügen, bildet heute den friedlichen ewigbewegten großen Knotenpunkt, an dem sich die Straßen des Westendes von denen des Ostendes scheiden. Dort, wo Karl I. Reiterstatue steht, führt der Weg gegen Whitehall, Westminster, die Parlamentshäuser und die Themse hinab. Wir wollen heute diese Richtung einschlagen; sie führt

uns nach Punkten, die zu den großartigsten und interessantesten gehören, die London oder irgend eine Stadt der Welt aufzuweisen hat.

Wir stehn hier — wie Leigh Hunt sagt — mitten in der Atmosphäre des englischen Königthums. Bei jedem Schritt, den wir in diesem Stadttheil machen, tauchen die wunderbarsten Erinnerungen in uns auf: an den begabten stolzen und schrecklichen Wolsey, den derben und grausamen Heinrich, die schlaue, zänkische Elisabeth, den pedantischen, tölpelhaften Jacob, den melancholischen, irregeführten Karl, den harten, unbeugsamen Cromwell, den verächtlichen, ausschweifenden zweiten Karl und den doppelt verächtlichen, ausschweifenden Stuart, der ihm auf dem Throne folgte, und mit dessen Regierung der Glanz von Whitehall verschwand. Der ganze Raum ist mit Erinnerungen an die Tudors und Stuarts schwanger. Hier mahnt es uns an ihre Pracht und Schwelgerei, dort an ihre Intriguen und Gemeinheiten; hier an ihre despotischen Gelüste, dort an ihre blutige Strafe. Und durch die Straßen schreitend drängt sich uns der Gedanke auf: was wäre da wohl für ein buntes Gewimmel, wenn ihre und ihrer Minister und Schmarozer abgeschiedene Geister plötzlich zurückkehren könnten zum sonnigen Lichte! Wie viel Ernst und Heiterkeit, Irrsinn und Gedankenlosigkeit, Schuld, Elend und Undankbarkeit! — Sichtbar und unsichtbar, einzeln und in Gruppen ruhen hier die Monumente der engli-

schen Königsgeschichte von den Zeiten der Ungnade Wolsey's bis zur Zeit, wo Jakob II. selbst in Ungnade fiel, einer Epoche, groß, bedeutend und lehrreich genug, um von den Königen und Völkern unserer Tage studirt zu werden, und daher wohl werth, daß man nie müde werde, auf sie hinzudeuten.

Whitehall*) wie es heute aussieht, hat mit dem vor zweihundert Jahren keine Aehnlichkeit mehr. Es ist eine breite, vornehme Straße, in der viel Leben und Verkehr herrscht. Links am Eingange steht Northumberland House, dessen Hinterhöfe sich bis zur Themse erstrecken, der einzig Uebriggebliebene von den vielen Edelsitzen, die hier längs des Flusses sich bis zur City hinüberzogen. Der Löwe des altadeligen Hauses steht auf der Höhe des vordern Gemäuers und langweilt sich in seiner lärmenden Umgebung, während der Besitzer den größten Theil des Jahres auf seinen Landgütern oder in der Fremde zubringt. Die industriöse Geschäftigkeit verscheucht den englischen Adel. Es ist ein Glück für's Land, daß es nicht umgekehrt der Fall ist.

In Yorkpalace wohnte Wolsey, der eitelste, prachtliebendste, aufgeblasenste, herrschsüchtigste, aber trotz dem allen der bedeutendste Prälat Englands. Sein Haus war die reichste Beute, die durch seinen Fall seinem Herrn und König zufiel. Dieser verschmähte es auch nicht, sich dar-

*) So heißt auch die Straße, die von Trafalgar Square zur Westminsterabtey führt.

in heimisch zu machen. Hier heirathete er Anna Boleyn (1553); hier starb er (1558); hier gingen alle jene großen Geister aus und ein, welche dem gekrönten Tiger so lange schmeichelten, bis sie der Tiger dem Henker vorwarf, und ihre Köpfe auf Londonbridge aufstecken ließ. Da war Cavendish und Thomas Cromwell, und Sir Thomas More, und vor Allen Wolsey selbst. Dann Erasmus und Hans Holbein, die einzig und allein durch ihre Harmlosigkeit vor dem Schicksale bewahrt wurden, das der König seinen Frauen und Freunden bereitete. Dann die Herzoge von Norfolk und Suffolk, der Earl von Surrey, der poetische Sir Thomas Wyatt, die schmachtende Katharina von Arragonien, die schöne Anna Boleyn, Johanna Seymour, die Einzige die sich rühmen konnte, durch ihren Tod Heinrich eine Thräne entlockt zu haben, Katharina Howard, Anna von Cleve, und die glücklichste dieser unglücklichen Frauen, die Katharina Parr. Dazu die Kinder, die berufen waren eine Krone zu tragen: Eduard, Marie und Elisabeth — das sind die Gestalten, wie sie hier zu Heinrichs VIII. Zeiten aus- und eingingen.

Die Geister der Gemordeten mögen finstere Schatten auf die goldverzierten Wände geworfen haben, denn erst Elisabeth setzte sich wieder im Palast von Whitehall fest. Es wechseln die Gestalten; Cecil und Burleigh, die beiden Bacon's, Drake und Raleigh, Spenser und Shakspeare, Sidney und Lee, Leicester und Essex ziehen

an unserm rückwärtsschauenden Auge vorüber. Dann kam Jakob I. mit seinem lieben Steenie, dann Karl I., Cromwell, der verlarvte Henker u. s. w.

Unter Karl I. wurde für die Verschönerung von Whitehall am meisten gethan. Inigo Jones, der gefeierte Baumeister jener Zeit, hatte alle Hände voll zu thun, und Rubens wurde mit den Plafondverzierungen des Bankethauses betraut, wofür er dreitausend Pfund und die Ritterwürde mit in den Kauf empfing. Aber lange noch, bevor der Geist der Zeit sich offen zeigte, schlich er durch's reichverzierte Haus und durch die finsteren Straßen um dasselbe. Im Unterhaus begannen jene kleinen wohlbekannten Kämpfe: die Warnungszeichen eines Volkes, das sich bereit hält, einen ernsten Gang um seine Unabhängigkeit zu wagen; und wohl mehr um dem Könige die Macht des Parlaments zu zeigen als andrer Gründe wegen, decretirte Letzteres die Niederreißung des Maskenhauses, ließ das Gebälke als Brennholz versteigern (16. Juli 1645), ließ acht Tage später die Bilder und Statuen der Heiligen verbrennen, die andern Gemälde und Bilderwerke zum Besten Irlands und des Nordens verkaufen. — Der Stern Whitehall's war im Sinken, die Brust des Volkes hob sich freier; und wenn sich auch nicht läugnen läßt, daß der Eindruck, den des Königs Hinrichtung im Lande hervorbrachte, ein gewaltiger war, so ist Hume doch gar zu poetisch monarchisch, wenn er schreibt, daß Viele durch diesen Act tiefsinnig bis

an ihr Lebensende wurden, daß Mütter ihre Kinder ermordeten, während Andere plötzlich todt umfielen, als hätte das Beil des vermummten Henkers ihr eigenes Leben getroffen.

Nicht minder unwahr ist die oft wiederholte Behauptung, daß Cromwell in puritanischer Rohheit alle Kunstschätze von Whitehall dem Untergang weihte. Im Gentheil rettete er so viel er konnte, und ihm ist es zu verdanken, daß die berühmten Cartons von Raphael noch heute existiren.*) Freilich hatte das wüste Treiben unter dem großen Protector ein Ende. Es wurde in Whitehall jetzt unmenschlich viel gebetet und gepredigt; hier kam auch das „Barebones" Parlament nach der Auflösung des „Langen" zum ersten Mal zusammen; hier erklärte Cromwell, daß er die Krone nicht auf sein Haupt setzen wolle; hier starb er inmitten eines fürchterlichen Gewitters. „Die Elemente des Himmels sind in Aufregung ob des Verlustes, den die Erde erlitten" — declamirten seine Freunde. „Der Teufel reitet seinen Bruder Oliver zur Hölle" — grinsten seine Feinde.

Auch Richard Cromwell verlebte die kurzen Flitterwochen seiner Macht in Whitehall. Als er eben im Zuge war den Vater gut zu copiren, zog Monk als neuer Miethsherr ein, und hielt den Platz warm, bis Karl II. seine alten Rechte geltend machte. Aber die

*) Sie sind in Hampton Court. Von dem Vorwurf des Vandalismus wird Cromwell durch alle neueren englischen Geschichtschreiber freigesprochen.

alten lustigen Tage zogen nicht wieder mit dem legitimen Hausherrn ein, obwohl der frivole Karl mit dem finstern Gesicht für die Herzogin von Portsmouth allein — um von den andern Damen Seiner Majestät nicht zu sprechen — mehr Geld vergeudete als je für eine englische Königin verschwendet wurde. Der beste Chronikschreiber jener Zeit sagt mit naivem Händeringen: „Werd' ich die unsägliche Verschwendung und Profanation doch nimmer vergessen — Spiel und Zügellosigkeit, wie sie da meine Augen geschaut haben, und das Vergessen an Gott. Es war am Sonntag, das war just eine Woche vor des Königs Tod, wie ich heute vor acht Tagen davon Zeuge gewesen bin; der König wie er saß und mit seinen Concubinen tändelte: der Portsmouth, der Cleveland, der Mazarine und noch Anderen; ein französischer Junge Liebeslieder singend — in dieser ruhmreichen Gallerie; und dabei zwanzig von den großen Hofherren und andere ausgelassene Subjecte beim Basset gesessen, um einen runden Tisch, und vor ihnen eine Bank von wenigstens zweitausend Pfund in Gold; worüber zwei Herren, die mit mir waren, die Hände vor Erstaunen aufhoben. Sechs Tage später, und alles ist Staub gewesen.“ — —

Jacob II. wohnte hier kurze Zeit, bis ihm eine Messe die schöne Krone kostete. In einer kalten, bittern Decembernacht floh Maria von Este, seine Gemahlin, ihr Kind im Arm, aus dem Palaste, in einem Kahn

über die Themse. Das war am 6. December 1688. Elf Tage später folgte der König nach; und am 14. Februar hatte England und Whitehall in dem Prinzen von Oranien seinen neuen Herrn. Im Jahre 1698 wurde der größte Theil des Palastes in Asche gelegt, und — — somit wären die wunderbaren Schicksale von Whitehall im Kurzen wieder vor unser Gedächtniß gezaubert.

Wir wollen uns diese Abschweifung in's Gebiet vergangener Jahrhunderte nicht verdrießen lassen. Mit der Chronik unter'm Arm spazirt sich's am besten durch gewisse Stadtregionen. Die unscheinbarste Mauer, ein altes Giebeldach, der Brunnen an der Ecke, ein schlecht verwahrtes Seitenthor, der öde Hof dort von schwarzem, kahlem Mauerwerk melancholisch eingerahmt — — sie Alle gewinnen Leben und Bedeutung, und wir dürfen die Gegenwart freudiger genießen, weil die Erinnerung an vergangene Tage — an dieser Stelle wenigstens — uns keine Veranlassung zu wehmüthigem Bedauern liefert.

Was von Whitehall bis auf den heutigen Tag stehen geblieben ist, dient, so wie die meisten der umliegenden Gebäude, den Zwecken der Regierung. Dort in Scotland Yard ist das Centralbureau der Londoner Polizei; gegenüber liegt das Gebäude der Admiralität; weiter unten stehen zwei der herrlichen Horse guards auf kohlschwarzen Rappen vor ihrer Behausung Wache, und hüten den Platz, wo einst Elisabeth in unzüchtiger Jungfräulichkeit sich noch in ihren alten runzelreichen

Tagen als Königin der Schönheit hofiren ließ; und hier um die Ecke des alten Banketthauses herum, biegen wir in ein schmales, menschenscheues, schwarzes Sackgäßchen ein. Das ist die viel genannte Downing street, wohin die Ministerien der Colonieen und der auswärtigen Angelegenheiten sich zurückgezogen haben, von wo aus die Schicksale eines großen Theiles unserer Erde gelenkt werden. Ein Gäßchen, so klein und unansehnlich, wie nur irgend eines in Leipzig, Frankfurt oder Prag, in denen das Trödelgeschäft florirt, und doch wieder so öde, kahl und menschenleer, wie es sich für die Werkstätte politischer Schwarzkünstler ziemt. Am blinden Ende erweitert sich das Gäßchen wie eine chemische Retorte, und vor der kleinen Thüre die in's Ministerium des Auswärtigen führt, steht ein rother Grenadier Wache. In seiner Patrontasche und in seiner großen Bärenmütze sitzen regelmäßig je zwei Zeitungsberichterstatter versteckt um die Aus- und Eingehenden zu verzeichnen. Daß trotz dieses Manövers die englischen Blätter die an auswärtige Höfe geschickten Noten des Foreign Office gemeiniglich erst durch auswärtige Journale erfahren, kömmt einfach daher, weil die Ein- und Ausgehenden jene Noten in der Tasche tragen, wodurch es den Reporters in der Bärenmütze und Patrontasche nicht gut möglich wird, sie zu entziffern. In Frankreich machen's die Journalisten pfiffiger; stecken sich in die Kleidertasche einer Maitresse die in naher Beziehung

zum Staatsruder steht, oder wenn dies nicht gut möglich ist, verkriechen sie sich hinter der Schürzenfalte der Kammerzofe besagter Maitresse. In England kömmt dergleichen seltener vor. Daran sind die unmoralischen Vorurtheile Schuld, die diesem zopfigen Inselvolk von der Moral in Politik und Ehe im Kopfe spuken.

Wie ist dieses Paris doch in den letzten Jahrzehnten von allen deutschen Schriftstellern vergöttert worden! Mit welchem Enthusiasmus erzählen noch heute die Herüberkommenden von den Herrlichkeiten der Pariser und Pariserinnen! — Frägt man sie auf Ehre, worin diese Vorzüge der französischen Hauptstadt bestehen, so bekömmt man gewöhnlich eine Auseinandersetzung zu hören, worin die Lieblichkeit der Boulevards, die Grazie der Frauen, die Bläue des pariser Himmels, die anregende, zerstreuende, unterhaltende Lebenslust der Pariser als Hauptmomente der Vergötterung figuriren. Wagt man darauf die Bemerkung: Das ist gewiß alles ganz schön, aber Sie reichen den Franzosen doch nicht deswegen die Palme, weil ihre Frauen Witz und kleine Füße haben, weil sich's auf den Boulevards besser flanirt als anderswo, weil Mabille ein heitereres Gesicht als Vauxhall hat, und was die Bläue des Himmels betrifft, lieber Freund, denken Sie doch an Neapel, an Spanien, an Persien und China, da soll der Himmel noch viel blauer sein! Sie können wohl die Annehmlichkeit einer Hauptstadt, aber nicht den Werth

ihrer Bewohner nach solchen Momenten bemessen. — Dagegen wissen unsere pariser Enthusiasten nichts einzuwenden; sie flüchten sich dann zumeist hinter allgemeine Redensarten, als: es sei ein unnennbares Etwas, wodurch das Leben in Paris so schön sei; man lebe in einer Welt von Ideen u. dgl. m. In diesem allgemeinen Geständniß liegt viel Wahrheit; schön ist das Leben in Paris, schöner, unvergleichlich angenehmer als in London und vielen anderen Städten der Welt; aber diese Reize entspringen nicht selten aus den Schattenseiten des französischen Charakters; diese Annehmlichkeiten von Paris auf Rechnung des inneren Werthes der pariser Bevölkerung setzen, hieße eben so viel, als eine lüderliche Dirne tugendhaft nennen, weil wir uns eine Viertelstunde mit ihr vergnügen konnten.

Worin es eigentlich liege, daß London den fremden Gästen, und nicht blos denen welche ein paar Wochen lang ihre Zeit angenehm zubringen wollen, eben so unerquicklich erscheint, als sich ihnen Paris liebenswürdig gezeigt hat, wollen wir an einer gelegeneren Stelle erörtern. Jetzt stehn wir in Downing Street; und so finster das Gäßchen auch aussehen mag, und so sehr die Politik die hier gemacht wird, auf dem Continente gemeiniglich als perfidegoistisch verschrieen wird — der beste Beweis, daß sie volksthümlich ist — so muß man ihr doch das Gute nachsagen, daß sie in den letzten Jahrzehnten der Corruption durch Geld und Weiber weniger

zugänglich war, als dies drüben in dem Lande der gloire, des blauen Himmels und des „unnennbaren Etwas“ der Fall gewesen ist. Die Salons verlieren dadurch an Reiz, die Intrigue hat weniger pikanten Spielraum, dem Ehrgeiz von Emporkömmlingen wird dadurch eine hemmende Schranke vorgezogen, dem schönen Geschlecht, mit Allem was daran und darum ist, wird dadurch ein Theil seines Wirkungskreises entzogen, und daher kömmt es, daß, wie so manches Andere, auch die Politik in England ein viel ernsteres, geschäftsmäßigeres, würdigeres und — langweiligeres Gesicht hat als in Frankreich. Ist es doch geradezu wunderbar zu nennen, daß in einem Lande, an dessen Spitze seit mehreren Jahren eine Königin steht, die noch im jugendlichen Alter auf den Thron berufen wurde, nie von intriguirenden Hof- und Liebesgeschichten die Rede war, die von Einfluß auf die Leitung der Staatsangelegenheiten waren! Man nenne es Zufall, blindes Ohngefähr, man schreibe einen Theil dieses Zufalls auf das kältere Blut, das in englischen Frauenadern strömen soll, oder man erinnere auch an frühere Zeiten, wo die Frauen in Whitehall eben so unverschämt Geschichte machten wie nur je in den Tuilerieen und in Versailles — gleichviel; die Gegenwart hat sich darin gefallen, einen Frauenhof auszustatten, der allen Liebesintriguen die Thüre verschloß. Dergleichen wäre in Frankreich kaum möglich, und wenn es möglich wäre, würden es die Franzosen nicht glauben,

nicht ertragen. Eine Regierung ohne Weiberhändel und Corruption! Da griffe man am Ende noch lieber zur keuschen, catonischen Republik.

Der Anstand, der in England zuweilen bis zur Lächerlichkeit verehrt wird, ist für die Moralität der Regierung von ganz außerordentlichem Nutzen. Die Corruption spielt bei den englischen Wahlumtrieben eine große Rolle; mit Geld und Wein und anderen Zuvorkommenheiten, die Geld kosten, wird der Wähler geködert, bearbeitet, gewonnen und auf den Platz des Volls gelockt. Aber diese Corruption, die sich heute noch in unverschämter Derbheit breit macht, und gegen die erst in neuester Zeit ernsthafter zu Felde gezogen wird, greift fast ausschließlich nach den ärmeren Schichten. Der hochgeborne Adelige, der gestern im Oberhaus über vernachlässigte Volkserziehung rührend zu declamiren verstand, findet es heute zwar ganz patriarchalisch ehrenwerth, sämmtliche Bewohner seines Fleckens mit Bier zu berauschen, um sie für einen Candidaten seiner Sippschaft zu gewinnen; aber sie die selber corrumpiren, sind wenigstens der Corruption nicht so zugänglich, wie es seit Jahrzehnten — um nicht weiter in der Geschichte zurückzugreifen — die Männer gewesen sind, die nach einander mit der Leitung der französischen Regierung betraut waren. In England wird hin und wieder der arme Mann gekauft, öfter noch eingeschüchtert, in Frankreich dagegen — das gestehen selbst Franzosen ein —

ist **Alles** von der untersten bis zur obersten Sprosse der gesellschaftlichen Stufenleiter käuflich. Wenn's aber schon einmal Fäulniß geben **muß**, so ist's doch besser, sie frißt nach Einem als nach beiden Polen hin.

Weit entfernt, den gemeinen demoralisirenden Wahlumtrieben in den englischen Burgflecken auch nur den kleinsten Zug ihrer Häßlichkeit abläugnen zu wollen, müssen wir doch darauf aufmerksam machen, daß zwischen der durch Bier und Branntwein auf den Landbewohner ausgeübten Bestechung, und der, seit Louis Philippe zumal, bis zum Ekel um sich gegriffenen Corruption der französischen Gesellschaft ein Unterschied von hoher moralischer Bedeutsamkeit liegt. In England sind die Tage des Polls (Wahleinschreibung) von alten Zeiten her Feiertage, zu denen das Landvolk wie zu einem Kirchweihfeste strömt, um zu saufen, zu lärmen, zu boxen und — und nebenbei zu stimmen. Bei dem Mangel politischer Bildung, die man bei den untersten Schichten doch wohl auch in England nicht voraussetzen wird, bei der Unkenntniß von der hohen Wichtigkeit des Wahlactes, bei der Gleichgültigkeit einer- und der anerzogenen Rohheit andrerseits, fällt es dem gemeinen Manne nicht ein darüber nachzudenken, ob das Faß Bier aus dem er sich am Wahltage gütlich thut, eine Spende der Wohlthätigkeit oder ein Handgeld des Teufels sei. Er kann sich den Pollplatz eben so wenig ohne Trinkgelage wie ohne Candidatenreden denken; und wo

es zu gerichtlichen Untersuchungen über Wahlumtriebe kam, haben die Zeugen meist, im traditionellen Bewußtsein ihrer Unschuld, frischweg eingestanden, daß es der Candidat „wie's der Brauch mit sich bringt,“ an Ale, Gin, Musik, Geld und freundlichem Händedruck nicht fehlen ließ. Es ist dies ein trauriger Beweis von der Vernachlässigung der politischen, geistigen und moralischen Erziehung der großen Massen des englischen Volkes.

Bei weitem trauriger jedoch ist das Bild der Corruption, wie es uns in Frankreich seit Jahren geboten wird. Dort sündigen nicht nur die rohen Massen aus Unkenntniß der eigenen Versunkenheit; dort sündigt der besterzogene Theil des Volkes. Dort ist ein Cynismus der Verkäuflichkeit eingerissen, wie wir ihn seit den Zeiten der römischen Kaiser nicht gesehen. Dort verkauft sich der Adel, die Armee, das Bürgerthum, die Kirche und die Literatur. Dort wird jede ehrenwerthe Gesinnung zumeist und am schamlosesten von jenen verschachert, die mit moralischen Phrasen im superfeinsten Styl am allereifrigsten um sich zu werfen verstehen. Dort ist die Corruption Mode, Gesetz, Quintessenz der Politik, leider schon eine halbe Nothwendigkeit zur Erreichung selbst ehrlicher Zwecke geworden. Seit fünfzig Jahren frißt sich dieses Gift immer tiefer in den Leib des französischen Volkes hinein. Seit dem Anfange der Revolution windet es sich in Krämpfen, daß alle Nachbarländer in der Runde nicht zu Ruhe kommen. Und

doch gab es trotz aller blutigen und unblutigen Krisen in Frankreich noch nie eine, wenn auch nur kurze Periode, wo die individuelle Freiheit in dem Maße wie im heutigen England zur Geltung gelangen konnte. Und trotzdem, daß sich dies historisch nachweisen läßt, behaupten Frankreichs deutsche Vergötterer (von denen gar Viele nicht über die Pariser Boulevards hinausgeschaut haben) das französische Volk sei das auserwählte Volk der Freiheit, sei der Völkermessias der sich ewig an's Kreuz schlagen lasse, um den andern Nationen den Weg zur politischen Erlösung zu zeigen. Wegweiser sind die Franzosen; ja wohl — um den Völkern Europa's zuzuschreien: Seid ehrsamer, und geht nicht die Straße, die wir gegangen sind. Auserwählt sind sie; ja wohl — um den Völkern als Lärmtrompete zu dienen. Aber mit Trompetenlärm ist nur erst Einmal eine Festung erobert worden, das war Jericho in den biblischen Wundertagen. Heut' zu Tage braucht's ernsteren Willen und ehrlicheres Aushalten um ein heiliges Prinzip zum Sieg zu führen. Den Ernst und das Aushalten aber haben die Söhne Frankreichs nie ihr eigen genannt. Nach solchem Lobe sind sie nie lüstern gewesen. Eine solide Freiheit, an der nicht blos Paris sondern das ganze Land mitbauen muß, an der nicht nur Paris sondern ganz Frankreich seine Freude haben kann, ist ihnen zu langweilig. Die wahre Freiheit ist eine gar ernste Matrone und verlangt daß man in ihrem

Dienste nie die Hände in den Schoß lege. Wer sie müßig genießen will nachdem er sie einmal gewonnen, muß darauf gefaßt sein, sie in kürzester Frist wieder zu verlieren. Frankreich hat sie dreimal besessen und dreimal verloren. Jetzt sagen sie zum vierten Male ihr leichtsinniges ça ne durera pas! aber wenn sie sich zum vierten Male dem übrigen Europa triumphirend als Messias präsentiren sollten, dann wird dieses wahrscheinlich klug genug sein, seinerseits zu sagen ça ne durera pas, und seiner eigenen Kraft mehr als der Pariser Lärmtrompete vertrauen.

England mit allen seinen politischen und sozialen Schattenseiten hat doch wenigstens jene Höhe erreicht, von wo es auf die Gefährdung der individuellen Freiheit seiner Bürger als auf eine lächerliche Unmöglichkeit herabsieht, während in Frankreich der richtige Uranfang aller Völkerfreiheit noch so wenig erfaßt ist, daß die meisten Franzosen eine starke, das heißt centralisirende, alle staatsbürgerliche Gewalt in sich absorbirende Regierung als das höchste politische Ziel preisen. Der Legitimist wünscht die alte Königsfamilie an die Spitze dieser Regierung, der Bonapartist ist befriedigt wenn ein Ableger des großen Kaisers der großen Nation Gesetze dictirt, der Republikaner will ein vom Volk frei gewähltes Gouvernement, jeder Einzelne aber möchte für seine Person auch ein wenig bei der gouvernementalen Küche betheiligt sein. Den Ehrgeiz einer möglichst freien staats-

bürgerlichen Selbstregierung, wie er zumeist den Engländer charakterisirt, kennt der Franzose nicht. Darum taumelt er, während er nach Freiheit ruft und sein Herzblut für sie verspritzt, von einer schlechten Regierung in die Hände der andern. Und schlecht waren sie Alle, und schlecht werden sie ewig sein, solange jeder, selbst einer republikanischen Regierung, die Möglichkeit geboten ist, von der Hauptstadt aus einen unbeschränkten Despotismus über's ganze Land zu üben.

Wenn wir hier zwischen den Schattenseiten französischer und englischer Zustände eine Parallele gezogen haben, so müssen wir zur Ergänzung derselben auf Einen Punkt aufmerksam machen, der von großer Wesenheit ist. England ist, trotz seiner freien Presse, seines souverainen Unterhauses, seines Proletariats und seines bürgerlichen Selfgovernments noch immer das am meisten aristokratisch gesinnte Land der Erde. Was immer die Bestrebungen und Behauptungen der neueren Reformer sein mögen, die traditionelle Verehrung der mittleren und unteren Stände für alles was von adeligem Stamme ist, können sie weder unumwunden abläugnen noch frischweg ausrotten. Der Engländer, selbst derjenige der sich selbst den liberalen oder gar den radicalen nennt, sieht den Sprößling aus altadeligem Hause mit ganz andern Augen als seinen Nachbar den Bürger von Gottes Gnaden an. Mylords Auftreten hat für ihn etwas Imposantes, selbst wenn Mylord so viel Portwein getrun-

ken hat, daß er gar nicht mehr auftreten kann. Mylady's Toiletten haben für englische Frauen etwas klapperschlangenartig Verzauberndes, selbst wenn die Geschmacklosigkeit ihnen in einem Dutzend greller Farben auf dem Rücken geschrieben steht. Mylords Toiletten athmen einen für's Bürgerthum unnachahmlichen Parfüm, wenn dieser auch zuweilen Stallgeruch ist, und Mylady's Teint bleibt ein für alle Mal für Mistreß Smith unerreichbar, obwohl Mistreß Smith genau weiß, aus welchem Laden Mylady ihre Schminke bezieht.

Derlei abgöttisches Hinaufschauen zum Adel findet man freilich auch in den meisten Ländern des Continents; aber bei weitem nicht in dem Grade wie in England. Es fehlt dort schon die Naivetät der Verehrung, die sich hier noch offen gibt wie sie ist. Dazu kömmt, daß die Anbetung des adeligen Stammbaums sich hier nicht blos in trivialer Sphäre bewegt. Letzteres ist gewissermaßen zu entschuldigen. Denn der reiche Adelige, als Bevorzugter von der Wiege an, als Grundbesitzer, als Eigenthümer eines gesicherten Vermögens von Kindheit an, kann eben mehr als der zum Erwerb erzogene Bürgerssohn auf die Ausbildung seiner feinen Manieren und seines ästhetischen Geschmacks bedacht sein. Ihm in dieser Beziehung mit Vernunft nachstreben, könnte selbst dem gründlichsten Demokraten zum Verdienst angerechnet werden. Aber der Engländer geht

hierin einen Schritt weiter. Die Wuth, es dem Adel gleichzuthun, der Geiz nach einem Titelchen macht ihn zu dem was man hier zu Lande snob nennt. Er hat mehr Achtung vor einem adeligen als vor einem bürgerlichen Ministerium, er kann sich kein wohlthätiges Institut denken, an dessen Spitze nicht Lord Dummum oder Lord Tamtam steht, er beurtheilt den Charakter eines Herzogs nach anderem Maßstabe als den eines simplen Gentleman, er hat für den hohen Adel des Landes einen ganz aparten, eigenthümlich samaritanischen, heidnisch abgöttischen Moralcodex im Kopfe. Man muß lange in England gelebt, viel mit Engländern verkehrt haben, um diese ihre Schwäche ganz zu durchschauen. Aus ihr entspringen tausend soziale Uebelstände, die dem Beobachter im Auslande gewöhnlich noch viel ungereimter erscheinen als dem, der mitten in der Sache lebt. Diese angeborene, anerzogene Schwäche ist die Mutter ganz merkwürdiger Monstrositäten im politischen und sozialen Leben Englands. Aber auch hier hat die fortschreitende Erkenntniß unserer Zeit schon die schärfsten Kanten abgenagt. Auch hier ist ein Fortschritt, so langsam er auch sein mag, unverkennbar, und je allmäliger er geschieht, desto weniger sind Rückfälle zu befürchten.

Zu all' den obigen Abschweifungen hat uns der Anblick von Downing Street verführt. Der Leser muß

sie freundlichst entschuldigen. Es liegt in der Natur jedes diplomatischen Terrains die ungereimtesten Gedankensprünge hervorzurufen. Wir setzen unsere Wanderungen weiter gen Westminster fort.

Viertes Kapitel.

Westminster. Das Parlament.

Von Whitehall führen zwei parallele Straßen nach der Stelle wo die Westminsterabtei und die Parlamentsgebäude stehn. Die Eine ist schmal, schwarz und düster. In ihr wohnte Edmund Spenser und Oliver Cromwell; durch sie zogen Elisabeth, Carl und der Protector, wenn Ceremoniell oder höhere Rücksichten ihre Gegenwart im Parlamente forderten. Für die königlichen Aufzüge jener Zeit war die Straße noch geräumig genug, aber sie wurde zu enge, als der lebendige Verkehr der Hauptstadt sich allmälig bis hieher ausgedehnt hatte, und so entstand neben ihr die heutige Parlaments-Street, jetzt eine der lebhaftesten Punkte des westlichen Londons. Durch sie gelangt man auf einen großen, unregelmäßigen Platz, der wohl der ehrwürdigste, bedeutungsvollste und geweihteste Platz von ganz England genannt werden kann — wo links am Themseufer sich der prachtvolle Bau der neuen Parlamentshäuser erhebt, vor uns, mitten unter umgelegten Grabsteinen, unter

frischem Wiesengrün und herrlichen Bäumen die alte Abtei steht, und rechts ein Labyrinth von Straßen nach dem eleganten Quartier Pimlico und nach St. James' Park und dem Palaste der Königin führt.

Die schöne Sage von der Entstehung der Abtei findet man in den meisten alten Chroniken Londons auf gleiche Weise erzählt. Der Platz war einst wüst, mit Gesträuch besetzt, auf drei Seiten von Wasser umgeben, und hieß dazumal Thorney Island. Hier gründete Sebert, König der Ostsachsen, im Jahre 610 eine Kirche auf demselben Flecke wo einst ein Tempel des Apollo gestanden haben soll.*) Der heilige Petrus mit einer Legion Engel kam selbst die neue Kirche einzuweihen, aber der Heilige mit seinem himmlischen Gefolge verfehlte in dunkler Nacht den Weg, und stieg in Lambeth, dem andern Themseufer, ab, und konnte nicht über's Wasser herüber, da zu jener Zeit Westminsterbrücke noch nicht gebaut war. Die Einweihung hätte gewiß in jener Nacht unterbleiben müssen, da sah Edric der Fischer die Noth der Fremden, und fuhr sie in seinem Kahn über den Fluß. Und wie er von ihnen Abschied genommen hatte, und so am Ufer stand, um von der Arbeit des Ruderns auszuschnaufen, da sah er plötzlich, wie sich alle Fenster der Kirche erleuchteten, und aus dem Innern kamen wunderbare Orgeltöne,

*) Zur selben Zeit legte Sebert den Grund zur St. Paulskirche, dem **Eastminster**.

Engelschöre, himmlische Gesänge. Der Fischer Edric war nicht nur ein guter, sondern auch ein gar kluger Mann; der hatte es gleich weg, wen er über's Wasser geführt, und am andern Tage erfuhr ganz London und der Bischof Melitus die hocherfreuliche Geschichte. Edric wurde für seine gute That vom Himmel belohnt, indem er mit feinen Netzen immer den besten Zug machte, vom Bischof erhielt er überdies noch ein Privilegium vor Andern seiner Zunft.

Die Westminsterabtei hatte jedoch trotz der himmlischen Einweihung viel böse Tage durchzumachen. Sie wurde durch die Dänen zerstört, durch Eduard den Bekenner, und später durch Heinrich III. niedergerissen, damit der Grundplan zum heutigen Bau gelegt werden könne (1245). Heinrich erlebte die Vollendung des Werkes nicht. Es dauerte vierzig, nach Anderen gar sechs und sechzig Jahre bis es fertig dastand, und auch dann war man erst bis zur Schwelle des großen Chors gekommen. Den hat nun Heinrich VII. ausgebaut, und von dieser Zeit an gab's immer etwas zu verbessern, etwas Neues hinzuzufügen, wodurch gar Vieles entstand, was besser nicht entstanden wäre, weil es zum ursprünglichen Hauptplan nicht paßt, so gelungen es an und für sich sein mag.

Die Abtei bleibt trotzdem eines der großartigsten und erhabensten Monumente alter Baukunst; sie hat den Vergleich mit keinem der großen vollendeten und

unvollendeten gothischen Dome zu scheuen, die sich in den deutschen Flüssen spiegeln.

Daß der Bau zu Ende geführt ist, daß wir ihn mit dem Bewußtsein betrachten können, dem Plane des Baumeisters sei vollkommen, ja mehr als vollkommen Genüge gethan worden, daß wir keinen unausgebauten Flügel, kein rudimentäres Chor, keinen im Wachsen unterdrückten Thurm zu beklagen haben, ist an und für sich ein desto angenehmeres Gefühl, je mehr wir auf dem Festlande gewohnt sind, die Nichtvollendung unserer gothischen Dome als ein unglückseliges Stück Fatum zu bedauern. Es liegt darin ein Verdienst des Architekten und des englischen Volkes zu gleicher Zeit. Letzterem muß man zum Lobe nachsagen, daß seine Parlamente bereitwillig und ohne Knauserei die Summen votirten, welche zur Herstellung der Abtei erforderlich waren; Ersterer ist dafür zu loben, daß er in der Großartigkeit seines Entwurfes nicht so weit ging, daß eben seine Großartigkeit der endlichen Ausführung Hindernisse in den Weg legen konnte. Wer weiß, ob, trotz aller Bereitwilligkeit zu Geldopfern von Seite des englischen Volkes, die Westminsterabtei heute vollendet dastünde, wenn es dem Baumeister eingefallen wäre, statt der bescheidenen vordern Glockenthürme zwei Riesen aufzuzeichnen, mit denen man — wenigstens jenseits des Kanals — nie ganz fertig werden konnte.

Es ist dies für England sehr charakteristisch, daß

hier, wo so viele Bauwerke neben einander gefunden werden, Alle auch zu Ende geführt sind. Jedes Kirchspiel, jeder Gutsherr, jeder Bischof, und endlich die Nation bauten, wie es ihren Kräften angemessen war. Sie waren jederzeit zu sehr nüchterne Rechner, um ein Werk in Angriff zu nehmen, das sie nicht mit Gewißheit ausführen konnten.

Die beiden Glockenthürme von Westminster stören trotz ihrer geringen Höhe den großen Eindruck des Ganzen nicht im Mindesten, weil sie von Anfang an für's Ganze bemessen waren. Tritt man durch das Hauptportal zwischen ihnen in das Innere der Kirche, und läßt man das Auge durch den breiten Mittelgang oder durch eine der beiden schmäleren Seitengänge schweifen, wo sich die Spitzbögen im gelungensten Maßstabe verengen, wo das einfallende Licht so meisterhaft berechnet ist, daß es jede zarte Seitenkante deutlich hervortreten läßt, ohne der heiligen, gothischen Lichtdämpfung irgendwo Eintrag zu thun; oder schreitet man vorwärts gegen die Mitte des Schiffes, und blickt hinauf zum düstern, aus tiefliegenden, hohen Fensternischen gar seltsam beleuchteten, riesigen Chor, dann regt sich wohl in jedem, dem nicht jede Empfänglichkeit für's Erhabene versagt ist, jenes unnennbare, aus freudiger Bewunderung und wehmüthigem Insichselbstversinken gemischte Gefühl, das der heiligste Ausdruck wahrer großer Kunstempfindung ist.

Du bist seit Jahrhunderten viel bewundert worden, ehrwürdige Abtei! Millionen leben dem Wahne, es ruhe sich in deinen Mauern leichter als anderswo von den Mühen des Daseins aus, und Viele geizen noch heute — wo der Reichthum sich manches schöne Plätzchen neben dem Verdienste zu erschleichen wußte — nach einer marmornen Unsterblichkeit an dieser Stelle, wenn sie auch den Glauben an sonstige Unsterblichkeiten nicht umfassen können. Die englische Nation hat dich zum Pantheon geweiht! Viele tadeln es; Andere wieder zweifeln, daß unser Zeitalter einen Bau zu Tage fördern könne, der so ganz geschaffen wäre, uns in die Erinnerung an große Todte zu versenken. Mag der Meinungsstreit immerhin unentschieden bleiben. Ein Volk, dem das Glück bescheert ist, seinen großen Geistern ein ihrer Größe angemessenes, freies Feld der Thätigkeit zu bieten, wird auch ohne allzuviel Speculiren die richtige Methode finden, ihnen eine passende Grabstätte aufzubauen. Die alten kriegerischen Hunnen begruben ihre Helden auf der Wahlstatt, die ihre letzte beste That gesehn; so ist es ganz naturgemäß, daß der religiöse Sinn der Engländer seine gefeierten Todten am liebsten im schönsten Gotteshause seiner Insel ehrt.*)

*) Von den Denkmalen der in Westminster Begrabenen erwähnen wir die Könige: Eduard den Bekenner und seine Gemahlin Edith; Heinrich III.; den kriegerischen Eduard I. und sein Gemahl Eleonore; Eduard III. mit seiner Königin Philippa; Richard III. mit Anna; Heinrich III. mit Elisabeth; Eduard V. und den Her-

Geweiht wie das Chor und die Säulengänge der Abtei, ist ihre äußere Umgebung. Wohl ist Parlamentstreet, die nach Westminster führt, eine der geräuschvollsten Straßen, wohl drängt und stößt das Volk sich an dem Kreuzwege der nach Westminsterbridge führt, wohl ist hier des Wagengerassels kein Ende, und gehen an anderthalb Millionen Pferde im Jahre diesen Weg hinüber nach der Borough, dennoch steht die schwarze Abtei weit genug von der Heerstraße zurückgeschoben, mitten unter Wiesengrün, Baumschatten und umgelegten Grabsteinen, daß man sich in ihrer nächsten Nähe ruhig wie in der Umfriedung einer Dorfkirche fühlen kann. Schmale Fußwege führen zu ihren Mauern, fette Schafe weiden das Gras ab, das bis an ihr altes Gestein hinaufwächst, und eiserne Gitter wehren Pferd und Wagen ab.

Diese Gitter und die breite Straße, die gen Süden

---

zog von York, die beiden im Tower Ermordeten; Elisabeth mit der schottischen Maria; Karl II.; William II.; Queen Mary, Queen Anne und den Prinzen Georg von Dänemark.

Von den Staatsmännern: Villiers, Halifax, Chatam, Mansfield, Grattan, Canning, Sheridan, Wilberforce, Fox und Pitt.

Von den Kriegern: Monk, Zigonier, Howe, Warren, Kemperfeldt, Wolfe, Eyre, Coote.

Von den Dichtern: Vater Chaucer, Spenser, Ben Jonson, Butler, Dryden, Addison, Gay, Thomson, Gray, Goldsmith, Watts, Prior, Congreve, Johnson, Shakspeare, Milton.

Gelehrte und Künstler: Newton, Händel, Garrick, Kemble, Kneller, Camden, Isaac Barrow u. s. w.

nach Vauxhallbridge und dem riesigen Gefängniß von Millbank führt, trennen die Abtei von den Parlaments-häusern. Sind Letztere erst nach dieser Seite zu ausge-baut, dann wird der Platz der sie und die Abtei und noch an hundert andere Privatgebäude umschließt, erst einen bestimmten Charakter bekommen. Jetzt baut man noch am kolossalen Victoriathurm, dessen Portal zu den großartigsten gothischen Baudenkmalen gerechnet werden muß, jetzt steht der nach Norden schauende schlanke Thurm noch unvollendet, unübertüncht, kahl und uner-quicklich in der Ecke, jetzt liegt noch hinter rohen Bret-tereinfassungen und mitten unter Maurergerüsten Schutt und aufgeworfenes Erdreich, jetzt tritt der ganze Neu-bau noch unharmonisch aus seiner alten Umgebung. Nach Ablauf zweier Jahre wird der Bau vollendet sein. Staub, Kohle, Wasserdunst und Nebel werden das ihrige thun, die mit der Abtei harmonirenden Tinten in kür-zester Zeit zu Wege zu bringen.

Vor dem Neubau steht ein älteres Gebäude aus Quaderstein, mit alterthümlich geformten schmalen Fen-stern, niedrigen Straßeneingängen, burgartigen Zinken und Erkerthürmchen. In demselben eingeschlossen sind mehrere der bedeutenderen Regierungskanzleien, die be-rühmte Westminsterhalle und verschiedene Gerichtshöfe. Wir lassen heute letztere bei Seite liegen, und betrach-ten die riesige Halle, die, wie man in englischen Hand-büchern liest, der größte von allen gedeckten Räumen

der Welt sein soll, die nicht durch Mittelstrebepfeiler getragen werden.*)

Hier finden wir die letzten Mauerüberreste von dem längstverschwundenen alten Westminsterpalaste, wie er zu König Rufus' Zeiten war, und in dem die alte Normannengastlichkeit wie nie wieder in späteren Epochen den Tisch für Tausende von Gästen deckte. Von 1097 bis 1547, also 450 Jahre hindurch residirten hier die Könige Englands, bis durch den großen Brand von 1834 die letzten Spuren die ein Bild der alten Herrlichkeit geben konnten, vernichtet wurden, und Westminster Hall allein zurückgeblieben ist, uns auch eine Idee vom großartigen gothischen Palaststyl zu hinterlassen. Es ist eben nicht viel mehr als eine andeutende Idee, denn mit Ausnahme des nördlichen Portales und des Fensters über demselben ist Alles was wir sehen und greifen können, Schöpfung späterer Tage. Zumal seit die große Halle mit dem neuen Parlamentsgebäude in Verbindung gebracht ist, um als Hauptzugang zu demselben zu figuriren, ist ihr Charakter zum großen Theil geändert. An ihrer südlichen Seite führen jetzt breite Stufen zu einer Art Balustrade, von wo man in die weiteren Vorhallen und Gänge der Parlamentssäle gelangt. Das bescheidene alte Fenster über dem Haupt-

*) Sie mißt 239 Fuß in der Länge und 68 Fuß in der Breite. Die in Padua dagegen mißt 240 Fuß in der Länge und 80 Fuß in der Breite.

portale contrastirt seltsam mit dem neuen gegenüberliegenden, das mit allem Aufwande gothischer Verzierungen geschmückt, und in so riesigen Dimensionen ausgeführt ist, daß man das ganze Hauptportal durch dasselbe hinauswerfen könnte. Wird überdies die alte Halle noch des Nachts, wie dies bei Parlamentssitzungen der Fall ist, mit Gas erleuchtet, so entsteht dadurch eine Mischung von alterthümlichem Düster und moderner Färbung die weit entfernt den Eindruck des Ganzen zu schwächen, die einzelnen Partieen des massenhaften Deckengebälkes vortheilhaft hervortreten lassen.

Während wir die Halle betrachten, haben sich in derselben wohl an zweihundert Menschen eingefunden, die vom Eingangsportale bis zur unscheinbaren Seitenthüre, welche vor der Hand von den Mitgliedern des Unterhauses benutzt wird, Spalier machen. Der Zeiger auf dem Thurme der Abtei steht nämlich auf halb fünfe, und das ist die Zeit um welche die Parlamentsmitglieder sich zumeist einzufinden pflegen. Es fehlt aber nie an Neugierigen, die wenn es ihnen nicht möglich ist, sich eine Karte auf die Tribune des Hauses zu verschaffen, in der Halle warten, um das Angesicht der einen oder andern parlamentarischen Berühmtheit zu erschauen.

Der freie Platz vor Westminster Hall fängt in der That an belebt zu werden. Einzelne Policemen werden sichtbar, und stellen sich am Portale auf, um Ordnung zu halten. Dann sieht man alte und junge Volks-

vertreter aus allen Richtungen her ankommen, der Eine im bescheidenen Cab, mit kurzen Nankingbeinkleidern schwarzem, langschweifigem Frack, und einem massiven Regenschirm, der sich wie eine Keule ansieht, unter dem Arm. Der andere seinem Stande gemäß in schwerfälliger Carosse mit hohem Kutschbock und gepuderten Bedienten; Viele zu Fuße, und wieder Andere zu Pferde entweder puritanisch einfach in quäkerartigem Habitus einhertrabend, oder auch stutzerhaft elegant angezogen. Die Meisten jedoch fahren sich selbst in zweirädrigen, einspännigen Wagen zum Tempel ihrer eventuellen Unsterblichkeit. Letztere haben wie die Reiter ihre Grooms hinter sich, um die Pferde heimzuführen, und sehen auch die Herren fein bürgerlich aus, so geben doch die vielen Diener, die sich hier ansammeln, dem Platze vor der Halle eine stark aristokratische Färbung. Der Unterschied zwischen unseren, nun großentheils hingeschiedenen, deutschen Kammern und dem englischen Parlamente gibt sich schon auf dem offenen Platze vor demselben kund. Bei uns war von Dienerschaft und Equipagen wenig zu sehen. Im englischen Parlamente dagegen sitzen nur sehr wenig Leute, die nicht mit einer anständigen Fülle von Geld versehen wären. Denn abgesehen davon, daß eine Candidatur allein gewöhnlich schon ein artiges Capital kostet, bestimmt auch das Gesetz, daß jedes Parlamentsmitglied ein unabhängiges Einkommen von dreihundert Pfund nachweisen müsse. Unter einem

unabhängigen Einkommen versteht man aber hier ein solches, das von Bodenbesitz oder Staatspapieren gezogen wird. Das Vermögen eines Kaufmanns, Banquiers u. dgl. wird, wenn es in seinem Geschäft untergebracht ist, nicht als unabhängig, das heißt nicht über alle Wechselfälle des Schicksals erhaben betrachtet. Dieses Gesetz allein wäre hinreichend, den minder Begüterten vom Parlamente auszuschließen; eine gewaltigere Schranke jedoch zieht die gesellschaftliche Stellung, in die ein jedes Parlamentsmitglied hineingezwängt wird. Mag er was immer für einen Beruf haben, so muß er denselben für eine Reihe von Jahren opfern, und zwar ohne die geringste pecuniäre Entschädigung, da die englischen Volksvertreter bekanntlich keine Diäten beziehen. Ist das Leben in London schon an und für sich kostspielig, so ist es desto kostspieliger für den, der in der Hauptstadt nicht heimisch, der daselbst allein oder mit Familie seine temporäre Residenz aufschlagen muß. Dazu kömmt, daß jedes Parlamentsmitglied gewisse patriarchalische Verpflichtungen gegen die einflußreicheren Mitglieder seiner Wählerschaft hat. Kommt Mr. Brown in der Saison für acht Tage vom Lande nach London, so wird er nicht ermangeln, den ehrenwerthen Mr. M. P. dem er seine Stimme gegeben, mit einem Besuche zu beehren. Mr. Brown ist in seinem Flecken ein Mann von Stellung und Vermögen; seine Familie und die Sippschaft seiner Frau sind groß und weit verzweigt

und innerhalb der Grenzhecken des Wahlfleckens nicht ohne Einfluß. Was kann Mr. M. P. weniger thun als Mr. Brown zu Tische laden, ihm seine Equipage, seine Loge anbieten? Auf Mr. Brown folgt aber Mr. Smith: dann kommt George Thomson Esq., und der ehrwürdige Mr. Jones sammt Gemahlin und Tochter in die Stadt. Die Besuche und Einladungen nehmen kein Ende. Das kostet in London viel Geld. Hat der M. P. überdies noch das Glück eine Frau zu besitzen, die ihren Theil von der Londoner Saison mitgenießen, auf den Bällen der Aristokratie, bei Hofe u. s. w. erscheinen will, so kostet das wieder ein gut Stück Geld. Der M. P. selber kann nicht, wie's viele continentale Kammermitglieder mit Ehren thun, in einer Kneipe seine Mahlzeiten halten; das verbietet der aristokratische Anstandscodex seines Vaterlandes; er muß in seinem Club oder im Hôtel ersten Ranges speisen, muß anständig leben und wohnen, mit Einem Worte er muß das sein, was wir nach unseren continentalen Vermögensbegriffen einen reichen Mann nennen. Die vom Gesetz geforderten dreihundert Pfund unabhängigen Einkommens sind somit eine nichtssagende Formel, und Lord John Russell konnte, auch ohne für einen radicalen Reformer zu gelten, die Abschaffung dieses Gesetzes beantragen, da es, wie sehr richtig bemerkt wurde, keinem Menschen ohne gesegnete Einkünfte einfallen würde, sich um die kostspielige Ehre eines Parlamentssitzes zu bewerben.

Großartiger als von außen sehen sich die Parlamentshäuser im Innern an, das heißt nicht etwa die beiden Versammlungssäle selbst sondern die Gänge und Hallen die zu denselben führen. Steigt man die breiten Steintreppen am südlichen Ende von Westminsterhall hinauf, und wendet sich auf der Plattform angelangt nach links, so gelangt man in einen Corridor der hoch und lang genug ist, um in jedem gothischen Dome zweiter Größe als Seitengang figuriren zu können. Hohe gothische Fenster, Mosaikfußboden, Palmendecke, schwere Kronleuchter in altem Kirchenstyle, aus Messing gegossen, Marmorstandbilder auf schweren Steingestellen — das ist der Charakter des Hauptcorridors der zum Innern des Heiligthums führt. Thüren aus solidem Eichenholz mit zolldicken Spiegelscheiben, massiven Messingbeschlägen und zierlicher Vergitterung schließen diesen Corridor, und führen zu einer runden luftigen Halle, von welcher wieder großartige Corridore nach allen Richtungen des Gebäudes auslaufen. Diese Halle bildet gewissermaßen den Centralpunkt des ganzen Baues, den Trennungs- und Vermittlungspunkt zwischen dem Hause der Lords und der Gemeinen, so daß man nur noch figürlich von den Parlamentshäusern im Plural sprechen kann. Sie bilden ein zusammenhängendes Ganzes. Im nördlichen Flügel liegt der Saal der Gemeinen, im südlichen der der Lords, im Mittelpunkt zwischen dem langen Gange der beide verbindet, die erwähnte Halle.

Die andern Corridore die hier münden führen in die übrigen Haupträume des Gebäudes, in die Bibliothek, die Speisesäle u. s. w. In Allen ist der gothische Styl bis auf die Thürverzierungen und das Wandgetäfel beibehalten, in Allen herrscht ein melancholisch religiöses Düster, das mit den geschäftig und geschäftsmäßig aussehenden Figuren, die ab und zu rennen, ganz sonderbar contrastirt.

Daß in den Speisezimmern für jeden erdenklichen Comfort des Leibes gebührend gesorgt ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Aber merkwürdig ist es, daß der Speisewirth, dessen Humanität diese Localitäten anvertraut sind, für die Regierer seines Vaterlandes wo möglich noch weniger Rücksichten hat, als andere englische Speisewirthe für die Regierten. Die Gesetzgeber Englands werden in ihrem eigenen Hause viel ärger geprellt als in irgend einem Hôtel des Siebengebirges oder der Appeninen. Jeden Tropfen Sherry, jede Faser Hammelfleisch die sie hier verzehren, müssen sie mit schwerem Golde aufwiegen. Auch haben sie sich im vollen Senat schon zu wiederholten Malen bitterlich über die theuere Haushaltung beklagt. Aber der unpatriotische Wirth hat deshalb seine Preise doch nicht herabgesetzt, und besteuert die Gesetzgeber seines Vaterlandes eben so unbarmherzig, wie er von ihnen besteuert wird.

Die Bibliotheken des Hauses — es gibt deren eine

für die Lords und eine für die Mitglieder des Unterhauses — lassen an solider Pracht in der Anlage und Ausstattung, an Zweckmäßigkeit und Eleganz ihrer Einrichtung kaum etwas zu wünschen übrig. In den großen Marmorkaminen flackert das Kohlenfeuer bis spät nach Mitternacht; sardanapalische Lehnstühle laden zum Lesen, Träumen und Schlafen ein; kostbare Teppiche bedecken den Boden; feingekleidete Diener warten der Winke der hohen Besucher; auf breiten Lesetischen liegen Mappen, Schreibpapiere aller Art, Briefcouverts aller Größen, kurz alles was zum Schreiben erforderlich ist; in den kostbar geschnitzten Schränken stehen die prachtvollsten Werke im gediegensten Einbande, und längs derselben brennen Gasflammen, wie Coulissenlampen senkrecht übereinander geordnet, und so beschattet daß ihr volles Licht auf die Bücher fällt. — Zwei Bibliothekare überwachen das Ganze. Wenn man bedenkt, daß es sich in diesen Lesezimmern viel bequemer sitzt als im Hause selbst, und daß die Debatten oft sehr lang und verzweifelt langweilig sind, so wird man es verzeihlich finden, daß mancher, wenn auch noch so gutgesinnte und thatendurstige Volksvertreter, seinen Sitz im Hause gerne für ein Stündchen mit einem Lehnstuhl in der Bibliothek vertauscht. Hier sitzt und schläft und schreibt sich's am Ende sogar besser als im Club. Und hat ein Mitglied des Hauses einen Brief an seine Wähler oder an seine Gläubiger zu schreiben, so ist

zehn Schritte von der Bibliothek, in der Eingangshalle, sogar ein eigenes Postbureau, das blos Briefe für Parlamentsmitglieder expedirt und empfängt. Man sieht, daß die Herren nicht übel für ihren Comfort gesorgt haben.

Nur Eine Kleinigkeit ist bei dem Bau dieser Parlamentshäuser, der schon über zwei Millionen Pfund kostet, vergessen worden, aber diese Kleinigkeit ist leider die Hauptsache. Man kennt die alte Klage — die eigentlichen Häuser, das heißt die Sitzungssäle, sind durchwegs schlecht in der Anlage, in der Eintheilung, in der Ausstattung, in akustischer, optischer, rheumatischer, gichtischer und katarrhalischer Beziehung.

Im Saale der Lords treten diese Mängel weniger hervor. Die Aufgabe des Architekten war hier einfacher, und der Besucher sind hier nie so viele als daß er — wie bei den Gemeinen — die schwere Nuß zu knacken bekommen hätte, einen Saal für sechshundert Mitglieder mit Gallerieen für Damen, Zeitungsberichterstatter, gewöhnliches und ungewöhnliches Publicum zu bauen, der dabei nicht allzugroß, sondern vielmehr heimlich wie ein englisches Parlour sein soll. Im Hause der Lords sitzt sich's auf den rothledernen Sitzen ganz vortrefflich, selbst wenn man kein Krönlein auf dem Haupte hat. Durch die hoch oben angebrachten kleinen, buntbemalten Fenster fällt zwar nur sparsames Licht, aber den Herren die hier zusammenkommen liegt

nicht viel daran einander deutlich zu sehen; sie treffen sich nach der Sitzung in den strahlenden Salons des Earl of Grimm oder des Herzogs von Slimm; da sieht man sich ganz deutlich. An vielen Punkten des Saales hört man auch nicht übermäßig gut, aber daran liegt auch nicht viel, erstens weil's hier selten etwas zu hören gibt was gehört zu werden der Mühe werth wäre, zweitens weil viele Lords absichtlich oder unabsichtlich so vertrackt undeutlich sprechen, daß man sie im allerakustischsten Locale nicht verstehen könnte, und drittens weil die Reporters einander collegialisch aushelfen, wo ihre Ohren nicht ausreichen, und man die schönen Reden am andern Morgen viel schöner und deutlicher in den Zeitungen lesen kann. Bescheidene Lords wissen das Talent des Reporter-Collegiums zu schätzen, sprechen viel durch die Zähne, vertrauen auf die Undeutlichkeit ihres Organs und freuen sich ehrlich des andern Morgens beim Frühstück, wie zusammenhängend und vernünftig so ein Zeitungsreporter eine Nachmittagsrede zu stylisiren versteht.

Zweimal im Jahr, da freilich will Jeder im Oberhaus möglichst gut hören und sehen. Das ist an den beiden Tagen, wo die Königin das Parlament eröffnet und zum Schlusse bringt. Aber an solchen Tagen thut die Londoner Sonne was sie vermag, um durch den Rauch und durch die Glasmalereien der Oberhausfenster zu bringen; dann spricht auch die Königinn viel

lauter und deutlicher als die meisten der alten Herren, die sonst hier zusammenkommen, und endlich ist die Thronrede schon gedruckt, wenn sie gehalten wird. Die optischen und akustischen Mängel sind somit weniger auffallend. Der Saal selbst, der mit allen seinen Mauer- und Holzverzierungen wie in Gold eingetaucht erscheint — man sieht eben nichts als Gold vom Boden bis zur Decke — bietet im Ganzen einen, wenn auch nicht gerade geschmackvollen, doch prachtvollen Anblick. An Tagen feierlicher Parlamentseröffnung, wenn die Königin unter dem goldenen Thronhimmel Platz nimmt, die Würdenträger des Reichs sie umgeben, die Gallerieen und Corridore mit geputzten Damen gefüllt sind, ist der Anblick sogar heiter, wohlthuend und dabei großartig. —

Es lag ursprünglich im Plane des Architekten, den Sitzungssaal des Unterhauses, wenn auch nicht gerade so überaus glänzend wie das Haus der Lords, doch in reichverziertem Styl zu bauen. Ja die Decke mit einer Masse von Vergoldungen und zierlich gemalten Feldern aller Art war schon fertig, als sich im Schooß der Gemeinen selbst ein Sturm gegen den Architekten erhob, und von rechts und links Klagen laut wurden, daß man dem Unterhause ein vergoldetes Haus baue, auf den es von Herzen gerne verzichten wolle. Es wurden bei dieser Gelegenheit Reden gehalten, die Spartanern Ehre gemacht hätten. Ein demokratischer Hauch wehte durch

die Bänke. Es klang beinahe wie Puritanismus, wie demokratische Prüderie. Und doch war es natürlich. Seit nämlich die alten Parlamentshäuser abgebrannt waren, hatte das Unterhaus in einem provisorischen Locale seine Sitzungen gehalten. Dieses Local war eines der armseligsten, in dem je die Vertreter einer gebildeten, großen Nation zusammenkamen. Zum größten Theil aus Holz aufgeführt glich es mehr einer Kneipe als einem Parlamentssaale. Die Zugänge waren enge und niedrig wie Theaterzugänge in Provinzstädten vierten Ranges. Die Diele des Saales selbst deckte ein schlechter Teppich; von der Decke fiel spärliches Licht hinein; die Farbe der Wände war gelb grau schwarz verwischt; die Treppen glichen Leitern; die Gallerieen, Vorzimmer und Comitéstuben mit allem was darum und daran war mahnten stark an zusammengeraffte Theaterrequisiten; kurz Alles war exquisit schmutzig, schäbig, ungehobelt. Der Mensch aber ist ein Gewohnheitsthier, dem die Zeit selbst das Schlechte lieb macht. Man vertauscht nicht gerne einen alten Filz mit einem neuen Hute, wenn ersterer sich einmal recht an die Schädelknochen angepaßt hat; man trennt sich nicht leicht von einer alten Dachstube in der man Jahre lang gelebt, genossen und gelitten hat; man wandert nicht leicht aus der alten Stammkneipe in ein neugefirnißtes Wirthshaus. So ging es den Mitgliedern des alten Unterhauses. In ihrer schäbigen Bretterbude hatten sie sich

heimisch gefühlt. Sie kletterten über die schlechten Treppen wie Katzen durch wohlbekannte Schlupfwinkel; jeder finstere Gang, die unbequeme Stube wo sie ihre Ueberröcke aufhingen, jede Bank im Saale selbst, kurz Alles, Alles war von theueren Erinnerungen voll, die sie nur ungern für ein eleganteres Haus vertauschten. Aber es blieb ihnen keine Wahl. Das Provisorium konnte unmöglich zur Permanenz erhoben werden. Und so glaubten sie wenigstens mit Recht verlangen zu dürfen, daß ihr neuer Sitzungssaal nicht viel prachtvoller als der alte aussehen solle.

Dem Architekten dagegen konnte füglich nicht zugemuthet werden Schmutz zu fabriziren, oder inmitten des gothischen Steinpalastes ein Bretterhaus im Style des alten aufzuführen. So suchte er denn einen Ausweg, ließ die prachtvollsten Vergoldungen und Simsverzierungen weg, dekorirte in matten Holzfarben, gab dem ganzen Saal einen Eichenanstrich, theilte die Decke in Vierecke von Holzgetäfel, wie man sie in alten Burgsälen findet, dämpfte das Licht durch schmale, reichlich bemalte Fenster, und brachte auf diese Weise einen Sitzungssaal zu Stande, der weder alt noch neu, weder großartig noch heimlich, weder modern noch antik, weder einfach noch überladen, weder sauber noch schmutzig, sondern wie ein Lebkuchengehäuse aussieht.

Da die Kunst sich nicht offen in der Decoration zeigen durfte, wurde sie im Verborgenen ausgeübt. Um

eine gehörige Ventilation zu erzeugen, wurden Mittel in Anwendung gebracht, die in keinem Verhältniß zum vorgesteckten Ziele standen. Es wurden Thürme gebaut, die jedem Gotteshause zur Ehre gereichen würden, die aber hier bloß den Zweck haben sollen, die atmosphärische Luft in die Höhe, dann wieder in die Tiefe und endlich in die Lungen der Unterhausmitglieder zu locken. Es wurde eine Dampfmaschine gebaut, die künstliche Luftströmungen gebären sollte. Es wurde gebaut und wieder eingerissen, um wieder gebaut und wieder eingerissen zu werden. Und Alles war schlecht. Die Dampfmaschine wurde bald in Ruhestand versetzt, denn der Sitzungssaal, inmitten endlos langer Corridore gelegen, hatte der Luftströmungen genug, um der ganzen Bevölkerung des vereinigten Königreichs Gicht, Katarrh und Rheuma an die Glieder zu hetzen. Der hohe Plafond mußte um ein gut Stück gesenkt werden, weil die Akustik Einsprache erhob. Die künstliche Gasbeleuchtung mußte auf naturgemäßere Apparate zurückgeführt werden, weil sie den Mitgliedern und dem Publicum auf den Gallerieen die Haare auf dem Kopfe versengte. Die Luftströmungen durch die künstlichen Poren des Fußbodens mußten zur Windstille verurtheilt werden, weil sie den Staub des Fußteppichs mit sich fort rissen, und alle jene diätetischen Nachtheile zu Tage förderten, die sie hintanhalten sollten, abgesehen davon, daß sie, wie genaue Beobachter bemerkt haben wollen, die Locken in

der Perücke des Sprechers ihres Puders beraubten. So wurde allmälig ein verborgenes Kunststück nach dem andern wieder demolirt, so daß nichts als die greifbare Unerquicklichkeit des Saales selbst übrig geblieben ist. Doch besser wir treten selbst ein, um einen Abend in dem geweihten Raume zuzubringen.

In dem großen Corridor, der von Westminsterhall zur Centralhalle führt, stehen viele Leute, oder sitzen an den steinernen Seitenbänken, oder gehn auf und ab. Die Ungeduld des Wartens ist Manchem von ihnen auf dem Gesicht geschrieben. Wer sind diese Leute? Das ist das englische Publicum, welches Eintrittskarten für heute Abend zur Gallerie des Unterhauses erhalten hat, und das jetzt warten muß, bis sich ein leeres Plätzchen findet. Die Sache verhält sich nämlich so. Jedes Unterhausmitglied hat das Recht für jeden Sitzungstag eine Eintrittskarte zur allgemeinen Gallerie zu vergeben. Will man eine solche erhalten, so muß man entweder mit einem Mitglied persönlich bekannt sein, oder sie durch einen Freund erwirken, oder man wendet sich auch brieflich an eines der Mitglieder, an einen Minister u. s. w. die in der Regel freundlich genug sind, dem Schreiber eine Karte zukommen zu lassen.

Der M. P's. gibt es aber mehr denn sechshundert, folglich können an jedem Tage über sechshundert Karten ausgetheilt werden. Die allgemeine Gallerie dagegen faßt nicht über siebenzig bis achtzig Menschen. Wer sich

zuerst an der Thüre einfindet, hat den Vortritt. Sind die Sitze gefüllt, müssen die Späterkommenden, trotz ihrer kostbaren, oft mit großer Mühe erlangten Eintrittskarten in dem großen, kalten Corridore, oder in einem elenden, unter einer Seitentreppe befindlichen Winkel so lange warten, bis Einem der Frühereingelassenen die Zeit zu lange wird und er einem der Wartenden seinen Platz räumt. Zum Glück für das neugierige Publicum sind die Debatten oft so trocken und unerquicklich, daß es für die Wenigsten lockend ist, ihnen stundenlang zuzuhören. Gibt es aber eine interessante Sitzung, handelt es sich um eine wichtige ministerielle Vorlage, oder hat die eine oder andere Interpellation zu einem Kreuzfeuer von Bedeutung, an dem sich parlamentarische Größen ersten Ranges betheiligen, Veranlassung gegeben, dann kann es Manchem leicht geschehen, daß er von Mittags drei Uhr bis spät gegen Mitternacht wartet, ohne daß ein Plätzchen für ihn erledigt wird, und daß er unverrichteter Sache wieder abziehen muß.

So war es seit Jahren, und so ist es heute noch, und so wird es bleiben, bis die jetzigen Parlamentshäuser wieder versinken, verbrennen oder zusammenstürzen, um einem Neubau Platz zu machen, bei dem auch dem Publicum gebührend Rechnung getragen wird. Im provisorischen Sitzungssaal, der jetzt vom Boden verschwunden ist, ließ sich die Beschränkung der Zuschauergallerie

entschuldigen, da der Saal selbst nicht einmal geräumig genug war, die volle Mitgliederanzahl zu fassen. Daß aber auch die Gallerie des neuen Hauses so lächerlich klein gebaut wurde, ist ein absichtliches oder unabsichtliches Versehen, über das wohl viel aber noch immer nicht genug geklagt worden ist. Das Publicum fügt sich dem Unabänderlichen mit exemplarischer Ruhe. Der Engländer agitirt nur dann, wenn er durch die Agitation etwas zu erreichen hoffen darf. Wo ihm dazu die Aussicht benommen ist, wird er ewig als geduldiger, entsagender Phlegmatiker erscheinen, der die Dinge nimmt, wie sie ihm geboten werden.

Wir sind heute in der angenehmen Lage über das blinde Ungefähr der allgemeinen Publicumsgallerie erhaben zu sein, indem wir durch die Güte eines Parlamentsmitgliedes mit Eintrittskarten zur sogenannten Gallerie des Sprechers versehen sind. Letztere befindet sich vor der allgemeinen Tribune, etwas tiefer, und mehr gegen den Mittelpunkt des Saales vorgeschoben. Sie hat ihren Namen daher, weil dem ursprünglichen Reglement zufolge, dem Sprecher des Hauses (gleichbedeutend mit Präsidenten) allein das Recht zusteht, Eintrittskarten auf dieselbe zu vertheilen. Ihre Sitze sind zumeist für die fremden Gesandten, Gäste von Distinction und Ausländer von gewissem Range bestimmt, und geborene Engländer sollten hier eigentlich gar nicht zugelassen werden, eine Regel, von der man in der letzten Zeit

vielfach abgewichen ist. Auf dieser Tribune, zu der nur wenige Karten ausgegeben werden, ist daher immer Platz genug, und man kann von Glück sagen, wenn man einen hochgestellten Freund besitzt, der einem diese Pforte öffnet.

Es ist fünf Uhr, wir treten ein. Unten im Saale, gerade uns gegenüber an der schmalen Wand des länglichen Vierecks, sitzt der Sprecher des Hauses auf einem bequemen Lehnstuhle aus Leder, in einem Gehäuse aus massivem Holz, das sich wie ein altes Professoren-Katheder ansieht, nach vorne zu offen, und von einem hölzernen prunklosen Baldachine überwölbt ist. Der Sprecher ist in Amtskleidung, d. h. in der gepuderten Alongeperücke, und hat den schwarzen Seidenmantel um den Leib geschlagen. Trotz dieser würdigen Attribute ist er nichts weniger als steif und majestätisch, sitzt bequem zurückgelehnt in seinem weichen Armstuhl, bald mit geschlossenen Augen, als wollte er sein Nachmittagsschläfchen halten, bald in Papieren blätternd, die er von hinter seinem Rücken hervorzieht, bald mit diesem oder jenem der Mitglieder plaudernd, die zu ihm hingeschlendert kommen. So wie der Sprecher, so plaudern auch noch Andere, zu zweien, dreien und in Gruppen miteinander. Auf den breiten Lederbänken hingestreckt, den Stock zwischen den anständig zurückgezogenen Beinen oder auch mit weit ausgestreckten gekreuzten Füßen, den Hut auf dem Kopfe, vertreiben sie sich die Zeit, so gut

es geht. Denn die Sitzung hat zwar begonnen, aber einer der Schreiber liest eben irgend eine Schrift vor, von der Jeder in Voraus weiß, was sie enthält, die somit anzuhören Niemand die Verpflichtung fühlt, die aber nach den strengen Regeln des Hauses trotzdem nicht ungelesen bleiben darf.

Unser Freund, Dr. Keif, der Gott weiß auf welche heimtückische Weise die englische Sprache so gründlich erlernt hat wie Walkers Lexikon, der einen Yorkshirer von einem Cumberlandman, bei der ersten Pinte Bier die er mit ihm trinkt, zu unterscheiden weiß, der selber einen so untadelhaften englischen Accent hat wie ihn ein ehrliches deutsches Kind von Rechtswegen gar nicht haben sollte, Dr. Keif sitzt vorgebeugt, die Ohren mit beiden Händen vordrängend, den Mund weit offen, um zu hören, was der Schreiber vorliest. — „Nicht möglich!“ ruft er endlich halbverzweifelt. „Die Jungen schwatzen da unten wie Schulbuben, wenn der Lehrer den Rücken gekehrt hat. Wozu liest der gepuderte Perückenstock, wenn ihm kein Mensch zuhören will? Ich hätte Lust meine Handschuhe hinunter zu werfen, wenn ich sie nicht vor drei Jahren verloren hätte, damit die Leute da unten etwas Respect vor der Gallerie bekommen. Ist das eine Art? Sind das Manieren? Bin ich in Mitte englischer Gentlemen, verehrtester Sir John?“

Sir John ist ein alter Galleriegast des Hauses,

und tröstet den Doctor, daß es nicht den ganzen Abend so unruhig bleibe, daß wenn erst die Debatte im Gange sei, geziemende Ruhe eintreten werde.

Die Debatte ist aber längst im Gange, und noch ist der Lärm viel zu verworren, als daß man die Redner verstehn könnte, so sehr diese auch ihre Lungen anstrengen und mit den Händen durch die Luft fechten.

„Das sind nur unbedeutende Vorläufer, vorgeschobene Plänkler," tröstet Sir John wieder. „Lassen Sie nur die Rechten kommen, dann hört man eine Stecknadel auf den Boden fallen, so athemlos hört Jeder zu."

Sir John ist ein Ehrenmann, dem man glauben muß. Bis demnach die Rechten kommen, haben wir Zeit, uns im Saale umzusehen.

Wir sitzen, wie bemerkt, auf der Sprechergallerie. Hinter uns ist die kleine, dichtbesetzte Tribune für's große achtzig Mann starke englische Publicum; an den beiden Längsseiten läuft in derselben Höhe mit der unsrigen eine andere Gallerie, die den Mitgliedern angehört, und bei Abstimmungen oder zu vertraulichen Zwiegesprächen verwendet wird; uns gegenüber sitzt die Journalistik, und über deren Haupte hängt ein mit goldenem Gitterwerk versehener gläserner Käfig in Gestalt einer geschlossenen Veranda, in welchem einige Damen Unterkunft gefunden haben. Es ist uns zwar nicht möglich

sie zu sehen, aber Sir John behauptet, er erkenne Lady John Russell und der Himmel weiß, wen noch. So ein Erzengländer hat Augen wie ein Luchs wenn's etwas Adeliges zu sehen gibt; wenn er nicht sehen kann, so wittert er eine Right Honourable auf zwei ein halb Meilen mit der Zuverlässigkeit eines guten Spürhundes.

Also hinter jenem mit Gittern versehenen Glasverschlage sitzen die Damen! Was sie dazu bewegen mag, sich dort einsperren zu lassen, ist schwer zu errathen, zumal an einem so warmen Abend, wo Mario im Propheten singt. Daß sie von der Debatte etwas hören ist undenklich, denn schon die Reporters in der zweiten Reihe verstehen das Wenigste was unten gesprochen wird, um wie viel weniger die Odalisken hinter der Vergitterung in ihrem Käfig, der weit hinter und über die Journalistentribune zurückgeschoben ist. Daß sie einen Blick in's Parterre, wo die Parlamentsmitglieder sitzen, haben, ist ebenfalls durch ihre Stellung unmöglich gemacht. Sie können weder den Sprecher, noch den Tisch des Hauses, noch die Minister, noch irgend eine der Parlamentsgrößen sehen; wenn's gut geht allenfalls die letzten Bänke an der Thüre und die Thürsteher. Das Alles wäre zu ertragen. Man weiß, daß es Damen oft mehr darum zu thun ist, gesehen zu werden, als selbst zu sehen. Aber auch das Erstere ist unmöglich. Ihre geschlossene Loge ist unerleuchtet, stock-

finster, vom Parterre aus selbst für den Blick eines Anbeters, eines eifersüchtigen Gemahls undurchdringlich. Warum gehn also englische Damen in's Unterhaus und bewerben sich oft mit unglaublichem Eifer um eine Karte? Es läßt sich dafür, erörtert Dr. Keif nach langem Nachdenken, nur Ein Grund auffinden, und der ist folgender: Von außen mag jener Verschlag noch so dunkel aussehen, und daß er nicht hell genug ist, um einen Katholiken von einen Puseyiten zu unterscheiden, ist gewiß. Aber mir scheint er doch immer noch licht genug zu sein, um den Damen eine wissenschaftliche gegenseitige Untersuchung ihrer Toiletten zu gestatten. Man hat gar keine Vorstellung, wie scharf ein Weiberauge im Dunkel sieht, wenn es den Schnitt einer Mantille, die Stickerei eines Taschentuches, den Aufputz eines Hutes erkennen will. Dort oben sitzt man, wie es scheint, recht nahe an einander. Was sich nicht sehen läßt, das greift man. Andere Gründe für die Anwesenheit der Damen im Unterhause kann ich in diesem Augenblicke nicht auffinden, und wer weiß, ob mir's je gelingen wird.

Die Reporters werden von Dr. Keif ebenfalls scharf in's Auge gefaßt. Er findet, daß sie viel ernster, älter und gelangweilter aussehen als die pensionirten Berichterstatter unserer, auf Ferien befindlichen, deutschen Parlamente. Das ist begreiflich. Es gibt Männer mit grauen Haaren und gewaltigen Glatzköpfen darun-

ter. Sie sind in ihrem Geschäfte alt geworden, und mancher der dort seit zehn Jahren und darüber sitzt, wird noch so lange Reporter bleiben, bis er keinen Bleistift mehr zwischen den Fingern halten kann, und seinen Platz jüngeren Aspiranten abtreten muß.

Doch lassen wir die Reporters, auf die wir bei einer anderen Gelegenheit zu reden kommen werden, und sehen wir uns weiter im Parterre um.

Einige Schritte vor dem Armstuhle des Sprechers steht ein Tisch. Wer hat nicht von ihm gehört? Es ist der Tisch des Hauses, auf dem alle parlamentarischen Schriftstücke niedergelegt werden, bevor sie zur weiteren Procedur gelangen, oder in den Archiven der ewigen Vergessenheit anheimfallen. Dieser Tisch hat nichts mit den erhöhten Präsidentenbureaux, wie wir sie im deutschen oder französischen Parlamente zu sehen gewohnt sind, gemein; er steht mit seinen vier Füßen auf dem Boden, wie es alle hausbackenen Tische seit Alterszeit gethan haben, und ist mit einem grünen Tuche bedeckt. Hinter ihm, mit dem Rücken gegen den Sprecher gekehrt, sitzen die drei Schreiber des Hauses in gepuderten Perücken; auf ihm liegen gewöhnlich Stöße von Papieren, Petitionen u. dgl. die zu Anfang der Sitzung eingebracht werden; außer diesen mehrere solid in Leder gebundene Bände neben und übereinander, die hier permanent stationirt, und wenn wir nicht irren juridisch parlamentarische Nachschlagebücher sind; kurz der ganze Tisch sieht sich

wie ein gewöhnlicher Schreibtisch in einer Studierstube oder in einer Gerichtskanzelei an. Die drei Perücken hinter demselben stören diese Auffassung nicht, und doch befindet sich an diesem Tische etwas, das ihn von den gewöhnlichen Brüdern seiner Gattung auf den ersten Blick unterscheidet. An seiner vorderen Seite nämlich liegt auf zwei metallenen Gabeln ein großes massives goldenes, blank polirtes und geputztes Scepter. So lange dieses auf dem Tische ist, wird die Sitzung als solche in Activität betrachtet; die Wegnahme des Scepters ist mit der Aufhebung der ordentlichen Sitzung gleichbedeutend.*)

Da sehn Sie — hart am Eingange des Saales steht ein Armstuhl, den wir bis jetzt ganz übersehen haben. In demselben sitzt ein Herr in dunkler Uniform, Frack mit gesticktem Kragen, kurzen Pantalons, schwarzseidenen Strümpfen und Etiquettedegen an der Seite. Das ist der Sergeant at Arms, das einzige bewaffnete Individuum des Hauses, gewissermaßen dessen Kastellan und oberster Thürhüter, der unter Anderem auch das Amt hat, die Befehle des souverainen Sprechers zu vollziehen, wenn diese gegen ein Parlamentsmitglied oder sonst Jemanden, der sich eines Verstoßes gegen das Haus (breach of the privileges of the House) schuldig ge-

*) Die Sitzung ist dann vertagt oder das Haus constituirt sich als Comité.

macht hat, gerichtet sind. Bis auf weiteres wird der Schuldige dann von dem genannten Sergeanten in Verhaft genommen, und bleibt unter dessen Obhut in den eigens für solche Fälle hergerichteten Localitäten des Hauses. Der Sergeant haftet für seinen Schutzbefohlenen, versieht ihn während der Zeit seiner Gefangenschaft, je nach den Bedürfnissen und Wünschen des Arrestanten, mit französischer Küche, portugiesischen Weinen und allen erdenklichen Comforts, und macht ihm dafür zum Schlusse eine Wirthsrechnung, wie sie die kühnste Phantasie eines Hôtelbesitzers sich nicht überschwenglicher ausmalen kann.

Dieses Männlein mit dem Degen, das beiläufig gesagt ein doppelt so großes Einkommen wie ein deutscher General bezieht, hat sich, während wir den Tisch des Hauses mit seinen Büchern und seinem goldenen Scepter unserer Beobachtung unterzogen, von seinem Armstuhl erhoben, und bewegt sich in abgemessenen Schritten gegen den Tisch. In der Mitte des Saales angelangt macht er dem Sprecher einen tiefen Bückling, nach drei Schritten wieder einen, und nach wieder drei Schritten, die ihn bis vor den Tisch gebracht haben, einen dritten.

Dr. Keif an unserer Seite wird purpurroth im ganzen Gesicht vor Erwartung. Was will das Männlein mit dem Degen? murmelt er. Tänzelt ja, als wolle es den Sprecher, der in seinem weitem Mantel mit den

gepuderten Locken wie eine ehrsame Matrone aussieht, zum Menuett auffordern — —

Der Sergeant aber ist, beim Tisch angelangt, eine Secunde stehen geblieben, hat etwas gemurmelt das nur Eingeweihte verstehen können, nimmt jetzt den Scepter vom Tisch, und legt ihn auf ein Gestell unter demselben. Dann tritt er, mit dem Gesichte fortwährend gegen den Sprecher gerichtet, in abgemessenen Pausen wieder eins zwei drei Bücklinge machend, gegen die Thüre zurück, und führt zwei Perücken vor, die sich unter gleichen Verbeugungen mit ihm vorwärtsschieben. Es sind dies Abgeordnete des Oberhauses, die irgend eine Schrift zu überreichen und irgend eine Botschaft auszurichten haben, um die sich wieder kein Mensch kümmert, weil man wahrscheinlich weiß was sie enthält, der zu Liebe die Mitglieder jedoch für ein paar Minuten ihr Plaudern eingestellt haben. Was die Lords den Gemeinen sagen ließen, kann uns wenig interessiren. Die beiden Häuser haben in und unter sich tausend und Ein ceremonielle Gesetze zu beobachten, die den älteren Mitgliedern geläufig sind, um die sich sonst keine Seele kümmert, und auf die dennoch jedes der beiden Häuser mit eifersüchtiger Genauigkeit hält. Die beiden Abgesandten der Lords mußten vom Sergeanten gebührend angemeldet werden, sie mußten ihre drei obligaten Verbeugungen machen, sie durften nicht vor dem in Sitzung begriffenen Unterhause erscheinen — deshalb

wurde eben die Sitzung durch die Wegnahme des Scepters als aufgehoben erklärt — sie mußten sich unter dreifacher Verbeugung mit dem Angesicht gegen den Sprecher gewandt wieder zur Thüre zurückbugsiren lassen, und erst nachdem sie diese hinter sich hatten, durften sie ihren Krebsgang mit dem Gange gewöhnlicher Menschen vertauschen, erst nach ihrem Verschwinden darf der Sergeant wieder das Scepter auf den Tisch des Hauses niederlegen, darf die Sitzung wieder ihren Anfang nehmen.

Alle diese Ceremonieen sind für den fremden Gast außerordentlich komisch, und selbst der Engländer der zum ersten Male in seinem Leben in die Werkstätte seiner Gesetzesfabrikanten einen Blick wirft, mag etwas verblüfft über diese zopfigen Umständlichkeiten dreinschauen, wenn er auch von seinen Gerichtshöfen her an das Perückenwesen theilweise gewöhnt ist. So viel ist gewiß, daß man in den meisten continentalen Staaten, wenn diese Freiheit und Gelegenheit dazu hätten, mit dem von den Vätern überkommenen, in die Gegenwart nicht passenden, Ceremoniel längst gebrochen hätte. Man hätte sich der Perücken und der Seidenmäntelchen geschämt, und sie, als gegen den Geist der Zeit verstoßend, in die Rumpelkammer geworfen. Ob man durch den Kampf gegen diese, an und für sich doch so unbedeutenden und unschädlichen, Aeußerlichkeiten nicht vielleicht in ihren Folgen schwerwiegende Conflicte hervorruft, das wäre wahr-

scheinlich übersehen worden. Man hat dergleichen ja in Frankreich und Deutschland erlebt. In den Revolutionen beider Völker wurde viel gegen Aeußerlichkeiten, gegen Mißbräuche von untergeordneter Bedeutung angekämpft, wurde gegen Adelsdiplome, Orden, erste Kammern, Kirchen- und Kronenprärogative zu Felde gezogen, ohne daß je eine compacte Majorität zu Stande kam, welche, die Hauptmomente im Auge haltend, die minder dringenden Widersprüche klug zu einigen versuchte, um die beiden Resultate die jede Revolution zunächst zu erstreben hat, sicher zu stellen: Hebung des Volkswohlstandes und unbeschränkte Freiheit des Individuums. Wo diese beiden Factoren gegeben sind, entwickelt sich alles andere friedlich von selbst; wo jedes Individuum und die Nation als Ganzes für die dem Individuum und der Gesammtheit gleich theueren Errungenschaften empfänglich sind, kann von einem Rückschritt kaum mehr die Rede sein. Es ist Niemand dabei verletzt, keine Classe von Staatsbürgern dadurch beeinträchtigt worden, darum ist ein friedliches Vorwärtsgehen, eine allmälige aber um desto sicherere reformatorische Thätigkeit nicht blos möglich sondern auch nothwendig und unabwehrbar.

Der Engländer, selbst derjenige, der sich zu der radicalen Partei zählt, ist instinctiv von dieser Wahrheit durchdrungen. Das Unterhaus ist nie gegen die Lords deswegen zu Felde gezogen, weil deren Frauen Krönlein in den Haaren tragen, oder weil die Königin das Par-

lament im Oberhause eröffnen und schließen, (bei welcher Gelegenheit die Gemeinen wie Schaafe vor der Schranke des Oberhauses aneinandergedrängt stehn,) oder weil die Lords den Vortritt haben. Statt gegen harmlose Privilegien zu declamiren, hat man das Oberhaus in seinem innersten Kerne angegriffen, hat immer tiefer und tiefer in sein Lebensmark gebohrt, bis es zu seiner gegenwärtigen Schattengestalt herabgesunken ist, und wird es zur Mumie machen, wenn es an der Zeit ist. Das Unterhaus hat auch nie gegen gewisse Prärogative der Krone angekämpft, die eben der Krone ihre Stellung im constitutionellen Staate, ihre Function im Regierungsmechanismus und ihren Glanz im Reiche sicher stellen. Im Gegentheil. Die Würde des englischen Thrones hätte von einer ganzen mächtigen Armee gepanzerter Kronwächter nicht eifersüchtiger gewahrt werden können als dies seit Jahrzehnten durch das Unterhaus geschehen ist. Der Anstand gegen das unverantwortliche Staatsoberhaupt wird von keinem ergrauten Hofceremonienmeister so ängstlich als von den Gemeinen Englands beobachtet. Haben sie deshalb gestattet, daß ihnen ihre Rechte genommen werden? Haben sie sich der kleinsten ihrer Befugnisse entäußert? Repräsentiren sie darum das Volk, als die dritte Macht im Staate, weniger gewaltig? Und haben sie der Krone Zugeständnisse gemacht, die eine Schmälerung der Volksrechte bedingen? Nie und nimmermehr. Wer die neuere Geschichte Eng-

lands kennt, weiß, wie sehr die Macht des Unterhauses gestiegen ist. Ja so hoch ist diese Macht gestiegen, daß man auf dem Continente die Tragweite des englischen Kroneneinflusses gewöhnlich unterschätzt, und von dem englischen Staatsoberhaupte als von einer willenlosen Puppe spricht. Wer die englischen Zustände genauer kennt, weiß daß dies nicht der Fall ist, und lernt die Kraft ermessen, die der Krone durch die Macht, Minister zu ernennen, durch diese Stellen zu vergeben, Peers zu creiren, und tausend Interessen zu binden, noch immer geblieben ist. Die Monarchie Englands steht heute fester als vor hundert Jahren, wo der Ruf nach Neuerungen noch nicht von jenseits des Canals herübergedrungen war; sie wird unangetastet bleiben, so lange durch sie nicht das, durch den Compromiß der englischen Revolutions-Geschichte eingeleitete Gleichgewicht der obersten Staatsgewalten herausfordernd und gewaltthätig zerstört wird. Die Krone weiß es, und hält sich in ihren Schranken selbst da wo ihr böse Gelüste aufsteigen sollten; das Volk auf seinen Meetings und die freie Presse — diese beiden sonst am meisten von Kronenträgern gefürchteten Agentien — stehn dem Throne als dessen treueste Warner zur Seite (nicht gegenüber); die Regierung vermeidet den Kampf gegen die öffentliche Meinung; diese zeigt kein Bestreben der bloßen Opposition wegen zu opponiren; die Maschine arbeitet regelrecht Jahr aus Jahr ein; und daß dies möglich

ist, liegt einzig darin, weil jeder Theil sich seiner Macht, seiner Absicht, seiner Dienstfähigkeit, seines Wirkungskreises und seiner Tragfähigkeit bewußt ist, weil jeder Theil sich dem andern je nach seiner Stellung neben- oder unterordnet, weil kleinliche Reibungen sorgfältig vermieden werden, um die Wirksamkeit des Ganzen nicht gewaltsam zu stören.

Was liegt am Ende daran — um dorthin zurückzukommen, von wo wir ausgegangen waren — daß der Sprecher des Hauses seinen Kahlkopf mit einer Alongeperücke deckt, daß die Königin ihre Thronrede zumeist an die Lords richtet, daß das ganze Ceremoniell des Parlaments nicht mehr mit dem einfacheren, purifizirten Geschmack unserer Zeit übereinstimmt? Was liegt am Ende daran? Und wo liegt die Berechtigung, in dieser Sphäre reformiren zu wollen, so lange es noch ein ernsteres, ausgedehnteres und lohnenderes Feld für Reformen gibt?

Lassen wir darum immerhin getrost dem Sprecher den Clerks und den Häusern ihre komische Etiquette. Dem englischen Volke sind sie ja auch nur als historische Monumente werth. Als solche bleiben sie unangetastet, und sollten sie als solche ihre Anziehungskraft einbüßen, dann werden sie ihre Existenz der Furcht des Parlaments verdanken, daß wenn man ihm nur einmal die Spitze seines Zopfes abgeschnitten, vielleicht bald seine ganze Simsonskraft über Nacht gestohlen werden könnte. —

All' die gothaischen Gedanken, die wir hier säuberlich in Worte gekleidet haben, sind Eigenthum Sir Johns, der damit unserm Freunde Reif, welcher sich über den Serjeant at Arms gewaltig lustig machte, eine Lection gegeben hat. Sir John hat dieses Raisonnement von seinem Urgroßvater ererbt, und wohl ihm wenn er das Erbtheil auf seine Urenkel weiter forterben kann.

Das Parterre des Hauses hat sich mittlerweile gefüllt. Rechts vom Sprecher, auf der vordersten, dem Tische zunächst stehenden Bank, hat sich ein elegantes Männchen niedergesetzt. Es ist weder groß noch klein, eher mager als fett, hat eine hohe, gewölbte, polirte Stirne, schwarze Augenbrauen, braune kluge Augen, hervorstehende Backenknochen, feingeschnittene Lippen, ein spitziges Kinn und schwarzes Haar, von dem Eine Locke sich in der Mitte der Stirne wiegt. Wer kennt die Locke nicht, die Punch so oft gezeichnet hat! Es ist Disraeli, Benjamin Disraeli, jetzt der right honourable Benjamin Disraeli, Schatzkanzler Ihrer Majestät auf der Ministerbank.

Es sind bis jetzt noch wenig Portraite dieses unstreitig begabten Mannes erschienen, und Punch hat das Verdienst, sein Contrefei zuerst in die weite Welt geschickt zu haben. Aber so gelungen auch dasselbe als Caricatur ist, so würde man doch sehr irren, wenn man sich den wirklichen Disraeli als einen triefäugigen, ge-

bückt einhergehenden, philosophisch schäbig aussehenden Judenjungen denken würde. Der wirkliche Disraeli sieht sehr fein, aristokratisch aus. Das Halstuch hat zuweilen eine geniale Wallung, und die Locke auf der Stirn fächelt Romantik, sonst ist er streng englischer Gentleman. Und wie er so da sitzt, den rechten Fuß bald über den linken, dann wieder den linken über den rechten schleudernd, bald mit seinem Nachbar dem sehr ehrenwerthen Packington, Secretair von Ihrer Majestät Colonien, oder mit einem rückwärtssitzenden Parteigenossen plaudernd, bald ein Zettelchen aus der Rocktasche oder ein Actenstück vom Tische des Hauses nehmend, zumeist aber emsig beschäftigt sich mit großer Selbstgefälligkeit die Nägel seiner weißen, von tadelloser Manchette umrandeten, Hand zu „soigniren"; wie er so da sitzt, bald den Hut tief in die Stirne gedrückt und anscheinend oder wirklich in Gedanken verloren, bald den Hut hastig von Kopfe nehmend, um lächelnd, spitzig, sarkastisch einen Interpellanten kurz abzufertigen, oder lauschend vorgebeugt einem Redner zuzuhören, oder Notizen auf ein Blatt Papier hinzuwerfen; wie er so da sitzt auf der Ministerbank, der right honourable Benjamin Disraeli, von bürgerlicher jüdischer Abstammung, gegenwärtig Minister, Schatzkanzler, Führer des Unterhauses — — da muß wohl jeder mit Interesse auf ihn blicken, mag er ihn, wie es Viele thun, für einen genialen Weisen, oder wie wieder Viele thun, für einen genialen Charla-

tan halten, der klug genug war, bisher zu Gunsten und zum Frommen seines persönlichen Ehrgeizes Politik zu machen, und dem es mit nichts als mit dem Willen groß zu werden ernst war.

Sein Talent in der Opposition hat er bewährt. Ob hinter der Stirnlocke schöpferische Gedanken schlummern, muß sich erst zeigen. Er steht auf einem Punkte, von dem aus er vorwärts gehen muß. Stillstand von seiner Seite ist Eingeständniß früherer Gedankenlosigkeit oder jahrelangen Irrthums oder jahrelanger absichtlicher Täuschung. Alles interessirt sich für ihn, und seine Gegner, die seine Stärke kennen gelernt haben, am allermeisten. Er ist die einzige Capacität seiner Partei. Er hat sie gezwungen ihn voranzustellen, hat der exclusivsten Adelspartei der Welt die Alternative gestellt, ihn als ihren Führer anzunehmen oder auf ihre politische Existenz zu verzichten. Er war der Heiland der Tories, und alle Liberalen im Lande gestehen es gerne ein, daß es ein großer Verlust für ihre Sache war, ihn so lange als Gegner gekannt zu haben. Wenn Disraeli den Hut abnimmt und sich von seinem Sitze erhebt um zu sprechen, wird's mäuschenstille im Saale, und die Reporters die eben abgelöst wurden eilen auf ihre Tribune zurück um ihn zu hören, denn Jeder von ihnen, und stünde er mit Herz und Leib auch im Dienste der liberalen Presse, fühlt ein ganz besonderes Interesse für Disraeli den Literaten, den Zunftgenossen.

Sein Vortrag ist nichts weniger als schön, sein Organ ist scharf, unangenehm, seine Manieren eher abstoßend als gewinnend, aber sein Witz trifft, weil er sich selten Allgemeines zum Ziele aussucht, sondern gegen einzelne Personen und Fractionen des Hauses gerichtet ist. In solchen Momenten pflegt Disraeli wie ein schielender Schütze nach allen Seiten eher als nach der Richtung, wohin er seinen Pfeil abgeschnellt hat, zu sehen. Vielleicht will er sein Opfer nicht mit dem Auge höhnen, oder es freut ihn, daß Jeder den Getroffenen kennt, ohne daß der Schütze ihn erst näher zu bezeichnen braucht. Disraeli hat sich durch seinen Spott schon viele Feinde gemacht, und liest man seine Reden der letzten Jahre durch, so muß man, um unparteiisch zu sein, eingestehen, daß wenn man ihnen einige treffende Ausdrücke, hie und da eine geistreich klingende Phrase, oder einen maliziösen Seitenhieb streicht, bei sehr vielen nichts übrig bleibt als sophistischer Wirrwarr, romantische Paradoxen, und unerquickliche Witze, die sich auf dem Papiere noch viel schlechter als auf der Rednerbank ausnehmen.

Es ist nicht schwer witzig zu sein, wenn man es auf Kosten eines Gegners sein will, und sich dabei wenig um Feinheit kümmert. Es ist leicht die Lacher auf seine Seite zu bekommen, wenn man einem Andern einen faustdicken Spaß in's Gesicht schleudert. Da sehen Sie sich den Mann links vom Sprecher an! dort an

der Ecke der vordersten Bank — mit dem Taschentuch in der Hand — der macht seine Sache feiner, der gibt dem Disraeli in Witz nichts nach, der trifft seine Gegner eben so gut wenn nicht besser, der ist auch noch selten ein Wort schuldig geblieben, aber darum wird er nicht gleich persönlich, beleidigend, darum ist er doch bei Allen beliebt, darum schweigt doch Alles wie auf Commando wenn er zum Sprechen aufsteht. Das ist Lord Palmerston, der verschrieene Feuerbrand, von dem es einige Zeit lang drüben über'm Wasser Mode war, den Untergang aller Reiche und der Geographie Europa's zu besorgen.

Also das ist der Mylord von Palmerston — flüstert Dr. Keif, seinen Freund Kappelbaumer parodirend, — das ist der Gott sei bei uns aller vernünftigen continentalen Cabinete? Der dort mit den weißen sanften Backenbärtchen, dem feingeschnittenen Gesichte, dem gestreiften Halstuche und den braunen Höschen die er wahrscheinlich von Mazzini zum Geschenk bekommen hat? Der lange alte Herr dort der mehr liegt als sitzt und mit seinem Nachbar plaudert als wäre er im Bierhaus? Nun bei'm Metternich! dieser Herr von Palmerston sieht so cordial aus, daß wenn ich nicht seit Jahren alle deutsche Zeitungen lesen würde, ich in meinem Leben nicht geglaubt hätte, wie viel Bosheit in ihm steckt. Daß sich die Leute da gar nicht geniren mit ihm zu reden! so ein erklärter überführter Re-

bellionsmensch, mit dem kein wohlgesinnter Bürger in Berlin oder Wien über die Straße gehen möchte! Aber wie gesagt — ansehen thut's man dem Menschen nicht. — Hat absolut nichts Aufregendes, Rebellisches, Conspiratorisches an sich. Und doch so viele grobe Noten geschrieben! — — Das ist eben, weil er ein großer Diplomat ist, bemerkt Sir John salbungsvoll. Daß ihr ihn drüben haßt, fürchtet, steinigt, macht ihn uns desto werther. Er hat das seltene Glück zu Hause gerade so populär zu sein, wie er außer Landes verschrieen ist. Wo das mit einem Minister des Auswärtigen nicht der Fall ist, mag man ihn lieber gleich pensioniren. Dazu wird er ja gemacht, daß er sich wie eine Bullbogge mit aller Welt herumbeißt um das Haus vor Einschleichern zu hüten. Und können Sie leugnen, daß Lord Palmerston seine Bullboggmission vortrefflich aufgefaßt hat? War er nicht immer auf den Beinen? Hat er nicht tüchtig geklafft, wie ein Haushund an der Kette, daß die Nachbaren in der Runde Respect bekommen haben? Und hat er etwa Jemanden gebissen? Nein, das können Sie doch nicht sagen, daß er Jemanden gebissen hat. Blos die Zähne gefletscht. Nichts weiter. Das war genug. Und daß er euch damit in's Bockshorn gejagt hat, das — wir wissen's — das könnt ihr ihm sein Lebelang nicht verzeihen.

Ich wollt' um Alles in der Welt — sagt Dr. Keif

— er hielt' uns heute einen kleinen speech. Wie spricht er denn?

Wie ich's gern' hab' — antwortet Sir John — gerade von der Leber weg, kein Pathos, keine Aufregung, verständig, verständlich, und vor Allem manierlich und fein wie es einem englischen Gentleman ansteht. Es liegt einmal in seiner Natur, er kann nicht grob sein, außer wenn er die Feder in der Hand hat um an's Ausland zu schreiben. Im Haus wird er nie persönlich und doch — — wenn's ihm drum zu thun ist, wie weiß er einen ungelegenen Interpellanten lächerlich zu machen! Oft auf die unschuldigste Weise, so daß man ihm nicht gram sein kann.

Da war ich im vorigen Sommer einmal dabei — fährt Sir John fort — da interpellirte ihn Mr. So und So wegen der Flüchtlinge. Nun fragen aber unsere Interpellanten nicht geradezu: Herr Minister, haben Sie diese oder jene Note beantwortet? sondern sie machen immer eine ellenlange Einleitung, gehn wie die Katzen lange um den Brei herum, machen ein rhetorisches Brimborium, bevor sie mit der Frage herausplatzen, was man eine Interpellation motiviren heißt. Mr. So und So hielt nun eine lange Rede, bei der ihm der Schweiß vor lauter Liberalismus und Flüchtlingsmitgefühl von der Stirne floß, bis er endlich zur eigentlichen Frage kam: ob es wahr sei, daß mehrere continentale Regierungen an's britische Cabinet die For-

derungen gestellt hätten, die Flüchtlinge in London zu überwachen? welche Regierungen dies seien? ob der Staatssecretair des Auswärtigen darauf geantwortet habe? und ob er geneigt sei, die bezügliche Correspondenz dem Hause vorzulegen? Die Interpellation war wie Sie sehen für einen Minister in Lord Palmerstons Stellung eben nicht angenehm. Lord Palmerston hatte während der langen Rede des Interpellanten mit vorgebeugtem Kopfe und übereinander geschleuderten Beinen dagesessen, hatte den Hut immer tiefer und tiefer in die Stirne gedrückt, sich manchmal mit dem Taschentuch über's Gesicht gefahren — es schien als schwitzte er noch ärger als der Frager; er war offenbar in der peinlichsten Verlegenheit, was er antworten sollte. Mr. So und So hatte geendigt und sich niedergesetzt. Im Saal war's so stille geworden, daß man mehrere Mitglieder auf den hinteren Bänken deutlich schnarchen hören konnte; Palmerston stand langsam auf und bat den Redner die Fragen deutlicher zu formuliren, sie seien vorhin nicht genug verständlich gewesen. Nun waren sie aber so vernehmlich und klar gesprochen worden, daß man selbst auf der Gallerie jedes Wort verstanden hatte. Oho, dachte ich und mit mir Viele — da stinkt's, der edle Lord will ein paar Minuten Zeit gewinnen, um sich eine gemessene Antwort zurechtzulegen. Mr. So und So mag sich dasselbe gedacht haben, denn mit vollstem Selbstvertrauen daß er einen wunden Fleck berührt hat,

sich von seinem Sitze erhebend, läßt er den ersten Theil seiner Frage als überflüssig ganz weg, stylisirt seine Interpellation kurz und bündig folgendermaßen: Ich erlaube mir den Staatssecretair des Auswärtigen zu fragen, welche fremden Regierungen sich an das britische Cabinet mit der Forderung, die politischen Flüchtlinge in London zu überwachen, gerichtet haben. Pause. Todtenstille. Vernehmliches Schnarchen auf einer der hintersten Bänke. Lord Palmerston steht feierlich langsam auf, nimmt den Hut vom Kopfe, räuspert sich als wolle er eine lange Rede halten, und sagt dann rasch: Not one, nicht Eine — wirft den Hut wieder auf den Kopf und sich auf seinen Sitz zurück. Nun können Sie sich das verblüffte Gesicht des Interpellanten und das schallende Gelächter im Haus denken. Glauben Sie, Lord Palmerston hat die Frage etwa nicht gleich verstanden? freilich hat er sie verstanden, aber seine anscheinend nachdenkende Stellung, seine Bitte die Frage zu wiederholen, sein feierliches Aufstehen, sein Räuspern, ja sogar sein Schwitzen — — alles, alles war diplomatische Spitzbüberei, um mit den beiden leichthingeworfenen Worten Not one den gewünschten Knalleffect und die Heiterkeit des Hauses zu erregen. Der Frager sah sehr lächerlich aus, und doch hatte ihm Lord Palmerston nichts gesagt, was ihn hätte beleidigen können, und doch hatte Lord Palmerston in so weit seinen Zweck erreicht, daß er für die nächsten Wochen mit Flüchtlings-

Interpellationen verschont blieb. Freilich, dergleichen Scenen lassen sich nicht gut erzählen, das muß man gesehen haben; und das muß ich Ihnen noch sagen — wenn Palmerston will, lacht das Haus, und Alle lachen, und Keiner ist so hart getroffen, daß er nicht mitlachen könnte."

Und eben als Sir John seine Anerkennungsrede Lord Palmerstons mit obigen Worten geendigt hat, schallt ein allgemeines Gelächter vom Parterre zu uns herauf. Was gibts? Colonel Sibthorp ist eingetreten, hat dem spindeldürren Röbuck, der zugleich mit ihm durch die Thüre ging, einen verächtlichen Blick zugeworfen, und — kaum zwei Minuten im Hause — auch schon eine jener tiefgedachten, zartformulirten Bemerkungen in die Debatte einfließen lassen, um deretwillen er in den Geschichtsbüchern des englischen Parlaments unsterblich sein wird. Colonel Sibthorp's Portrait findet man in mehreren Jahrgängen des „Punch" zum Sprechen ähnlich getroffen; der gute Mann ist lange genug der Schalksnarr des Hauses gewesen, und half mit seinem Zwillingsbruder Spooner dem Parlamente manche langweilige Nacht verkürzen. In seinen kurzhingeworfenen Bemerkungen liegt oft viel Witz und Wahrheit, obwohl sie zumeist so komisch vorgebracht werden, daß man über das Possierliche den Ernst derselben vergißt. So lange Sibthorp lebt wird er in jedem Parlamente ein Plätzchen für sich aufbewahrt finden, denn seine Wähler in Lin-

coln vergöttern ihn, weil er ihnen so viel Gutes und Liebes erzeigt; möglich auch daß sie ihn für einen Solon halten und das goldene Zeitalter Englands von ihm erwarten.

Colonel Sibthorp's hingeworfene Bemerkung hatte Lord John Russel gegolten, der eben über die Milizaushebung spricht. Colonel Sibthorp hatte einfach gesagt, daß gewisse Leute von gewissen Dingen nichts verstehen, aber der Expremier hat dergleichen Schmeicheleien vom tapfern Colonel zu oft gehört, um sich durch sie aus der Fassung bringen zu lassen. Auch das Haus wendet seine Aufmerksamkeit rasch wieder dem großen Redner zu. Als solcher wird Lord John von Freund und Feind anerkannt. In Paris würde er Fiasco machen; in England wird er bewundert. Sein Vortrag ist einfach, markirt, verständig. Weil er nur dann spricht, wenn er etwas zu sagen hat, wird es ihm leicht, sich über jede Redezierrathen hinauszusetzen. Er spricht als Geschäftsmann zu Geschäftsleuten, jeder Zeit praktisch, auf einen Punkt genau eingehend, eine Detailfrage möglichst erschöpfend, darum selten gleichgültig lassend, dagegen zu heftigem Widerspruch einladend und die Debatte animirend. Er ist ein kleiner Mann mit breiten Schultern, ganz absonderlich klugen Augen, die das Alter stark in ihre Höhle zurückgedrängt hat, runzlige Wange mit vereinzelten Backenbarthaaren spärlich besetzt, hohe runzlige Stirne, kurzer Hals den zwei hohe Va-

termörder bis zu den Mundwinkeln überragen, schmalgeschnittene Lippen, fahle Gesichtsfarbe. Kleine Stiefelchen, knappe karrirte Höschen, seinen unverhältnißmäßig großen Hut in der Hand — so steht er vor uns, die eine Hand in der Hosentasche haltend, zumeist ruhig stehend, zuweilen aber einen Schritt vorwärts gegen den Tisch des Hauses machend. —

Was er gesprochen hat, kann man in den Parlamentsberichten nachlesen, auch Alles was die Anderen vor und nach ihm gesagt haben. Es ist Ein Uhr nach Mitternacht, und es scheint als wollte die Debatte noch lange kein Ende nehmen. Sir John säße noch da bis zum hellen Morgen, aber Dr. Keif erinnert daran, daß man die Familie zu Hause nicht länger warten lassen solle, und daß mit jeder weiteren Minute die Hoffnung, noch eine warme Tasse Thee zu bekommen, immer schwächer werde. So gehn wir, und sprechen bei'm Kamin noch lange und viel über englische Reden und Redner und über das parlamentarische Wesen überhaupt.

Mit den öffentlichen Vorträgen hier zu Lande hat es etwas ganz Eigenthümliches. Es gehört gewissermaßen zu den gerühmtesten Vorzügen eines Parlamentsredners, daß er sich nicht leicht durch Leidenschaftlichkeit aus der Monotonie seines Tactes herausreißen läßt. Wem dies gelingt, der wird dem Ausländer anfangs kalt und trocken erscheinen; gelingt es dem englischen

Redner aber nicht, leidenschaftlos zu bleiben, geräth er in Affect, und läßt er sich die Zügel schießen, dann wird er zumeist entschieden unangenehm. Dasselbe gilt von der Action mit den Händen. Jedem Engländer der bei einem Meeting die Plattform besteigt, oder der im Parlament aufsteht um zu reden, sieht man's deutlich an, daß er sich vornimmt keine Arm- oder Handbewegung zu machen. Zu diesem Zwecke bringen sie ihre Hände anfangs auf mannigfache Weise in Sicherheit, und setzen sich dabei in nichts weniger als pathetische oder ästhetische Positionen. Der Eine steckt beide Hände in die Hosentaschen, der andere in die Westenausschnitte unter den Achselgruben, Einige verbergen ihre Hand unter dem Hosenträger vorne auf der Brust, Andere nehmen eine Napoleonsstellung an, noch Andere legen die Hände unter den Rockschößen auf den Rücken. So fangen sie ihre Reden an. Aber da der Engländer die Gewohnheit hat, bei dem Exordium allein oft schon eine geraume Zeit zu verweilen, da der Engländer über Nichts auf der Rednerbühne viel länger schwatzen kann als man ihm auf dem Continente gewöhnlich zumuthet, da seine Lungen ein paar Stunden aushalten, und da der philiströse Theil des englischen Publicums den Werth einer Rede gar oft nach der Länge der Zeit, die sie gedauert hat, bemißt,*) so ist es begreiflich,

*) What a capital speech, it took about one hour and a half — hört man oft sagen.

daß der Redner in seiner Anfangssituation nicht bis zum Schluß ausharren kann. Ueberdies kommt ihm noch der Affect in den Leib gefahren, und mit diesem zumeist die wunderlichste Action der Arme und des ganzen Körpers. Der Eine ficht mit der Hand gleichmäßig in der Luft herum wie ein Capellmeister der eine Gallopade dirigirt, ein Zweiter hat die Fäuste festgeballt und bewegt seine Arme eine halbe Stunde lang als wäre er an eine Galeere geschmiedet zum Rudern verurtheilt; der Dritte macht mit einer Hand fortwährend Kreisbewegungen deren jede damit endet, daß mit dem Zeigefinger der gerade vor sich ausgestreckten Hand gegen die Zuhörer manövrirt wird; Andere schlagen zweiviertel Tact auf den Tisch wenn einer da ist — das ist das Lieblingsexercitium Lord Dudley Stuarts — oder wiegen sich, den einen Fuß weit vorgestemmt mit ihrem ganzen Körper wie ein Pendel vor und rückwärts, während sie die Hände hinter den Rockschößen verschlungen halten — das ist die Lieblingsposition Lord Palmerstons. —

Alle diese Attituden sind nichts weniger als schön, aber es ist einmal Sitte in England, daß öffentliche Redner sich so zwanglos als möglich benehmen, und zu ihrem Auditorium wie Geschäftsleute sprechen die irgend einen Handel empfehlen wollen. Im Parlamente zumal, wo keine Rednertribune existirt, ist es den Mitgliedern verzeihlich, wenn sie nicht wissen was sie

mit ihren Händen anfangen sollen. Es spricht sich immer schwer von der Bank aus, wenn man keinen Fußbreit Holz hat, auf das man seine Hände stützen kann, und wo sich die alten Herren oft auf ihre Stöcke lehnen, wenn ihnen ihre freie Stellung bei einer langen Rede gar zu beschwerlich wird. Es ist zuweilen ein saures Stück Arbeit, und Parlamentsmitglied zu sein ist überhaupt kein müßiges Amt, wenn Einer den Anforderungen seiner Stellung nur halb genügen will. Vormittags anstrengende Comitésitzungen, dann wieder Sitzung von vier Uhr Nachmittags bis spät nach Mitternacht; sich selbst bei der Debatte betheiligen, und was noch schlimmer ist, stundenlange langweilige Reden mit anhören — das Alles ist genug, eine sonst starke Natur in wenigen Monaten herunterzubringen. Man darf es einem gewissenhaften M. P. nicht übel nehmen, wenn er sich im August nach den Jagdgefilden des Hochlands sehnt. Und nun gar die Minister, die neben den Sitzungen noch ihren Bureauarbeiten obzuliegen haben! Dr. Keif hat Recht wenn er ruft: Ich will lieber nach Deutschland eingewiesen als Minister in England werden. Sir John! Deutschland soll leben! Deutschland for ever!

Fünftes Kapitel.

Gesetze und Gebräuche des Parlaments.

Die ersten Spuren einer Volksvertretung lassen sich in England so weit zurück führen, daß die meisten Geschichtsforscher über den Ursprung der eigentlichen Parlamente, an denen das Volk durch selbstgewählte Vertreter Theil nahm, nicht einig sind. Coke, Spelman, Camnden und Prynne stimmen darin überein, daß schon vor der Periode der normanischen Eroberung die Gemeinen bei den Synoden oder Berathungen vertreten waren. Die eigentliche Volksrepräsentation, in dem Sinne wie wir sie heut' zu Tage auffassen, war, nach Blackstone, schon im Jahre 1215, dem siebenzehnten Regierungsjahre von King John, angedeutet. Seit jener Zeit — kann man wohl sagen — nahmen die Parlamente mehr oder weniger Theil an den Regierungsgeschäften, und seit jener Zeit haben sich die Gesetze und Gebräuche des Parlaments so vervielfältigt, sind dieselben so vielfachen Abänderungen unterworfen worden, daß das Studium

derselben ungleich schwerer als in irgend einem andern Staate parlamentarischer Organisation der Fall ist.

Der Umstand, daß man sich vielfach an Präcedentien hält, wo ein klar ausgesprochenes Gesetz nicht existirt, daß man gerne am alten Ritus festhält und ihn selbst da nicht ganz fallen läßt, wo er mit den Anforderungen einer moderneren Anschauung nicht gut in Einklang gebracht werden kann, daß man die statuirten Gesetze, entweder in ihrer ursprünglichen Formulirung, oder wenn sie abgeschafft und umgeändert worden waren, in ihrer neuen Gestalt zur Geltung bringt, ohne sie in Rubriken zu bringen, zu ordnen, zu popularisiren, d. h. ohne eine gedruckte „Constitution" zu veröffentlichen — der Umstand endlich, daß man die Gebräuche im Schooße des Parlaments ebenfalls erst allmälig schuf, reformirte und zur Geltung brachte, ohne daß man sich seither die Mühe nahm, die Veröffentlichung einer systematischen „Geschäftsordnung" zu veranlassen — — alles dies ist der Grund, warum man im Auslande und selbst in England mit den Befugnissen des Parlaments in einzelnen wichtigen Zweigen seiner souverainen Stellung so wie mit der Geschäftsordnung der Häuser nur fragmentarisch vertraut ist.

Um diesen Gegenstand nur einigermaßen gründlich zu bearbeiten, müßte man Folianten schreiben. Manchem unserer Leser jedoch, der sich für die englische Zeitgeschichte interessirt, und dem beim Lesen englischer Jour-

nale mancher Parlamentsbrauch nicht ganz klar ist, dürfte es angenehm sein, etwas Näheres darüber zu erfahren. Zu diesem Zwecke folgen hier einige Erläuterungen aus englischen Handbüchern, namentlich aus der „Cyclopedia of political, constitutional, statistical and forensic knowledge“ zusammengestellt.

Die Macht und Autorität des Parlaments erstreckt sich über das vereinigte Königreich und die Colonieen mit Inschluß aller auswärtigen Besitzungen. Es hat die unumschränkte Befugniß Gesetze zu machen, und alte Gesetze, oder wenn man will die „Constitution“ wie sie bisher war, abzuändern, denn die Constitution ist nach der richtigen englischen Auffassung die Gesetzessammlung wie sie heute existirt. Morgen kann sie durch eine Parlamentsacte schon modificirt sein.

Die Gesetzgebung für die Colonieen geht nicht in directer Weise vom Londoner Parlamente aus. Für einige derselben werden die Gesetze im Staatsrath der Königin entworfen; andere haben ihre legislativen Körperschaften, müssen aber die Beschlüsse der letzteren dem königlichen Conseil zur Genehmigung vorlegen; aber selbst dann noch können sie vom englischen Parlamente verworfen oder amendirt werden, so daß dieses das oberste Tribunal in der Legislatur der Colonieen repräsentirt. So wurde die Constitution von Untercanada im Jahre 1840 durch das Parlament suspendirt; so wurde durch Parlamentsacte im Jahre 1833 die

Sclaverei in allen der britischen Krone unterworfenen Besitzungen abgeschafft, ohne Unterschied ob dieselben ihre localen Legislaturen besaßen oder nicht. Die gesetzgebende Versammlung von Jamaica hatte es versäumt, ein Regulativ zur Verbesserung des Gefängnißwesens, wie es nach der Negeremanzipation dringend nothwendig geworden war, zu entwerfen. Sogleich nahm das Londoner Parlament die Sache in Angriff und arbeitete das Statut aus. Freilich war die Assemblée in Jamaica über diesen Eingriff des Mutterlandes unwillig und versuchte es mit dem passiven Widerstande, aber sie gab nach, als das Reichsparlament die Constitution der Insel temporär zur Strafe suspendirte. Dergleichen Beispiele, die das Verhältniß der beiden legislativen Gewalten wohl am besten veranschaulichen, ließen sich noch viele anführen. Doch genug an den gegebenen. Wie übel dem Reichsparlamente der Versuch bekam, den nordamerikanischen Colonieen Taxen zum Besten des englischen Mutterlandes aufzulegen, weist die Geschichte und der transatlantische Bruder Jonathan nach. —

Die Befugniß des Parlaments, Gesetze zu geben, ist wie wir oben bemerkten, unbeschränkt. Alles was da lebt und nicht lebt im Bereiche der englischen Lande kann unter den legislatorischen Hobel des Parlaments gebracht werden, von der Königin angefangen, die in Buckingham Palace sitzt, bis zum Waisen-

kinde, das in Manchester hinter dem Webstuhl kauert, bis zu den Todten die in den Kirchhöfen verfaulen. Nur die Kirche, pflegt man zu sagen, ist für die Gesetzgeber in Westminster ein verbotenes Terrain. Aber diese Ausnahme hält eben so wenig wie eine andere Stich. Das Parlament hat sich mit der kirchlichen Gesetzgebung zu seiner Zeit schon viel befaßt, hat Kirchengüter vertheilt, die Gebete und Ceremonieen statutenmäßig vorgeschrieben, und die Acte über die Kirchendisciplin (Church Discipline Act) ist ein Beweis, daß es sich nicht gescheut hat, das Benehmen der Kirchenfürsten und ihrer Diener nach Gesetzen zu reguliren. Durch Parlamentsacte wurde die Staatskirche geschaffen, wurde das Erbrecht der Königskrone geändert. Die Macht des Parlaments ist, wie Sir Edward Coke sagt, so überschwänglich und unbeschränkt, daß sie weder stofflich noch persönlich in was immer für Grenzen eingeengt werden kann.

Die Vertheilung der Staatsgewalt unter der Krone, den Lords und den Gemeinen ist durch das Herkommen beinahe eben so sehr wie durch geschriebene Gesetze geheiligt. In der klugen, mäßigen, oft sich selbst verläugnenden Heilighaltung alter Bräuche, in der gelegentlichen freiwilligen Unterordnung und Selbstbeschränkung liegt größtentheils das Geheimniß, warum das Gleichgewicht zwischen den drei nebengeordneten Gewalten in England friedlicher und anständiger als in

anderen constitutionell organisirten Staaten aufrecht erhalten werden kann. Würde jede der drei regierenden Gewalten nur auf ein momentanes Uebergewicht hinarbeiten, und um dem Gegner die Spitze zu bieten, sich auf den Buchstaben des Gesetzes berufen, dann freilich wäre des Kampfes kein Ende; zumal hier wo es der Gesetze zu viele gibt, als daß nicht jede Partei für sich genug legitime Anhaltspunkte finden sollte, um daraus einen ewigen Prozeß zu abstrahiren. Der König schwört, „nach den durch das Parlament festgestellten Statuten" zu regieren. Das ist die Verpflichtung die er auf sich nimmt. Man weiß, wie elastisch solche Schwüre sind, wenn die Versuchung zu mächtig und die Gegenkraft zu schwach ist. Sich vor Ersterer zu hüten ist die Lebensaufgabe des englischen Kronenträgers; sich Letztere zu bewahren wird die ewige Aufgabe des Parlaments sein. Wo immer dieses seine Befugnisse überschritt, war es jederzeit seine Sorge, den Schein zu retten, die Krone nachträglich wieder in ihre richtige Stellung zu bringen, und ängstlich dafür zu sorgen, daß die Ausnahme nicht als Regel, ja nicht einmal als Präcedens registrirt werde. Diese für beide Theile praktische Handlungsweise ist in ihren Folgen zu bedeutend, für England zu charakteristisch, als daß man nicht darauf aufmerksam machen sollte. Es gibt hier namentlich zwei Fälle, die wir hervorheben wollen. In beiden Fällen kam das Parlament, gegen seine Befug-

niß, ohne Einberufung durch die Krone zusammen, nämlich vor der Restauration Karls II. und in der Revolution von 1688. In beiden Fällen wurde diese Unregelmäßigkeit später nicht mit Stillschweigen übergangen. Eine solche Zartheit wäre von beiden Seiten gleich unpraktisch gewesen. Um seine gemachten Verordnungen für alle Zeiten legitim zu stempeln, ließ sich das Parlament dieselben nachträglich vom König bestätigen; die Krone dagegen, um die Ausnahme nicht für spätere Zeiten als Regel wieder auftauchen zu sehen, setzte zur Bestätigung dieser Acte die Bemerkung bei, „daß die Art, wie das Parlament zusammengekommen war, nie als Beispiel für die Zukunft citirt werden dürfe.“ Aehnliches geschah bei gleichen Umständen unter William und Mary. Königthum und Parlament verstopften die blutige Wunde der Revolution wohlweise mit legaler Charpie, um der Vergangenheit ruhiger nebeneinander zu gedenken, um die Zukunft möglichst zu assecuriren.

Nach dem Gesetze braucht der König das Parlament blos alle drei Jahre zu berufen, aber das Herkommen der letzten Jahrzehnte und mehr noch der Brauch des Parlaments, die nöthigen Gelder blos für die Dauer Eines Verwaltungsjahres zu bewilligen, hat die alljährige Einberufung zur Nothwendigkeit gemacht.

Vor Eröffnung des Parlaments durch die Thronrede, in welcher der formelle Grund der Einberu-

fung ausgesprochen sein muß, darf das Parlament keine Berathung halten. Das ist das Privilegium der Krone. Um dieser jedoch zu beweisen, daß das Parlament sich nicht verpflichtet fühlt, vor Allem diejenigen Gegenstände, auf welche die Thronrede hingedeutet hat, in Berathung zu ziehen, ist es Brauch, daß beide Häuser pro forma irgend eine, gewöhnlich ganz gleichgiltige, Bill verlesen lassen, bevor sie zur Adreßdebatte schreiten.

Der Krone steht es frei, das Parlament nach Gutdünken aufzulösen, aber sie hat nicht die Kraft, die Dauer eines Parlaments über dessen, auf sieben Jahre (durch die Septennial Act unter Georg I.) festgesetzte, Lebenszeit zu verlängern.

Das Recht des Unterhauses über die Giltigkeit der Wahlen in seiner Mitte selbst zu entscheiden, ist vor Zeiten vielfach angefochten worden, steht aber jetzt fest. Desgleichen sein Recht über alles was die Wahlfähigkeit in den Wahlbezirken betrifft. Es gab harte Kämpfe, bis das Unterhaus sich diese Jurisdiction eroberte, und von den vielen hieher gehörigen Fällen sei Einer, seiner Abenteuerlichkeit wegen erwähnt. John Wilkes, ein Mitglied des Hauses, wurde im Jahre 1764 wegen Abfassung einer aufrührerischen Schmähschrift ausgestoßen. Im nächsten Parlament (1769), wurde er wieder gewählt, und wegen eines zweiten Libells zum zweiten Male ausgestoßen, und für die Grafschaft

Middlesex die er vertrat, eine neue Wahl ausgeschrieben, zugleich mit der Bemerkung, daß besagter Wilkes für dieses Parlament nicht mehr gewählt werden dürfe. Trotzdem wurde er einstimmig wieder gewählt. Und als das Parlament die Wahl für ungiltig erklärt und eine neue ausgeschrieben hatte, trat ein gewisser Luttrell, der selbst schon einen Sitz im Unterhause hatte, als Candidat für die Grafschaft Middlesex auf. Er fiel, wie sich leicht denken läßt gegen Wilkes durch, that aber den ungewöhnlichen Schritt, eine Petition gegen Wilkes beim Parlamente einzureichen. Und das Haus that sonderbarer Weise den Ausspruch, daß trotz der entschiedenen Majorität für Wilkes, sein Gegner Luttrell als gewählt betrachtet werden solle. Alles Petitioniren der Grafschaft war vergebens. Das Haus beharrte auf seinem unerhört eigenmächtigen Gewaltspruch, und um diesen Schandfleck aus den Geschichtsbüchern verschwinden zu machen, wurde die bezügliche Resolution dreizehn Jahre später aus dem Parlamentsjournale als eine Abnormität gestrichen.

Der Privilegien des Parlaments gibt es eine Unzahl, und der Sprecher im Vereine mit den Mitgliedern hat jederzeit strenge darauf geachtet, daß dieselben in keinerlei Weise verletzt werden. Zu wie vielen Verfolgungen und peinlichen Prozessen blos eines der vielen Privilegien: das Verbot nämlich keine Sitzungsberichte durch den Druck zu veröffentlichen, Ver-

anlassung gegeben hat, wird im Kapitel „über die Presse" berührt. Viele dieser Privilegien sind lächerlich kleinlich; viele widersprechen dem Geiste der Zeit so sehr, daß man sie stillschweigend fallen ließ; die bedeutendsten lassen sich in Folgendem zusammenfassen:

a) Das Recht zu Kerker- und Geldstrafen zu verurtheilen. Es geht dies so weit, daß ein Bruch der Privilegien des Hauses selbst durch das nächstfolgende Parlament bestraft werden kann. Die Lords dürfen Kerkerstrafen auf beliebige Zeit verhängen; von den Gemeinen dagegen müssen ihre Delinquenten beim Abschluß der Session wieder freigegeben werden. Die Lords dürfen ferner Geldbußen auflegen, die Gemeinen nicht, und wenn man kürzlich in dem Falle von Feargus O'Connor gelesen hat, daß er Buße für sein unrespectvolles Benehmen zu zahlen hatte, so ist darunter blos die theure Wirthsrechnung seines Kerkermeisters, des Serjeant at Arms zu verstehen.

b) Unbeschränkte Redefreiheit. Sie ist längst zum Statut geworden, obwohl der Sprecher, wie vor alten Zeiten, den König noch immer um diese Vergünstigung zu Anfang des Parlaments bittet. Aber es gab auf diesem Felde schon zu merkwürdige Rechtsprozesse, daß es der Mühe werth ist, wenigstens einige derselben zu notiren. Das Gesetz geht nämlich von der Voraussetzung aus, daß Alles was im Parlamente gesagt wird, nur deshalb gesagt wird, weil es für das

öffentliche Wohl oder zur Geschäftsführung nothwendig ist. Wenn aber ein Mitglied seine gehaltene Rede durch die Presse veröffentlicht, wird er als Schriftsteller betrachtet, und sollte seine Rede irgend einen Angriff auf irgend eine Privatperson enthalten, so kann Letztere klagen, und besagtes Mitglied hat nicht das Recht, sich auf seine Deputirten-Privilegien zu berufen. Ein solcher Fall kam im Jahre 1795 vor. Lord Abingdon hatte in öffentlicher Sitzung von seinem Anwalt ehrenrührig gesprochen, und diese seine Rede in mehrere Zeitungen einrücken lassen. Sein Anwalt machte nun einen Prozeß wegen Libell gegen ihn anhängig. Der Lord vertheidigte sich selbst, und behauptete, es könne ihm nicht verwehrt werden, drucken zu lassen, was er nach dem Gesetze des Parlamentes hatte sprechen dürfen. Der Richter jedoch war anderer Ansicht, und der Lord verlor den Prozeß. — Viel merkwürdiger noch ist folgender Fall. Ein Unterhausmitglied, Namens Creevey, hatte ebenfalls — es war in Jahre 1813 — in einer Parlamentsrede eine Beschuldigung gegen eine Privatperson fallen lassen. Nun war zu dieser Zeit das Zeitungswesen schon so geordnet, daß die Mitglieder nicht erst nöthig hatten, für die Einrückung ihrer Reden zu zahlen. Aber in diesem Falle traf es sich gerade, daß die Rede des genannten Herren in den Journalen nicht richtig wiedergegeben worden war. Er nahm sich daher die Freiheit, sie correct, in der Weise

wie er sie gesprochen, einem Journalherausgeber zum Abdruck zuzuschicken, und wurde auf dieses hin eines Libells angeklagt und — von einer Jury verurtheilt. Der Hof von Kings Bench an den sich der Verurtheilte wandte, weigerte sich, den Prozeß von Neuem aufzunehmen, denn — hieß es: „Ein Mitglied des Hauses hat das gesagt, was ihm wesentlich schien, und zu sagen gestattet war. So weit reichen die Privilegien des Parlaments. Aber dabei ist er nicht stehen geblieben, hat ohne Ermächtigung vom Parlamente das was er einen corrigirten Bericht seiner Rede zu nennen beliebt, veröffentlicht, und darin Bemerkungen gemacht, die für den Ruf einer Privatperson nachtheilig sind.“ — Seit jener Zeit ist kein ähnlicher Prozeß wieder vorgekommen, aber damit ist nicht gesagt, daß eine solche Klage nicht mehr denkbar ist.

c) Das Privilegium der Parlamentsmitglieder, während der Dauer der Sitzungsperiode nicht verhaftet werden zu können, ist in den letzten Jahrzehnten stark modificirt worden. Früher waren nicht nur sie selbst sondern auch ihre Diener und Besitzungen außer dem Bereiche der Civilgerichtsbarkeit; gegenwärtig genießen blos die Mitglieder für ihre Person dieses Vorrecht. Doch war dies von jeher in Fällen von Verrath, Störung des Friedens und Criminalverbrechen nicht mehr in Kraft. Freilich hat jedes der beiden Häuser selbst bei criminellen Anklagen gegen eines seiner

Mitglieder noch das Recht, dasselbe in Anbetracht seiner parlamentarischen Obliegenheiten dem Gericht vorzuenthalten, aber der Fall von Lord Cochrane in der neuesten Zeit (1815) mag als Beweis dienen, daß das Unterhaus von diesem seinem Rechte keinen Gebrauch zu machen Willens zu sein scheint. Lord Cochrane der wegen einer Verschwörung angeklagt und überwiesen war, saß im Kerker von King's Bench gefangen. Es gelang ihm zu entfliehen, aber er wurde vom Marschall verhaftet, während er, im Unterhause eine Zuflucht suchend, sich auf der vordersten Bank zur Rechten des Sprecherstuhles niedergelassen hatte. Das kurze Gebet, mit dem jede Sitzung eröffnet wird, war noch nicht gelesen, und kaum Ein Mitglied im Saale anwesend. Der Fall kam vor ein besonderes Comité und dieses entschied, „daß der Marschall von King's Bench die Privilegien des Hauses nicht in der Weise verletzt zu haben scheine, um die Einmischung des Hauses zu fordern." Aehnliche Fälle sind auch in neuester Zeit vorgekommen. Wir erinnern an den von Mr. Wellesley im Jahre 1831 und von Mr. Charlton im Jahre 1837.

Peers und Lords die im Oberhaus einen Sitz haben, sind immer gegen Verhaftung und Civilprozesse geschützt. Die Gemeinen dagegen schützt ihr Privilegium blos vierzig Tage nach jeder Prorogation und vierzig Tage vor der anberaumten Einberufung des Parlaments.

Nachdem wir im Vorhergehenden die besonderen und wichtigsten Privilegien des Hauses kurz angedeutet haben, entsteht nun die Frage, wer denn eigentlich Richter ist zwischen dem Parlamente und demjenigen, der einen Verstoß gegen dessen Rechte begangen hat. Die Frage ist gegenwärtig dahin entschieden, daß keines der beiden Häuser bei einer Verletzung seiner Privilegien einen andern Richter als sich selbst anerkennt. In früheren Zeiten jedoch kamen in dieser Beziehung ganz merkwürdige, und für den Juristen höchst interessante Conflicte vor. Die ältesten Gesetzesautoritäten des Landes sind darüber verschiedener Ansicht gewesen, doch hat sich das Parlament jederzeit an die Bill of Right gehalten, in der geschrieben steht, „daß das Verfahren und die Debatten der Häuser durch keinen Gerichtshof gehemmt oder zur Verantwortung gezogen werden dürfen.“ Der merkwürdigste hieher gehörige Prozeß ist der von Stockdale gegen Hansard, den Drucker des Unterhauses. Man findet ihn in Commons' Journals und in allen Werken, die über die Jurisdiction des Parlaments handeln, verzeichnet.

Wir gehen jetzt zu den Gebräuchen des Hauses, der eigentlichen „Geschäftsordnung“ über. Bei Eröffnung eines jeden Parlaments ist es Brauch, daß die Gemeinen vom Lord Kanzler, zugleich mit anderen eigens dazu benannten Peers, aufgefordert werden, sich ihren Sprecher zu wählen, der von Ihrer Majestät zu bestäti-

gen ist. Das Unterhaus schreitet sofort zur Wahl. Entsteht eine Debatte, so fungirt der Secretair (clerk) als Präsident, und gibt der Reihe nach das Wort, und formulirt die Anträge. Ist der Sprecher gewählt, so führt ihn derjenige, der ihn vorgeschlagen und noch ein Mitglied das den Antrag unterstützt hat, zu seinem Stuhle, von dessen erster Stufe er dem Hause einfach seinen Dank ausspricht, und sich sofort niedersetzt. Es ist übrigens üblich, daß mehrere Mitglieder an seinen Stuhl hintreten und ihm zu seiner Ernennung Glück wünschen. Bis jetzt ist er wohl gewählt, aber es fehlt noch die königliche Bestätigung — die beiläufig gesagt nie ausbleibt.*) Als gewählter Sprecher begibt er sich am folgenden Tage in's Oberhaus und meldet den Lords Commissairs, daß die Wahl der Gemeinen auf ihn gefallen sei, „daß er die Schwierigkeiten seines hohen und mühsamen Amtes wohl zu würdigen wisse, und daß, wenn es Ihrer Majestät gefallen sollte, die Wahl zu mißbilligen, Ihrer Majestät getreue Gemeinen sofort ein anderes für seine Stelle besser befähigtes Mitglied ihres Hauses erwählen würden." In neuester Zeit jedoch ist auch diese Formel wesentlich modificirt worden.

Ist die Wahl des Sprechers genehmigt, und hat er die alten Rechte und Privilegien des Unterhauses in

*) Der einzige Fall, daß der König die Genehmigung versagte, war der von Sir Edward Seymour im Jahre 1678.

Petitionsform beansprucht, so zieht er sich mit seinen Begleitern von der Schranke des Oberhauses zurück. Beide Häuser schreiten zur Eidesleistung, und damit vergehen gewöhnlich mehrere Tage bis der König das Parlament in Person oder durch eine Commission eröffnet, wo dann die Geschäfte ihren regelmäßigen Gang nehmen.

Jede Sitzung wird mit einem kurzen Gebet eröffnet, das im Oberhause von einem Bischof, im Unterhause von dessen Kaplan gelesen wird.

Im Hause der Lords können Geschäfte verhandelt werden, wenn auch nur drei Peers anwesend sind; das Unterhaus dagegen ist nur bei Anwesenheit von wenigstens vierzig Mitgliedern beschlußfähig. Ist bei Beginn der Sitzung um vier Uhr, oder während der Verhandlungen, oder bei einer Abstimmung die erforderliche Mitgliederzahl nicht im Hause, so muß der Sprecher die Sitzung bis auf den nächsten Tag vertagen.

In beiden Häusern entscheidet die Majorität, aber bei den Lords gilt die Stimme von Stellvertretern, was bei den Gemeinen nicht der Fall ist. Bei Abstimmungen über eine Differenzfrage theilen sich die Lords in „contents“ und „not-contents,“ bei den Gemeinen in „ayes“ und „noes.“ Kann der Sprecher bei der allgemeinen Stimmabgabe nicht gut entscheiden, auf welcher Seite die Majorität ist, so ordnet er eine „division“ an. Diese geschieht bei den Lords, indem die

Eine Partei im Saale bleibt, die andere sich vor die Schranke hinaus begibt, und auf diese Weise die Stimmen gezählt werden; im Unterhause ist die Prozedur eine andere; es verlassen nämlich alle Mitglieder den Saal und begeben sich nach zwei entgegengesetzten Corridoren (lobbies). An jede der beiden Eingangsthüren stellt sich ein Schreiber mit der alphabetischen Liste der Mitglieder auf dickem Pappendeckel geklebt — um das Umblättern zu ersparen — in der Hand. Wie nun die Mitglieder in den Saal zurückkehren, macht der Schreiber bei dem Namen eines Jeden ein Zeichen, und die sogenannten Zähler (tellers) einer jeden Partei besorgen sofort die Addition. Die gezeichneten Pappendeckel wandern zum Drucker des Hauses, der die Namen derjenigen die für und wider gestimmt haben (die division list) zugleich mit den Noten und den Verhandlungen am nächsten Morgen einzuliefern hat. Sitzt das Haus als Comité, so geht die Theilung im Sitzungssaale selbst vor sich, es müßten denn, was kaum je geschieht, fünf Mitglieder die obengeschilderte Prozedur beantragen.

Den wichtigsten Theil der Parlamentsverhandlungen bildet die Berathung von Bills die in öffentliche und private zerfallen. Die Ersteren, als die von allgemeinerem Interesse mögen hier genauer erörtert werden.

Jede Bill, d. h. jeder Gesetzantrag wird im eng-

lischen Parlamente so formulirt eingebracht, daß sie bei unveränderter Annahme sogleich als Acte d. h. als Gesetz stylisirt erscheinen kann, nur daß gelegentlich hie und da Platz zur Einschaltung des Datums, von Geldsummen u. dgl. blank gelassen wird. Im Oberhause kann jedes Mitglied ohne Vorfrage eine Bill einbringen, im Unterhause muß dazu vorher um Erlaubniß angesucht werden. Ist diese gegeben, so wird sie vom Antragsteller (mover) oder seinem seconder oder auch von dem Comité, das sie entworfen hat, an der Schranke präsentirt, und auf eine Einladung des Sprechers zum Tisch des Hauses gebracht. Die Bill wird sofort meistens zum ersten Male gelesen, und ein Termin für deren zweite Lesung anberaumt. Ist dieses geschehen, so wird sie Punkt für Punkt entweder von dem als Comité tagenden Hause debattirt, oder wenn sie sehr wichtig ist, vorher einem besondern Ausschuß überantwortet. Der Präsident des Ausschusses stattet Bericht ab (oft geht eine Bill durch mehrere Comité's;) es folgt die dritte Lesung, und endlich der Antrag daß die Bill angenommen werde (do pass).

Ist eine Bill im Oberhause durchgegangen, wird sie durch zwei Masters in Chancery, oder wenn sie auf das königliche Haus Bezug hat, durch zwei Richter dem Unterhause zugeschickt. Unterläßt das Oberhaus diese Formalität, so wird es vom Sprecher daran gemahnt, dieses böse Beispiel nicht als ein Präcedens gelten zu

lassen. Geht dagegen eine Bill von den Gemeinen zu den Lords, so bestehen die Boten aus Unterhausmitgliedern. Diese klopfen an die Thüre des Oberhauses, werden vom usher of the black rod (eine Art Ceremonienmeister) eingelassen, treten zur Schranke, machen ihre drei Verbeugungen, und überreichen die Bill dem Lord Kanzler, oder dem der an seiner Stelle präsidirt. Soll eine im Unterhause durchgegangene Bill die Wanderung in's Oberhaus antreten, so schreibt der Secretair darauf: Soit baillé aux Seigneurs; im entgegensetzten Falle schreibt der Secretair der Lords: Soit baillé aux Communs, und geht sie bei den Gemeinen durch, wird sie mit den Worten: Les Communs ont assenté markirt.

Eine durchgefallene Bill kann in derselben Session nicht wieder eingebracht werden. Um dieses Gesetz zu umgehen, hat man in dringlichen Fällen oft zu einer formellen kurzen Parlaments-Prorogation seine Zuflucht genommen, um die Bill bei dem, gleichsam neuzusammengetretenen, Parlamente von Neuem einbringen zu können.

Ist eine Bill in einem der beiden Häuser durchgegangen, und wurde vom zweiten amendirt, so muß sie mit den Amendements zum ersten Hause zurückwandern. Sollten sich jedoch die Lords und Gemeinen nicht über die Amendements verständigen können, so ist folgendes Verfahren vorgeschrieben: Es wird eine Conferenz beider

Häuser angeordnet, und wenn man sich auch da nicht verständigen kann, mag eine zweite stattfinden. Beide sind rein formeller Natur. Eine eigentliche „freie Conferenz" in der eine Debatte stattfindet, kömmt nur seltener und mit großen Formalitäten zu Stande.*)

Bills, die in beiden Häusern alle Stadien glücklich passirt haben, bleiben, (mit Ausnahme der Geldbewilligungen), bis zur Genehmigung des Königs im Gewahrsam des Oberhauses, in welchem die königliche Bestätigung entweder durch den Monarchen selbst, oder durch drei von ihm ernannte Commissaire in vollem Staat ertheilt wird, während welcher Ceremonie eine Deputation des Unterhauses an der Schranke anwesend sein muß. In den letzten Jahren erfolgte diese feierliche Bestätigung fast nie durch das Staatsoberhaupt in Person, sondern durch dessen ernannte Commissaire. Die Bestätigungsformel für alle jene Bills, die eine Geldbewilligung enthalten, lautet: Le Roi (ou la reine) remercie ses bons sujets, accepte leur benevolence, et ainsi le veult; für andere öffentliche Bills einfach: Le Roi le veult und für Privatbills: Soit fait comme il est desiré. Genehmigt der König eine Bill nicht, so lautet die Formel: Le Roi s'avisera, doch hat man diese Worte schon lange nicht gehört, und wird sie, bei

*) Von 1702 bis 1836 kam dergleichen nur ein einziges Mal (1836) vor.

der vollendeten Heranbildung des gegenwärtigen constitutionellen Systemes wohl sobald nicht zu hören bekommen. Nach einigen Schriftstellern kam ein Fall dieser Art zum letzten Mal unter William III (1693) vor. Hatsell und May haben jedoch einen späteren Fall vom Jahre 1707 aufgefunden, wo Königin Anna der schottischen Milizbill ihre Genehmigung versagte.*)

Eine wichtige Stelle in der Sphäre des Parlaments nehmen die Comités ein, in welchen die Geschäfte mehr als in den eigentlichen Sitzungen gefördert werden. Sie zerfallen in „Comités des ganzen Hauses" und in „besondere."

Erstere sind factisch die beiden Häuser selbst, nur daß der Lord Kanzler im Oberhause den Wollsack, der Sprecher im Unterhause seinen Stuhl verläßt, wenn die Häuser sich als Comité constituiren. In diesem Falle leitet der Comité-Präsident (chairman) die Debatte; diese selbst ist freier, ungezwungener, indem jedes Mitglied sich mehrere Male nach einander das Wort erbitten darf, was bei den Sitzungen im eigentlichen Sinne nicht gestattet ist. Dadurch gewinnt die Verhandlung an Lebendigkeit, und werden die Geschäfte oft rascher ge-

*) In früheren Zeiten war dergleichen nichts Ungewöhnliches. So versagte Königin Elisabeth beim Schlusse einer Session einmal von 91 ihr vorgelegten Bills nicht weniger denn 48 ihre königliche Sanction.

fördert. Besondere Comités zur Berathung von Detailfragen sitzen in den, zu diesem Zwecke eigens gebauten, Comitéstuben des Hauses, und die Zahl ihrer Mitglieder ist nach einem neueren Regulativ (von 1837) auf funfzehn festgesetzt. Gewöhnlich bekommen sie vom Hause die Ermächtigung, sich die erforderlichen Schriftstücke und Zeugen kommen zu lassen, kurz alles was ihnen für ihre Arbeit ersprießlich scheinen sollte, vor ihr Forum zu citiren. Bei der Abstimmung entscheidet Stimmenmehrheit. Der Präsident gibt nur bei gleicher Vertheilung der Stimmen die seinige ab, und gibt dadurch den Ausschlag. —

So ungenügend die obigen Angaben auch sein mögen, können wir doch dieses Capitel nicht schließen, ohne noch über einen Wirkungskreis des Parlaments, der ihm namentlich in früheren Perioden neben seiner legislativen Macht noch eine andere ungeheure Wichtigkeit verlieh, ein Wort fallen zu lassen. Das ist das Recht des Parlamentes, in gewissen politischen Criminalfällen Verhaftungsbefehle zu erlassen und Recht zu sprechen. Das erste Beispiel, daß das Unterhaus dieses Recht für sich in Anspruch nahm, kam zu Zeiten Eduards III. (1376) vor. Früher hatten blos die Peers diese Gewalt ausgeübt. Wer kennt die vielen peinlichen Prozesse nicht, die in Westminsterhall zur Verhandlung kamen! Sie bilden nicht die uninteressanteste, auch nicht die rosigste Partie der Geschichte Englands. Die inter-

essantesten Fälle dieser Art in neuerer Zeit sind die von Warren Hastings (1788) und Lord Melville (1805). — Es würde zu weit führen, die richterlichen Gerechtsame des Parlaments und die Prozedur des Parlamentstribunals hier nur oberflächlich auseinanderzusetzen. Wir müssen uns begnügen, unseren Lesern die besten Quellen hierüber und über alles auf's Parlament Bezügliche anzugeben. Es sind von den späteren: History of the High Court of Parliament by T. Gurdon 1731 — Manner of holding Parliaments in England by Henry Elsinge 1768 — Blackstone's Comm. book I. — D'Ewes's Journal — Lord's Journals — Common's Journals — Hatsell's Precedents, new edit. 1818 — A Treatise upon the Law, Privileges, Proceedings, and Usage of Parliament by Thomas Erskine May Esq. 1844. —

Sechstes Kapitel.

London Docks.

Zwischen dem Tower und Blackwall liegen die Docks von London. Auf einer Strecke von beinahe einer deutschen Meile Länge reihen sich die künstlichen Bassins, von fünf bis sieben Stock hohen Waarenhäusern eingefaßt, aneinander. In den Bassins ankern die Schiffe, in den Magazinen liegen Waaren aller Art aneinandergereiht.

An den Tower gegen Osten schmiegen sich die Katharinendocks. Sie bedecken drei und zwanzig Acker Land, in ihren Bassins haben hundert und zwanzig Schiffe Platz, ihre Waarenhäuser können zwei Millionen zweimalhunderttausend Centner Waaren fassen; das Capital der Gesellschaft beträgt über zwei Millionen Pfund Sterling. An sie reihen sich die eigentlichen London Docks, mit einem Flächenraum von über hundert Acker Land, mit Bassins für fünfhundert Schiffe, Magazinenraum für zwei Millionen sechsmalhundert und achtzigtausend Centner Frachtgut, und einem Gesellschaftsca-

pital im Betrage von mehr als vier Millionen Pfund Sterling. Dann kommen die Westindia Docks. Sie sind die größten in der Reihe, ihr Bassin sieht sich wie ein kleiner Landsee an, bietet vierhundert der größten Westindienfahrer Raum zum Nebeneinanderliegen, und sie bedecken mit ihren, drei Millionen sechsmalhunderttausend Centner fassenden, Magazinen einen Flächenraum von zwei hundert fünfundneunzig Acker Landes, sind somit beinahe drei Mal so groß als die London Docks. Das Capital der Gesellschaft beläuft sich auf mehr denn sechs Millionen Pfund, und zur Zeit wenn die Westindienfahrer mit ihrer kostbaren Fracht in die Themse einlaufen, liegen in ihren Magazinen, die sich mitten zwischen Fluß und Eisenbahn eingebettet haben, oft Waaren im Werthe von über zwanzig Millionen Pfund. Die letzten in dieser Reihe gegen Osten sind die East India Docks auf einem Raume von zwei und dreißig Acker und mit Magazinenraum für dreimalhunderttausend Centner. Zusammengenommen haben diese Docks somit einen Flächengehalt von vierhundert und fünfzig englischer acres, fassen eintausend zweihundert Schiffe, und haben für zehn Millionen sechsmalhunderttausend Centner Güter Lagerplatz.

Man staunt über diese Zahlenungeheuer. Und doch ist das Reich der Londoner Docks mit den angeführten nicht erschöpft. Noch befinden sich deren drei auf dem rechten Ufer des Flusses, zwischen Rhoterhide und

Deptford, die Schiffswerften der Kriegesflotte nicht miteingerechnet.

Was aber sind die Docks? Was bedeuten sie? Wer sind ihre Eigenthümer? Und zu welchem Zwecke wurden sie erbaut? — Wer immer vom Continent nach London kömmt, besucht sie; wer immer von London in die Heimath zurückgeht, spricht mit Bewunderung von den unzähligen Masten, die sich in den Bassins aneinanderdrängen, von dem colossalen Waarenvorrathe, der in den Magazinen aufgespeichert liegt. Hat doch jede große Stadt ihre obligate Sehenswürdigkeit, die kein gebildeter Reisender ungesehen lassen darf. In Rom wallfahrtet man nach St. Peter, in Berlin nach Potsdam, in Wien nach dem Prater; in Dresden besucht man vor Allem die Bildergallerie, in Leipzig den Brühl und in Frankfurt Bad Homburg; in Paris läuft jeder gebildete Mensch zum Heine, und wer nicht vorgelassen wird, weint dafür in Père la Chaise auf dem Grabe Börne's; in London endlich bemüht man sich nach Westminster, den Docks u. s. w. u. s. w. Das Anstößige dabei ist nur dies, daß Jeder ohne viel Fragen weiß, wozu der Wiener Prater, die Dresdner Bildergallerie, der Leipziger Brühl und der deutsche Heine geschaffen worden sind; was es aber mit den Londoner Docks für Bewandtniß hat, das läßt sich nicht errathen, wenn man sie auch zehnmal von einem Ende bis zum anderen durchstöbert, zumal weil es zu Hause nichts Aehnliches

gibt. Man muß sich daher die Mühe nehmen, über ihre Entstehung und ihren Zweck ein gutes Handbuch oder einen englischen Freund zu fragen. Die erzählen darüber Folgendes:

London liegt bekanntlich an der Themse, und die Themse ist der eigentliche Londoner Hafen, von Gravesend bis in's Herz der Stadt hinein. Am äußersten Westende dieses Hafens, hart an Londonbridge liegt das Hauptzollamt, denn trotzdem daß sich die Engländer seit 1846 gerne Freihändler nennen lassen, weil sie den Einfuhrzoll auf alle rohen Lebensmittel und viele andere Artikel herabgesetzt haben, gibt es der Waaren noch gar viele, die einen hohen Zoll bezahlen müssen. Diese Zölle wurden früher bei'm Zollhause erhoben, und der Prozeß war folgender. Wenn ein Fahrzeug, die Themse heraufkommend, bei Gravesend angelangt war, begaben sich an diesem Punkte zwei bis drei Zollbeamte an Bord, und geleiteten das Schiff stromaufwärts, bis zum Zollhaus, damit es auf dieser Strecke nicht unverzollte Waaren an's Land setzen, d. h. schmuggeln könne. Von der Themsemündung bis Gravesend hatte das Schiff allerdings keine Bewachung an Bord, aber das Schmuggeln ist nichtsdestoweniger durch die zahlreichen Strandwächter erschwert, ja beinahe unmöglich gemacht. Das alles ging recht gut, so lange London nicht seine heutige Ausdehnung, als der Londoner Themsehafen noch nicht sein heutige Bedeutung erreicht hatte. Wollte

man gegenwärtig, wo an manchem Tage oft dreihundert Fahrzeuge und mehr, den Fluß heraufgeschwommen kommen, sie sämmtlich vor's Zollhaus postiren, damit sie dort der Reihe nach untersucht werden, so müßte man das Flußbett um's Dreifache erweitern, und auch dann würde der Raum nicht hinreichen, auch dann wäre der Fluß bald von der Masse der Fahrzeuge gesperrt, abgesehen davon, daß Letztere oft Wochenlang, zum großen Schaden der Besitzer warten müßten, bis sie an die Reihe kämen.

Diesem Uebelstande abzuhelfen wurden die Docks errichtet. Sie verdanken, wie die meisten Anstalten in England dem Unternehmungsgeiste von Privatgesellschaften ihre Entstehung, und die Regierung hat nichts dabei zu thun, als die großen Taxen einzustecken, welche die Gesellschaften nach vorgeschriebenen Steuerrubriken zu bezahlen haben.

Jetzt wie vor Jahren gibt es Küstenwächter von Sheerneß bis nach Gravesend; jetzt wie früher steigen Zollbeamte bei letzterem Orte an Bord jedes stromauf segelnden Schiffes; auch steht es jedem Fahrzeuge frei, bei'm Zollhaus zu landen, und wenn es schnell abgefertigt sein muß — wie dies bei Passagierdampfern der Fall ist — sich dort der sofortigen Visitation zu unterziehen. Aber es ist nicht dazu gezwungen; es kann in einen der Docks einlaufen, und daselbst mit seiner unverzollten Fracht liegen bleiben, so lange es in seinem

Interesse ist. Eben dieses Liegenbleiben der unverzollten Frachtgüter ist mehr noch als einer der oben angegebenen Umstände das hauptveranlassende Moment zur Erbauung der Docks gewesen. Ein Beispiel wird die Sache gleich klar machen.

Denken wir uns, ein Schiff kömmt mit Häuten beladen aus Südamerika in die Themse. Die Fracht beträgt an und für sich eine große Summe Geldes, und es wäre überdies eine namhafte Summe an Zoll zu erlegen. Wer weiß aber, wie lange die Häute liegen müssen, bevor sie einen Käufer finden? Vielleicht ließe sie der Besitzer sogar gerne länger liegen, wenn er Aussicht hätte, nach einiger Zeit einen höheren Preis für die Waaren zu bekommen. Wäre er gezwungen, den Zoll sogleich zu zahlen, so müßte er die Interessen dieses, dem Staat ausgezahlten, Capitals auf die Waare schlagen, diese dadurch vertheuern. Dadurch aber daß er sein Fahrzeug in die Bassins der Docks legen, seine Waare in den Magazinen derselben unterbringen kann, hat er einen doppelten Vortheil: er braucht seinem Capitain nicht erst baares Geld für's englische Zollamt mit auf die Reise zu geben, und dieses Capital bleibt ihm nicht Monate lang unverzinst. Seine Häute liegen in den Dockmagazinen; sein Londoner Haus oder Agent oder der Makler, durch dessen Hände am Ende doch in London jede Waare gehen muß, besichtigt, ordnet, verkauft sie, und der Käufer bezahlt den Eingangs-

zoll erst dann, wenn er die Häute aus den Docks nimmt.

Durch diese Manipulation werden dem großen Verkehr unendliche Erleichterungen gewährt, und die englische Regierung, consequent in ihrem Grundsatze dem Verkehr jeden möglichen Vorschub zu leisten, hat auch von Anfang an die Anlegung der Docks begünstigt. Von Schmuggelei in großem Maßstabe kann in denselben nicht leicht die Rede sein. Die Bassins und Magazine sind zumeist mit hohen Mauern umgeben; ein schmaler Schleusenkanal führt von der Themse aus in die innern Räume; und an allen Eingängen halten Zollbeamte Wache, und haben das Recht, jeden Hinausgehenden zu untersuchen, ob er nicht unverzollte Waare verschleppe. Die Matrosen jener Fahrzeuge, die in den Docks vor Anker liegen, sind überdies einem genauen Reglement, einer strengen Disciplin unterworfen. Am Ende — gelingts auch einmal einer Theerjacke eine Flasche Cognak, ein Pfund Thee oder Cigarren hinaus zu schmuggeln, so kann der Schatzkanzler Ihrer Majestät den Verlust verschmerzen. Die Dockgesellschaften verzinsen aber ihre angelegten Capitalien sehr gut; ihre Revenuen bestehen in den Gebühren, welche die Schiffe in den Bassins, die Waaren auf den Lagerplätzen zu bezahlen haben; und diese Gebühren sind ziemlich bedeutend.

Nachdem wir nun den allgemeinen Zweck und

Nutzen der Docks im Kurzen auseinander gesetzt haben, wollen wir unsere Wanderung durch Einen derselben antreten, und uns ein wenig die Details besehen. Wir wählen dazu die London Docks, die wenn auch nicht die größten, doch Jahr aus Jahr ein die belebtesten sind, und dem Besucher die größte Mannigfaltigkeit bieten.

Durch die engen Citystraßen, vor dem finstern Tower vorbei, durch schmutzige Quartiere, wo eine Kneipe sich an die andere reiht, gelangen wir an das Thor von London Docks. Es steht für jeden offen. Fuhrwerke, Karren und Menschen strömen ab und zu. Wir treten ein, und befinden uns in einer breiten, schlechtgepflasterten Straße, die rechts von einer Reihe hoher Waarenhäuser, links von einer schlechtüberworfenen Mauer, an der ein paar Hundert zweirädrige Karren angelehnt stehen, begrenzt ist.

Wir haben durch die Güte eines Citykaufmanns eine allgemeine Einlaßkarte erhalten, einen passe partout, der uns alle Thüren und Thore öffnet, und durch den es uns heute möglich sein wird, überall einzudringen, wo wir eben Interessantes zu finden hoffen. Da steht denn gleich rechts über einer Magazinthüre die Inschrift Ivory house, das heißt Elfenbeinhaus. Der Titel klingt pikant; wir treten ein, zeigen beim ersten Bureau unsere Karte, und erhalten einen Mann zur Begleitung, der uns auf alle unsere Fragen möglichst

befriedigende Auskunft geben wird. Er führt uns durch weite Räume, in denen wir auf mehr oder weniger geordnete Massen von Elephantenzähnen, Rhinozeros-Hörnern, Sägefischwaffen und Schildkrötenplatten stoßen. Was wir im Alltagsleben in tausend Formen und Gestaltungen kennen und gebrauchen, erscheint uns hier neu und fremdartig in seiner Urgestalt. Die Civilisation, auf die wir stolz sind, hat uns gewissermaßen wieder zur Uncultur zurückgebracht. Der Malaye, der den Elephanten in seinen Heimathländern jagt, kann über den Anblick eines feingearbeiteten elfenbeinernen Kunstgegenstandes, den er als metamorphosirten Elephantenzahn erkennt, nicht mehr erstaunt sein, als wir, die wir doch so viele elfenbeinerne Gegenstände täglich in die Hand nehmen, bei dem Anblick dieser naturwüchsigen Massen, an die uns in Europa nichts als die Naturgeschichte erinnert. Wer die Spur des Elephanten verfolgt, denkt am allerwenigsten an den Kamm, den ein europäischer Culturmensch aus dem Zahn des verfolgten Thieres machen wird, und die Dame, die den Kamm benützt, denkt eben so wenig an den braunen Jäger in Afrika, der das Thier erlegt und den Zahn geliefert hat. Hier in diesem sogenannten Elfenbeinhause kommen uns unwillkürlich retrospective Gedanken. Die Horn- und Knochenmassen vor unsern Augen sind gerade ihrer Ursprünglichkeit willen für uns verwöhnte Bildungsmenschen interessant. Die Theilung und Wechselwirkung

menschlicher Arbeit und menschlichen Kunstfleißes tritt wieder einmal recht lebendig vor unser Bewußtsein, und die schmutzigen, unscheinbaren, unpolirten Schildkrötenschalen die hier haufenweise herumliegen, wirken anregender auf uns, als es die Beschauung einer ganzen Sammlung von künstlichen Schildkrotarbeiten wohl im Stande sein dürfte. Neben der ungeheuren Masse der in den Londoner Docks aufgespeicherten Waarenvorräthe ist es eben nur die Ursprünglichkeit der uns hier vor Augen tretenden Gegenstände, die uns zur Bewunderung zwingt. Wer anderes sucht und erwartet, muß sich getäuscht finden.

Aus der Straße, in welcher das Elfenbeinhaus mit noch anderen Magazinen steht, gelangen wir in einen unregelmäßigen, sich nach allen Richtungen hin erweiternden, ungeheuren, offenen Raum, der im Süden durch das größte der Bassins ab- und rings herum von Waarenhäusern aller Art eingeschlossen ist. Hier fängt das eigentliche bewegte Leben der Docks an. So weit das Auge reichen kann, liegt Faß an Faß gereiht. Zwischen denselben laufen schmale Wege kreuz und quer, auf denen sich Menschen, Pferde, Karren aller Art wirr durcheinander treiben. In diesem Labyrinth von Fässern ist nicht gut stehn bleiben; der Müßiggang wird hier viel weniger, als sonst gewöhnlich im Leben, respectirt, und weicht man den Lastpferden aus, so kömmt man mit den Handkarren in Conflict, und will man

diesen aus dem Wege gehn, geräth man mitten in die hämmernden Arbeiter hinein. Darum bescheiden an die Seite der Häuser retirirt, um von da aus den Wirrwarr des Hofes zu überschauen, und gelegentlich in's Innere der Gebäude selbst einzubringen.

Wer eben nur so viel Zeit erübrigen kann, um die London Docks ein einziges Mal zu besuchen, und auf diesen Einen Besuch nur wenige Stunden zu verwenden, der thut wohl, blos in jene Gebäude einzutreten, deren Inhalt für ihn ein besonderes Interesse hat. Bei der großen Anhäufung von Vorräthen hat nämlich jeder einzelne Artikel sein besonderes Quartier. Zur Linken, wo wir gerade stehen, sieht Alles merkwürdig blau gefärbt aus. Ein, nach drei Seiten freistehendes, wohl fünf Stockwerke hohes Gebäude zeigt uns ein tiefblau gefärbtes Eingangsthor. Die Fensterrahmen sind blau, die Wände der inneren Gänge, die Treppen und Geländer sind blau, und sonderbar — auch die Arbeiter, die aus- und eingehen sind blau in ihrer Kleidung, in ihrer Gesichtsfarbe bis in's Weiß des Auges hinein. Auf die Gefahr, selbst blaugefärbt zu werden, treten wir in's Thor; es führt zu den Indigolagern, den größten und reichsten der Welt. Wohl liegt die kostbare Waare in tausend und aber tausend Kisten sorgfältig verpackt, die meisten von ihnen noch fest verschlossen, wie sie von den bengalischen Lieferanten zur weiten Seereise hergerichtet wurden; aber der Indigo-

staub ist fein wie kein anderer; er zwängt sich durch die Spalten und Poren seiner Verpackung an die freie Luft hinaus. Zudem werden hier den Tag über Hunderte von Kisten geöffnet, um den Kauflustigen als Muster für ganze Partieen zu gelten; so ist es denn natürlich, daß der feine Staub sich nach allen Richtungen hin zerstreut, alle Gegenstände in der Umgebung tiefblau überzieht, und dem neugierigen Eindringling ein unverfängliches Kennzeichen mit auf den Heimweg gibt, daß er sich zu Hause, wie ein lebendiges blaues Wunder im Spiegel beschauen mag. Die Straßenjungen im Westende, und die Wirthin im Hôtel werden ihn wohl neugierig anblinzeln, wenn er seine blaue Nase unbewußt zur Schau trägt; die Dockbevölkerung dagegen nimmt weiter keine Notiz davon; die weiß sich solche Erscheinungen zu deuten; die ist daran gewöhnt.

Hat Einer keine Lust, wie ein Blaufärber auszusehen, so läßt er die Indigomagazine links liegen, und wendet seine Schritte den Theelagern zu. Die Engländer haben es durch die vielen Tausende ihrer Landsleute, die sie jährlich nach dem Continent hinüberschicken, um frische Luft zu schöpfen und ihren Gläubigern in der Heimath zu entgehen, dahin gebracht, daß chinesischer Thee beinahe schon so populär drüben geworden ist, wie der steife Vatermörder. In deutschen Städten hat sich der Thee, zwar als ein fashionables Getränk, ein

bedeutendes Terrain erobert, aber man kann ihm noch mit gutem Anstand aus dem Wege gehn. Nicht so in der Schweiz, in Italien und in allen jenen Gegenden, wo sich die englischen Touristen zumeist herumtreiben. Durch ihr Geld, und weit mehr noch durch ihre Halsstarrigkeit haben sie es durchzusetzen gewußt, daß jeder Hôtelbesitzer vom Rhein bis zum Vesuv und zum rothen Meer hinab sein Theegeschirr so kunstgerecht zu handhaben weiß, wie nur irgend ein Theeschankinhaber im Bereich der constitutionellen Inseln. Der Deutsche mag Lust haben oder nicht — wenn er in Italien reist wird er mit Thee bedient, als ob er ein Signore Inglese wäre, und der gutmüthige deutsche Reisende fügt sich in diese, wie in andere, aufgezwungene Nothwendigkeiten mit musterhafter Fassung. Am Ende gewinnt er das exotische Getränk gar lieb, schwört den Morgenkaffee und sein Abendbier ab, und kömmt als Teatotaller über die Alpen zurück. Nicht so der Engländer. Ein starres Festhalten an alten Sitten, Bräuchen und Gewohnheiten bleibt eine der hervorragendsten Charakterzüge dieses merkwürdigen Volkes. Nicht zufrieden damit, daß der Engländer in seinem eigenen Vaterlande auch nicht ein Haarbreit von seiner gewöhnlichen Lebensweise abstreift, um den Fremden entgegenzukommen, macht er, als Gast in fremder Leute Haus und Land, die unverschämtesten Ansprüche daß sich Alles nach ihm richte, daß man ihm sein ganzes liebes England —

Nebel, Rheumatismus und dergleichen kleine Unannehmlichkeiten abgerechnet — möglichst getreu vorzaubere, daß man ihm sein Frühstück, Mittags- und Nachtmahl gerade so servire, wie es die englischen Hauszehngebote vorschreiben; daß man den Fisch siede nach anglobritischen Begriffen, und daß man, wenn er gesotten ist, ihn verspeise nach den Regeln englischer Wohlerzogenheit; daß man sich täglich einmal barbiere und monatlich zweimal purgire; daß das Ziegenböcklein in den Abruzzen gerade so dufte wie der an der Düne von Brighton aufgewachsene Hammel u. s. w. u. s. w. Diese Unverschämtheit in seinen Ansprüchen ist jedem Engländer mit der Muttermilch eingesogen, und die einzige Entschuldigung, die es für dieselbe gibt, ist die Bereitwilligkeit, mit welcher die Continentalen sich derselben beugen. Da er für sein Geld erreichen kann was er will, wäre es in der That nicht klug von ihm, wollte er seiner Bequemlichkeit entsagen. Der Continentale, z. B. der Deutsche, zahlt zwar in englischen Hôtels das drei- und vierfache von dem was er zu Hause zu zahlen gewöhnt ist, trotzdem liegt es nicht in seinem toleranten Naturell, von seinen englischen Wirthen Dinge zu begehren, denen eine totale Revolution des englischen Hauslebens vorausgehen müßte. Er verschluckt das rothe saftige Rindfleisch, das allerdings das beste auf der Welt ist, an das man sich aber am Ende doch, wie an Caviar und Austern erst gewöhnen muß:

er fügt sich in die klösterliche Stille englischer Speisezimmer, an das späte zu Bette gehen und das Spätaufstehen, an die verzweiflungsvolle Bedächtigkeit der Aufwärter, an die Abwesenheit von leichten Suppen und an die Barbarei der englischen Gemüsezubereitung. Er schüttelt wohl den Kopf über die fabelhaften Preise, mit welchen er alle diese Unannehmlichkeiten erkaufen muß, und denkt, in kühlen Mondnächten heimlich seine Cigarre rauchend, an die wohlfeilen, mundgerechten Schüsseln seiner Heimath; aber er wagt es nie und nimmermehr, mit seinen Ansprüchen gebieterisch hervorzutreten. Sei's Schüchternheit oder philosophische Lebensanschauung — genug er nimmt die Dinge wie sie sind. Und so gewöhnt er sich denn auch — um auf unsern Gegenstand zurückzukommen — sehr schnell an den Thee, und wird, zumal wenn er längere Zeit im Lande verweilt, sich mit demselben viel schneller, als mit tausend anderen Paragraphen der englischen Lebensweise ausgesöhnt haben.

Die großen Theewaarenlager in den Docks haben — Dank der Popularität deren sich diese Pflanze jetzt auf der halben Erdoberfläche zu erfreuen hat — auch für den fremden Besucher ein viel größeres Interesse, als dies noch vor etwa fünfzig Jahren der Fall war. Je weniger das Land selbst, in welchem das Theeblatt gebaut und getrocknet wird, für uns zugänglich ist, desto neugieriger schauen wir auf die Millionen kleiner,

schmutzigbrauner Kistchen, die inwendig mit Metallpapier überzogen sind, um die trockenen Blätter vor der Seefeuchtigkeit zu schützen, und die auf der Außenseite zum großen Theile ebenfalls mit Papier überklebt sind, worauf die Sorte der Waare, ihr Erzeugungsort, und die Firma, von der sie expedirt wurde, in chinesischer Schrift verzeichnet steht. Den Laien interessirt die Fremdartigkeit der Verpackungsart, den Kaufmann reizt es, einmal ein echtchinesisches Consignamente zu Gesicht zu bekommen, und der gelehrte Philologe mag sich freuen, einem Stück chinesischer Schrift zur Abwechslung einmal im praktischen Leben zu begegnen. Abgesehen von diesem allem imponirt die Masse an und für sich. Magazine wie diese, die Lagerplätze für 120,000 Kisten Thee haben,*) findet man schwerlich auf irgend einem andern Flecke der Erde wieder; und sage nur Keiner, daß man sich einen kleinen Theeladen in Gedanken blos auf die hundertste Potenz zu erheben brauche, um einen eben so großartigen Eindruck vor seine Seele zu zaubern. In dieser Behauptung läge wohl ein gut Stück mathematischer Wahrheit aber weiter Nichts. Mit eben so gutem Rechte könnte ein berliner Bürger sagen: Wozu erst nach der Schweiz reisen um den Montblanc zu sehen? Ich denke mir unseren Kreuzberg

*) Wir sprechen hier blos von den neuen, in den Jahren 1844 und 1845 erbauten Thee-Waarenhäusern.

auf die xte Potenz erhoben, habe denselben Eindruck den ich von den Alpen erwarten kann, und erspare dabei Strapazen, Zeit und Geld.

In der Massenhaftigkeit eines Gegenstandes liegt ein eigenthümlich anregendes Interesse, zumal in dem Falle, wo das cultur- und merkantilhistorische Interesse zugleich in den Vordergrund tritt. Hier reiht sich Saal an Saal, vom Erdgeschoß bis an das fünfte Stockwerk hinauf, von dessen Fenstern man die herrlichste Aussicht über die Themse, ihre Docks, Bassins und Schiffe genießt, hier in diesen Sälen bewegen wir uns zwischen hölzernen buntbemalten Scheidewänden die eben nur aus übereinander gethürmten Theekisten bestehen. Es ist eine kleine Stadt mit unzähligen verschlungenen Gäßchen, die hie und da in einen kleinen offengelassenen Platz ausmünden. Hätten wir den Führer nicht an der Seite, der sich hier heimisch fühlt und sich im Nothfalle auch an den Ziffern der Säle und Theekistengassen zurechtfinden würde, so wäre es wohl möglich, daß wir in diesem Labyrinthe lange Kreuz- und Querzüge unternehmen müßten, bevor wir den Ausgang entdeckten. Denn die Räume sind zumeist menschenleer. Ist die Waare eingeführt und nach Partieen geordnet, so hat das Dockpersonal nichts weiter mit ihr zu thun. Nur hie und da sieht man einen Agenten, Commissionair oder Makler einsam durch die engen Kistenstraßen wandeln; er weiß was er sucht, und wo er das Ge-

suchte zu finden hat; er hebt den Deckel der einen oder andern Kiste ab, nimmt eine Handvoll Thee aus seiner stillen Behausung, riecht daran, prüft seine Farbe, läßt ihn durch die Finger gleiten, notirt sich etwas in sein Taschenbuch, und geht weiter um dasselbe Experiment bei einer andern Partie zu wiederholen. Dann steht es ihm frei, sich in den bestimmten Bureaux Proben geben zu lassen, sich über den Preis der Waaren Auskunft zu holen, um darnach die Aufträge seiner Kunden auszuführen oder in Empfang zu nehmen. Denn der Citykaufmann selbst hat nicht Muße genug, in den Docks herumzustreifen, und sich mit der Natur der dortigen Waarenvorräthe bekannt zu machen. Es würde ihm dies mehr Zeit kosten, als ihm die Procente, die er dem Makler zu zahlen hat, werth sind. Mit Hilfe der Agenten, deren es in jedem Geschäftszweige unzählige giebt, wird es ihm möglich, seine Handelsmanipulationen, ohne von seinem in der City gelegenen Comptoir abzukommen, mit Umsicht zu betreiben; er weiß durch den Makler, welche Sorten und Quantitäten seines Artikels in den Docks sind; durch den Makler und Agenten erfährt er den jeweiligen Standpunkt des Marktes; durch diese Zwischenelemente läßt er kaufen und verkaufen; er selbst befaßt sich zumeist mit der Conjectural-Politik und mit der Leitung seines Geschäftes im Großen. Daß es so und nicht anders ist, wird eben durch die Größe Londons und die Riesenausdeh-

nung seines Verkehrs bedingt. Mitten in den Magazinen der Docks, die viel zu ausgedehnt sind, als daß ein Mensch sie in einer Woche durchstreifen könnte, gelangt man wohl am besten zur Ueberzeugung, daß die hier zur Regel gewordene Complication von Maklerthum, Agentie, Commissariat und Kaufmannschaft nicht in der Bequemlichkeit des englischen Handelsstandes sondern in der Großartigkeit, mit welcher jedes Geschäft organisirt ist, seinen Grund hat.

Doch lassen wir für heute die Makler und Agenten. Wir haben noch einen weiten Weg zurückzulegen, um aus dem Bereich des Thees in's Freie zu kommen. Je weiter wir gehen desto größer werden die Säle, je höher wir steigen desto voller werden sie, je länger wir hier verweilen desto mehr fragen wir uns, wo in aller Welt so viel chinesischer Thee, wie hier beisammen liegt, consumirt wird. Diese Frage stellt sich wohl nur der Fremde, der den Thee als Luxusgetränk bei eleganten Abendgesellschaften kennen gelernt hat. Gehn Sie aber kreuz und quer durch das ganze vereinigte Königreich, treten Sie um sechs Uhr Abends in das erste beste Haus des ersten besten Quartiers, das nicht eben von der Aristokratie oder vom hohen Kaufmannsstande bewohnt ist, und überall werden Sie die dampfende Theekanne auf dem Tische des Parlours finden. Maurer und Zimmerleute, die beim Neubau eines Hauses beschäftigt sind, steigen um

diese Stunde von ihren Gerüsten herab, und trinken ihren Abendthee auf freier Straße, mitten unter Balken, Ziegeln und Mörteltruhen; der Geselle und der Meister jedes Handwerks, der Lehrjunge in der Werkstätte, die Dienstleute in den Häusern, der Matrose auf dem Fahrzeuge das im Hafen ein- oder ausladet, der Soldat in seiner Kaserne, der Kranke im Spitale, Alles gönnt sich eine halbe Stunde um seinen Abendthee, je nach Umständen aus Steingut, Porzellan oder aus rauchgeschwärzten irdenen Töpfen zu trinken. Thee ist in diesem Lande, und in allen Himmelsstrichen wohin die anglosächsische Race gedrungen, lange nicht mehr Luxusartikel, sondern eines der dringendsten Lebensbedürfnisse geworden. — Der arme Mann lebt ohne Fleisch, ohne Brod und ohne Religion, aber so arg wird ihm's doch nur selten, daß er sich nicht den Tag über einen Penny erbetteln sollte, um sich am Abend von einer auf der Straße sitzenden Irländerin einen Topf schlechten, wohl zum zweitenmale aufgekochten Thees erhandeln zu können. — Ohne Thee, sagen die Engländer, wär's in der feuchten Nebel- und Meeresatmosphäre nie und nimmermehr auszuhalten — Thee ist nach ihrer Behauptung das, was nach dem Ausspruch Cicero's die Wissenschaften sind: Er stärkt den Säugling, nährt die Jugend, erfrischt den Mann und erhält den Greisen; er kühlt im Sommer und erwärmt im Winter; befestigt die Gesundheit und labt alle Kran-

ken; ist eine Wohlthat in der Stadt und eine Erquickung auf dem Lande; wirkt kräftigend auf den Leib und anregend auf den Geist, und bleibt das einzige unschädliche Getränk in rheumatischen, biliösen, katarrhalischen, typhösen, gastrischen, erysipelatösen und urogenitalen Affectionen. Ob das Alles wahr ist, mag dahin gestellt bleiben, aber wer kann es unter solchen Umständen dem Kaiser von China verdenken, daß er der Ansicht ist, „es müßten die rothhaarigen Barbaren von den europäischen Nebelinseln rein zu Grunde gehn, wenn ihnen der Herr des himmlischen Reiches in seinem Lande nicht mehr gestatten würde, einige Theeblätter zur Fristung ihres armseligen Daseins zu sammeln.“ —

Es hat sich bis jetzt noch Niemand die Mühe gegeben, zu erforschen, ob das schöne oder das starke Geschlecht mehr Thee verbraucht. Das wäre auch kaum möglich, und würde nicht der Mühe werth sein. In gewissen Familienkreisen hat das chinesische Blatt dasselbe Schicksal wie bei uns in Deutschland die braune Bohne aus Arabien. Die Männer werden von den Frauen und diese wieder von den Männern wegen ihrer Theeliebhaberei geneckt. Es gibt in England eben so andächtige Theeschwestern als es bei uns Kaffeeschwestern gibt; dagegen vertieft sich der schweigsame Engländer nicht minder weihevoll in seine umfangreichen Abendtheetassen als nur irgend ein deutscher Beamter, Stu-

dent oder Gelehrter in seinen schwarzen Nachmittagskaffee. In dieser Beziehung scheinen die beiden Geschlechter auf dem Fuße vollkommener Gleichberechtigung zu stehn, und daher kommt es auch, daß Damen, welche die London Docks besuchen, die ausgedehnten Theemagazine daselbst mit derselben Pilgerandacht wie nur irgend Männer durchwandeln.

Ein anderes freilich ist es mit den unterirdischen Regionen des Weines und den überirdischen Waarenhäusern des Tabacks. Letztere zerfallen in drei getrennte Abtheilungen: In das Cigarrenhaus, die sogenannte Cigar Floor, wo oft eintausend fünfhundert braune, aus rohem Mahagoniholz gezimmerte Kisten gemüthlich nebeneinander stehen, von denen jede im Durchschnitt einhundert Pfund Sterling werth ist, und die somit zusammen ein Capital von einmal hundert fünfzigtausend L. Strlg. repräsentiren, — in das Elitemagazin, das ist ein Waarenhaus von ungefähr derselben Größe wie das erste, wo die besonders feinen Tabacksorten aufbewahrt werden, die in Büffelhäuten oder in andern abenteuerlichen Hüllen verpackt, für die Fabrication besserer Cigarrensorten auf englischem Boden bestimmt sind — endlich in das Hauptmagazin, oder wie es in den Docks gewöhnlich genannt wird, the Queen's Warehouse. Dieses, in seiner Art einzig dastehende Gebäude ist nicht nur durch seine Größe — es bedeckt fünf Acker Landes — sondern auch durch die elegante

Zierlichkeit seiner Bauart besonders bemerkenswerth. Den ganzen angegebenen Flächenraum deckt ein leichtes Dach, und dieses wird von schlanken, luftigen Säulen getragen, so daß man, auf einem Kistenberge stehend, den ganzen Raum übersehen kann, über den das Dachgebälke wie frei in der Luft aufgehängt erscheint. Barry, derselbe Baumeister, der bei Westminster die neuen Parlamentsgebäude aus den massivsten Quadersteinen aufführen läßt, hat, wenn wir nicht irren, den Plan zu diesem luftigen Bau gemacht; und führt uns der Weg in die London Docks gerade zu einer Zeit, wo die großen Tabacksendungen aus Amerika in den Themsehafen eingelaufen sind, dann wird es uns schwer in diesem ungeheuren Raume auch nur einen einzigen unbenützten Fleck zu finden. Wie dort in den Theemagazinen die kleinen papierüberzogenen Kistchen des Ostens, so thürmen sich hier die tabackgefüllten, großen Fässer des Westens übereinander; wie dort, gibt es auch hier verworrene, endlose, sich kreuzende Straßen, in denen man hie und da einem Arbeiter, der ein Faß ausbessert, oder einem Agenten, der sich mit dem Inhalt der Verpackungen vertraut machen will, begegnet. Sonst ist es stille und kühl wie in alten gothischen Domen. Altar ist jedes große Faß; die kleineren figuriren als Betstühle; große Blätterrollen stehen in Winkeln und an Säulen gelehnt wie Bilder von braunen Heiligen; der Zugwind bläst durch den trocknen Blätterwald wie

durch Kirchenorgelpfeifen, und jedes lecke Faß haucht beizenden Weihrauch aus. Freilich gilt diese poetische Anschauungsart blos denen, die im Cigarrenrauch dem Himmel lieber als mit Kirchenweihrauchduft ihr Opfer bringen, aber man weiß ja wie arg das Laster des Rauchens in unsern sündigen Tagen um sich gegriffen hat, und zur Erbauung sündiger Leser mag der obige profane Vergleich eines Tabacksmagazines mit einem heiligen Dome denn auch stehen bleiben. Dem gelehrten Statistiker aber, und allen denen die sich an langen Ziffernreihen gerne erstaunen, zum Frommen sei's gesagt, daß das Queen's Warehouse für sich allein sechsmalhunderttausend Centner Taback in seinen Räumen beherbergen kann, so daß im Durchschnitt die hier deponirte rohe Blätterwaare ein Capital von vier Millionen und achtmalhunderttausend L. Strlg. repräsentirt. Wenn man bedenkt, daß jedes dieser Fässer, bevor es in's Magazin kömmt, auseinandergenommen werden muß, damit die Waare gewogen, und der für sie entfallende Steuerbetrag berechnet werden könne, daß die Fässer zum zweitenmale zerlegt werden, wenn die Waare ihren Käufer gefunden hat, damit dieser sich überzeugen könne, ob der ganze Inhalt des Fasses, hinsichtlich der Qualität, den obersten Blätterlagen entspreche, so wird man sich eine Vorstellung von dem bedeutenden Küferregimente machen können, das die Dockgesellschaft blos in ihren Tabackmagazinen verwendet.

Je weiter man gegen den Mittelpunkt des Gebäudes vordringt, desto sauberer wird das Steinpflaster des Bodens, desto geregelter werden die Wege zwischen den aufeinander gestellten Fässern, desto schwächer wird das verworrene Geräusch das von außen hereindringt, desto intensiver fühlen wir die Tabacksatmosphäre die beizend auf unsere Riechorgane wirkt, und uns durch den feinen Staub den sie in sich aufgenommen hat, so gewiß zum Niesen zwingt, wie der Indigostaub im blauen Hause unsere Nase früher blau gefärbt hat. Aber das alles darf uns nicht abschrecken, unsere begonnene Wanderung fortzusetzen. Bis jetzt haben wir an den Fässern der einen oder andern Straßenecke nur Buchstaben oder Ziffern mit Kreide angeschrieben gefunden, die dem Eingeweihten als Wegweiser in diesem Labyrinthe dienen mögen, für uns Laien jedoch eben so unersprießlich sind wie die chinesischen Etiquetten auf den Theekisten oder die Polizeichiffre an den Londoner Eckhäusern. Es ist daher gewissermaßen ein Trost für uns, an einer der Säulen eine Tafel angenagelt zu finden, worauf in deutlichen Lapidarbuchstaben zu lesen ist „To the Kiln“ das heißt „zum Ofen.“

Was es damit zu bedeuten hat, werden wir gleich genau sehen. Wir folgen dem stummen Wegweiser, und stehen, genau im Centrum des Gebäudes angelangt, vor einem aus rohen Backsteinen gemauerten Hause, das nichts weniger als architektonisch schön ist.

Eine niedrige Thüre führt in's Innere, und auf der Thüre steht das Schibolet des heutigen Englands, die beiden Buchstaben V. R. Victoria Regina. Ist dies ein Pavillon, wo Ihre Majestät sich, um der Verketzerung Ihrer tabackscheuen Unterthanen zu entgehen, in heißen Sommernachmittagen zurückzieht, um eine Cigarre oder eine Pfeife zu rauchen? Pfui über den Gedanken, der nur in dem Gehirn eines foreigner's auftauchen kann. Und doch — unser Führer sagt's uns ja selbst, daß dieses baufällige Gemäuer mit der Namensschiffre der Königin an der Thüre „The Queen's Tobacco-Pipe“ „die Tabackspfeife der Königin“ heißt. Die Sache klingt pikant. Das Pförtchen öffnet sich, wir treten ein, und stehen in einem mäßig großen, kahlen, unübertünchten Raume, in dessen Mitte ein gemauerter Kegel sich vom Boden erhebt. Dieser Kegel sieht unseren Glas- oder Porzellanöfen ähnlich; ein kleines, wenige Fuß vom Boden abstehendes Thürchen führt in sein Inneres; auf dem Thürchen stehn wieder einmal die Buchstaben V. R. und vor demselben auf einer Holzbank sitzt, einsam wie eine Kröte im alten Baumstamm, ein ziemlich bejahrter Mann, der von Zeit zu Zeit das Feuer im Kegel aus neben ihm stehenden alten Kisten nährt. Das räthselhafte Ding ist somit wirklich ein Ofen, und der einsame Heizer erklärt uns dessen Bestimmung und sonderbaren Namen.

„Sehn Sie, Gentlemen, sagt er, so einen Ofen wie

dieser hier ist, finden sie in keinem der andern Docks. Das ist so ein Curiosum, das schon viele Curiosa im Bauch hat. Und dabei nimmt er ein schwarzes, undeutliches, eckiges Ding aus der Kiste und wirft es in die Glut, die vor dem neuen Ankömmling nach allen Richtungen in die Höhe prasselt. — Denken wohl nicht, was da gerade seinen Weg in's Feuer gemacht hat? fährt er grinsend fort. Eine Zunge — gedörrte russische Ochsenzunge — Kapitale Ochsenzunge — wiegt ihre zwölf Pfund — muß gar nicht schlecht gewesen sein, wie sie gut war.“ — —

„Ja, aber warum werft Ihr sie denn in's Feuer? Ist's blos ein Fegefeuer oder?“ — —

„Beileib' kein Fegefeuer, wo's besser herauskömmt. Was einmal da drinnen ist, das brennt und brennt, bis nix mehr an ihm zu verbrennen ist. Schad' um vieles, aber wer kann dafür? Die Sachen, meine Herren, stehn bei uns in den Docks nun einmal so, daß man viel schlechtes Zeug verbrennen muß, damit Platz für's Gute übrig bleibt. Da kömmt z. B. eine Schiffsladung Taback an, wird in die Magazine hinterlegt, wartet ein, zwei, drei Monate, wartet oft ein, zwei, drei Jahre auf seine Käufer. Ja, hat schön warten. Der Taback war vielleicht von Anfang an nicht viel werth, ist auf'm Schiff zumal schlecht gehalten worden, kömmt uns halb feucht in die Docks, verfault, verstinkt, verschimmelt oder zerfällt in Staub. Vom Verkaufen

ist da keine Rede mehr, weil's gar nicht die hohe Steuer verlohnt; die Magazinage macht auch schon ein gut Stück Geld aus, so daß der Eigenthümer sich lieber gar nicht um die Waaren meldet; da bleibt uns, um das Lagergeld nicht einzubüßen, freilich nix anders übrig, als das was noch verkaufbar ist, für den besten Anbot loszuschlagen, und's andere, was gar nicht mehr zu brauchen ist, das marschirt in den Ofen; das raucht, wie's bei uns Dockleuten heißt, die Königin — Gott erhalt' sie. — Verstanden meine Herrn? — Möcht's kein Mensch glauben, was bei uns Jahr aus Jahr ein zu Grunde geht. Füttre meinen Ofen schon seit netto drei Wochen mit russischen Ochsenzungen, — kein End' abzusehen — immerfort neue — — und Alles verstunken, bis in den Kern hinein. Es thut Einem ordentlich weh' um die Dinger. Aber mein Gott, wer kann helfen? War so eine verfehlte Speculation von so einem liefländischen Kosaken, der geglaubt haben mag, wir brauchen seine Ochsenzungen — —

„Und was ich Ihnen da von den Ochsenzungen und vom Taback erzählte, meine Herren — fährt der redselige Einsiedler fort — gilt bei uns nicht blos von verdorbenen, sondern auch von geschmuggelten Waaren. Wird gar viel hereingebracht, was den Zoll nicht werth ist, und durchgeschubst werden soll. Wird's entdeckt, nun dann schaut man eine Weile zu, ob der Eigenthümer den Zoll zahlen will; thut er's nicht, weil's nicht

der Müh' werth ist, so ist's auch für die Dockcompagnie nicht der Mühe werth; die sieht sich die Sach' zweimal an, ehe sie die Steuer dafür wagt, um die Waar' auf dem Hals zu haben. Also marsch in den Ofen mit dem Plunder; da ist man der Sorge quitt und es kommt der Kehricht aus dem Haus. Nur den Thee verbrennen wir nicht mehr, seit er uns einmal den Spuk angethan hat, lichterloh aus dem Rauchfang hinauszufliegen, und uns das Dach anzuzünden. In den andern Docks, hab' ich mir sagen lassen, vergraben sie den rubish, und verkaufen ihn dann nach einer Weile als Düngmateriale; aber ich halt's mit unserer königlichen Tabackspfeife; die kann Alles besser verdauen. Und was den Profit angeht, da dürfen Sie ja nicht glauben, daß die Asche rein weggeschmissen wird. Um die reißen sich Gärtner und Pächter auf dem Lande, oder sie wird auch an Seifensieder und chemische Fabriken für gutes Geld verkauft." —

In der That sehen wir in der Nähe des Ofens große Aschenberge aufgethürmt, die von Zeit zu Zeit weggeräumt werden, doch nicht bevor sie der Heizer genau untersucht hat. Denn in ihr finden sich noch manche werthvolle Ueberreste, die nicht zum Düngermateriale gehören. So z. B. eiserne Kistennägel und andere Metallstücke, die namentlich von Büchsenmachern sehr gesucht werden, weil sie in der Tabackspfeife der Königin eine ganz besondere schätzenswerthe Festigkeit und

Zähigkeit erlangt haben sollen. Nicht selten will man in der Asche auch Gold und Silber gefunden haben, denn viele unbrauchbare Gegenstände, an denen sich goldene und silberne Verzierungen befinden, wandern in die Glut, nachdem sie zerbrochen wurden; und da entgeht denn manches Stückchen werthvollen Metalls den Augen des Zerstörers und kommt dem Ofenwächter zu Gute. Zuweilen freilich sucht er Wochen lange vergebens nach Schätzen. Was kann er z. B. in verschimmelten russischen Ochsenzungen finden, oder in französischen Handschuhen, von denen an dieser Stelle vor Jahren einmal dreizehntausend Paare verbrannt wurden, nachdem sie als geschmuggelte Waare eine geraume Zeit über liegen geblieben waren, und so arge Flecken bekommen hatten, daß es sich nicht der Mühe lohnte, für sie die Steuer zu zahlen! Da aber nach dem Gesetz kein Gegenstand unverzollt aus den Docks in's Land kommen darf, so blieb freilich nichts Anderes übrig, als die dreizehntausend Paar Handschuhe, die vielleicht dreizehntausend weniger scrupulöse Mädchen einen Abend lang glücklich gemacht hätten, wie indische Wittwen zu verbrennen. —

Und so brennt denn dieser Ofen Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein fort, und nie fehlt es ihm an verdorbenem oder contrebandem Materiale zur Speisung, und fort und fort schleppen ihm Lastträger neue Nahrung zu, und ewig sitzt ein Heizer auf der Bank am

kleinen Ofenthürchen, und das Feuer wird nie müde zu verzehren, und der Rost wird nie müde aufzunehmen, und der rußige Einsiedler wird nie müde jedem neuen Gaste den Ursprung, die Bestimmung und die Schicksale von der „Tabackspfeife der Königin“ zu erzählen, die an Taback allein mehr Geldeswerth verschlingt, als die Raucher manches kleinen Fürstenthums zu verdampfen im Stände sind.

So leb' denn wohl grauer, schadenfroher Zerstörer, leb' wohl du alter Kanaster, der du tückisch, mit eingerolltem Schweife, in den großen Fässern liegst, leb' wohl o edle Cigarre aus Manilla und Havannah, Ihr Edlen von Cazadores, Prinzados, Regalias, und wie Ihr Euch sonst noch nennen mögt! Schlummert sanft in Euren Kisten aus Mahagoni, bis die große Auferstehungstrompete ertönt, die Euch, in Feuer, Dampf und Wollust verwandelt, zu den Wolken ruft. „Wie gerne, sagt Dr. Keif, würde ich Euch eigenmächtig rasch Eurem Schicksal entgegenführen; aber Ihr dürft nicht paarweise aus dieser Arche gehen; Ihr liegt aneinander gefesselt zu Tausenden beisammen; Ihr zieht als Masse, wie Gewitterwolken hinaus, um uns durch die gemeine Vermittlung von Tabackkrämern wieder als einzelne willkommene Regentropfen in den Schooß, das heißt in die Cigarrentasche, zurückzukommen; Ihr seid großartig in Eurer Gesammtheit, aber erreichbar für mich blos als Individuen; lebt wohl Ihr Edlen, und wenn wir

uns im Leben wiederfinden, wollen wir heiße Liebesküsse wechseln." —

Diese lange Apostrophe, welche Dr. Reif beim Scheiden an die zwei Millionen Cigarren, die heute in den Docks aufgespeichert liegen, eben gehalten hat, und deren sentimentalere Stellen aus Schonung für unseren Freund verschwiegen bleiben sollen, will im Ganzen nicht mehr und nicht weniger als Folgendes sagen: Es ist himmelschreiend, daß man sich hier an der Quelle nicht ein hundert guter Cigarren kaufen kann, sondern nur Riesenkisten mit vielen Tausenden gefüllt, herausführen darf; noch erbärmlicher aber ist es, daß ich, armer Doctor, nicht so viel Geld in der Westentasche habe, um den ganzen Plunder zusammenzukaufen, um alle meine Freunde auf ewige Zeiten damit zu versorgen. Ein namenlos großer Wunsch fürwahr! aber um seiner Edelherzigkeit wegen sei er dem Doctor verziehen.

Schweigend, und mitunter niesend haben wir von der „Tabackspfeife der Königin" den Weg durch die zweite Hälfte von the Queen's Warehouse zurückgelegt. Jetzt stehn wir an einer breiten Treppe, die nach abwärts führt, und einer von den großen Weinkellern der Docks gähnt uns aus der Tiefe an. Vor dem Kellerthor erweitert sich die Treppe zu einer Art kleinen Vorhalle. In derselben fordert man uns die Karte ab, um zu sehen, ob wir blos passive Besucher

sind, oder ob wir auch Erlaubniß haben, von den Weinen zu kosten. Auf unserem Passe-partout ist Letzteres ausdrücklich angemerkt; unsere Lippen sind von der langen Wanderung, vom Indigo-, Thee- und Tabackstaub ziemlich trocken geworden; drum, sollten wir auch wie Proserpina verdammt sein, in dieser Unterwelt zu bleiben, es muß ein Schluck des besten Weines hier gethan werden.

Unser Führer bleibt an der Schwelle, und an seiner Stelle tritt ein anderer Geselle vor, um uns den Weg zu zeigen. Er gibt Jedem von uns ein Grubenlicht zur Hand, und so treten wir paarweise die Wanderung in's Dunkel an. Die Wege zwischen den Fässern sind rein, mit Sand bestreut, und tragen zwei Eisenbahnschienen, um den Küfern das Hin- und Herrollen der schweren Fässer zu erleichtern. Rings herum, so weit unser Auge reicht, Faß an Faß. Aber das will nicht viel sagen; unser Auge reicht eben nicht weit durch die Dunkelheit, und nur die matten Oellampen die wir nach allen Richtungen hin von der Decke herab wie Glühwürmer leuchten sehen, sagen uns, daß wir uns in einem unterirdischen Gewölbe von ungewöhnlicher Ausdehnung befinden. In der That kann man hier lange herumstreifen, ehe man durch alle Gänge gekommen ist. Dieser Keller, in dem wir uns eben herumtreiben, bedeckt zwölf Acker unterirdischen Bodens, und seine obenerwähnten Schienenwege sollen dreizehn englische Mei-

len lang sein. Es ist dies nicht der einzige aber doch der größte von den Dockkellern, und überhaupt das weiteste unterirdische Gewölbe, das nach der Aussage unseres Führers von Menschenhänden in unserer Zeit gebaut wurde. Der Eindruck des Ganzen, namentlich an Kreuzwegen, wo man die Lampenflämmchen sich nach allen Richtungen hin in's Unendliche verlieren sieht, ist ein sehr imposanter; es überkömmt uns ein Stück schauderhafter Romantik, wenn wir unser Grubenlicht von dem saubern Sandboden hinauf gegen die schwarze Decke heben, von wo seltsam geformte, unheimlich ausschauende, schwarz und grau gefärbte, ellenlange Pflanzengebilde herabhangen, die sich an der feuchten Kellerdecke eingenistet haben, und nur der Ausdünstung des Weines ihre bedeutende Länge verdanken mögen. Denn in den übrigen Kellern der Docks, wo kein Wein lagert, findet man wohl dieselben Arten von Pflanzen aber nirgend in solcher Anhäufung und Stärke wie in diesem Einen. Die Küfer in den Docks haben, wie Bergleute, ihre eigenen religiösen und naturhistorischen Anschauungen, und Dank diesen bleiben jene interessanten vegetabilischen Stalaktiten vom Besen und vom Beil verschont.

Von Zeit zu Zeit bleiben wir stehen, und lassen uns von dem uns führenden Gesellen ein Glas Portwein oder Xeres credenzen. Das wird uns Niemand übel nehmen, der mit uns die beschwerliche Wanderung

Trepp auf Trepp ab zwischen Kisten und Fässer durchgemacht hat. Der Wein schmeckt gut in der kühlen Tiefe, doch müssen wir uns hüten zu viel zu trinken, denn in diesen weinduftgefüllten Kellern wird der Kopf auch ohne Trinken bald schwer. Man nippt aus diesem, nippt aus jenem Fasse, und was im Glase übrig bleibt, wird vom Küper unbarmherzig auf den Boden geschüttet, weil ihm selbst das Weintrinken in den Dockkellern bei Verlust seines Amtes verboten ist. Und es ist ganz unglaublich, wie viel durch dieses Wegschütten allein auf diesem Fleck an Wein verloren geht. Unter dem Dockpersonale wird der Verlust auf einen Hogshead täglich veranschlagt. Mag immerhin übertrieben sein; aber was ist ein Hogshead gegen die Quantitäten Weines, die hier beisammen liegen! Hat doch jeder Kaufmann, der in den Docks Weine lagern hat, das Recht, so viel Tasting Orders, d. h. Erlaubnißkarten zum Kosten, auszustellen als er will. Sonst wäre es ihm ja nicht möglich, seinem Käufer die Waare vorzuführen die er feil hat. Und so kömmt es auch, daß Fremde, die am allerwenigsten Weinkäufer sind, sich von irgend einem Weinhändler ohne viel Mühe einen solchen Tasting Order verschaffen, der nicht immer, wie es heute bei uns der Fall ist, blos zur Befriedigung von Touristen-Wißbegierde dient, sondern ganz ehrlich benützt wird, um mit guten Freunden zu einem tüchtigen Quantum des ausgesuchtesten Reben-

faſtes zu gelangen. Vetter John Bull, der in Allem fein ſyſtematiſch und bedächtig zu Werke geht, nimmt ſich daher, wenn er mit einer ſolchen himmliſchen Einlaßkarte in die Tiefe ſteigt, ſeine Bisquits oder auch etwas Gediegeneres mit in die Taſche, zecht und ißt unten nach Herzensluſt, ja zuweilen gründlicher als er's vor ſeinen ſchwanken Füßen und den Regeln des Anſtandes verantworten kann. Bis ein Vollblutengländer zu dieſem Aeußerſten gelangt, muß er ſchon einige Stunden von ſeinem Tasting Order wacker Gebrauch gemacht haben, und die Erfahrung, daß ſich in den Nachmittagsſtunden hier mancher unzurechnungsfähige Nachtwandler herumtreibt, mag wohl Veranlaſſung geweſen ſein, daß der Zutritt zu den Weinkellern der Docks dem zarten Geſchlechte nur bis Ein Uhr Mittags geſtattet iſt. Schwieriger iſt es zu erklären, warum Frauen vom Elfenbeinhaus ein für alle Mal ausgeſchloſſen ſind. Es muß wohl ſeinen Grund haben; wir waren jedoch nicht im Stande, ihn zu erfahren.

Etwas betäubt von der Weingeiſtatmoſphäre kommen wir wieder dem Ausgang des Rieſengewölbes zu, werfen noch einen Blick auf die oben ſtehenden Kufen, die zur Weinmiſchung beſtimmt ſind, und von denen die größte drei und zwanzigtauſend zweihundert und fünfzig Gallonen faßt, und wenden uns ſofort dem großen Baſſin zu, um den intereſſanteſten aller Spaziergänge

an seinen Ufern längs der Waarenhäuser zu machen. In das Innere der Letzteren werfen wir nur hin und wieder einen schüchternen Blick; es gelüstet uns für heute nicht mehr, Wanderungen zwischen endlosen Reihen von Kisten und Ballen zu unternehmen; aber im Vorübergehen können wir uns doch nicht erwehren, unser Auge über die fabelhaften Vorräthe von australischer Wolle, von Seide aller Länder, von Farbehölzern, Thierhörnern, Baumwolle, Baustämmen, Gewürzen aller Art, Häuten, Leder, Zucker, Kaffee u. s. w. streifen zu lassen. Es ist, als ob die Erndte aller Erdstriche unverkürzt nach diesen Lagerplätzen gebracht worden wäre; und so groß sind die aufgehäuften Quantitäten, und so viel geht von Zucker, Kaffee, Spezereien u. dgl. bei'm Oeffnen und Umpacken der Kisten und Fässer verloren, daß das Kehricht der London Docks für eine namhafte Summe verpachtet werden kann, daß der Pächter desselben in wenigen Jahren ein reicher Mann geworden sein soll.

So reiht sich ein Waarenhaus an's andere, und vor denselben ächzen Hunderte von eisernen Krahnen unter ihrer Last, und tausende von Arbeitern: Zimmerleute, Faßbinder, Lastträger, Makler und Dockbeamte rennen auf und ab, aus und ein, und im großen Bassin dicht bis an die Umrandung aneinander gedrängt liegen die Schiffe, auf denen Matrosen und Lastträger mit Ameisenthätigkeit beschäftigt sind, Waaren an's

Land oder an Bord zu bringen. Hier vereinigt sich Dock- und Matrosenleben zu einem malerischen Ganzen. An keinem Punkte der Themse sind die Fahrzeuge so dicht aneinander gedrängt wie in diesen Dockbassins; nirgend sieht man das Netzwerk der Takelage so dicht durch einander gewebt; in keinem andern Hafenbassin der Welt treiben sich so viele verschiedenartige Nationalitäten herum. Neben dem Holländer ankert der Kauffahrer aus Brasilien mit Kaffee und Farbehölzern vollgeladen; der Däne bringt sein Hornvieh an's Land; belgische und französische Schiffe laden Glas, Leder, Eier, Obst und Gemüse aus; der Amerikaner wälzt seine Tabackfässer und Baumwollenballen an's Land; russische und deutsche Ostseefahrer haben ihre Getreideladungen bereits in die Magazine untergebracht und warten auf Rückfracht; englische Fahrzeuge aus Indien, Australien, Canada und dem Cap ziehen durch die geöffneten Schleusenthore; und was eben keine Arbeit hat, vergnügt sich in seiner Weise, kocht, ißt, trinkt, sitzt oder träumt auf Verdecken und in Mastkörben, flickt am Segel oder Tauwerk, und denkt der fernen Heimath, und summt sich das Lied vor, das er am liebsten hat.

Ueber unsern Wanderungen ist es Abend geworden. Die Nebel von der Themse lagern sich zwischen den Masten; Arbeiter holen ihre Röcke und verlassen ihre Werkstätte; die Krahne feiern; die Bureaus werden ge-

schlossen; Matros' und Schiffsjunge kauert müde auf dem Deck oder spaziert in die benachbarten Schenken; die Thore der Waarenhäuser fallen zu; in wenigen Minuten wird's hier öde sein; nur der Feuerwächter macht die Runde, und in den kleinen Häuschen der Schleußenhüter wird es helle.

Siebentes Kapitel.

Ein Quartier des Elends und der Arbeit.*)

Mann des Ostens, der du einmal herübergekommen bist aus den freundlichen Städten längs der deutschen Flüsse, an die nebligen Ufer der Themse, der du Englands Institute, seine Verkehrsthätigkeit und Industrie bewundert hast — hat dich nie dein Weg nach Spitalfields, dem Quartiere der Londoner Seidenweber geführt? Vielleicht hast du davon schon gehört, daß es auf irgend einer Seite dieser Hauptstadt, gegen Osten hin gelegen, einen verworrenen Knäul schmutziger, häßlicher Straßen gibt, die sich wie schwarze Laufgräben kreuzen, wo kränklich fahle, ungeschorene, beschäftigungslose Weber herumschleichen, oder brütend auf den Thürschwellen kauern, oder an Steinpfosten lehnen, oder auch gelegentlich zu einem sogenannten Meeting zusammenkommen, um eine Petition an die Königin

---

*) Nach einer Skizze in „Household Words."

aufzusetzen, daß sie die Landesfabricate vom Untergang, und Tausende ihrer Unterthanen vom Hungertode rette? daß dann zuweilen ein Hofball oder ein Drawing-room in Folge dieser Petition veranstaltet wird, wo alle großen Damen des Hofes in Seidenstoffen von Spitalfields gekleidet erscheinen? daß dann die armen Weber, süßer Hoffnungen voll, ein, zwei Tage lang lustig zechen, um nach Verlauf derselben wieder verzweiflungsvoll durch ihre schwarzen Straßen zu schlendern, oder brütend auf den Thürschwellen zu kauern, oder an den Steinpfosten zu lehnen, um zu verkümmern? Hast du nie davon gehört? Bist du nie in jene Gegend gedrungen? Nun wohl, dann wollen wir den Gang mit einander wagen, wenn dich's nach dieser wenig einladenden Einleitung noch gelüstet.

Kaum haben wir von dem allerbelebtesten Theile Bishopsgate's nach den östlich gelegenen Seitenstraßen eingelenkt, so befinden wir uns in einem öden, wagenleeren Revier, vor dem grünen Kirchhof zu St. Maria, dem einzigen Ueberbleibsel des großen Klostergrundes, der jetzt mit Häusern überbaut ist. Letztere sind in historischer Beziehung nicht ohne Interesse. Seit der Zurücknahme des Edicts von Nantes im Jahre 1685 sind dies die Hauptwohnsitze der französischen Hugenotten, welche die Treulosigkeit Ludwig XIV. aus ihrer Heimath vertrieb, und die Hauptwerkstätten der durch diese Flüchtlinge herübergebrachten Seidenmanufactur.

Wo früher der Weihkessel geschwungen wurde, haust jetzt das Weberschiffchen. Trotzdem hat die Klosterstätte mitsammt ihrer unmittelbaren Umgebung, ihren düstern, religiösen, asketischen Anstrich nicht verloren.

Sehn Sie dort das Haus an der Ecke? Wir wollen in diesem unsern ersten Besuch abstatten. Auf dem Platze, wo es steht, hat vor zweihundert Jahren die Kanzel gestanden, und von derselben herab predigten die Mönche an jedem Ostermontage und Dienstage in Gegenwart des Lord Majors vor dem versammelten Volke und den Kindern des Kirchspiels.

Wir treten in eine dunkle Hausflur. Ueber eine schlechterleuchtete Treppe, durch eine wurmstichige Thüre gelangen wir in ein Gemach, das weder licht noch groß und noch viel weniger behaglich ist. Seltsame Erkerfenster, alterthümlich aussehende Holzschnitzereien, massive Steinkamine; an den Wänden hochhinaufreichende Schränke, mit zierlichen Thüren, massiven Schiebern und tiefen Schiebladen; Schreibtische hinter hölzernen Schranken; verwickelte Kreuzgänge mitten durch Stöße von papierumwickelten Waaren, die in allen Farben des Regenbogens aus den Ecken der Verpackungen herausschauen. Dabei eine Todtenstille wie in einer Kirche um Mitternacht, oder wie in einem Spielhause bei Tagesanbruch. Denn in dem großen Gemache ist mit Ausnahme eines wohlgekleideten müßigstehenden Mannes, eines Trägers der gleichfalls unbeschäftigt auf

einem kleinen Waarenballen zwischen zwei größeren sitzt, und einer Katze die dicht vor dem Kohlenfeuer in stille Anschauung ihrer Vorderpfoten versunken ist, kein lebendes Wesen. —

Die Thüre ist lautlos hinter uns in's Schloß gefallen. Noch immer dieselbe Stille wie in einer Quäkerversammlung oder in einem höheren Regierungsbureau, bis endlich der Mann am Schreibtische die Augen aufschlägt, sich durch das Labyrinth von Ballen, Schreibtischen und Bureauschranken durchwindet, und uns auf unseren schüchternen Gruß, dem eine Entschuldigung wegen unserer ungelegenen Störung nachhinkt, erwiedert, wir hätten uns nicht geirrt, es sei dies ganz richtig das Seidenwaarenlager, welches wir zu sehen gewünscht; ein Waarenlager, von dem uns früher ein glaubwürdiger Kaufmann versichert hatte, daß in demselben durch's Jahr nicht weniger denn um 100,000 L. Strlg. Geschäfte gemacht werden.

Lassen Sie uns offen gestehen, daß wir bei'm Anblick dieser geschäftslosen Stille gegen die Angaben unseres befreundeten Kaufmannes Mißtrauen zu fühlen anfangen. Aber wir sollen bald in die Lage kommen, ihm Abbitte zu thun.

Die wurmstichige Thüre, durch die wir hereingekommen waren, öffnet sich wieder, und in die Stube tritt bedächtigen Schrittes ein Mann mit sorgfältig gebürstetem Hut, tadellosen Vatermördern und elegantem

Frack, grüßt, frägt den Herrn des Schreibtisches wie es ihm gehe, zieht dabei langsam einen Handschuh aus, spricht über's schöne Wetter, Alles als ob er blos dieser wichtigen Sachen wegen gekommen wäre, und deutet zuletzt, so nebenbei in Parenthese, so wie mit einer Art von Postscriptum, auf einen Stoß von Seidenstoffen, und frägt einfach:

„Die Nummer, Sir?"

„Zwei und Sieben," antwortet der Verkäufer. „Wie viel Stück soll ich bei Seite legen?"

„Fünfzig. Apropos, haben Sie gehört, daß unser Mr. Smith von uns fortgeht? Sonderbarer Mensch. Nun, guten Morgen, Mr. Bradelle." Ein Hutlüften für uns, und hinaus ist er zur Thür.

„Das ist einer unserer stärksten Kunden," bemerkt Mr. Bradelle.

„Ein Kunde? Nennen Sie das einen Kunden?"

„Ja wohl, Sie waren ja eben gegenwärtig, wie er fünfzig Stück Seidenzeug von gut assortirten Couleurs aussuchte."

„Nun wahrhaftig, vom Aussuchen haben wir nichts gemerkt. Und was sagten Sie ihm mit Ihrem räthselhaften Zwei und Sieben?"

„Das war der Preis. Zwei Schilling und sieben Pence das Yard. Jedes Stück hält deren vier und achtzig."

„So hat denn Ihr Kunde in dieser Schnelligkeit

einem kleinen Waaren…
und einer Katze die …
Anschauung ihrer W…
des Weien. —

Die Thüre ist …
fallen. Noch imme…
herversammlung o…
bureau, bis endlich
gen aufschlägt, sich
Schreibtischen und
uns auf unseren …
digung wegen unse…
erwiedert, wir hätten
richtig das Seidenn…
gewünscht; ein Waa…
glaubwürdiger Kaufm…
selben durch's Jahr
L. Strlg. Geschäfte …

Lassen Sie uns
blick dieser geschäftslos…
seres befreundeten …
anfangen. …
ihm Abbi…

Die…
komm…
trit…

… machte um jede…
… Freuden, ohne die …
… Artikel herumzu…
…

… Mr. Bradelle, „ist …
… uns erstattet, mit …
… neuester kurzer Zeit …
… Der Herr, der eben hier
… in Stram u. Comp. Die
… und diesem Herrn
… als wäre das
… Individuen besorgen …
… Baumwolle. Co…
… den halben Jahres
… und wird durch die
… geschäft, in dem
… nicht florirt hat.
… Die Prinz…
… kommen es schwarz auf
… an der Geschäftsconstel-
… endlich am verfehlten
… entgegengesetzten Falle
… Publikums getroffen,
… Muster auszu-
… eingekauft,
… eines Fabrikanten
… verstand, (denn

…nische und auswärtige Politik keinen Au-
Augen lassen), und zeigt es sich auf die
…dere Weise, daß er bei der halbjährigen
seinem Hause einen guten Profit eingebracht
ist für ihn die Chance vorhanden, daß sein
…öht wird. Trifft sich das zwei-, dreimal,
…mmt er überdies noch Prozente vom Ge-

…s recht, aber der Mann hat ja Ihre Waare,
Katz' im Sack gekauft. Er hat sie ja nicht
…ickes gewürdigt."

…as ist eben das Resultat langer Praxis und Er-
… Das ist die Kunst, seine Kunst zu verbergen.
…ann, den Sie hier gesehen haben, der — glauben
…r — braucht meine Artikel nicht erst anzusehen.
…nnt meine Farben bis in die letzte Nuance und
…ualität meines Fabrikates bis in die Einschlag-
hinein."

Aber der Preis, lieber Herr! Wir dürfen doch
vermuthen, daß Ihr Kunde von hier aus noch
…re Magazine von Spitalfields besucht. Während
hier reden, hat er seine Firma vielleicht schon in
… neue Schuld von ein paar tausend Pfund hinein-
…annt?"

…ehr wahrscheinlich!"

…un wohl. Nehmen wir den Fall an, Ihr Nach-
…erirte ihm dieselbe Gattung von Seidenstoffen,

in gleich guter Farbe und Qualität wie die Ihrigen, um einen niedrigeren Preis, könnte er da nicht — da Sie doch nichts Schriftliches in Händen haben — die eben gemachte Bestellung absagen?"

„Zu spät," antwortete Herr Bradelle, und nimmt dabei eine Lamartine'sche Stellung an, die den Franzosenabkömmling durchblicken läßt — „zu spät! Der Verkauf ist abgeschlossen, und kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Der Abschluß ist so sicher, als ob er auf Pergament geschrieben und durch ein Dutzend Zeugen bekräftigt wäre. Des Einkäufers Existenz und die meinige beruhen auf der gewissenhaften Einhaltung unserer Verbindlichkeiten. Heute .Nachmittag schicke ich ihm seine Ballen, und ich sehe die Kassenanweisung so deutlich vor mir wie den Zinstag."

Sieht man diese Art der Geschäftsführung, die ungeheuren Capitalien, welche umgesetzt werden, die reichen Lager von Atlassen, Taffeten, Brokatstoffen, Damast und anderen Seidenzeugen, und hört man dagegen den oft genug ertönenden, herzdurchbohrenden Schrei der Armuth, der sich, wie ein Nothschuß an den Meeresklippen, an den Steinpallästen des Westendes bricht, wenn er aus dem Quartier der Noth überhaupt in das Quartier der Eleganz je hinüberreicht, dann weiß man wahrlich kaum, wie man diese beiden Gegensätze in Gedanken neben einander ordnen soll. Lassen Sie darüber unseren nüchternen Freund Bradelle sprechen. Er scheint

die Sache zu verstehen, und äußert sich darüber folgendermaßen:

„Obwohl der größte Theil der Meister in diesem Viertel ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat und die Weber desselben beschäftigt, haben daneben doch beinahe alle ihre Factoreien in den Provinzen, hauptsächlich in Lancashire. Die Weber von Spitalfields können in der Herstellung von Sammt und glatten Seidenstoffen unmöglich gegen die billigeren Arbeitslöhne und die potenzirte Kraft der Maschinen ankämpfen. Sie krümmen sich unter dem Drucke einer unverhältnißmäßig großen Uebermacht. Wollen Sie ein paar Schritte um die Ecke machen? Dort können Sie mit eigenen Augen eine Familie in diesem hoffnungslosen Kampfe begriffen sehen.“

„Und ist keine Hülfe möglich?“ fragen wir, indem wir zusammem die Treppe hinabsteigen.

„O ja,“ lautet die Antwort. „Auf dem Lande, z. B. in Suffolk, wo wir eine Fabrik für Handweber errichtet haben, gibt es bessere und billigere Nahrung, für die Lungen sowohl wie für den Magen.“

„Sie meinen wohl, die bessere Luft würde das viele Trinken ersparen?“

„Allerdings. Denken Sie sich den ganzen Tag über in eine dumpfe Stube eingeschlossen, wie da Ihr Körper nach vierzehnstündiger Einathmung einer schlechten, ungesunden, mit Miasmen aller Art geschwängerten Atmosphäre zusammenknicken würde — daneben

die harte Arbeit selbst; und bedenken Sie auch, was für Selbstverläugnung dazu gehören müßte, sich vom Genusse eines stimulirenden Getränkes — eines Glases schlechten Wachholderbranntweins allenfalls — zu enthalten. Andrerseits aber hat man die Erfahrung gemacht, daß die frische Luft, die um den Webestuhl auf dem Lande weht, allein genügt, den Arbeiter zu kräftigen, und ihm den Branntwein zu ersetzen."

„Die Londoner Luft soll, wie man sagt, dem Fabriksarbeiter an und für sich schädlich sein. Ist das wahr?"

„Du lieber Gott", erwiedert Herr Bradelle, und bleibt, sich auf seinen Stock stützend, eine Minute stehen, „die beiden schweren Nebeltage im December Anno fünfzig waren für unsere Firma ein reiner Verlust von hundert Pfund Sterling. Der schwarze Gott sei bei uns, der doch in der ganzen Welt weiter nicht so schwarz als in London zu finden ist, fraß sich in die weißen Atlasse hinein, und trotz aller Vorsicht unserer Arbeiter sahen sie am nächsten Tage grau wie Trauerstoffe aus. Zwölf Stunden später, und sie waren ärger als grau: schmutzig, fuchsig, unverkäuflich. Man konnte sie nicht einmal mehr anständig färben. Zufällig hatte ich eine Bestellung abzuliefern; da schickte ich nach unserm Etablissement in Suffolk, um die Lücke auszufüllen, und sieh' da, meine weißen Atlasse, an demselben Tage wie die in London gearbeitet, kamen herein weiß wie gefallener Schnee" — —

Mr. Bradelle's einfache, schlichte Erzählungsweise gibt Stoff genug zum Nachdenken, nicht allein über das Schicksal der arbeitenden Classen in London, sondern in allen Fabrikstädten überhaupt. Wenn man bedenkt — und wir wollen unsere Reflexionen nicht über Spitalfields hinausschweifen lassen, — wenn man bedenkt, wie viel der Arbeiter und dessen Erzeugnisse durch die unpassende Lage seiner Arbeitsstube zu leiden haben, muß es geradezu unbegreiflich scheinen, daß die Weber selbst nicht alles Mögliche aufbieten, aus dieser beeinträchtigenden, schädlichen Atmosphäre hinauszukommen, zumal da ihre Arbeitgeber sie dabei gerne unterstützen würden.

Vierzehn bis siebzehntausend Webestühle stecken in den eilf- oder zwölftausend Häusern von Spitalfields, obwohl in diesem Augenblicke kaum mehr denn neun- bis zehntausend davon in Gange sind. Durchschnittlich stehen siebzehn solcher Häuser auf einem (engl.) Acker Landes, während die Durchschnittszahl im übrigen London ungefähr fünf und ein Fünftheil per Acker beträgt. Somit hat Spitalfields die bei weitem gedrängteste Bevölkerung. Innerhalb seiner beschränkten Grenzlinie leben nicht weniger als 85,000 Menschen eingepfercht.

„Aber," sagt Freund Bradelle, „unsere Weberfamilien sind so sehr in einander verschlungen, so sehr durch Verschwägerung, Freundschaften, Vorurtheile und Schulden an dieses Quartier gekettet, daß sie, trotz aller Vor-

schläge ihrer Arbeitgeber, ihnen Wohnungen auf dem Lande zu verschaffen, es bis auf den heutigen Tag vorgezogen haben, in diesem elenden Stadtwinkel ihre wahrhaft unglückliche Existenz fortzuführen. Spitalfields war die Nekropolis Londons zu Zeiten der Römer. Die officiellen Todtenlisten weisen nach, daß es die habgierigste Grabstätte des modernen Londons ist. In diesem Quartier ist die Sterblichkeit größer als in irgend einem Kirchspiel unserer Hauptstadt" — —

Und wie fremdartig die Straßen aussehn! Diese hohen schornsteinähnlichen Häuser, mit den vielen Fenstern in den obern Stockwerken, — sehn sie nicht wie die Häuser einer fremden Stadt aus, mit Ausnahme des Rußes, der ihnen sehr verschwenderisch zugetheilt ist? Beinahe könnte man glauben, die flüchtigen Hugenotten hätten ihre Wohngebäude und Straßen mit sich über's Meer genommen, und sie hier wieder aufgebaut. Und diese Menge kleiner Kramläden! Wozu denn diese alle offen sein mögen? Es ist ja nichts zu verkaufen darinnen! Ein paar kleine Bündel Holz zum Feueranmachen um einen halben Penny, ein Kinderdrache um einen halben Penny, ein Lederball um den vierten Theil eines Penny, das heißt hier ein Laden. Eßwaaren tragen ihren Werth in sich selber, die braucht man nicht erst auszustellen. Mögen die Brodlaibe noch so schwammig sein, noch so schmutzig übereinander in des Bäckers Laden hängen, am Ende ist's doch Brod, und das ist die Hauptsache. Och-

fenleber, Talglichter und Kalbsköpfe, gräulich marmorirte Würste und sandige schwarze Kuchen sind auch ohne Verzierung sehr lockende Artikel, nach denen die Mäuler von Spitalfields lüstern sein würden, und wären sie auch noch viel häßlicher und unschmackhafter als sie sind. —

„Aber sieh' da, auch in diesem Quartier des Elends ein Stück Literatur! kauft denn der Arme diese alten, erbärmlich colorirten Blätter und schmutzigen Holzschnitte, die dort am Ladenfenster angeklebt sind? Setzt er sich nach vierzehnstündiger Arbeit an's Kohlenfeuer hin, um diese abscheulichen Machwerke durchzulesen, um sein sorgenverzehrtes Herz mit diesem Abhub französischer und englischer Literatur aufzufrischen?"

„Ich kann's Ihnen wahrhaftig nicht sagen", erwidert Mr. Bradelle, „wir wissen sehr wenig von ihrem häuslichen Treiben. Sie leben unter sich abgeschlossen, und sind unser Einem gegenüber sehr argwöhnisch. Einmal haben wir's versucht, Handwerker-Institute zu gründen, aber sie wollten niemals recht gedeihen."

„Ist denn keine Schule im Kirchspiel?"

„Ja wohl, wir stehen eben davor."

Das ist ein altes Gemäuer, eingepfercht zwischen andern Mauern, düster, unheimlich, raumbeengt. Zur ebenen Erde eine Art Kleinkinderbewahranstalt, wo die Kleinen sich gähnend die schmutzigen Nasen reiben, oder in den schlechtgepflegten Haaren kratzen. Elementarschüler — daß Gott erbarm' — im ersten Stockwerk.

einem kleinen Waarenballen zwischen zwei größeren sitzt, und einer Katze die dicht vor dem Kohlenfeuer in stille Anschauung ihrer Vorderpfoten versunken ist, kein lebendes Wesen. —

Die Thüre ist lautlos hinter uns in's Schloß gefallen. Noch immer dieselbe Stille wie in einer Quäkerversammlung oder in einem höheren Regierungsbureau, bis endlich der Mann am Schreibtische die Augen aufschlägt, sich durch das Labyrinth von Ballen, Schreibtischen und Bureauschranken durchwindet, und uns auf unseren schüchternen Gruß, dem eine Entschuldigung wegen unserer ungelegenen Störung nachhinkt, erwiedert, wir hätten uns nicht geirrt, es sei dies ganz richtig das Seidenwaarenlager, welches wir zu sehen gewünscht; ein Waarenlager, von dem uns früher ein glaubwürdiger Kaufmann versichert hatte, daß in demselben durch's Jahr nicht weniger denn um 100,000 L. Strlg. Geschäfte gemacht werden.

Lassen Sie uns offen gestehen, daß wir bei'm Anblick dieser geschäftslosen Stille gegen die Angaben unseres befreundeten Kaufmannes Mißtrauen zu fühlen anfangen. Aber wir sollen bald in die Lage kommen, ihm Abbitte zu thun.

Die wurmstichige Thüre, durch die wir hereingekommen waren, öffnet sich wieder, und in die Stube tritt bedächtigen Schrittes ein Mann mit sorgfältig gebürstetem Hut, tadellosen Vatermördern und elegantem

Frack, grüßt, frägt den Herrn des Schreibtisches wie es ihm gehe, zieht dabei langsam einen Handschuh aus, spricht über's schöne Wetter, Alles als ob er blos dieser wichtigen Sachen wegen gekommen wäre, und deutet zuletzt, so nebenbei in Parenthese, so wie mit einer Art von Postscriptum, auf einen Stoß von Seidenstoffen, und frägt einfach:

„Die Nummer, Sir?"

„Zwei und Sieben," antwortet der Verkäufer. „Wie viel Stück soll ich bei Seite legen?"

„Fünfzig. Apropos, haben Sie gehört, daß unser Mr. Smith von uns fortgeht? Sonderbarer Mensch. Nun, guten Morgen, Mr. Bradelle." Ein Hutlüften für uns, und hinaus ist er zur Thür.

„Das ist einer unserer stärksten Kunden," bemerkt Mr. Bradelle.

„Ein Kunde? Nennen Sie das einen Kunden?"

„Ja wohl, Sie waren ja eben gegenwärtig, wie er fünfzig Stück Seidenzeug von gut assortirten Couleurs aussuchte."

„Nun wahrhaftig, vom Aussuchen haben wir nichts gemerkt. Und was sagten Sie ihm mit Ihrem räthselhaften Zwei und Sieben?"

„Das war der Preis. Zwei Schilling und sieben Pence das Yard. Jedes Stück hält deren vier und achtzig."

„So hat denn Ihr Kunde in dieser Schnelligkeit

— lassen Sie uns sehen — beinahe um sechstausend Gulden Waare gekauft? Ohne Feilschen, ohne die Qualität zu untersuchen, ohne Ihren Artikel herunterzumachen. Herr, wie kommt das?"

„Unser Geschäft", erläutert Mr. Bradelle, „ist nach einem Prinzipe organisirt, das uns gestattet, mit möglichst wenigen Worten und in möglichst kurzer Zeit unsere Geschäfte abzumachen. Der Herr, der eben hier war, ist der Seideneinkäufer für Treacy u. Comp. Die Seideneinkäufe dieser großen Firma sind diesem Herrn so ganz und so unbeschränkt anvertraut, als wäre das Geschäft sein eigenes. Andere Individuen besorgen auf gleiche Weise den Einkauf von Wolle, Baumwolle, Cottonen u. dgl. Am Ende eines jeden halben Jahres legen sie ihrer Firma Rechnung ab, und wird durch die Bilanz nachgewiesen, daß das Zweiggeschäft, in dem der Eine oder Andere verwendet wird, nicht florirt hat, so wird die Stellung desselben gefährdet. Die Prinzipale wissen es ganz genau, und können es schwarz auf weiß nachweisen, ob die Schuld an der Geschäftsconstellation oder am Verkauf, oder endlich am verfehlten Einkauf gelegen war. Hat im entgegengesetzten Falle der Einkäufer den Geschmack des Publicums getroffen, war er geschickt genug, die gangbarsten Muster auszuwählen, und hat er überhaupt preiswürdig eingekauft, indem er z. B. die Geldverlegenheiten eines Fabrikanten oder eine französische Reise zu benützen verstand, (denn

er darf die heimische und auswärtige Politik keinen Augenblick außer Augen lassen), und zeigt es sich auf die eine oder andere Weise, daß er bei der halbjährigen Abrechnung seinem Hause einen guten Profit eingebracht hat, dann ist für ihn die Chance vorhanden, daß sein Gehalt erhöht wird. Trifft sich das zwei-, dreimal, dann bekömmt er überdies noch Prozente vom Gewinn."

„Alles recht, aber der Mann hat ja Ihre Waare, wie die Katz' im Sack gekauft. Er hat sie ja nicht eines Blickes gewürdigt."

„Das ist eben das Resultat langer Praxis und Erfahrung. Das ist die Kunst, seine Kunst zu verbergen. Der Mann, den Sie hier gesehen haben, der — glauben Sie mir — braucht meine Artikel nicht erst anzusehen. Der kennt meine Farben bis in die letzte Nuance und die Qualität meines Fabrikates bis in die Einschlagfäden hinein."

„Aber der Preis, lieber Herr! Wir dürfen doch wohl vermuthen, daß Ihr Kunde von hier aus noch andere Magazine von Spitalfields besucht. Während wir hier reden, hat er seine Firma vielleicht schon in eine neue Schuld von ein paar tausend Pfund hineingerannt?"

„Sehr wahrscheinlich!"

„Nun wohl. Nehmen wir den Fall an, Ihr Nachbar offerirte ihm dieselbe Gattung von Seidenstoffen,

in gleich guter Farbe und Qualität wie die Ihrigen, um einen niedrigeren Preis, könnte er da nicht — da Sie doch nichts Schriftliches in Händen haben — die eben gemachte Bestellung absagen?"

„Zu spät," antwortete Herr Bradelle, und nimmt dabei eine Lamartine'sche Stellung an, die den Franzosenabkömmling durchblicken läßt — „zu spät! Der Verkauf ist abgeschlossen, und kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Der Abschluß ist so sicher, als ob er auf Pergament geschrieben und durch ein Dutzend Zeugen bekräftigt wäre. Des Einkäufers Existenz und die meinige beruhen auf der gewissenhaften Einhaltung unserer Verbindlichkeiten. Heute Nachmittag schicke ich ihm seine Ballen, und ich sehe die Kassenanweisung so deutlich vor mir wie den Zinstag."

Sieht man diese Art der Geschäftsführung, die ungeheuren Capitalien, welche umgesetzt werden, die reichen Lager von Atlassen, Taffeten, Brokatstoffen, Damast und anderen Seidenzeugen, und hört man dagegen den oft genug ertönenden, herzdurchbohrenden Schrei der Armuth, der sich, wie ein Nothschuß an den Meeresklippen, an den Steinpallästen des Westendes bricht, wenn er aus dem Quartier der Noth überhaupt in das Quartier der Eleganz je hinüberreicht, dann weiß man wahrlich kaum, wie man diese beiden Gegensätze in Gedanken neben einander ordnen soll. Lassen Sie darüber unseren nüchternen Freund Bradelle sprechen. Er scheint

die Sache zu verstehen, und äußert sich darüber folgendermaßen:

„Obwohl der größte Theil der Meister in diesem Viertel ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat und die Weber desselben beschäftigt, haben daneben doch beinahe alle ihre Factoreien in den Provinzen, hauptsächlich in Lancashire. Die Weber von Spitalfields können in der Herstellung von Sammt und glatten Seidenstoffen unmöglich gegen die billigeren Arbeitslöhne und die potenzirte Kraft der Maschinen ankämpfen. Sie krümmen sich unter dem Drucke einer unverhältnißmäßig großen Uebermacht. Wollen Sie ein paar Schritte um die Ecke machen? Dort können Sie mit eigenen Augen eine Familie in diesem hoffnungslosen Kampfe begriffen sehen.“

„Und ist keine Hülfe möglich?“ fragen wir, indem wir zusammem die Treppe hinabsteigen.

„O ja,“ lautet die Antwort. „Auf dem Lande, z. B. in Suffolk, wo wir eine Fabrik für Handweber errichtet haben, gibt es bessere und billigere Nahrung, für die Lungen sowohl wie für den Magen.“

„Sie meinen wohl, die bessere Luft würde das viele Trinken ersparen?“

„Allerdings. Denken Sie sich den ganzen Tag über in eine dumpfe Stube eingeschlossen, wie da Ihr Körper nach vierzehnstündiger Einathmung einer schlechten, ungesunden, mit Miasmen aller Art geschwängerten Atmosphäre zusammenknicken würde — daneben

die harte Arbeit selbst; und bedenken Sie auch, was für Selbstverläugnung dazu gehören müßte, sich vom Genusse eines stimulirenden Getränkes — eines Glases schlechten Wachholderbranntweins allenfalls — zu enthalten. Andrerseits aber hat man die Erfahrung gemacht, daß die frische Luft, die um den Webestuhl auf dem Lande weht, allein genügt, den Arbeiter zu kräftigen, und ihm den Branntwein zu ersetzen."

„Die Londoner Luft soll, wie man sagt, dem Fabriksarbeiter an und für sich schädlich sein. Ist das wahr?"

„Du lieber Gott", erwiedert Herr Bradelle, und bleibt, sich auf seinen Stock stützend, eine Minute stehen, „die beiden schweren Nebeltage im December Anno fünfzig waren für unsere Firma ein reiner Verlust von hundert Pfund Sterling. Der schwarze Gott sei bei uns, der doch in der ganzen Welt weiter nicht so schwarz als in London zu finden ist, fraß sich in die weißen Atlasse hinein, und trotz aller Vorsicht unserer Arbeiter sahen sie am nächsten Tage grau wie Trauerstoffe aus. Zwölf Stunden später, und sie waren ärger als grau: schmutzig, fuchsig, unverkäuflich. Man konnte sie nicht einmal mehr anständig färben. Zufällig hatte ich eine Bestellung abzuliefern; da schickte ich nach unserm Etablissement in Suffolk, um die Lücke auszufüllen, und sieh' da, meine weißen Atlasse, an demselben Tage wie die in London gearbeitet, kamen herein weiß wie gefallener Schnee" — —

Mr. Bradelle's einfache, schlichte Erzählungsweise gibt Stoff genug zum Nachdenken, nicht allein über das Schicksal der arbeitenden Classen in London, sondern in allen Fabrikstädten überhaupt. Wenn man bedenkt — und wir wollen unsere Reflexionen nicht über Spitalfields hinausschweifen lassen, — wenn man bedenkt, wie viel der Arbeiter und dessen Erzeugnisse durch die unpassende Lage seiner Arbeitsstube zu leiden haben, muß es geradezu unbegreiflich scheinen, daß die Weber selbst nicht alles Mögliche aufbieten, aus dieser beeinträchtigenden, schädlichen Atmosphäre hinauszukommen, zumal da ihre Arbeitgeber sie dabei gerne unterstützen würden.

Vierzehn bis siebzehntausend Webestühle stecken in den eilf- oder zwölftausend Häusern von Spitalfields, obwohl in diesem Augenblicke kaum mehr denn neun- bis zehntausend davon in Gange sind. Durchschnittlich stehen siebzehn solcher Häuser auf einem (engl.) Acker Landes, während die Durchschnittszahl im übrigen London ungefähr fünf und ein Fünftheil per Acker beträgt. Somit hat Spitalfields die bei weitem gedrängteste Bevölkerung. Innerhalb seiner beschränkten Grenzlinie leben nicht weniger als 85,000 Menschen eingepfercht.

„Aber," sagt Freund Bradelle, „unsere Weberfamilien sind so sehr in einander verschlungen, so sehr durch Verschwägerung, Freundschaften, Vorurtheile und Schulden an dieses Quartier gekettet, daß sie, trotz aller Vor-

schläge ihrer Arbeitgeber, ihnen Wohnungen auf dem Lande zu verschaffen, es bis auf den heutigen Tag vorgezogen haben, in diesem elenden Stadtwinkel ihre wahrhaft unglückliche Existenz fortzuführen. Spitalfields war die Nekropolis Londons zu Zeiten der Römer. Die officiellen Todtenlisten weisen nach, daß es die habgierigste Grabstätte des modernen Londons ist. In diesem Quartier ist die Sterblichkeit größer als in irgend einem Kirchspiel unserer Hauptstadt" — —

Und wie fremdartig die Straßen aussehn! Diese hohen schornsteinähnlichen Häuser, mit den vielen Fenstern in den obern Stockwerken, — sehn sie nicht wie die Häuser einer fremden Stadt aus, mit Ausnahme des Rußes, der ihnen sehr verschwenderisch zugetheilt ist? Beinahe könnte man glauben, die flüchtigen Hugenotten hätten ihre Wohngebäude und Straßen mit sich über's Meer genommen, und sie hier wieder aufgebaut. Und diese Menge kleiner Kramläden! Wozu denn diese alle offen sein mögen? Es ist ja nichts zu verkaufen darinnen! Ein paar kleine Bündel Holz zum Feueranmachen um einen halben Penny, ein Kinderdrache um einen halben Penny, ein Lederball um den vierten Theil eines Penny, das heißt hier ein Laden. Eßwaaren tragen ihren Werth in sich selber, die braucht man nicht erst auszustellen. Mögen die Brodlaibe noch so schwammig sein, noch so schmutzig übereinander in des Bäckers Laden hängen, am Ende ist's doch Brod, und das ist die Hauptsache. Och-

fenleber, Talglichter und Kalbsköpfe, gräulich marmorirte Würste und sandige schwarze Kuchen sind auch ohne Verzierung sehr lockende Artikel, nach denen die Mäuler von Spitalfields lüstern sein würden, und wären sie auch noch viel häßlicher und unschmackhafter als sie sind. —

„Aber sieh' da, auch in diesem Quartier des Elends ein Stück Literatur! kauft denn der Arme diese alten, erbärmlich colorirten Blätter und schmutzigen Holzschnitte, die dort am Ladenfenster angeklebt sind? Setzt er sich nach vierzehnstündiger Arbeit an's Kohlenfeuer hin, um diese abscheulichen Machwerke durchzulesen, um sein sorgenverzehrtes Herz mit diesem Abhub französischer und englischer Literatur aufzufrischen?"

„Ich kann's Ihnen wahrhaftig nicht sagen", erwidert Mr. Bradelle, „wir wissen sehr wenig von ihrem häuslichen Treiben. Sie leben unter sich abgeschlossen, und sind unser Einem gegenüber sehr argwöhnisch. Einmal haben wir's versucht, Handwerker-Institute zu gründen, aber sie wollten niemals recht gedeihen."

„Ist denn keine Schule im Kirchspiel?"

„Ja wohl, wir stehen eben davor."

Das ist ein altes Gemäuer, eingepferdht zwischen andern Mauern, düster, unheimlich, raumbeengt. Zur ebenen Erde eine Art Kleinkinderbewahranstalt, wo die Kleinen sich gähnend die schmutzigen Nasen reiben, oder in den schlechtgepflegten Haaren kratzen. Elementarschüler — daß Gott erbarm' — im ersten Stockwerk.

einem kleinen Waarenballen zwischen zwei größeren sitzt, und einer Katze die dicht vor dem Kohlenfeuer in stille Anschauung ihrer Vorderpfoten versunken ist, kein lebendes Wesen. —

Die Thüre ist lautlos hinter uns in's Schloß gefallen. Noch immer dieselbe Stille wie in einer Quäkerversammlung oder in einem höheren Regierungsbureau, bis endlich der Mann am Schreibtische die Augen aufschlägt, sich durch das Labyrinth von Ballen, Schreibtischen und Bureauschranken durchwindet, und uns auf unseren schüchternen Gruß, dem eine Entschuldigung wegen unserer ungelegenen Störung nachhinkt, erwiedert, wir hätten uns nicht geirrt, es sei dies ganz richtig das Seidenwaarenlager, welches wir zu sehen gewünscht; ein Waarenlager, von dem uns früher ein glaubwürdiger Kaufmann versichert hatte, daß in demselben durch's Jahr nicht weniger denn um 100,000 L. Strlg. Geschäfte gemacht werden.

Lassen Sie uns offen gestehen, daß wir bei'm Anblick dieser geschäftslosen Stille gegen die Angaben unseres befreundeten Kaufmannes Mißtrauen zu fühlen anfangen. Aber wir sollen bald in die Lage kommen, ihm Abbitte zu thun.

Die wurmstichige Thüre, durch die wir hereingekommen waren, öffnet sich wieder, und in die Stube tritt bedächtigen Schrittes ein Mann mit sorgfältig gebürstetem Hut, tadellosen Vatermördern und elegantem

Frack, grüßt, frägt den Herrn des Schreibtisches wie es ihm gehe, zieht dabei langsam einen Handschuh aus, spricht über's schöne Wetter, Alles als ob er blos dieser wichtigen Sachen wegen gekommen wäre, und deutet zuletzt, so nebenbei in Parenthese, so wie mit einer Art von Postscriptum, auf einen Stoß von Seidenstoffen, und frägt einfach:

„Die Nummer, Sir?"

„Zwei und Sieben," antwortet der Verkäufer. „Wie viel Stück soll ich bei Seite legen?"

„Fünfzig. Apropos, haben Sie gehört, daß unser Mr. Smith von uns fortgeht? Sonderbarer Mensch. Nun, guten Morgen, Mr. Bradelle." Ein Hutlüften für uns, und hinaus ist er zur Thür.

„Das ist einer unserer stärksten Kunden," bemerkt Mr. Bradelle.

„Ein Kunde? Nennen Sie das einen Kunden?"

„Ja wohl, Sie waren ja eben gegenwärtig, wie er fünfzig Stück Seidenzeug von gut assortirten Couleurs aussuchte."

„Nun wahrhaftig, vom Aussuchen haben wir nichts gemerkt. Und was sagten Sie ihm mit Ihrem räthselhaften Zwei und Sieben?"

„Das war der Preis. Zwei Schilling und sieben Pence das Yard. Jedes Stück hält deren vier und achtzig."

„So hat denn Ihr Kunde in dieser Schnelligkeit

— lassen Sie uns sehen — beinahe um sechstausend Gulden Waare gekauft? Ohne Feilschen, ohne die Qualität zu untersuchen, ohne Ihren Artikel herunterzumachen. Herr, wie kömmt das?"

„Unser Geschäft", erläutert Mr. Bradelle, „ist nach einem Prinzipe organisirt, das uns gestattet, mit möglichst wenigen Worten und in möglichst kurzer Zeit unsere Geschäfte abzumachen. Der Herr, der eben hier war, ist der Seideneinkäufer für Treacy u. Comp. Die Seideneinkäufe dieser großen Firma sind diesem Herrn so ganz und so unbeschränkt anvertraut, als wäre das Geschäft sein eigenes. Andere Individuen besorgen auf gleiche Weise den Einkauf von Wolle, Baumwolle, Cottonen u. dgl. Am Ende eines jeden halben Jahres legen sie ihrer Firma Rechnung ab, und wird durch die Bilanz nachgewiesen, daß das Zweiggeschäft, in dem der Eine oder Andere verwendet wird, nicht florirt hat, so wird die Stellung desselben gefährdet. Die Prinzipale wissen es ganz genau, und können es schwarz auf weiß nachweisen, ob die Schuld an der Geschäftsconstellation oder am Verkauf, oder endlich am verfehlten Einkauf gelegen war. Hat im entgegengesetzten Falle der Einkäufer den Geschmack des Publicums getroffen, war er geschickt genug, die gangbarsten Muster auszuwählen, und hat er überhaupt preiswürdig eingekauft, indem er z. B. die Geldverlegenheiten eines Fabrikanten oder eine französische Reise zu benützen verstand, (denn

er darf die heimische und auswärtige Politik keinen Augenblick außer Augen lassen), und zeigt es sich auf die eine oder andere Weise, daß er bei der halbjährigen Abrechnung seinem Hause einen guten Profit eingebracht hat, dann ist für ihn die Chance vorhanden, daß sein Gehalt erhöht wird. Trifft sich das zwei-, dreimal, dann bekömmt er überdies noch Prozente vom Gewinn.“

„Alles recht, aber der Mann hat ja Ihre Waare, wie die Katz' im Sack gekauft. Er hat sie ja nicht eines Blickes gewürdigt.“

„Das ist eben das Resultat langer Praxis und Erfahrung. Das ist die Kunst, seine Kunst zu verbergen. Der Mann, den Sie hier gesehen haben, der — glauben Sie mir — braucht meine Artikel nicht erst anzusehen. Der kennt meine Farben bis in die letzte Nuance und die Qualität meines Fabrikates bis in die Einschlagfäden hinein.“

„Aber der Preis, lieber Herr! Wir dürfen doch wohl vermuthen, daß Ihr Kunde von hier aus noch andere Magazine von Spitalfields besucht. Während wir hier reden, hat er seine Firma vielleicht schon in eine neue Schuld von ein paar tausend Pfund hineingerannt?“

„Sehr wahrscheinlich!“

„Nun wohl. Nehmen wir den Fall an, Ihr Nachbar offerirte ihm dieselbe Gattung von Seidenstoffen,

in gleich guter Farbe und Qualität wie die Ihrigen, um einen niedrigeren Preis, könnte er da nicht — da Sie doch nichts Schriftliches in Händen haben — die eben gemachte Bestellung absagen?"

„Zu spät," antwortete Herr Bradelle, und nimmt dabei eine Lamartine'sche Stellung an, die den Franzosenabkömmling durchblicken läßt — „zu spät! Der Verkauf ist abgeschlossen, und kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Der Abschluß ist so sicher, als ob er auf Pergament geschrieben und durch ein Dutzend Zeugen bekräftigt wäre. Des Einkäufers Existenz und die meinige beruhen auf der gewissenhaften Einhaltung unserer Verbindlichkeiten. Heute Nachmittag schicke ich ihm seine Ballen, und ich sehe die Kassenanweisung so deutlich vor mir wie den Zinstag."

Sieht man diese Art der Geschäftsführung, die ungeheuren Capitalien, welche umgesetzt werden, die reichen Lager von Atlassen, Taffeten, Brokatstoffen, Damast und anderen Seidenzeugen, und hört man dagegen den oft genug ertönenden, herzdurchbohrenden Schrei der Armuth, der sich, wie ein Nothschuß an den Meeresklippen, an den Steinpallästen des Westendes bricht, wenn er aus dem Quartier der Noth überhaupt in das Quartier der Eleganz je hinüberreicht, dann weiß man wahrlich kaum, wie man diese beiden Gegensätze in Gedanken neben einander ordnen soll. Lassen Sie darüber unseren nüchternen Freund Bradelle sprechen. Er scheint

die Sache zu verstehen, und äußert sich darüber folgendermaßen:

„Obwohl der größte Theil der Meister in diesem Viertel ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat und die Weber desselben beschäftigt, haben daneben doch beinahe alle ihre Factoreien in den Provinzen, hauptsächlich in Lancashire. Die Weber von Spitalfields können in der Herstellung von Sammt und glatten Seidenstoffen unmöglich gegen die billigeren Arbeitslöhne und die potenzirte Kraft der Maschinen ankämpfen. Sie krümmen sich unter dem Drucke einer unverhältnißmäßig großen Uebermacht. Wollen Sie ein paar Schritte um die Ecke machen? Dort können Sie mit eigenen Augen eine Familie in diesem hoffnungslosen Kampfe begriffen sehen."

„Und ist keine Hülfe möglich?" fragen wir, indem wir zusammem die Treppe hinabsteigen.

„O ja," lautet die Antwort. „Auf dem Lande, z. B. in Suffolk, wo wir eine Fabrik für Handweber errichtet haben, gibt es bessere und billigere Nahrung, für die Lungen sowohl wie für den Magen."

„Sie meinen wohl, die bessere Luft würde das viele Trinken ersparen?"

„Allerdings. Denken Sie sich den ganzen Tag über in eine dumpfe Stube eingeschlossen, wie da Ihr Körper nach vierzehnstündiger Einathmung einer schlechten, ungesunden, mit Miasmen aller Art geschwängerten Atmosphäre zusammenknicken würde — daneben

die harte Arbeit selbst; und bedenken Sie auch, was für Selbstverläugnung dazu gehören müßte, sich vom Genusse eines stimulirenden Getränkes — eines Glases schlechten Wachholderbranntweins allenfalls — zu enthalten. Andrerseits aber hat man die Erfahrung gemacht, daß die frische Luft, die um den Webestuhl auf dem Lande weht, allein genügt, den Arbeiter zu kräftigen, und ihm den Branntwein zu ersetzen."

„Die Londoner Luft soll, wie man sagt, dem Fabriksarbeiter an und für sich schädlich sein. Ist das wahr?"

„Du lieber Gott", erwiedert Herr Bradelle, und bleibt, sich auf seinen Stock stützend, eine Minute stehen, „die beiden schweren Nebeltage im December Anno fünfzig waren für unsere Firma ein reiner Verlust von hundert Pfund Sterling. Der schwarze Gott sei bei uns, der doch in der ganzen Welt weiter nicht so schwarz als in London zu finden ist, fraß sich in die weißen Atlasse hinein, und trotz aller Vorsicht unserer Arbeiter sahen sie am nächsten Tage grau wie Trauerstoffe aus. Zwölf Stunden später, und sie waren ärger als grau: schmutzig, fuchsig, unverkäuflich. Man konnte sie nicht einmal mehr anständig färben. Zufällig hatte ich eine Bestellung abzuliefern; da schickte ich nach unserm Etablissement in Suffolk, um die Lücke auszufüllen, und sieh' da, meine weißen Atlasse, an demselben Tage wie die in London gearbeitet, kamen herein weiß wie gefallener Schnee" — —

Mr. Bradelle's einfache, schlichte Erzählungsweise gibt Stoff genug zum Nachdenken, nicht allein über das Schicksal der arbeitenden Classen in London, sondern in allen Fabrikstädten überhaupt. Wenn man bedenkt — und wir wollen unsere Reflexionen nicht über Spitalfields hinausschweifen lassen, — wenn man bedenkt, wie viel der Arbeiter und dessen Erzeugnisse durch die unpassende Lage seiner Arbeitsstube zu leiden haben, muß es geradezu unbegreiflich scheinen, daß die Weber selbst nicht alles Mögliche aufbieten, aus dieser beeinträchtigenden, schädlichen Atmosphäre hinauszukommen, zumal da ihre Arbeitgeber sie dabei gerne unterstützen würden.

Vierzehn bis siebzehntausend Webestühle stecken in den eilf- oder zwölftausend Häusern von Spitalfields, obwohl in diesem Augenblicke kaum mehr denn neun- bis zehntausend davon in Gange sind. Durchschnittlich stehen siebzehn solcher Häuser auf einem (engl.) Acker Landes, während die Durchschnittszahl im übrigen London ungefähr fünf und ein Fünftheil per Acker beträgt. Somit hat Spitalfields die bei weitem gedrängteste Bevölkerung. Innerhalb seiner beschränkten Grenzlinie leben nicht weniger als 85,000 Menschen eingepfercht.

„Aber," sagt Freund Bradelle, „unsere Weberfamilien sind so sehr in einander verschlungen, so sehr durch Verschwägerung, Freundschaften, Vorurtheile und Schulden an dieses Quartier gekettet, daß sie, trotz aller Vor-

schläge ihrer Arbeitgeber, ihnen Wohnungen auf dem Lande zu verschaffen, es bis auf den heutigen Tag vorgezogen haben, in diesem elenden Stadtwinkel ihre wahrhaft unglückliche Existenz fortzuführen. Spitalfields war die Nekropolis Londons zu Zeiten der Römer. Die officiellen Todtenlisten weisen nach, daß es die habgierigste Grabstätte des modernen Londons ist. In diesem Quartier ist die Sterblichkeit größer als in irgend einem Kirchspiel unserer Hauptstadt" — —

Und wie fremdartig die Straßen aussehn! Diese hohen schornsteinähnlichen Häuser, mit den vielen Fenstern in den obern Stockwerken, — sehn sie nicht wie die Häuser einer fremden Stadt aus, mit Ausnahme des Rußes, der ihnen sehr verschwenderisch zugetheilt ist? Beinahe könnte man glauben, die flüchtigen Hugenotten hätten ihre Wohngebäude und Straßen mit sich über's Meer genommen, und sie hier wieder aufgebaut. Und diese Menge kleiner Kramläden! Wozu denn diese alle offen sein mögen? Es ist ja nichts zu verkaufen darinnen! Ein paar kleine Bündel Holz zum Feueranmachen um einen halben Penny, ein Kinderdrache um einen halben Penny, ein Lederball um den vierten Theil eines Penny, das heißt hier ein Laden. Eßwaaren tragen ihren Werth in sich selber, die braucht man nicht erst auszustellen. Mögen die Brodlaibe noch so schwammig sein, noch so schmutzig übereinander in des Bäckers Laden hängen, am Ende ist's doch Brod, und das ist die Hauptsache. Och-

senleber, Talglichter und Kalbsköpfe, gräulich marmorirte Würste und sandige schwarze Kuchen sind auch ohne Verzierung sehr lockende Artikel, nach denen die Mäuler von Spitalfields lüstern sein würden, und wären sie auch noch viel häßlicher und unschmackhafter als sie sind. —

„Aber steh' da, auch in diesem Quartier des Elends ein Stück Literatur! kauft denn der Arme diese alten, erbärmlich colorirten Blätter und schmutzigen Holzschnitte, die dort am Ladenfenster angeklebt sind? Setzt er sich nach vierzehnstündiger Arbeit an's Kohlenfeuer hin, um diese abscheulichen Machwerke durchzulesen, um sein sorgenverzehrtes Herz mit diesem Abhub französischer und englischer Literatur aufzufrischen?"

„Ich kann's Ihnen wahrhaftig nicht sagen", erwidert Mr. Bradelle, „wir wissen sehr wenig von ihrem häuslichen Treiben. Sie leben unter sich abgeschlossen, und sind unser Einem gegenüber sehr argwöhnisch. Einmal haben wir's versucht, Handwerker-Institute zu gründen, aber sie wollten niemals recht gedeihen."

„Ist denn keine Schule im Kirchspiel?"

„Ja wohl, wir stehen eben davor."

Das ist ein altes Gemäuer, eingepfercht zwischen andern Mauern, düster, unheimlich, raumbeengt. Zur ebenen Erde eine Art Kleinkinderbewahranstalt, wo die Kleinen sich gähnend die schmutzigen Nasen reiben, oder in den schlechtgepflegten Haaren kratzen. Elementarschüler — daß Gott erbarm' — im ersten Stockwerk.

Und darüber unter'm Dach eine breite, lange, niedrige, lichte Stube, das ist die höchste Classe, die sogenannte ragged school, (die Lumpenschule).

„Verhüt' es der Himmel", seufzt Herr Bradelle, „daß alle diese Jungen Weber, und all' diese kleinen Mädchen ihre Weiber werden. Wir vermehren uns nicht allzusehr — fährt er nach einer Pause fort — der Eine wird Soldat, der Andere Matros, und Mancher wandert aus. Und die Eltern dieser Kinder! Wollen Sie ein Stück Elend sehen? Treten Sie mit mir in diesen Thorweg ein."

Eine enge Wendeltreppe hinauf, wie man sie in Lyons und in den ältesten Stadttheilen von Edinburg sieht — ein Strick als Geländer — statt der Teppiche Schmutz — Gestank statt der Luft — eine wacklige Thüre — kein Schloß — eine graue nackte Stube — vier Webstühle — vier Menschen, von denen drei emsig arbeiten — wir sind am Ziele.

Ein blasser hohläugiger Mann, der in Hemd und Unterhosen arbeitet, läßt seinen Webstuhl bei unserem Eintritt stille stehen. Er ist der Herr der Stube, ein Irländer von Geburt.

„Guten Morgen Meister!"

„Guten Morgen Gentlemen!" und fährt mit einem löchrigen, abgeschossenen Cattuntuch über sein unrasirtes Kinn und den mächtig hervorspringenden Kehlkopfsknorpel.

„Wir wandern eben durch Spitalfields. Wollt Ihr uns erlauben, Eure Arbeit anzusehen?“

„O gewiß.“

„Ihr habt da etwas Schönes eingespannt. Schwarzen Sammet, he?“

„Ja Herr. Und jedesmal, wenn ich das Schiffchen werfe, schneid' ich hier den Drath ab und leg' ihn dort wieder ein. So — — jetzt können Sie's sehn.“ — Der Stuhl rascht und knarrt, der Arbeiter sieht uns mit seinen hohlen Augen an.

„Das ist eine langsame Arbeit.“

„Ja wohl langsam.“ — Wieder ein Blick auf uns, und dabei ein rauher, trockener Husten.

„Und auch eine schwere Arbeit?“

„Ja wohl schwer“ — und wieder der schreckliche Hustenton. Nach einer Weile, als er bemerkt, daß uns seine Arbeit interessirt, hält er wieder inne, und die Hand auf die schmale Brust legend, sagt er mit forcirter lauter Stimme — denn er ist gewohnt, das Klappern seines Webstuhls zu überschreien —

„Das greift die Brust an, meine Herren, so seine vierzehn bis fünfzehn Stunden in Einem fort vorwärts gebeugt liegen.“

„Arbeitet Ihr denn so lange?“

„Glücklich wenn ich kann. Ein Tagwerk, wie das hier, ist seine drei Schilling werth.“

„Also achtzehn Schilling die Woche?“

„Ja, wenn's immer wär'! Aber's ist nicht immer. Eine Woche in die andere gerechnet, kommen auf jede wohl zehn Schilling bis zehn Schilling und sechs Pence."

„Ist das Mr. Bradelle's Stuhl?"

„Ja Herr, und der andere auch, der dort feiert."

„Und der zweite, an dem Ihr Kamerad arbeitet?"

Gehört einer andern Partei. Der junge Mensch zahlt mir einen Schilling wöchentlich, daß ich ihn bei mir arbeiten lasse, und der Schilling kömmt mir bei der Hausmiethe zu gut. Ist nicht wohlfeil meine Herren. Eine halbe Krone (2½ Schill.). Aber dafür ist die Stube auch groß — —"

„Und am andern Stuhl? Ist das Ihre Frau?"

„Ja, das ist mein Weib. Sie arbeitet in ordinäreren Sorten, für Hauben und dergleichen."

Und wieder klappert und schnarrt der Webstuhl. Und wieder liegt der hagere Mann über den Holzcylinder gebeugt.

Am Fenster neben ihm hängt ein alter Vogelbauer mit einem Zeisig darin. Der schreit und zwitschert, wenn der Webstuhl in Bewegung gesetzt wird, und schweigt, wenn Letzterer stille steht. Wahrscheinlich ist der Webstuhl seinen Ohren ein musikalisches Instrument. Das Fenster selbst, schlecht verschlossen und nothdürftig mit Papier verklebt, gewährt eine weite Aussicht über die Dächer der Nachbarschaft, über Ziegel, Giebel, Er-

ker, Rinnen und ein Labyrinth von thönernen Schornstein-Aufsatzröhren. Mühsam winden sich die Strahlen der blassen Londoner Lügensonne durch alle diese Hindernisse, die ihr im Wege stehen, hin Rauch und Nebeldunst bis zum schmalen Fenster hin. Ein vereinzeltes Strahlenbüschel hat eben den Weg in die Stube gefunden; es gleitet über das fahle Angesicht des Webers, um es noch fahler zu machen, und wirft ein Lichtbild, das sich wie ein Lanzenschaft ansieht, auf den holprigen Bretterboden.

Unsre Athmungsorgane fangen allmälig an, die Wirkung der eingesperrten, dumpfen Luft zu spüren. Und doch sind wir kaum zehn Minuten in der Stube! Das mögen zum Theil auch die Bettstücke machen, die in einem Winkel über einander liegen. Daneben der Kamin, ein, zwei Stühle, ein Kohlenbehälter, ein Wasserkessel, ein irdener Krug. Wo sollten auch Bettstellen und andere Möbel stehn, selbst wenn sie der Weber besäße? Die Webstühle, als Nährväter der Familie, nehmen jeden Fußbreit Raum für sich in Anspruch, und haben ihn auch. Wie böse Zauberer, die Gold und Schätze liefern, müssen sie durch alle möglichen Aufmerksamkeiten beschwichtigt werden; und müssen die Kinder — dieser unförmliche, wasserköpfige Säugling z. B. den sein älterer Bruder im Arm hält — sich von ihnen in die Ecke drängen lassen, mögen sie im Gang sein oder nicht. Nur des Nachts gestatten die stillstehenden Un-

geheuer, daß die Kinder zwischen ihrem hölzernen Untergestelle ruhen. Die klappernden Töne der Webstühle begrüßen sie wenn sie aus dem Mutterleibe kommen, und sind oft ihr Grabgeläute.

„Haben Sie noch andere Kinder außer diesen beiden?" fragen wir die Frau, die emsig fortgearbeitet hat.

„Ich hatte ihrer acht. Sechs sind noch am Leben Herr."

„Da haben wir vielleicht ein paar von ihnen gesehen, drüben in der — —"

„In der Lumpenschule, ja wohl! 'S sind vier von den unsrigen drüben." Und dabei sieht uns das arme Weib stolz an, mit einem entschiedenen Mutterstolze; des Namens der Schule schämt sie sich nicht im Mindesten; sie arbeitet ja, arbeitet um's tägliche Brod für ihre Kinder; ist keine Bettlerin; um Alles in der Welt nicht; braucht sich daher nicht zu schämen. — Jetzt läßt sie ihren Stuhl ein wenig ruhen. Der junge Arbeiter und der Hausherr thun dasselbe.

„Webers Kinder sind bei'm Webstuhl geboren, „meine Herren — hebt der Alte aus dem Stegreif an, und aus seinem tiefliegenden Auge fliegt ein freundlicher Strahl, und über die schmale Unterlippe fliegt ein zärtliches Lächeln, als er auf die beiden Kinder blickt, die sich bis hart an seinen Stuhl herangeschleppt hatten — „so ein Webers Kind ist mit dem Klappern aufge-

wachsen, kennt nichts weiter auf der Welt, wird groß und stark, und wenn's Gottes Wille ist, wird's auch da krank und stirbt da." Und wie der Alte sein Sprüchlein gesagt, fängt er wieder zu weben an, und die Andern fallen im Chorus ein.

„Die Arbeit dieser Leute, Mr. Bradelle — sie können uns in dem Lärm doch nicht hören, wenn wir leise sprechen?"

„O nein."

„Erfordert wohl nur wenig Geschicklichkeit?"

„Sehr wenig. Macht's gerade so, wie's sein Großvater gemacht hat. Ist auch gar nicht zu bewegen, die kleinste Aenderung — das Fliegschiffchen zum Beispiel — einzuführen, um das Zusammendrücken der Brust, worüber er so eben geklagt hat, zu vermeiden. Gegen den alten Brauch vermögen wir mit dem besten Willen nichts. Das arbeitet sein Lebelang auf der Stube, in einer eingeengten Atmosphäre statt in einem luftigen, gesunden Fabrikslocale. Man schiebt die Schuld so leicht auf uns Fabriksherrn. Aber versuch' da eine Aenderung wer kann. Ich kann's nicht. Wenn ich — —"

Herr Bradelle schweigt. Er muß schweigen, denn plötzlich zittert das Haus vom Erdgeschoß bis zum Dach. Ein Donnerwetter fährt über unsere Köpfe hin. Ist's ein Erdbeben, ein Gewitter? Oder hat sich ein Vulkan im Herzen Londons aufgethan? Wie das schwankt und zittert!

„'S ist blos die Eisenbahn, Sir," ruft uns der junge Arbeiter zu, der unsern Schreck bemerkt hat.

Knapp am Hause vorbei ist nämlich ein Bogen jener Bahn gespannt, die nach Blackwall und um den nördlichen Stadtrayon führt; über dem Dach hinweg läuft der Telegraphendraht; die Locomotiven mit ihren gewichtigen Trains laufen vor den Fenstern vorbei und erschüttern die Häuser der Armen bis in ihre Grundmauern. Halb London rauscht im Laufe des Jahres vor ihrem Elend vorbei. Die Schätze Indiens aus den Westindia-Docks fliegen vor ihren Augen vorüber in den Alles verschlingenden Abgrund, den man London nennt. Der arme Weber steht am Stuhl; hier ist er geboren, hier lebt, hier stirbt er. —

Das Sonnenlichtbild am Boden ist mittlerweile verschwunden. Die Sonne selbst ist untergegangen, es wird rasch finster, und wir verlassen die Arbeiterstube, wo Jedes jetzt sein kleines Lämpchen auf einem Drahthaken am Webstuhl aufhängt, um die nächtliche Arbeit zu beleuchten. Die Schatten der Stühle zeichnen sich scharf an den Wänden ab. Der Zeisig im Käfig ist stille geworden, steckt den Kopf zwischen seine beiden Flügel, und schickt sich zur Ruhe an. Der wasserköpfige Säugling liegt auf dem Schooße seines Bruders und dieser kauert am Kamin und glotzt gedankenlos in die ersterbende Gluth. Der Kohlenbehälter ist leer. Es scheint, als ob's mit dem Feuer heut' zu Ende ist.

Wir stehn mit unserm Begleiter wieder auf der Straße. Die eben mitangesehene Leidensscene war wohl geeignet uns schweigsam zu machen. Mr. Bradelle ist der Erste der das Schweigen bricht.

„Die Fluctuationen im Seidengeschäft“ — bemerkt er in seiner 'gewohnten ruhigen Redeweise — „und im naturgerechten Zusammenhange mit denselben die Lage der Weber in Spitalfields erscheinen gar plötzlich, und ohne daß man sie vorhersehen kann, denn sie hängen von einer Masse unberechenbarer Ursachen ab. Nehmen wir zum Beispiel die letzten vier, fünf Jahre — —“

„Aber gleicht sich die Sache nicht in einer Reihe von Jahren aus? Waren diese Fluctuationen bedeutend?“

„Bis zum Extreme, wie Sie gleich hören sollen. Im Jahre 1846 waren die Preise der rohen Seide sehr niedrig. Die Fabrikanten kauften zusammen so viel sie konnten, und ließen aufarbeiten was sie aufgebracht hatten. Da war keine Hand unbeschäftigt, da feierte kein einziger Stuhl. Die aufgehäuften Vorräthe waren enorm; die Seide stieg. Das war im Jahr 1847, und nun trat eine Stockung ein.“

„Entschuldigen Sie, Mr. Bradelle, daß wir Sie unterbrechen. War's nicht zu jener Zeit, daß der große Nothschrei von Spitalfields sich durch's ganze Land hörbar machte, und Meetings zur Abhilfe der Noth veranstaltet wurden?“ —

„Ja wohl. Durch einen Streit der großen Detail-

handlungen mit den Seidenfabrikanten und en gros Verkäufern war damals die Stockung noch verlängert worden. Sie werden sich erinnern, es handelte sich um's Ellenmaß (die short measure question, die nicht blos England, sondern das ganze südliche Europa berührte). Die Detailhändler wollten, daß unser Yard sieben und dreißig Zoll halten solle, und das ganze Herbstgeschäft war durch diesen Streit verhunzt. Dem war kein Ende bis zum Ausbruch der Pariser Februar-Revolution. Jetzt rannten unsere Großhändler und Detailkaufleute aus dem Westend schaarenweise, mit ungeheuern Fonds versehen, nach Paris und Lyon hinüber. Der Schrecken war den französischen Kaufleuten in alle Glieder gefahren. Sie verkauften um jeden Preis. Es galt eben nur, ein Angebot zu machen. Dadurch öffneten sich für uns Engländer zwei verschiedene Wege. Die Groß- und Detailhändler hatten freilich eine schwere Last gearbeiteter Seidenwaaren herübergebracht, aber wir Fabrikanten waren auch nicht müßig, und kauften in Frankreich die rohe Seide auf, fünfzehn und zwanzig Procent wohlfeiler als ich mich mein Lebelang gekauft zu haben besinnen kann. Was halten Sie, meine Herren, vom feinsten französischen Organsine, das Pfund zu einer Guinee?" —

„Solche Preise" — fährt unser gelehrte Cicerone fort — „setzten uns in den Stand, auf Vorrath arbeiten zu lassen, und als im Jahre 1849 die französischen Lager

erschöpft waren, da kamen die unsrigen an die Reihe. Da hatten wir freies Spiel. Und in der That konnte das ganze Jahr hindurch kein Fabrikant des Continents mit dem englischen in Concurrenz treten."

„Haben sich denn die französischen nicht erholt gehabt?"

„Den Teufel haben sie sich erholt" — und Mr. Bradelle geräth allmälig in einen industriell-schwärmerisch exaltirten Zustand — „freilich haben sie sich erholt, aber es hat ihnen wenig geholfen, diese Erholung von der Revolution. Wir hatten ja beinahe ihren ganzen Vorrath an Rohseide in Händen, und als die Erholung anfing, hatten sie kein Material zu verarbeiten, und kamen factisch zu uns herüber — die revolutionairen Schlucker! — und mußten ihre eigene Rohseide von uns zu zwanzig und fünfzig Procent theurer zurückkaufen. Von dieser Zeit an ist unsere Waare gestiegen, die Arbeit hat sich vermehrt, so daß während des größten Theils des Jahres fünfzig die meisten Weber von Spitalfields reichlich zu thun hatten."

„Da muß also, nach dem logischen Kreislauf wieder eine Ueberfüllung von Fabrikaten eingetreten sein?"

„Allerdings. Das und die höheren Rohseidenpreise*) drückten aufs Geschäft, so daß ich allein nahe an hundert Stühle feiern lassen mußte. Das geht nun ein

*) Die Preise von Organsine waren im März 1850: französ. 32 Shill., Piemont 26 Sh., China 22 Sh.

mal nicht anders. Darauf muß der Fabrikant gefaßt sein." — —

Wir haben ein Stück Elend von Spitalfields gesehen. Nicht jenes ungewöhnliche Elend, das sich die Phantasie eines modernen französischen Romanschreibers erdichtet, um aus seinen Schilderungen sozialistische Doctrinen abzuleiten, auch nicht jenes Elend, wie es nur sporadisch selbst in London unter faulem, arbeitsscheuem, verwahrlostem, lasterhaftem Gesindel vorkömmt; nein, jenes Elend, das in seiner Abgeschlossenheit von der behaglicheren Menschenexistenz kaum sich selber kennt, kaum seinen Umfang ahnt, das Tausenden von ehrlichen, willensthätigen Londoner Arbeitern die Wiege schaukelt und den Sargdeckel zunagelt, jenes Elend — sagen wir es geradezu — das zwei Drittheile der menschlichen Gesellschaft an die härteste Arbeit schmiedet, damit das dritte Drittel erträglich bequem leben könne.

Aber Spitalfields hat auch seine Lichtseite. Noch sind Maschinen trotz aller ihrer wunderbaren Schrauben- Räder- und Walzenwerke keine producirenden Künstlernaturen; noch ist der Jacquard'sche Webstuhl trotz seiner geistreichen Zusammensetzung nicht im Stande, schwierige Zeichnungen auszuführen. Menschenhände sind in manchem Zweige der Webekunst noch immer unersetzt geblieben. Figurirte und Brocatseidenstoffe können selbst heut' zu Tage nur durch Menschenhände erzeugt werden, und

erfordern geschickte, gelernte Arbeiter. Das führt, wie man gesagt, zur Lichtseite Spitalfields.

„Unsere Seidenstoffe" — docirt Mr. Bradelle — „waren, bezüglich ihrer Qualität, den besten Erzeugnissen unserer Concurrenten gleich; nur auf dem Felde des feinen Geschmacks wurden wir regelmäßig geschlagen. In der mechanischen, gewissenhaften und ausdauernden Führung der Hand und des Fadens bleibt unser englischer Weber unübertroffen, aber mit der Phantasie wollte es bei unsern Zeichnern nie recht vorwärts. An Originalmuster haben wir uns, bis vor Kurzem, gar nicht gewagt. Wir Fabrikanten begnügten uns, ganz wie unsere Dramaturgen, nach französischen Patronen zu arbeiten."

„Sie sagen: „bis vor Kurzem." Ist denn die englische Industrie in dieser Beziehung fortgeschritten?"

„Das kann ich entschieden bejahen. Unsere Zeichenschulen haben schon Ersprießliches geleistet. Die Aufmunterung, welche wir denen zukommen lassen, die geschmackvolle Muster entwerfen, hat auch das Ihrige gethan. Mehr jedoch als beide hat die französische Revolution für uns zu Wege gebracht."

„Wieder die Februarrevolution? Wie das?"

„Das werden Sie gleich einsehen. Die Katastrophe hatte nun einmal die französischen Fabrikanten auf's Trockene gebracht. Unsere heimischen Märkte waren während des ganzen Jahres 1849 mit den herrlichsten

Waaren, die wir je beisammen hatten, förmlich überschwemmt. Wir Engländer konnten da freilich nicht ein Stück Seidenzeug an Mann bringen, aber dafür hatten wir Muße genug, die fremden Artikel gründlich zu studiren. Eine solche Varietät hatten wir ja niemals neben einander betrachtet, und niemals früher fielen uns die Vorzüge der französischen Arbeit so belehrend, ich möchte beinahe sagen: so betäubend in's Auge. Ein englischer Arbeiter, meine Herren, läßt sich aber vom Teufel nicht betäuben. Wir haben in jenem Jahr etwas gelernt. Und das dürfen Sie mir glauben: Seit dem Jahr 1848 haben wir größere Fortschritte in der Fabrikation von Phantasie-Seidenstoffen als seit den Tagen von Jacquard gemacht."

„Das ist die Folge des internationalen Verkehrs, Mr. Bradelle. Was halten Sie denn von den Wirkungen der großen Ausstellung?"

„Viel Gutes, sehr viel Gutes. Aber hier stehn wir an der Hausthüre eines Figurenwebers; Sie werden Gelegenheit haben, Vergleichungen anzustellen."

Wir klopfen an die Thüre eines niedlichen Häuschens. Reinlichkeit an der Klinke, am Gitter, all' und überall. Ein schmuckes Kind öffnet und führt uns in ein kleines Parlour, wo ein junger Mann mit Bleistift und Pastellfarben beschäftigt ist. Er ist ein Schüler der Zeichnenschule, und arbeitet eben an einem Muster für ein Tischtuch. Der Mann ist schon ein halber Künstler,

denn er malt auch in Oel. Die Portraits seiner Schwester und noch eines Mädchens, das seinem Herzen vielleicht auf andere Weise nahe steht, zieren die Wände der Stube. Er zeigt uns auf die Bitte Herrn Bradelle's, der hier ganz wie zu Hause ist, einige Blumenstücke, die er für die nächste Ausstellung der Akademie zu vollenden gedenkt. Diese Arbeiten macht er in den Mußestunden, und sie machen einen Theil seines Glückes aus. Auch ein kleiner Schrank mit Büchern steht in der Wandvertiefung beim Fenster; der gute Teppich macht die Stube englisch comfortable; das Kamin, die Fenster, jedes Möbel glänzt voll Sauberkeit; und auch der altmodisch buntbeklebte Feuerschirm erhält dadurch ein freundliches, wohlthuendes Gesicht, und thut als wenn er Gott weiß was für angenehme Geschichten aus alten Zeiten zu erzählen wüßte.

„Ist Vater zu Hause?" frägt Herr Bradelle.

„Ja. Wird sich freuen, die Herren zu empfangen. Bitte, nur die Treppe hinauf!" Und dabei zeigt uns der junge Mann den Weg, und wird nicht fertig mit Entschuldigungen, daß die Treppe noch nicht erleuchtet ist, und der Himmel weiß über was noch alles. Wäre er nur mit uns drüben im andern Hause gewesen!! —

In einer geräumigen, freundlichen Stube, so sauber wie nur frische Luft, Scheuern, Reiben und Frauensorgfalt eine Stube machen können, treffen wir die Schwester, deren Portrait wir unten gesehen haben.

Allgemeine Freude, daß wir das Original nach der Copie erkennen, und ein stolzer Blick des Mädchens auf den executirenden Künstler. — Der Vater arbeitet an seinem Jacquardischen Stuhle, macht eben eine hübsche geblümte Cravatte, blau auf schwarzem Grunde. Ein prächtiger, herzlicher Mann dieser Vater. Für Alles, was er spricht und thut, weiß er seinen praktischen Grund anzugeben. Ein wenig Pedant dabei, das schadet nichts, das muß man dem Autodidakten eben so gut nachsehen, wie den großen Hochgelehrten, und vielleicht noch mehr. Es freut ihn offenbar, von etwas Anderem als vom Webstuhl mit uns sprechen zu können, und thut sich, wie die meisten Engländer darauf zu gut ein Stück Arzt zu sein; spricht von Ventilation, von der Einwirkung guter Luft auf die Gesundheit, von rationeller Bewegung selbst bei Handarbeiten u. s. w. Wir gratuliren ihm am besten ob seiner medicinischen Kenntnisse, indem wir sein und seiner Kinder gesundes Aussehn bewundern.

An seinem Webstuhl hat der kluge Mann einige Verbesserungen seiner eigenen Erfindung angebracht, desgleichen am Stuhl seiner Tochter, die an seiner Seite arbeitet, so daß jede Anstrengung der Brust vermieden wird, obwohl sie ziemlich ordinäre Waare webt. Gewerbfleiß, Zufriedenheit, gesunder Menschenverstand und Selbstachtung charakterisirt Alle, man könnte beinahe sagen alle leblosen Gegenstände des Hauses. Die warme Frühlingssonne, das Rauschen des Meeres, der Duft

des Waldes, der Mondschein in lauer Sommernacht hätten unser Herz nicht wohlthuender berühren können, als der Anblick dieser glücklichen Familie nach der Jammerscene, die wir hinter uns gelassen, die einen so erschütternden Eindruck auf uns hervorgebracht hatte.

Wir danken dem Meister für sein freundliches Anerbieten, eine Tasse Thee mit ihm zu trinken. Wir danken Herrn Bradelle für die uns bewiesene Freundlichkeit. Es ist dunkel geworden. Wir trachten den finstern Straßen von Spitalfields so schnell als möglich zu entfliehen. Es ist gar traurig und unheimlich in diesem Stadtviertel des reichen Londons.

Achtes Kapitel.*)

Die Schicksale der englischen Journalistik.

Von der Censur der Regierungen durch die Presse, bis zur Censur der Presse durch die Regierungen, ist nur Ein Schritt. Deutschland hat ihn gemacht; es wäre vergebens, dies läugnen zu wollen. In Oesterreich censirt die Bücherrevisions- und andere Behörden, in Norditalien und in Süditalien die Kirche, in Preußen die Polizei, in Frankreich das junge Kaiserthum, überall die Willkür, oder doch die Aengstlichkeit der Verfasser, Verleger, Redacteure, Herausgeber, Drucker u. s. w. u. s. w. England allein und etwa noch Belgien haben aus dem großen Schiffbruche der europäischen Hoffnungen und Bewegungen ihre Preßfreiheit gerettet. Nach England namentlich schielt die gefesselte deutsche Zeitungspresse mit einem von Neid und Bewunderung gemischten Gefühle. Wenn nur die Freunde drüben ihren Humor

*) War zum Theil in den Grenzboten abgedruckt.

darüber nicht verlieren! Den Humor sollten sie hätscheln wie ein kleines Kind mit Wein, Liebe, Hoffnungen und sonstigen Süßigkeiten, damit er ihnen nicht davon läuft. Sie sollten sich zuweilen in die Geschichte längstvergangener Tage versenken, um den Muth für die Zukunft nicht zu verlieren. Es ist dies oft ein probates Mittel, und aus diesem Grunde lassen Sie uns jetzt einen Blick werfen auf die wunderbaren Schicksale der englischen Journalistik. Der John Bull war auch nicht immer so vollmäulig wie heute, hat auch die Preßfreiheit nicht in seiner Wiege sitzen gesehen, wurde in der Kinderstube auch vom bösen Ruprecht Censor eingeschüchtert, hat auch seine bitterbösen Tage gehabt, und noch viel schlimmere als die Deutschen heut zu Tage. Und weil man die freie Stellung, welche die englische Presse heute einnimmt, nur dann ganz zu würdigen versteht, wenn man sie mit ihrer früheren Knechtigung vergleicht, und weil der Engländer von heute bei dem Ueberfluß seiner enggedruckten Spalten die Pein und Noth seiner Väter gerne vergißt, wollen wir uns derselben erinnern, und uns etwas Courage zutrinken aus dem Pokale der Geschichte, mit Themsewasser und Kohlenstaub bis an den Rand gefüllt.

In England hat es zu allen Zeiten reiche Käuze gegeben, die es verstanden, sich das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Lange bevor der speculative Kopf geboren war, der die erste Londoner Zeitung her-

ausgab, besoldeten reiche Cavaliere in der Stadt, auch auf dem Lande, eigene Agenten, die ihnen von Zeit zu Zeit die wichtigsten Begebenheiten vom In- und Auslande brieflich mitzutheilen hatten. Die Correspondenten waren somit in der Schöpfungsgeschichte der Journalistik früher als die Journalistik selbst zur Welt gekommen. Die Nährmutter wurde von ihren Kindern geboren.

Diese Correspondenten, oder wie man sie damals hieß: Newsmen, Neuigkeitsleute, mögen höchst interessante Figuren gewesen sein. Sie hielten später offene Läden, in Cornhill, in der Nähe der heutigen Börse, und da wurden Neuigkeiten verkauft wie beim Nachbar Bäcker das Brod. Die Leute kamen in den Laden, und verlangten Neuigkeiten aus England, Frankreich, Spanien, Deutschland, von wo man eben etwas Interessantes zu hören hoffen durfte, und bezahlten dafür zwei, drei, vier Pence bis zu einem Schilling. Der Preis richtete sich nach der Entfernung des Kriegsschauplatzes und nach der Wichtigkeit der Nachricht. Wenn's in der Welt recht ruhig war, dann gab's, wenn man dem alten Hampdon glauben darf, ganz so wie bei uns, immer die auserlesensten Geschichten, dann wurde so künstlerisch gelogen, wie in den berüchtigsten Redactionsbureaux der Gegenwart.

Ein solcher Neuigkeitsmann war es, der gegen Ende der Regierung Jacob I. im Jahre 1622 das erste Londoner Journal gründete. Der Name des Unsterblichen

ist Nathaniel Butter; der Titel seines Blattes: Weeckly News. Es ist ein in englischen Geschichtsbüchern häufig vorkommender Irrthum, daß die erste Londoner Zeitung in der Regierungsepoche der Königin Elisabeth erschienen sei, als die spanische Armada England mit einer Landung bedrohte. Diese Angabe ist falsch, wie sich aus dem alten Zeitungsschatze des British Museum beweisen läßt. Shakspeare's Freunde trauerten noch an seinem kaum geschlossenen Grabe, Milton war funfzehn Jahre alt, Oliver Cromwell debutirte noch als Brauer in Huntingdon, als das vierte Genie der Epoche in Gestalt des Herrn Nathaniel Butter seine Weeckly News gründete. Das waren 148 Jahre, nachdem Caxton das erste Buch in England druckte,*) und zehn Jahre vor dem Erscheinen der ersten französischen Zeitung: la gazette de France unter Ludwig XIV.

Unser Nathaniel scheint durch sein Unternehmen kein reicher Mann geworden zu sein. Dafür wurde er die Zielscheibe manches Witzes, und Ben Johnson persiflirte ihn und seine ganze Zunft — denn er hatte Nachahmer gefunden in einer Comödie: the Staple of News. Aber das Bedürfniß nach periodischen Blättern war einmal im Volke erwacht, es mußte befriedigt werden. Zumal während des Revolutionskrieges hatten die Neuigkeitsmänner und Pamphletschreiber viel zu thun gehabt.

*) Es hieß: The Game of Chess (das Schachspiel), im Jahre 1474 vollendet.

Cromwell benutzte sie zu seinen Zwecken, und seine Gegner lernten ihm das Geheimniß ab. Die Post wurde durch Couriere, und wo diese nicht mit Sicherheit reisen konnten, durch Tauben und sonstige geheime Boten ersetzt.

Man würde jedoch gewaltig irren, wollte man glauben, die Pamphletschreiber seien von der Regierung so wenig wie heute belästigt worden. Vor der großen Revolution war jede Druckschrift einer doppelten Censur unterworfen: der königlichen und der geistlichen. Die Idee kam von der Tiber in die Themse. Die Könige waren auf die selbst angemaßte Gewalt der Päpste (seit Alexander VI.) eifersüchtig, und wollten in ihren Gerechtsamen nicht hinter den Prälaten zurückbleiben. Was diese verschonten, zerstörte die königliche Hand. Am Ende blieb somit blutwenig übrig. Es ist ja so schwer, den Himmel mit der Erde zu vereinen, Gott und den Menschen, dem Scepter und dem Krummstab zu gleicher Zeit gerecht zu werden.

Als mit der Gründung der anglikanischen Kirche unter Heinrich VIII. das Reich der katholischen Kirche in England zu Ende war, bemächtigten sich die Bischöfe der Hochkirche mit gleich frommem Eifer des Censoramtes, und verwalteten es wo möglich mit noch größerer Strenge als ihre Vorgänger. Denn im Fördern des Rückschrittes hat es bekanntlich von jeher einen eben so markirten Ehrgeiz als im Dienste des Fortschritts gegeben, und gewisse Principien gibt es, in denen alle Kir-

chen des Erdballs, und wären sie in ihren Dogmen noch so widersprechend, auf Ein Haar übereinstimmen. Der große Wolsey, Staatsmann und Priester zu gleicher Zeit, mochte die doppelte Berechtigung in sich fühlen, der freien Presse auf den Nacken zu treten. Wir müssen sie vernichten, oder sie vernichtet uns — das war sein ehrlich ausgesprochenes Glaubensbekenntniß. Aber trotzdem wollte weder Heinrich VIII. noch der Klerus seiner Zeit die Presse unbenutzt lassen. Sie sollte leben, aber ihren Zwecken. Der Papst ließ das Volk durch zahllose Schriften bearbeiten. Was war natürlicher, als daß man dem Papst mit gleichen Waffen entgegentrat? Nur Eines wurde dabei vergessen: daß sich polemisirende Gedanken nicht wie Soldaten auf einem vorgezeichneten Terrain verwenden lassen, daß sie sich nach geschlagener Schlacht unaufhaltsam einen anderen Kampfplatz suchen, daß ein Volk, welches einmal durch die Presse zum Selbsturtheil und Selbstnachdenken angeregt ist, die geistige Anregung nicht mehr entbehren kann, und daß es nie an Köpfen fehlt, welche ihm dieselbe bieten, selbst mit Gefahr der Freiheit und des Lebens.

Alle Schrecken der Sternkammer konnten den losgelassenen Dämon nicht mehr bändigen. Elisabeth, die gelehrte, hochgebildete, hatte eine unsägliche Angst vor allen gedruckten Schriften, wofern sie nicht ihre jungfräuliche Schönheit besangen, oder in den Zeiten des classischen, für ihre Staatspolitik höchst indifferenten Al-

terthums erschienen waren. Sie verordnete, daß außer in London, Oxford und Cambridge keine Druckerpresse existiren dürfe; sie schleuderte ein Strafgesetz nach dem anderen gegen die „infamen, aufrührerischen Schriften, welche den Sinn ihres Volkes verderbten," und konnte mit all' dem nichts weiter erzielen, als daß die Drucker, wie Falschmünzer, in Kellern und Verstecken arbeiteten, daß sie mit ihren Typen und Pressen von Quartier zu Quartier, von einem Flecken zum anderen wanderten, um sich der Verfolgung zu entziehen.

Der Drang des Volkes nach Büchern rief die großen Geister wach. Die Werke Bacon's und die Dramen Shakspeare's erschienen zu jener Zeit, und wurden von der wißbegierigen und unterhaltungssüchtigen Masse verschlungen; Raleigh veröffentlichte seine Geschichte der Welt; Ben Johnson, Beaumont und Fletcher mit anderen im Bunde wirkten zur Bereicherung der dramatischen Poesie; ja es gab eine Epoche, wo Studium und Literatenthum so populär, modern und fashionable wurden, daß Jakob I. sich herabließ, die Welt mit seinen Ideen über Taback und Hexenthum zu erleuchten. Die politischen Tagesfragen blieben trotzdem von der öffentlichen Besprechung ausgeschlossen. Jakob I. war trotz seiner Schriftstellerei nicht weniger Despot als Elisabeth, nur mit dem Unterschiede, daß diese immer liebenswürdig sein konnte, wenn sie von ihrem getreuen Volke Geld brauchte, wozu sich Jener niemals herabließ.

Wird heut' zu Tage in Deutschland ein armselig Dutzend Zeitungen verboten, so geht der Klageruf der Journalistik vom Bodensee bis zur Ostsee. Man lese doch, wie es den englischen Zeitungsschreibern vor 200 Jahren erging, und schöpfe Trost im eigenen Jammer. Was ist ein Verbot, eine Confiscation, eine Geldstrafe, eine mehrmonatliche Haft, der Verlust der Nationalcocarde, was ist das Ungeheuerste: Die Entziehung des Postdebits gegen die englischen Strafurtheile aus jener Zeit? — Es war im Jahre 1630, da publicirte ein gewisser Dr. Alexander Leighton einen Aufruf an's Parlament gegen die Prälaten. Er schalt sie „antichristlich" und „fanatisch", „Männer des Blutes", „Raben und Dohlen". Wegen dieser harmlosen Aeußerungen, deren sich irisch-katholische Blätter jetzt alle Tage ungestraft bedienen, wurde der Doctor vor die Sternkammer zitirt und nach kurzem Prozeß abgeurtheilt. Im IV. Bande der englischen Strafprozesse ist nun folgende schlichte, erbauliche Schilderung zu lesen, wie der Doctor bestraft wurde.

„Freitag, den 16. November ist an ihm im neuen Palast von Westminster ein Theil der Sentenz vollzogen worden: 1) Sehr ernstiglich durchgepeitscht, hierauf an den Pranger gestellt. 2) Als er an dem Pranger gestanden, hat er eines seiner Ohren abgeschnitten bekommen; auch eine Seite seiner Nase aufgeschlitzt. 3) Gebrannt auf Einer Wange mit einem rothglühenden Eisen

mit den Buchstaben SS bedeutend a Stirrer up of Sedition (ein Aufruhrstifter), und dann zurückgeführt in's Fleetgefängniß, und gebüßt mit 10,000 Pfd. und eingesperrt auf Lebelang. Und von da sieben Tage später, die Wunden auf dem Rücken, Ohr, Nase und Wange noch nicht curirt, zum zweiten Mal am Schandpfahl in Cheapside durchgepeitscht, und alldaselbst der Rest der Sentenz an ihm vollzogen, durch Abschneidung des zweiten Ohres, Brennung der andern Wange und Aufschlitzung der zweiten Nasenseite."

Ein anderer Schriftsteller, Namens Prynn hatte ein Buch gegen das Theater und die Schauspielerei geschrieben. Unglücklicher Weise fiel es der Gemahlin Karls I. ein, eine Maskerade bei Hofe zu veranstalten, und trotzdem dieses geschah, als Prynn's Buch schon unter der Presse war, wurde der unglückliche Autor dennoch beschuldigt, eine Satyre auf die Königin gemacht zu haben. Die Sternkammer faßte ihn mit ihren Klauen. Er erduldete dieselbe Tortur wie Dr. Leighton, entwischte später aus dem Gefängnisse, wurde wieder eingefangen, und dem Volke, das für ihn beim Könige petitionirte, zum Hohne, am Pranger zum dritten Male durchgepeitscht; mit ihm mehrere seiner Freunde, die ihm zur Flucht verholfen hatten*). Die Chronik jener Zeit ist

*) Andere Fälle dieser Art, überhaupt Ausführlicheres über die englische Presse findet man in dem werthvollen Werke von Knight Hunt: „The fourth estate."

leider nur zu reich an ähnlichen Fällen. Den Humor möge sich Jeder selbst für unsere gegenwärtigen Fälle zurechtlegen.

Mit der Abschaffung der Sternkammer im Februar 1641 begann eine bessere Zeit für die englische Presse aufzutauchen. Sie athmete frei auf und glaubte das Schwerste hinter sich zu haben, wie in Deutschland, im Jahre 1848, als die Censur unter dem Hurrahgeschrei des von Pulverdampf und Barricadenstaub erhitzten Volkes „für immer abgeschafft" wurde. Die deutsche Presse klagt heute wieder vernehmlich: Den Censor sind wir los, die Censur ist uns geblieben — so ging's auch den Engländern. Mehr als hundert und funfzig Jahre nach Abschaffung der Sternkammer dauerten die lauten und stillen Angriffe der Regierung auf die Presse fort, und die Freiheit, welche die britische Journalistik heute genießt, ist bei weitem nicht so alt als man ihrem affectirten Altersstolze nach glauben möchte. Volle anderthalb Jahrhunderte lagen sich die Zeitungsschreiber und die Parlamentsmitglieder in den Haaren. Letztere wollten nicht, daß ihre Reden über die Grenzen des Sitzungssaales hinaus bekannt würden; Erstere dagegen glaubten dem Publicum nichts Interessanteres bieten zu können als eben diese Reden, theils ihrer Vortrefflichkeit, theils ihrer Beschränktheit wegen. Vergebens, daß die Journalistik mit allem erdenklichen Aufwande an Geist und Styl dem Parlamente bewies, daß es nur durch die Stütze der

öffentlichen Meinung stark werden könne, daß das Volk ein Recht habe zu wissen, durch wen und gegen wen seine Interessen am redlichsten vertreten werden — — es half Alles nichts. Einzelne aufgeklärte Geister, die Zeit mit ihren Ansprüchen und Bedürfnissen erfassend, traten für die Freiheit der Presse in die Schranken, aber wo die Majoritätsdummheit sie mit Beweisen nicht widerlegen konnte, verkroch sie sich mit einfältiger Selbstgenügsamkeit hinter die alten Gerechtsame des Hauses, das die Veröffentlichung seiner Sitzungen durch die Presse einen Eingriff in seine Privilegien nannte. —

Stöbert man in den Zeitungen jener Zeit, so findet man bald Analogieen zwischen der damaligen und heutigen Tagesliteratur heraus, die mitunter wahrhaft ergötzlich sind. Titel und Format haben mit denen unserer gegenwärtigen Journale freilich wenig gemein. Die ersteren konnten sich eben so schwer wie unsere deutschen Poeten des vorigen Jahrhunderts von den alten Göttern Griechenlands lossagen. Und da die Engländer von jeher den Mercur als ihren Schutzpatron verehrten, so war er es zumeist, der bei ihren alten Zeitungen Gevatter stehen mußte. Es gab einen Mercurius fumigosus, Mercurius veridicus, Mercurius pragmaticus, politicus, aulicus, rusticus cet. cet. Im Formate waren die Ahnen der heutigen Zeitungsriesen wahre Zwerge. Das größte Blatt — und es gab auch nicht ein einziges, welches täglich erschien — consumirte an Stoff

kaum mehr als drei Spalten unserer Kölnischen Zeitung. Dabei waren sie zumeist bloß auf Einer Seite gedruckt, um den Käufern Platz für ihre eigenen Notizen zu lassen. Rührende Einfalt, welche voraussetzt, daß ein Zeitungsleser sich die Mühe nimmt, den Text mit Randglossen zu illustriren!

Die Analogie mit unserer heutigen Tagespresse bestand sehr auffallender Weise im Styl und — im Lügen. Wir müssen es uns mit Erröthen eingestehen, daß wir in beiden Beziehungen gar, gar nichts Neues producirt haben. Die berüchtigten Stichwörter unserer politischen Correspondenten „aus guter, aus bester, aus zuverlässiger Quelle" waren den alten englischen Mercuren sehr geläufig. Ich war sogar so glücklich in einer Nummer des Mercurius aulicus vom Jahre 1652 eine „in höheren Kreisen verbürgte" Nachricht aufgefunden zu haben, worauf ich mir nicht wenig zu gute thue. Und wie behagt Dir, gefälliger Leser, folgender Passus aus dem Mercurius politicus?: „Obwohl ich es unter meiner Würde halten sollte, mein Blatt gegen freche, lügnerische Anschuldigungen zu vertheidigen, obwohl die Haltung meines Blattes zu klar am Tage liegt, um nur den geringsten Zweifel gegen seine Unabhängigkeit von der Regierung aufkommen zu lassen, will ich doch u. s. w." Kann die ***Zeitung oder das ***Blatt von heute überzeugender, wärmer, origineller schreiben? —

Ja wohl, es gibt nichts Neues unter der Sonne. Es

ist Alles schon einmal gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken. Sogar die Seeschlange, auf deren Besitz die Journalistik unseres Jahrhunderts mit Recht so stolz ist, haben die Engländer schon unmittelbar nach der Restauration besessen, benutzt, beschrieben und — ganz wie heut' zu Tage mehrere Male eingefangen. Daneben freilich noch Mannfische und Fischmädchen, mit denen wir uns aus Achtung vor der Bildung unserer Leser heute nicht mehr abgeben dürfen.

Was die Notizensammler — die heutigen Straßenreporters anbelangt, standen sie damals in eben solcher Blüthe und in nicht minder schlimmem Geruche wie heute. Da sich die Zeitungen nicht recht an den Speck politischer Leitartikel wagen durften, nagten sie desto eifriger an der Notizenschwarte. Die Reporters umschwärmten Whitehall, ganz wie heute den Palast der Königin, wenn sie mit einem Kindlein oder mit einem Ministerium in den Wochen ist. Ein Händedruck von allerhöchsten Personen, ein Hoffest, Wettrennen und Hahnenkämpfe, Prügeleien, Duelle und Entführungen von Damen aus den höheren Ständen wurden oft mehr schmackhaft als gewissenhaft für den Gaumen der Leser zubereitet, die in den zahlreichen Kaffeehäusern des Strands und der City sich die Kost sehr wohl behagen ließen. Leider existiren die alten Reporters noch heute; das lustige alte Kaffeehausleben an der Themse ist verschwunden.

Cromwell war in vielen Dingen auch der Journalistik gegenüber ein schlauer Mann. Er gestattete ihr freiere Bewegung. Denn — sagte er — eine Regierung, welche die Presse nicht vertragen kann, hält in sich selber nicht Stand. Als der Mann der Revolution gestorben war, drehten seine gekrönten Nachfolger den Satz um und sagten: Wenn die Presse die Regierung nicht vertragen will, darf sie selber nicht Stand halten. Und so begannen mit Karl II. wieder die alten Verfolgungen, und so wurde den Blättern wieder verboten von Politik zu reden. Dagegen gestattete man ihnen unanständige und zotenhafte Geschichten zur Belehrung des Volkes zu erzählen; den puritanischen Tafeln des großen Protectors folgten die schwelgerischen Hoffeste des kleinen Karl, und statt Milton's verlornen Paradieses wurden die schamlosen Poesieen eines Rochester Mode. —

Das gesunde, kernhafte englische Volk fand jedoch an dieser Hofkost nicht lange Geschmack. Es wollte Ernsteres, es verlangte nach politischen Schriften, und um seinen Heißhunger zu befriedigen, beschloß die Regierung, selber ein politisches Blatt zu gründen. Es war das erste Regierungsblatt, ein Blättchen klein und hager, aber doch gewissermaßen der Stammvater der heutigen schlechtgeschriebenen, anstandslosen, plumpen Familie englischer gouvernementaler Zeitungen, die es sich wohl sein läßt in ihrer Grobheit und Leitartikel schreibt in Ehrfurcht vor dem Herrn und in Langweile vor dem

Volke. Der erste Redacteur jenes Regierungsblattes hieß Roger L'Estrange, ein talentvoller Mensch und als einer der größten Lumpe seiner Zeit bekannt. Sein Amt unterschied sich von dem unserer heutigen gouvernementalen Editors wesentlich darin, daß Letztere gegen oppositionelle Schriftsteller blos in ihren Journalen zu Felde ziehen dürfen, während Roger L'Estrange auf dieselben fahnden und sie der Regierung übergeben durfte.

Durch diesen ersten gouvernementalen Redacteur ist viel Unheil angestiftet worden. Er war es, der den unglücklichen Drucker Trogan in seiner Wohnung aufspürte und gefangen nahm. Trogan wurde verurtheilt, daß er unter den Armen aufgehängt werde, dann der Bauch aufgeschlitzt, dann die Eingeweide herausgenommen, dann diese vor seinen Augen verbrannt, dann der Körper geviertheilt, und der Kopf endlich to be disposed of, at the pleasure of the kings Majesty — so heißt es wörtlich im Urtheil, und so wurde es buchstäblich vollzogen.

Solche haarsträubende Grausamkeiten sah England nach seiner großen Revolution, nachdem sich Tausende im Dienste der Freiheit auf Schlachtfeldern zerfleischt, nachdem Köpfe gefallen waren zu Hunderten, nachdem alte Adelshäupter auf dem Schaffotte gefallen waren, nachdem ein König den Weg von seinem Palaste auf's Blutgerüste gemacht hatte. Und im Angesichte seiner eigenen Geschichte wagt es der Engländer zu behaupten —

wir lesen dergleichen nur zu oft in englischen Blättern — die Deutschen hätten es Einmal verstanden, eine Revolution zu machen, seien aber zu gelehrt, zu unpraktisch, zu professorlich, um eine Revolution je zu benützen. Blühten etwa dem britischen Volke die Früchte seiner großen Revolution frischweg aus den Gräbern der Gefallenen auf? Ist aus dem abgeschlagenen Haupte ihres Karl die Freiheit gewappnet herausgesprungen, unmittelbar nachdem der vermummte Henker den Streich geführt? Waren die Ströme Blut auf den Schlachtfeldern von Naseby und Worcester gleich vermögend, die Freiheit der Presse und der Gemeinde, die Unabhängigkeit der Jury, die Unverletzlichkeit des Hausrechts, die Gleichstellung aller Religionen und die Souveränetät des Parlaments zur Geltung zu bringen? Die Engländer freilich hören es gerne, wenn man sie praktische Leute nennt, und bilden sich am Ende ein, sie hätten die Revolution wie eine Baumwollenmaschine construirt, und als sie einmal aufgebaut gewesen, da sei auch das ganze constitutionelle Freiheitsgespinnst regelrecht abgehaspelt worden; es habe sich blos um die Erfindung und den Bau der Maschine gehandelt, dann habe das Räderwerk gleich darauf losgeklappert, wie sich's der Erfinder erdacht und gezeichnet hatte. Aber wenn die Engländer sich in diesem Punkte gerne selber täuschen, so dürfen wir Deutschen, um der eigenen Zukunft willen, uns unser Bischen englische Geschichtskenntniß nicht so leicht wegschwatzen

lassen. Nicht etwa, als thäten den Deutschen absolut noch ein paar Dutzend Bruderschlachten Noth, oder als könnte es ohne langjährige Kopfabschneidereien zwischen unseren modernen Cavalieren und Rundköpfen zu nichts kommen, oder als müßte nach englischem Muster wenigstens Ein König geköpft werden, oder als müßte man nach jeder Revolution gerade so häufige Rückfälle, so langwierige Nachwehenkämpfe durchmachen wie die allerorts gepriesenen britischen Vorbilder. Das nicht. Die Treibhausatmosphäre unseres Zeitalters, welche die Entfernungen des Erdenraumes allmälig zum Schwinden bringt, dürfte auch die Kraft besitzen, die Früchte der deutschen Erhebung schneller zur Reife zu bringen, als dies vor zweihundert Jahren in England der Fall war. Man kann daran mit jenem Grade von Berechtigung glauben, den jeder logische Gedankenschluß besitzt. Hoffnungslosigkeit und ein Aufgeben seiner Zeit sind gleichbedeutend mit Flucht, mit Tod, mit Vernichtung seiner selbst.

Trotz aller Gewaltschritte der englischen Regierung gegen die Presse war es nicht möglich, sie zum Schweigen zu bringen. Trotz der Barbarei, mit der ein Trogan geschlachtet wurde, trotzdem jeder Zeitungsherausgeber, der in seinem Blatte auch nur den Namen eines Peers nannte, noch lange nachher mit 100 Pfd. gebüßt wurde, trotzdem daß Daniel de Foe, der bekannte Verfasser des Robinson noch im Jahre 1702 wegen eines Pam-

phlets*) zum Pranger und zum Verlust eines Ohres verurtheilt wurde, fehlte es nicht an liberalen Schriftstellern und nicht an Druckern, die den Muth hatten, ihre Aufsätze zu veröffentlichen. Gemeine Naturen bemessen die Welt nach ihrem eigenen beschränkten Maßstabe, und wie heute, so hat es auch zu jener Zeit an Leuten nicht gefehlt, welche die liberalen Schriftsteller sammt und sonders als Menschen schilderten, die am Liberalismus hingen, weil er gerade ein gesuchter baarbezahlter Artikel war. —

Am 8. März 1702 war Anna auf den Thron gekommen. Ihre Regierung ist für die Schicksale der englischen Journalistik von Bedeutung geworden. Während derselben wurde das Copyright (Eigenthumsrecht der Autoren) anerkannt, dafür kam die Stempeltaxe für Journale und die Steuer für Zeitungsankündigungen auf. Die Zahl der Blätter nahm durch diese Erschwerung allerdings ab, aber nachdem sie dem Pranger, dem Kerker und dem Henker getrotzt, konnte sie von der Pennysteuer unmöglich vernichtet werden. Die Schriften von Addison, Pope, Prior, Congreve, Steele und Swift hatten den Trieb nach neuen Regionen im Gebiete der Literatur gereizt, wie die Entdeckungen eines Columbus, Vasco de Gama, Raleigh und Drake die Jugend nach Auffindung neuer Welten lüstern machte. Dem Publicum konnten

*) A short way with the Dissenters.

die Gelegenheitsblätter und Flugschriften nicht mehr genügen; es wollte täglich seine Zeitung haben, wie es täglich nach Brod, Bier, Fleisch und freier Luft begehrte. So entstand im J. 1709 das erste Tageblatt, der Daily Courant. Ihm folgten rasch andere nach. Das achtzehnte Jahrhundert war immer noch ein fortgesetzter Kampf zwischen Presse und Parlament, in dem oft die Lord Mayors von London eine hervorragende, ehrenhafte Rolle spielten, indem sie die Druckereibesitzer der City gegen die Verfolgungen von Westminster oft mit eigener Gefahr in Schutz nahmen, wofür ihnen das Volk jederzeit öffentlich Dank wußte. Die Prozesse häuften sich statt abzunehmen; wir erinnern blos an die Verfolgungen, denen der Drucker des „Public Advertiser" wegen der Juniusbriefe ausgesetzt war*). Aber es wurde wenigstens nicht mehr gestäupt und gehenkt. —

Im Jahre 1788 gründete Mr. Walter die „Times" und schon ihre erste ausgegebene Nummer beweist die materiellen Fortschritte, welche die Tagespresse im 18. Jahrhundert gemacht hatte. Die erste Nummer enthielt vier Seiten zu vier Spalten, nebst 63 Ankündigungen, ein Reichthum, nach dem gar manche Deutsche noch heut' zu Tage vergebens strebt. Sie erschien in einer günstigen Epoche, denn mit dem Ausbruche der

*) Sie erschienen im genannten Blatte in den Jahren 1767, 68, 69, 70 und 71.

französischen Revolution war für die Tagespresse Stoff im Ueberfluß gekommen. Jeder las, Jeder war begierig, das Neueste zu lesen. Von Paine's Rights of Man sollen in sehr kurzer Zeit 150,000, und von Burke's Erwiederung 30,000 Exemplare verkauft worden sein. Die Schriften von Cobbet und Mackintosh hatten einen ungeheuren Leserkreis. Die Circulation der Tageblätter stieg, und mit dem vermehrten Umsatz stieg ihre Bedeutung, stiegen die Ansprüche, welches das Publicum an sie machte. Auf welche Weise diesen Genüge gethan wird, das wollen wir einigermaßen im folgenden Kapitel auseinander zu setzen versuchen.

Neuntes Kapitel.

Die periodische Presse und der Mechanismus ihrer Verbreitung.

Man hat in Deutschland zu jeder Zeit vor der englischen periodischen Presse viel Achtung an den Tag gelegt. Und zwar mit vollem Rechte, wenn man die Tüchtigkeit ihrer Leistungen auf dem Gebiete der innern und äußern Landespolitik, die Vielseitigkeit ihres verarbeiteten Stoffes, die Gewissenhaftigkeit ihrer Berichte, die Gemeinnützigkeit ihres Inhalts, ihre geographische Wirkungssphäre, den soliden, gediegenen Ton ihrer Artikel, und vor Allem ihre von Pöbels- und Regierungseinflüssen gleich unabhängig bewahrte Stellung, endlich ihre ungeheure moralische Macht in's Auge faßt. Sie unterscheidet sich sehr vortheilhaft von der deutschen durch die größere Concentration ihrer materiellen und geistigen Mittel, von der französischen durch ihre größere Nüchternheit, Vielseitigkeit und Ehrenhaftigkeit, von der amerikanischen durch ihre größere Verläßlichkeit und durch ihren anständigeren Ton, von allen zusammengenommen

durch die großartige Solidität ihres Auftretens. Man kann wohl sagen, daß sich kein Volk der Erde, weder jetzt noch früher einer politischen Tages- oder Wochenpresse von solchem Kaliber wie das englische rühmen konnte.

Nur in einem Punkte wird die englische Journalistik — wir sprechen hier und im Folgenden zumeist von der politischen — auf dem Continente fast allgemein überschätzt. Man denkt sich dieselbe gewöhnlich numerisch viel bedeutender, und in pecuniärer Beziehung viel gewinnbringender als es in der That der Fall ist. Der Grund dieser unrichtigen Ansicht ist nicht schwer zu finden: man denkt nämlich zumeist an die „Times," weil sie am besten gekannt und am häufigsten citirt wird; man beurtheilt die Zustände der englischen Tagespresse im Verhältnisse zu diesem ihrem gewichtigsten Repräsentanten und gelangt dadurch zu leichtverzeihlichen Trugschlüssen.

Es ist nicht die Aufgabe der folgenden Seiten, jedem einzelnen der englischen Zeitungs-Expeditoren über die Achsel zu schauen, um ihm die Zahl der abgesetzten Exemplare, die er in sein Notizbuch einträgt, abzugucken. Es ist über diesen Gegenstand in Deutschland viel Unrichtiges und manches Richtige bekannt geworden. Wir brauchen hier nur zu sagen, daß „Times" im Durchschnitt 40,000 bis 50,000, die andern Tageblätter zusammengenommen ungefähr dieselbe Summe von Exem-

plaren täglich verkaufen, um darzuthun, daß aus den Ziffern der „Times" sich unmöglich ein Rückschluß auf die Verbreitung ihrer Collegen ziehen läßt *).

Die angegebenen Zahlen beweisen zur Genüge, daß die englische Tagespresse einen bei weitem geringeren Leserkreis als die deutsche und französische besitzt, wenn es anderseits gewiß ist, daß ihre geographische Ausbreitung eine unvergleichlich größere ist. Wollte man jedoch lediglich aus der Anzahl der täglich verkauften Zeitungsblätter und der Einwohnerzahl Englands einen Schluß auf die Zahl der Leser machen, so würde man wieder irre gehn. Die Verhältnisse zwischen dem Publikum und der periodischen Presse sind hier zu Lande so ganz eigenthümlich, durch Local- und andere Bedingungen so sehr von den deutschen verschieden, daß sie, um gehörig verstanden zu werden, einer in's Detail gehenden Auseinandersetzung bedürfen. Letztere ist der hauptsächliche Zweck der folgenden Seiten.

Die englischen politischen Blätter zerfallen bekanntlich in Morgen- und Abendblätter, in Wochen-, Monat- und Vierteljahrsschriften, in Journale der Hauptstadt und der Provinz.

Die Abendblätter unterscheiden sich von den Morgenblättern zunächst durch die Zeit ihres Erscheinens.

*) Daß bei außergewöhnlichen Ereignissen und in bewegteren Epochen diese Zahlen sich bedeutend steigern, braucht kaum gesagt zu werden.

Ihre ersten Ausgaben sind in ihren Expeditionslokalen schon um vier oder vier ein halb Uhr zu haben. Um sechs Uhr veröffentlichen sie gewöhnlich eine zweite Ausgabe, und bei besonderen Veranlassungen, z. B. zur Zeit der Parlamentssitzungen, lassen einige von ihnen, namentlich der „Sun," noch gegen sieben Uhr eine neue Auflage drucken, worin die Anfänge der Abendsitzungen bis etwa fünf ein halb Uhr ziemlich uncorrect und schlecht stylisirt verzeichnet sind. Die Abendblätter unterscheiden sich ferner von den Morgenblättern dadurch, daß einige um zwei Pence wohlfeiler, und daß sie alle (Globe, Sun, Standard, Express, Evening-Mail, Evening-Journal) *) nur einen halben Bogen stark sind. Dagegen bieten sie den Vortheil, daß sie noch die später eingetroffenen Posten-, Börsen- und Marktberichte liefern, um deretwillen die Morgenblätter nur in ganz außergewöhnlich wichtigen Fällen eine neue Ausgabe veranstalten. Im Durchschnitt genommen enthalten somit die Abendblätter selten mehr, regelmäßig dagegen viel weniger Stoff als die Morgenblätter. Ihr Absatz ist bedeutend geringer, und mit Ausnahme des „Globe" und „Sun" steht keines auf eigenen Füßen. Die Uebrigen bilden Theile von Morgenblättern. So ist der „Standard" der Trabant des „Herald"; der „Expreß" ist nichts als eine späte Ausgabe der „Daily News" und in demselben Verhältniß

*) Letztere erscheinen dreimal in der Woche und sind einen ganzen Bogen stark.

steht die „Evening Mail" zur „Times," das „Evening-Journal" zum „Chronicle." So klein verhältnißmäßig der Leserkreis dieser Abendblätter ist, liefern sie doch, da ihre Druck- und Redactionskosten höchst bedeutend sind, eine tüchtige Beisteuer zu den Kosten der Morgenblätter, mit denen sie in Verbindung stehn. —

Die Morgenblätter werden sämmtlich so früh ausgegeben, daß sie mit den ersten Eisenbahnzügen in die Provinz verschickt werden können. Die zuerst abgezogenen Exemplare wandern daher meist aus London weg, und die für die Hauptstadt bestimmten kommen gewöhnlich erst nach acht Uhr Morgens zum Frühstück in's Haus. Nur „Morning Post" scheint noch zwischen sechs und acht Uhr Morgens zuweilen wichtige Depeschen — etwa über eine Entführung in den höheren Klassen der Gesellschaft oder über das Befinden eines berühmten Rennpferdes — zu bekommen, denn dieses fashionable Blatt erscheint gar häufig schon beim Tagesgrauen mit der Aufschrift „Second Edition." Die erste Auflage ist wahrscheinlich schon vergriffen! — Minder wichtige Blätter, als die „Post" und die „Times", lassen erst zwischen zwölf und ein Uhr Mittags gewöhnlich eine neue Auflage drucken, in der die Briefe ihrer auswärtigen und Provinzcorrespondenten, die mit der Frühpost ankamen, ganz oder theilweise abgedruckt sind. Gibt es Wichtiges zu melden, so lassen sie gegen drei Uhr eine dritte Auflage folgen, die — mit Ausnahme des eben

hinzugekommenen Mittheilenswerthen — den Stoff der beiden ersten Auflagen unverändert beibehält, somit keine neuen Druckkosten verursacht.

Ueber die Schnelligkeit, mit welcher in den Druckereien der englischen Tageblätter gearbeitet wird, kann man nicht genug Lobendes sagen, und dies mit um so größerem Rechte, wenn man die Correctheit des englischen Satzes berücksichtigt. Aber es sind in dieser Beziehung auch gar viel Wundergeschichten erzählt worden, die in's Fabelreich gehören, und über die eine Aufklärung nöthig ist. Engländern und Fremden kann es alle Tage zum Beispiel geschehen, daß sie um acht Uhr Morgens eine Correspondenz aus Paris oder Deutschland in der „Times" lesen, und wenn sie eine Stunde später den Brief ihres eigenen Pariser oder deutschen Correspondenten durch die Post erhalten, finden sie vielleicht dieselbe Nachricht darin, die sie schon in ihrem Morgenblatte gedruckt gelesen haben. Zum Setzen und Drucken und Austheilen der Zeitungen ist aber bei aller Schnelligkeit doch immer eine gewisse Zeit erforderlich. Wie kömmts, daß ich, trotzdem dieselbe Nachricht, durch dieselbe Post eingelaufen, in den Zeitungen früher gedruckt lesen kann, bevor mir der Postbote den Brief in's Haus bringt? Das sieht ja wie Hexerei aus! Die Sache verhält sich aber ohne Zauberei folgendermaßen: Die Londoner Morgenblätter lassen sich ihre Briefe und Zeitungen vom Kontinente nie nach London, sondern an ihren Agenten in

Dover adressiren. Dieser Agent, gewöhnlich ein Beamter der Eisenbahn oder Post, der zumeist mehrere Journale zu gleicher Zeit bedient, empfängt die an ihn adressirten Pakete unmittelbar beim Landen des Paketbootes, das von Ostende oder Calais in den Hafen eingelaufen ist. Zwischen der Ankunft des Paketbootes und der Abfahrt des nächsten Posterpreßtrains bleibt ihm Zeit genug, die Pakete mit der Adresse seiner Londoner Kunden (der Redactionen) zu versehen, und sie als Frachtgut nach London zu befördern. Hier kommen sie nun allerdings zugleich mit allen übrigen Briefen an. Letztere jedoch treten erst die Wanderung nach dem Hauptpostamt an, werden dort gesichtet, geordnet und an die verschiedenen Briefträger vertheilt, und können, bei der großen Masse von Briefen, die das continentale Postfelleisen täglich nach London bringt, erst nach einigen Stunden (nie vor acht Uhr) ausgegeben werden. Die an die verschiedenen Zeitungen dagegen von ihrem Agenten in Dover als Frachtgut aufgegebenen Papiere kommen gar nicht mehr in's Bereich des Postamts. Sie werden beim Eintreffen des Erpreßtrains auf dem Londoner Bahnhof sogleich von einem zweiten Agenten in Empfang genommen, und durch eigene Boten den Redactionsbureaus in die City geschickt, und in diesen wird das Wichtigste, was in's Morgenblatt eingerückt werden soll, herausgehoben und der Druckerei übergeben. Während somit das Brieffelleisen auf dem Hauptpostamte geöffnet, während sein

Inhalt gestempelt und geordnet wird, können die Druckereien in voller Thätigkeit sein, und ich kann um acht Uhr dieselbe Neuigkeit, die mir mein Brief um neun Uhr erzählt, schon gedruckt gelesen haben. In dem unvermeidlichen Zeitverluste auf dem Postamte liegt das ganze Geheimniß der Zeitungsschnelligkeit, über die sich schon viele Leute die Köpfe schier zerbrochen haben. Alles, was man von Separatzügen und eigenen Dampfbooten erzählt, ist Fabel. Die „Times" mit all' ihrem Gelde kann kein Schiff im Hafen von Calais haben, das die Ueberfahrt über den Kanal schneller als die Paketboote — die besten in der Welt — macht, kann auch von Dover nach London keine Lokomotive schicken, welche die Strecke von achtundachtzig Meilen bis London in weniger Zeit als der Expreßtrain (zwei ein viertel Stunden) durchfliegt. Und selbst wenn es möglich wäre, kämen solche Experimente, täglich wiederholt, gar zu theuer zu stehen, und würden sich nicht lohnen.

Nur bei besonders wichtigen Gelegenheiten, bei bedeutungsvollen Meetings in der Provinz u. dgl. wo dem Telegraphen der Athem zu kurz wird, scheuen die großen Blätter die Ausgabe einer Expreß-Locomotive nicht, die ihnen den Bericht ihrer Reporters zuführt. Zur Uebermittlung von Fakten, die sich in wenige Worte kleiden lassen, arbeitet der Telegraph schneller und wohlfeiler. —

Noch vor wenigen Jahren, als der Postdienst zwischen

den Expreßtrains und Paketbooten nicht so pünktlich geregelt war als heute, hatte die „Times" einen eigenen Depeschendienst organisirt, und wetteiferte lange mit dem „Herald," wer die ostindische Post von Marseille schneller nach London befördern könne. Bald gewannen die Courriere der „Times," bald die des „Herald" einen kurzen Vorsprung; sie streuten zwischen Calais und Marseille ihr gutes englisches Geld mit vollen Händen aus, mietheten auf der genannten Route z. B. alle disponiblen Postpferde u. dgl. bis sie durch die Eisenbahnen, und in neuester Zeit durch den unterseeischen Telegraphen ihrer kostspieligen Kunststücke überhoben wurden.

Auch in dieser Beziehung ist in Deutschland viel Fabelhaftes erzählt worden, so daß man sich hie und da die Vorstellung macht, als habe die „Times" auf allen Schienenwegen Englands Jahr aus Jahr ein ihr Dutzend Expreß-Locomotiven auf- und abdampfen. Wie gesagt, zu dergleichen kostspieligen Mitteln wird nur bei besonders wichtigen Ereignissen gegriffen, und doch cirkulirt auf dem Times-Office eine Anekdote aus früheren Jahren über einen Extrazug des Blattes, die wir ihrer Drolligkeit wegen unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Mr. Walter, der die „Times" gegründet und zu ihrer heutigen Vollendung geführt hat, war was man bei uns ein Original nennt. Er floh alle Weibergesellschaften, und hielt sich, um seiner Frau und seinen Töchtern nicht allzunahe zu sein, eine Privatwohnung in

Charing Croß. Seine Familie hatte er auf seinem Gute, meilenweit von London untergebracht. Dort besuchte er sie nur selten, und noch seltener vermittelte er eine Gelegenheit, sie in die Stadt zu bringen.

Wenn Alles wahr ist, was man von Mr. Walters häuslichen Verhältnissen erzählt, hatte seine Weiberfeindschaft gute Gründe. Mr. Walter, einer der eigensinnigsten, festesten Charaktere, fürchtet sich nämlich vor seiner Frau, die ihn in Momenten, wo sie seiner habhaft werden konnte, vollkommen beherrschte. Mr. Walter that daher nur seine Schuldigkeit als Mann, wenn er Mrs. Walter nur selten Gelegenheit gab, seiner habhaft zu werden.

Aber das gelang nicht immer. Einmal mußte er sich doch dazu bequemen, seinen Angehörigen eine Londoner Saison zum Besten zu geben. Er miethete ihnen ein Haus in Portman Square, behielt aber seine Stuben in Charing Croß als Zufluchtsstätte bei.

Es war an einem Sonnabend — ich erzähle, wie man sich's auf der Reporterstube von „Times" erzählt — da kündigte Mr. Walter seiner Ehehälfte an, daß er den Sonntag über auf's Gut hinaus müsse, um dort dringende Geschäfte in Ordnung zu bringen. Mrs. Walter hatte dagegen nichts einzuwenden, und nur die eine Bitte, daß Mr. Walter am Montag ganz gewiß — „höre lieber John, ganz zuverlässig" — eine silberne Theekanne, die draußen vergessen worden war,

mit in die Stadt bringe — „aber gewiß, zuverlässig, nicht zu vergessen.“ — —

Es war Montag, und Mr. Walter fährt eben mit seinen dicken Gäulen vom Gute zur nächsten Eisenbahnstation, als er sich auf der Hälfte des Weges plötzlich erinnert, die ganz zuverlässig nicht zu vergessende Theekanne dennoch vergessen zu haben. Was ist zu thun! Er muß zurück. Lieber mit der City, dem ganzen Clerus und Irland in Conflict als mit Mrs. Walter, denkt der alte Herr, und läßt die fetten Gäule zurückjagen, und holt die theure Kanne und wickelt sie fluchend in ein altes Timesblatt. Aber wie er sich wieder der Eisenbahnstation nähert, sieht er zu seinem nicht geringen Verdruß, wie ihm der Train vor der Nase abdampft. Von einem Abwarten des nächsten Zuges ist keine Rede. Mr. Walter muß zu einer gewissen Stunde in London auf dem Office sein, er hat dort alles mögliche Wichtige zu versorgen. Also schnell entschlossen — eine Expreß-Locomotive bestellt — angespannt — abgefahren — dreißig Meilen in der Stunde — die Theekanne unterm Arm in die Times eingewickelt. — So kömmt er in den Londoner Bahnhof, wo ihn Jeder kennt, und Jeder glaubt, es müsse etwas ganz Absonderliches vorgefallen sein, daß Mr. Walter mit einer Expreß-Locomotive angefahren kömmt. Er aber — der arme gehetzte Mann — läuft jetzt zu Fuße von Redbington Station nach Portman Square. Einen Cab

wollt' ich nicht nehmen, sagt er entschuldigend zu Mrs. Walter, die über sein erhitztes Aeußere verwundert ist, I could not afford it, konnt's nicht erschwingen, die Theekanne kommt theuer genug zu stehen — und fort rennt er in's Office. —

Das ist wahrscheinlich der einzige Fall, wo Mr. Walter so rasch sein Geld für eine Expreß-Locomotive hinauswarf. Sonst wußte er, weiß die „Times" auch heute zu sparen, wenn's nicht gerade an der Zeit ist, Geld zu opfern. Daß man nur ja in Deutschland nicht glaube, die „Times" schicke jedesmal einen Expreßtrain ab, wenn einer ihrer Redacteure seine Tabaksdose vergessen hat! Mr. Walter ist todt, und hat keine Theekanne mehr zu holen. Dergleichen Nothwendigkeiten kommen nicht alle Tage vor. —

Die politischen Wochenblätter, die zumeist an Sonnabenden ausgegeben werden, von denen aber einige erst am Sonntag erscheinen, und wieder andere am Montag eine zweite Ausgabe veröffentlichen, zehren vom Neuigkeitsvorrathe der Tagespresse, bezahlen nur hie und da eine auswärtige Correspondenz, und beziehen weder telegraphische Depeschen, noch halten sie eigene Berichterstatter. Sie drucken entweder die Berichte der Tageblätter unverändert, in Rubriken geordnet, ab, oder machen sie ihrem Leserkreise mundgerecht. Die meisten politischen Wochenblätter, den mercantilischen „Economist" etwa abgerechnet, enthalten neben den nachgedruckten Ta-

gesberichten in jeder Sphäre, als ihnen eigenen Stoff, nur einige Leitartikel, Uebersichten, und Briefe an den Herausgeber. Letztere bilden oft den interessantesten Theil des Blattes, und sind, bei geschickter Redaction von größerer Wirkung als die Leitartikel selbst. Es ist dies ein Feld, dem die deutsche Journalistik bisher zu wenig Aufmerksamkeit zuwandte, und das für die allgemeine höhere Bildungsstufe des deutschen Publicums gerade angezeigt wäre.

Ueber den Werth der Artikel dieses oder jenes Wochenblattes zu sprechen, ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, wie sie sich überhaupt keine Kritik der englischen Presse, als viel zu weit und in's Detail führend, zur Aufgabe gemacht haben. Von der Wichtigkeit und Verbreitung der Wochenblätter soll hier auch weiter nicht die Rede sein, weil diese in Deutschland gekannt und gewürdigt werden. Dagegen dürfte es nicht überflüssig sein zu erörtern, welchen Momenten die Wochenpresse in England ihre Wichtigkeit verdankt, während sie sich weder in Frankreich noch in Deutschland zu solcher Verbreitung hinaufschwingen konnte. Es wirken in dieser Beziehung verschiedene Momente mit. Für's Erste der hohe Preis der Tageblätter, der es den weniger bemittelten Ständen nicht gut möglich macht, sich dieselben anzuschaffen; zunächst das Volumen derselben. Was den Preis anbelangt, so ist er nicht allein nach deutschen, sondern auch nach englischen Begriffen ein sehr hoher,

aber wie die Gesetze jetzt bestehen, ist es bei dem besten Willen nicht möglich, ein Tageblatt wohlfeiler herzustellen, vorausgesetzt, daß es in der Mannigfaltigkeit seines Inhalts, in der Schnelligkeit und Genauigkeit seiner Mittheilungen, und vor Allem in seinem literarischen Werthe unseren heutigen großen Tageblättern gleichkommen soll. Es ist auf Pfennig und Heller von den eigens dazu ernannten Parlamentsausschüssen nachgewiesen worden, daß bei der schweren Papier-, Stempel- und Ankündigungstaxe eine Zeitung von dem Umfange unserer Tageblätter nur dann eine gewinnbringende Speculation sein kann, wenn sie sich eines gewaltig großen Absatzes zu erfreuen hat. Mehr als durch jene Parlaments-Ausweise aber wurde diese Wahrheit durch „Daily News“ erprobt. Daily News wurde mit der Absicht gegründet, mit der „Times“ in die Schranken zu treten. Die Manchesterpartei setzte ein enormes Capital daran, und fing ihre Rivalität damit an, daß sie die Nummer für drei Pence verkaufte. Der Schaden zeigte sich jedoch bald auf eine ganz furchtbar überzeugende Weise. Daily News erhöhte ihren Preis auf vier Pence, und als die Unternehmer sahen, daß auch jetzt noch der Verlust gar zu bedeutend sei, nahmen sie den Preis der andern Journale an, und stiegen anf fünf Pence, womit jedoch durchaus nicht gesagt sein soll, daß sie jetzt mitten im Golde schwimmen.

Der Preis von fünf Pence für eine Zeitungsnum-

mer ist, wie gesagt, auch nach englischen Begriffen ein hoher. Es ist eine sehr irrthümliche Behauptung, daß man in England ein Pfund Sterling nicht höher als in Deutschland einen Gulden oder Thaler hält. Das mag in mancher Sphäre der Bedürfnisse, in manchen besser bedachten Kreisen der englischen Gesellschaft der Fall sein. Im Leben der hiesigen Mittelklassen stellt sich das Verhältniß zwischen Pfund und Thaler ganz anders. Und die Mittelklasse ist es doch zumeist, die das Zeitungspublikum ausmacht, und die Mittelklasse zahlt hier nicht so leicht sechs Pfund (das sind vierzig Thaler), jährlich für Times oder Daily News, wie die Mittelklasse in Deutschland sechs Thaler jährlich für ihre Tagblätter, was ungefähr deren Durchschnittspreis ist.

Gesetzt aber, die Majorität der Engländer würde sich von der Höhe des Preises nicht abschrecken lassen, so wäre Vielen die Größe der Blätter schon zweckwidrig. Nicht Jeder hat Muße genug, die Parlaments-, Polizei-, Meetings-, Eisenbahn-, Handelsberichte u. s. w. in ihrer ganzen überschwenglichen Ausführlichkeit zu lesen; Viele, denen die Arbeit, trotz ihres Wohlstandes gar sauer gemacht ist, haben auch nicht Zeit, wenn es ihnen sonst an Neigung nicht gerade fehlt, sich in die enggedruckten Spalten der Times zu vertiefen, noch Andere — und dies ist in England sehr häufig der Fall — leben in ländlicher Zurückgezogenheit, wollen die Begebenheiten und Ansichten der großen Welt gemächlich an sich vor-

überziehen lassen, haben gar keine Eile mit ihrer Neugierde, wollen sich nicht zwingen lassen, jeden Tag ihr großes Kapitel Zeitung zu lesen, wollen mit Weib und Kind eine ganze Woche lang an der einmal eingelaufenen, gedruckten Kost zehren, sind nicht so heißblütig wie ein französischer Portier, der seine baumwollene Schlafmütze nicht über die Ohren ziehen kann, wenn er nicht sein Abendblatt gelesen hat, haben in der Politik viel mehr Phlegma als alle continentalen Völker zusammengenommen, und können sich mit mehr oder weniger Recht am Ende wohl sagen: Wir leben in einem geordneten Staate, in geordneten Verhältnissen — was kann denn die Woche über so Ungeheuerliches geschehen, daß ich nicht ein paar Tage warten könnte, es zu erfahren? Parlamentsauflösung etwa! Nun, da wird ein neues kommen; — altes Ministerium abgedankt! Das neue wird auch die habeas corpus Akte nicht gleich in's Feuer werfen; — Krieg mit dem Ausland! Das kann höchstens Geld kosten, der Feind kommt uns nicht in's Land, dafür sorgt das Meer und unsere Schiffe. Ergo hat's mit dem Lesen keine Eile.

Nun gar die arbeitenden Klassen! Denen fehlt es an Geld und Muße und Lust zu gleicher Zeit, sich mit der Tagesliteratur einzulassen. Wochenblätter sind wohlfeiler und leisten Allen die gewünschten Dienste. Das Wochenblatt sondert den Hafer vom Spreu, gibt eben nur das für seinen Leserkreis Interessantere, gibt es in

einer compendiöseren Form, popularisirt vieles durch die Kürze seiner Darstellung, läßt es nebenbei am Raisonnement nicht fehlen, und sieht sich am Ende wie ein vernünftiges Heft an, das ein mittelgroßer Mensch handhaben kann, wo man am Sonntag, oder wenn man sehr protestantisch ist, am Montag auf der ersten Seite zu lesen anfangen und sich vernünftig so einrichten kann, daß man am Sonnabend, wenn die neue Nummer in's Haus kömmt, mit der letzten Seite zu Ende sein kann. Da weiß man doch, daß man nichts übersehen hat, daß man mit Staat, Kirche und der ganzen Welt im Reinen ist. Darin liegt doch Verstand, System und — Comfort!

Es liegt für gewisse Klassen von Lesern viel Wahres in dieser Bevorzugung der Wochenpresse. Sie trägt viel dazu bei, im Lande politische Bildung zu verbreiten. Die Tagespresse kann in vieler Beziehung nicht so viel leisten. Denn es gehört schon ein gewisser Grad von Intelligenz dazu, den Begebenheiten, wie sie uns ein Tageblatt von Morgen zu Morgen oder von Abend zu Abend vorführen kann, gebührend im Zusammenhange zu verfolgen, das eine Factum mit einem zweiten entlegenen logisch in Zusammenhang zu bringen, aus anscheinend oder auch thatsächlich unbedeutenden Anfängen die nächsten Consequenzen zu abstrahiren, kurz das Ineinandergreifen fragmentarisch gebotener Thatsachen aufzufassen. Ein Wochenblatt bietet in diesem Punkte dem minder ausdauernden, weniger gebildeten Zeitungsleser

große Vortheile, und es ist geradezu auffallend zu nennen, daß auf diesem Felde in Deutschland nicht mehr versucht, und bisher nicht mehr geerntet wurde.

Den oben auseinandergesetzten Verhältnissen ist es zuzuschreiben, warum hier zu Lande die Wochenpresse sich in den letzten Jahrzehnten vermehrte, während kein neues Tageblatt entstand, und die wenigsten der bestehenden einen bedeutenden Aufschwung nahmen. Aus denselben Verhältnissen erklärt sich auch der große Absatz der Wochenblätter, deren Preis von drei bis neun Pence wechselt. Unter den politischen setzt wohl „Weekly Dispatch“ die größte Anzahl von Exemplaren (60,000 bis 80,000) ab, und obwohl es in Deutschland als eines der allerradicalsten, in England als atheistisch verschrieen ist, würde es in deutschen mäßig-liberalen Kreisen — vorausgesetzt, daß man sich dort die Mühe nähme, es eine Zeit lang regelmäßig zu lesen — am Ende doch sehr schwer gelingen, den berüchtigten Radicalismus und Atheismus herauszufinden. Sehr anständige, für die gebildetsten Leserkreise berechnete deutsche Journale haben in gewissen Uebergangsperioden viel radicaler und atheistischer geschrieben, als dieses für die unteren Volksklassen Englands berechnete Wochenblatt zu irgend einer Zeit gethan hat. Weekly Dispatch ist heut zu Tage das Blatt, das von den unteren Klassen am meisten gekauft, am eifrigsten gelesen, am liebsten citirt wird. Es enthält Stoff genug, daß ein Cabman der eine schlechte

Woche hat, von Sonntag bis wieder Sonntag darin fleißig buchstabiren kann, um an diesem zweiten Sonntag mit Schrecken gewahr zu werden, daß er noch eine schlechte Woche nöthig hätte, um das ganze Blatt zu Ende zu lesen. Aber es gibt eine Menge Arbeiter, die rascher als die Cabmen lesen, und denen gelingt's auch, den Becher bis zur Neige zu leeren.

Die andern politischen Wochenblätter verhalten sich im Punkte des Absatzes zu Weekly Dispatch wie die großen Tageblätter zur Altmutter Times; man müßte denn die illustrirte Londoner Zeitung, die schon 100,000 Exemplare und mehr abzog, zu den politischen Zeitungen rechnen, was sie aber durchaus nicht verdient, weil sie der Holzschnitte, aber nicht ihres politischen Inhaltes wegen gekauft wird.

„Examiner“ und „Spectator“ haben trotz der Gediegenheit ihres Inhalts einen weit beschränkteren Leserkreis, als man in Deutschland gewöhnlich glaubt; der „Economist“ befindet sich inmitten seines kaufmännischen Publicums so wohl, wie er es bei seiner umsichtigen Führung verdient; ein Heer anderer politischer Wochenblätter, von denen manche sich einer sehr großen Verbreitung erfreuen, haben zu wenig inneren, eigenthümlichen Werth, um als Individuen für Deutschland interessant zu sein; Blätter wie „Bell's Life“ und „the Gentleman's Magazine“ riechen zu sehr nach dem Stalle, um zu den politischen Blättern gezählt werden

zu können; mit wie viel größerem Rechte dürfen wir „Punch“ in diese geweihte Klasse rechnen, den alten „Punch“ der seine bestimmten Mitarbeiter hat*), der außer Landes unmöglich genügend gewürdigt werden kann, dem seine Landsleute in der letzten Zeit so vernünftig geworden sind, daß er manchmal verlegen zu sein scheint, über wen er zuerst lachen soll, der im großen humorreichen England noch immer ohne Concurrenten dasteht, seinen Mitarbeitern für ihre spärlichen Beiträge bis zu vierhundert Pfund jährlichen fixen Gehalt auszahlt, und sich mit seinem Toby allezeit im erwünschtesten Wohlsein befindet.

Mit Uebergehung der nichtpolitischen Blätter, der Monats- und Vierteljahrsschriften, der kirchlichen Journale, deren Zahl Legion ist, der kritischen Wochenschriften, der Pennywochenblätter, die vom Raub fremden Eigenthumes leben, und zum Theil eine ganz erstaunliche Circulation haben**), mit Uebergehung ferner der speciellen Organe für die Landarmee und Flotte, für die kaufmännische Welt, für Architektur, Gasbeleuchtung, Agricultur, Bergbau, Eisenbahnwesen, Colonialwesen, und alle erdenklichen Industriezweige, sei es mir gestattet, zur Vervollständigung des unvollständig Gebotenen noch einige Worte über die Provinzialpresse zu sagen. —

---

*) Thackeray, Douglas Jerrold und Andere dieses Kalibers.

**) „Family Herald“ soll wöchentlich über 150,000 Exemplare absetzen.

Sie ist im Ganzen genommen unerquicklich, schlecht vertreten, nach einem kleinen Maßstabe organisirt und redigirt, und leistet da am meisten, wo sie Localinteressen tüchtig zu vertreten weiß, wie dies bei den Blättern von Glasgow, Manchester, Liverpool und in ihrer Sphäre bei den irischen Blättern der Fall ist. Letztere unterscheiden sich übrigens nicht bloß in ihrer politischen und kirchlichen Anschauungsweise, sondern auch in ihrer Schreibart wesentlich von allen Blättern Englands und Schottlands. Ihr Styl ist feuriger, lebhafter, hitziger, mit Einem Wort südlicher. Gleichviel ob orangistisch oder ultramontan oder auch für England Partei ergreifend, treten sie mit einem Schwung, einer Lebendigkeit des Ausdrucks auf, der den andern englischen Blättern ganz fehlt. Diesen merkt man die künstliche Zurückhaltung oft genug an; bei Jenen sieht man das Sichgehenlassen in jedem Artikel. Darum interessiren irische Blätter immer, wenn sie auch seltener überzeugen, darum werden Franzosen und auch Deutsche, die die Kost einmal genossen haben, ein irländisches Blatt immer gerne zur Hand nehmen, wo sie es finden.

Die Provinzialpresse kann sich dieses Schwunges nicht rühmen. Ihr fehlt jede Eigenthümlichkeit, zumal wenn man davon absieht, daß sie oft mit großer Zuversicht lügt, daß sie sich von London ein paarmal im Jahre über Veränderungen im Ministerium, von denen in Downing-Street kein Mensch etwas weiß, tiefeingehende,

eingeweihte Briefe „aus sehr achtbarer Quelle" schreiben läßt, und daß sie von den Persönlichkeiten berühmter Persönlichkeiten mehr als die Presse der Hauptstadt zu erzählen weiß. — Viele dieser Blätter fristen ein kümmerliches Leben; andere machen glänzende Geschäfte; die Ausgaben der meisten von ihnen beschränken sich auf Papier, Druck, die dem Staat entfallenden Taxen und — auf eine Papierscheere. Die Redactionskosten sind die letzten an der Reihe.

Es kann in dieser Beziehung nie besser werden, und England ist nicht der Boden, wo außer der Hauptstadt noch ein anderes politisches Blatt gedeihen kann. Die Schuld liegt nicht an den Journaleigenthümern in der Provinz, sondern lediglich in den politischen und geographischen Verhältnissen.

Abgesehen nämlich von den allgemeinen Vortheilen, die jedem Journalunternehmer in allen Hauptstädten größerer Staaten im Vergleiche mit deren Provinzialblättern zu gute kommen müssen, abgesehen davon, daß jede Hauptstadt als Centralpunkt verwendbarer geistiger und materieller Kräfte, als der Sitz der Regierung, der obersten Gerichtsbehörden u. s. w. und als Hauptknotenpunkt des öffentlichen und geheimen Staatslebens der periodischen Presse in ihr den reichlichsten Stoff, die schnellere Einsicht, die frühesten Offenbarungen verspricht, ist London mit seiner Bevölkerung von zwei und einer halb Millionen Seelen nicht bloß als Hauptstadt eines

mächtigen Reiches, sondern gewissermaßen als Staat im Staate, als menschenreiches Städteindividuum für die Entfaltung seiner periodischen Presse von unermeßlicher Bedeutung. Es gibt viele Länder, die nicht mehr Einwohner als London haben, und die als Ganzes an manchem Tage nicht so viel Stoff für die Journalistik als diese Stadt allein bieten. Und wäre der Stoff in ihnen auch geboten, so ist er auf einen großen Flächenraum vertheilt, läßt sich unmöglich so rasch zusammenfassen, sammeln und in Rubriken bringen, wie dies hier der Fall ist. Es ist dies ein unberechenbarer Vortheil für das Gedeihen der Tagespresse, und zeigt sich nirgend deutlicher als bei den Pariser und Londoner Blättern.

Letztere sind aber noch in anderer Weise von den Verhältnissen bevorzugt. England selbst hat im Verhältniß zu seiner politischen Wichtigkeit eine so beschränkte geographische Flächenausdehnung, ist von einem so complicirten Eisenbahn- und Telegraphennetz durchzogen, daß die Entfernungen zusammenschrumpfen, daß die Londoner Presse das Wichtigste aus den entlegensten Endpunkten des Reiches in allerkürzester Zeit — in less than no time wie man hier zu Lande sagt — centripetal einsaugen und centrifugal wieder ausstrahlen kann. Am Ufer der Themse, wenige Eisenbahnstunden von der schmalsten Stelle des Kanals gelegen und somit von allen größeren Städten des Landes am weitesten gegen den europäischen Continent vorgeschoben, ist London am

besten als Vermittler zwischen dem Continent und England einer- zwischen diesem und Amerika andrerseits gelegen. Als Hauptstadt Englands, das vor allen andern Staaten von jeher den Postdienst für alle Welt nach den entlegenen, durch die See von uns getrennten, Theilen der Erde besorgte, vermittelt London überdies beinahe ausschließlich den Verkehr zwischen allen Welttheilen in politischer, kaufmännischer und wissenschaftlicher Beziehung. Keine andere periodische Presse der Welt kann sich ähnlicher günstiger Verhältnisse rühmen, und die Londoner Presse hat auch in dieser Beziehung die Concurrenz der in den verschiedenen Hafenstädten erscheinenden Provinzialblätter nimmermehr zu fürchten, weil eben die Entfernungen im Bereich Englands kaum mehr von Bedeutung für die Schnelligkeit von Mittheilungen sind, weil ferner die Londoner Presse durch andere, oben erwähnte Vergünstigungen ihrer Lage in den Stand gesetzt wird, für die Erlangung möglichst beschleunigter Mittheilungen angemessene Geldopfer zu bringen. —

Alles dieses sei bloß deswegen erwähnt, um die niedrige Stellung der englischen Provinzialblätter zu den Londoner Blättern zu erklären. Und wollen wir zum Schlusse nur noch einen kleinen mechanischen Kunstgriff mittheilen, der zwar stark nach englischer Industrie riecht, den Provinzblättern aber einen großen Theil ihrer Re-

dactions- und Druckkosten erspart. Dieser Kunstgriff besteht in Folgendem.

Mehrere von den kleineren Provinzblättern die an einem und demselben Tage ausgegeben werden — die meisten erscheinen in gleichem Format — besolden in London einen eigenen Agenten, der während der Woche das Interessantere an Notizen, Stadt- und Land- und auswärtigen Neuigkeiten aus den Tageblättern zusammenstellt. Er hat dafür zu sorgen, daß dieser gesammelte Stoff gerade die beiden inneren, mittleren Seiten der Provinzialblätter (Seite 2 und 3) ausfüllt. Dieser Agent erhält von seinen Committenten ihr gestempeltes Papier, und läßt die eine Fläche desselben (also Seite 2 und 3) in der Weise drucken, wie er die Zusammenstellung gemacht hat. Die halbbedruckten Bogen wandern am Tage vor Erscheinen der Blätter an die respectiven Eigenthümer in der Provinz, die mittlerweile die Redaction und den Satz der Außenseite (S. 1 und 4) besorgt haben, und sofort zur Ergänzung des Drucks schreiten können. Auf diese Weise haben sie eine gemeinschaftliche Redaction und gemeinschaftliche Druckkosten. Was ihnen eigenthümlich ist, nämlich Localberichte, Ankündigungen und zuweilen ein Provinzialgedanke, findet auf der Außenseite Platz. Das Publicum kömmt dabei nicht zu kurz, und die wenigsten Leute in London haben eine Ahnung, daß eine derartige Londoner Central-Redaction für mehrere der kleineren Provinzialblätter existirt.

Es gibt auch kaum ein anderes Land, wo dergleichen wieder thunlich wäre. —

So ungenügend die obigen Mittheilungen über die englische periodische Presse sein mögen — und der Verfasser weiß am besten, wie unzureichend sie sind — so wurde ihnen doch hier ein Plätzchen eingeräumt, weil sie vielleicht über das eine oder andere allgemein weniger Bekannte Aufschluß geben. Es wäre leichter gewesen, den Absatz der verschiedenen Journale numerisch anzugeben, aber mit dergleichen statistischen Tabellen ist Deutschland zur Genüge versehen, und überdies ist es kaum möglich, verläßliche zu bieten. Wichtiger wäre es, die Nuancen in der politischen Richtung jedes einzelnen bedeutenden Blattes kritisch und im Detail auseinanderzusetzen, aber um dieses mit Erfolg zu thun, müßte man die Entwickelung eines jeden Blattes wenigstens mehrere Jahre zurück verfolgen, müßte eine historische Darstellung seiner Phasen in den verschiedenen politischen Verhältnissen der letzten Jahre versuchen, müßte auf's Genaueste in die Verbindungen des Blattes, und seine Verhältnisse zu den verschiedenen Fractionen eingehen, kurz man müßte eine Abhandlung über diesen Gegenstand schreiben, die sowohl die Erfahrung des Verfassers, wie den Raum dieses Buches übersteigen würde.

Wenden wir uns daher zum Schlusse dieses Kapitels

einem andern Gegenstande zu, und betrachten wir den Mechanismus, der zwischen Presse und Publicum in der Mitte stehend, die Verbreitung jener unter diesem besorgt.

In Deutschland hat es die Regierung durch eines ihrer monopolisirenden Institute, durch die Post, übernommen, die Versendung der Journale im Innlande und über die Landesgrenzen hinaus zu besorgen. In England hat die Post mit dem Abonnement auf Zeitungen durchaus nichts zu thun. Sie empfängt die aus dem Auslande anlangenden und nach dem Auslande gehenden Zeitungen wie andere Posteffecten und berechnet sich ihre Postgebühren nach den mit dem Auslande stipulirten Tarifen, und befördert die englischen gestempelten Journale, während der ersten acht Tage nach ihrem Erscheinen gratis kreuz und quer durchs ganze vereinigte Königreich und dessen insularischen Anhängsel. Auch die Zeitungsinstitute kennen in der Regel das continentale Abonnementswesen nicht, sondern verkaufen ihre Exemplare gegen Baarzahlung in ihren Expeditionslocalen wie jeder Kaufmann seine Waare. Daß bei dieser Geschäftseinrichtung eine erleichternde Vermittlung zwischen der Presse und dem Publicum nothwendig ist, liegt auf der Hand, und diese Vermittlung besorgt das durch ganz England vielfach verbreitete und verzweigte Institut der Newsvender.

Der Newsvender hat einen Laden von unscheinbarem

Aussehen, an dessen Schaufenster als Lockspeise und Aushängeschild mehrere Zeitungsnummern vom neuesten Datum aufgehängt sind. Verbindet er mit dem Zeitungsgeschäft noch einen Handel mit Büchern, Papier und ähnlichen in's sogenannte stationer's business einschlagenden Artikeln, so ist sein Schaufenster überdies dem entsprechend ausgeschmückt.

Der Newsvender als Zeitungshändler hat ein dreifaches Geschäft. Erstens besorgt er Zeitungen für seine Londoner Kunden. Zweitens schickt er Zeitungen an seine Kunden in der Provinz und drittens befaßt er sich mit dem Verborgen von Zeitungen.

Zu jedem dieser Geschäftszweige braucht er, um zu gedeihen, Verbindungen, was man hier a good connexion nennt, und ein kleines Capital oder was dasselbe ist, Credit. Ist sein Geschäft im Gange, und hat er in irgend einem Stadtviertel seinen Laden eine geraume Zeit lang offen gehabt, so weiß er auch, wie viel Exemplare eines jeden Blattes er in der Regel absetzt. So viel und nicht mehr kauft er in den respectiven Expeditionen.

Lassen Sie uns zur Vereinfachung der Darstellung hier blos von den Morgenblättern sprechen, und verfolgen wir das Geschäft des Newsvenders einen Tag lang vom frühen Morgen bis zu Abgang der Post.

Wenn die Morgenblätter ausgegeben werden, ist der Newsvender schon auf seinem Posten im Expeditions-

locale, um die feuchten Kindlein zu empfangen. Freilich nicht der Newsvender in Person — der schläft noch an der Seite der ehrsamen Newsvenderin im breiten Gardinenbette — aber seine Famuli, seine Jungen. Die sitzen und gähnen, und reiben sich die Augen und wärmen sich am Kaminfeuer der Expeditionsstube von „Times" u. s. w. den Rücken, wie es jeder literarisch gebildete, auch nicht gebildete Engländer in orangegelben Nebeldämmerungsstunden zu thun pflegt. Endlich kömmt der erste Stoß Zeitungen aus der Presse; ein mageres Männlein, das halbschlafend hinter einem hohen Holzgitter an einem Schreibtische gesessen hat, erhebt sich von seinem harten hohen Lederstuhl und nimmt die Blätter in Empfang. Unter den Jungen entsteht eine rasche Bewegung zu der Luke am Holzgitter; die älteren und stärkeren machen sich mit den Ellbogen Platz; die jüngeren Creaturen warten geduldig, bis die Reihe an sie kommt. Fünfzig, hundert, zweihundert Exemplare! Jeder ruft's durch die Luke hinein, bezahlt baar oder in Anweisungen, und hinaus in die nebelfeuchte Morgenluft, um weitere Einkäufe zu machen, oder um einen Theil der empfangenen Waare mit dem ersten Eisenbahnzuge an die Kunden seines Herrn in die Provinz zu schicken. Das ist Postarbeit. Kaum daß ein politisch gebildeter Newsvendersjunge Zeit hat, bei einer Straßenlampe stehen zu bleiben, um die neueste telegraphische Depesche aus Paris zu lesen. Erst wenn die ersten Blätter auf-

gegeben sind, hat er Zeit an sich, an seinen Morgenthee und an Frankreich zu denken. —

Die Muße des Newsvenderjungen in den Morgenstunden ist eine spärlich zugemessene. Kaum hat er den ersten Zeitungspack in die Provinz befördert, so beginnt seine Arbeit für die Stadtkunden seines Herrn. Diese zerfallen in zwei Unterarten, in solche, die Zeitungen kaufen, und in solche, die sie blos borgen. Den Ersteren bringt der Newsvenderjunge seine Waare zwischen acht und neun Uhr Morgens in's Haus, Letzteren wird die Zeitung, je nach dem Miethpreise, den sie für dieselbe zahlen, geliefert. Mancher hat am Morgen, ein anderer wieder zu Mittag Lust oder Zeit zum Zeitungslesen, der Eine miethet die Blätter von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Abends, der Andere blos auf zwei oder drei Stunden. Darnach wechselt der Miethpreis. Er ist in ganz London so ziemlich bei allen Newsvendern derselbe. Für das Ausborgen eines Tageblattes auf zwei bis drei Stunden bezahlt man einen Penny pro Nummer; behält man das Blatt bis gegen fünf Uhr zwei Pence. Der Newsvenderjunge muß die Kunden seines Brodherrn im Kopfe haben, und holt die Blätter nach Ablauf der Zeit, für die sie ausgeborgt waren.

Seine Mußestunden fallen zumeist in die Zeit zwischen zehn und drei Uhr. Hat er sonst im Laden keine Dienstpflichten und hat er den Geist seiner Stellung im

Staate erfaßt, so füllt er diese Zeit am würdigsten dadurch aus, daß er sebst die neuesten Journale durchfliegt. Ist er aber eine minder bevorzugte Geistesnatur, so prügelt er sich mit einem Dutzend feiernder, seelenverwandter Druckerjungen in einem stillen Square oder in einem abgelegenen Hofe, oder vertreibt sich seine Zeit mit andern spartanischen Gassenjungenstreichen.

Bald nach drei Uhr ruft ihn wieder die Pflicht seines Amtes. Die Einen holen die ausgeborgten Zeitungen ab; die Andern versammeln sich in den Expeditionsstuben der Abendblätter, um das Erscheinen Letzterer abzuwarten. Sämmtliche Redactionen und Expeditionen der bekannteren Londoner Blätter befinden sich in dem Rayon zwischen „Strand" und St. Pauls. In diesem verhältnißmäßig kleinen Quartiere hat sich die Londoner Journalistik niedergelassen, wohnen die feindlichsten Parteien oft dicht nebeneinander. Da sieht man an Fenstern der Erdgeschosse oder auch mit schwarzen, großen Lapidarbuchstaben an den Vorderwänden der Häuser die Werkstätte des „Chronicle" und des „Herald", der „Morning Post" und des „Advertisers" des „Globe" und des „Standard", Dame „Sun" und „John Bull" und „Examiner", „Spectator", „Economist", „Britannia", „Weekly News", „Atlas", „Eva", „Punch" u. s. w. u. s. w. angezeigt. In diesem Stadttheile sind sie der City, den Hauptbahnhöfen, dem Hauptpostamt am nächsten; um sie herum haben sich auch die meisten News-

vender, zum Theil in verrufenen Winkelgassen, öden Sackgäßchen und düsteren Höfen eingenistet.

Tritt man zwischen drei ein halb und vier Uhr Nachmittags in eines der Expeditionslocale eines Abendblattes, so findet man oft die beste Gelegenheit, die Naturgeschichte des Newsvenderjungen zu studiren. In dem kleinen Raume, der durch ein Holzgitter in zwei gleiche Theile geschieden, mit Schmutz und Straßenkoth und Straßenstaub gebührend ausgeschmückt ist, sind oft vierzig bis fünfzig solcher Jungen versammelt und warten auf das Erscheinen des Blattes, das dicht daneben gedruckt wird. Oft verzögert sich die Ausgabe um eine viertel oder habe Stunde, und wer kann es da übel nehmen, wenn die hoffnungsvolle Jugend sich mittlerweile die Zeit so gut als möglich zu verkürzen sucht. Die angeborene Straßenjungennatur hat in diesen kleinen Creaturen einen literarischen Schwung bekommen, der sich in tausend Formen äußert. Jeder dieser kleinen Teufel weiß schon etwas von den Teufeleien der Zeitungen, die sie verkaufen. Wenn nicht gerade aus Ueberzeugung so doch um eine Veranlassung zum Boxen zu haben, bekennt sich der Eine zur Freihändler-, der Andere zur Protectionistenpartei. Auf diese Weise ist dafür gesorgt, daß es ihnen nie an Veranlassung zu allerhand Neckereien und Boxereien fehlt.

„He, Jim!“ ruft ein untersetzter, schwarzäugiger Knirps, mit rothen Pausbacken, dem die braunen Haare

vorn gerade bis zu den Augenwimpern fallen, daß man die Stirn nicht sehen kann — „He Jim! viel vom „Herald“ abgesetzt? Seid ja jetzt obenan Ihr Landklachel!“ Der „Herald“ ist ein ministerial paper — schlägt die Times — he, he — wird Dein Herr fett dabei? Warum siehst denn Du noch so mager aus, dummer Bursch' Du?“ —

Darauf Jim der angeredete, ein blonder dünner Junge mit viel Sommersprossen, grauen Augen, spärlichen blonden Haarbüscheln, und unaussprechlich beschmutzten Unaussprechlichen: „Fett seid Ihr Freihändlerlumpen geworden — ehrliche Leute werden nie fett — wie steht der Globe? Schon erschienen? He? Hätt wohl an Ein Mal in der Woche genug. Was weiß der arme Schlucker Neues zu bringen, seit wir im Amt sind?“

Und dabei wirft Jim seine beschmutzte Mütze, deren Schirm er längst auf dem Schlachtfelde von Holywell Street eingebüßt hat, nach Tom, und Tom parirt das Wurfgeschütz und schlägt dadurch zufällig seinem Nachbar Dan in's Gesicht, und Dan fährt zurück und tritt Jack auf den Fuß, und der Jack schlägt auf Dan los und Dan schlägt auf Tom los und Tom schlägt auf Jim los, und alle schlagen auf einander los wie in einem Reitermelée*) — —

*) Jim ist die landesübliche Abkürzung für James, Tom für Thomas, Dan für Daniel und Jack für John.

Auf einer umgeworfenen Kiste an der Wand saßen bisher vier Newsvenderjungen als theilnahmlose Zuschauer. Mögen sie mir den falschen Ausdruck verzeihen. Es sind nicht mehr Newsvenderjungen, sondern Newsvenderjünglinge — der eine von ihnen trägt sogar schon einen Cylinderhut und steife Hemdkragen — sie haben die kleine schmutzige Brut zu ihren Füßen sich nach Herzenslust balgen lassen, ohne zu interveniren, denn sie sind an dergleichen gewöhnt, haben vor Jahren wahrscheinlich ähnliche Schlachten auf der Expeditionsstube und auf offenem Felde durchgefochten. Aber zufällig fliegt dem Einen von ihnen ein Wurfgeschütz — eine Mütze oder ein schmutziger Schuh — in's Gesicht. Jetzt ist's Zeit zur bewaffneten Intervention. „Wollt Ihr ruhig sein, Ihr nirnutziges Gesindel, Pack, Auswurf, Teufelszucht, Galgenschwengel, Hundejungen, Bulldoggen vermaledeite" — und dabei rechts ein Hieb und links ein Hieb und ein halb Dutzend Fußstöße nach allen Seiten, daß das Gros der kämpfenden Armee in zwei Hälften gespalten, im verworrenen Knäuel nach Nordosten und Südwesten taumelt. Man sammelt sich vom unerwarteten Angriff, dem man nicht widerstehen kann, sucht die versprengten Mützen und Schuhe und verhält sich eine Weile lang ruhig.

Aber der Freihändler Tom mit den Haaren auf der Stirne kann sich nicht erwehren, nach einigen Minuten den Protectionisten Jim sehr anstandsvoll nach dem

Befinden der Madame Disraeli zu fragen, und ob es wahr sei, daß Colonel Sibthorp Gesandter in Rom wird, und ob es wahr sei, daß der „Standard“ mit der „Morning Post“ nach Gretna Green davongelaufen ist, um sich dort trauen zu lassen, was kein ehrlicher Pastor in London, wegen der vielen Anrüchigkeiten des Brautpaars, unternehmen wollte.

Auf diesen impertinentesten aller Angriffe hat Jim geantwortet — wir müssen zu seiner Ehre bestätigen, daß er geantwortet hat — aber was er geantwortet hat, ist schwer zu sagen, denn erstens folgte auf Tom's Interpellation ein so barbarisches Gelächter, daß Jim's Antwort nicht gut vernehmlich war — sogar die vier Jünglinge auf der umgeworfenen Kiste lachten laut mit — und dann verschwamm die Antwort sofort in eine zweite allgemeine Prügelei, bei der Tom eben einen und Jim eben zwei Kernstöße erhalten hatte, als die vier Newsvendersjünglinge von ihrer Kiste herabstiegen, und in der rückwärtigen Thüre der Stube ein Mann mit großer Brille und einem Stoß Zeitungen im Arm erschien. Der Kampf ist zu Ende; die vier Jünglinge schreiten mit vernichtender Gravität mitten durch den sich vor ihnen auflösenden Knäuel der Luke im Holzgitter des Bureau's zu, um vor den andern abgefertigt zu werden.

In jeder ihrer Bewegungen liegt das Bewußtsein der reiferen sich selbst ehrenden Flegeljahrsnatur. Mr.

Smirkins, der Expeditor, derselbe den wir eben zur Thür hereinkommen sahen, weiß sie auch von der kleinen Newsvendersbrut gebührend zu unterscheiden. Während er diesen ein halblautes hold your tongues haltet eure Mäuler! zuruft, lächelt er dem ersten der vier Jünglinge der an der Luke seiner Vergitterung erscheint, freundlich zu, murmelt ihm als Zeichen seiner Freundschaft ein „rather wet to day“ — ziemlich naß heute — zu, und läßt sich, wenn uns unsere Ohren nicht täuschen, sogar zu einem vertraulichen how do you do? herab.

Mit dem zweiten der vier Newsvendersjünglinge — demselben der einen steifen Hemdkragen und einen sauber gebürsteten Cylinderhut trägt — scheint Mr. Smirkins, als mit einem alten Kunden, auf noch besserem Fuße zu stehen. Mr. Smirkins fungirt schon zehn Jahre im Globe-Office, wo wir ihn heute sehen, und betrachtet sich nicht allein als einen nothwendigen Bestandtheil des Whigblattes, sondern als einen Mann der Partei, als ein wichtiges Mittelglied in der großen Kette der Whigorganisation. Wenn er von den Whigs spricht, sagt er daher *unsere Partei*, und spricht er vom „Globe“, sagt er einfach *wir*. Seit die Derbyiten am Ruder sind, und Lord Palmerston Vorlesungen über die Wichtigkeit der Stallfütterung hält, hat Mr. Smirkins viel von seinem früheren Embonpoint eingebüßt, seine Schläfe sind etwas eingesunken, so daß die Brille nicht mehr so fest sitzen will wie unter dem Ministerium Rus-

sel; an seinen Mund hat sich eine melancholische Falte angesetzt und der schadenfrohe Protectionist Jim will bemerkt haben, daß Mr. Smirkins wohl daran thäte, sich ein Toupé anzuschaffen, denn Derby-Disraeli sitze fest im Sattel von Downing-Street und es könne lange dauern bis der „Globe“ und Mr. Smirkins wieder die alten guten Zeiten sähen.

Mr. Smirkins sieht wirklich sehr besorgt aus. Der treue Diener seiner Partei grämt sich wirklich, daß der „Globe“ nicht mehr erste Quelle und daß die Expedition nicht mehr so voll wie in den letzten Jahren ist.

„Wie viel Exemplare?“ fragt er den Jüngling mit dem steifen Hemdkragen — „Zehn? Da sind sie! Nehmen wohl jetzt mehr vom „Standard“, seit wir?“ — er kann die Phrase vor innerer Bewegung nicht zu Ende bringen. — „Standard macht jetzt wohl gute Geschäfte, sollt' ich meinen? Nicht wahr?“ fährt er nach kurzer Pause fort, einen schüchternen Blick über seine Brille weg durch die Luke werfend. Aber unser Newsvendersjüngling hat schon die dreifache Weihe des englischen Geschäftsmannes auf seinem hutbedeckten Scheitel erhalten. Deshalb spricht er nicht leicht vom Geschäfte seines Dienstherrn, und antwortet auf die Fragen des alten Expeditors mit einigen unverständlichen So's und Hm's, womit sich Mr. Smirkins ein für allemal begnügen muß.

Er zählt weiter in seinen feuchten Exemplaren, und

theilt sie den wartenden Jungen aus, und in einer viertel Stunde ist die Stube leer, und die Jungen haben sich nach allen Richtungen zerstreut, um ihre Blätter an ihre Stadtkunden zu besorgen, und zur rechten Zeit auf der Newsvendersbörse zu erscheinen.

Ja wohl, die meisten dieser Jungen und noch viel mehr erscheinen auf ihrer eigenen Börse, und von fünf bis halb sechs Uhr Abends ist Börsenstunde. Denken Sie sich unter dieser Börse kein großes Gebäude mit korinthischen Säulen, Gängen und Hallen, denken Sie sich darunter auch kein schlichtes Haus, denn die Börse der Newsvenderjungen ist in gar keinem Hause, ist unter gar keinem Dache, befindet sich unter freiem Himmel, ist einfach die Straßenecke vom „Strand" und Katherine Street, die nach Coventgarden und Drurylane führt. Dort finden wir um halb sechs Uhr Abends unsere alten Bekannten Jim und Tom und Dan und Jack wieder, schreiend, lärmend, zuweilen boxend, aber im Ganzen viel geschäftiger, denn sie haben Eile. Das Geschäft drängt. Sämmtliche Blätter müssen um sechs Uhr auf der Post sein. Es ist keine Zeit zu verlieren.

Was aber hat es mit dieser Börse auf offener Straße für eine Bewandtniß? Sie sollen es gleich erfahren. Wir müssen vorerst noch Einiges über den Geschäftsbetrieb der Newsvender vorausschicken.

Der Newsvender kauft, wie wir zu Anfang bemerkten, seine Waare gegen Baarzahlung, aber er hat von

jedem Blatte seinen bestimmten Rabatt, von den Tage- blättern z. B., deren Preis für's Publicum fünf Pence ist, Einen Penny. Das ist sein erster Profit. Sein nächster besteht im Verborgen der Blätter. Für ein Exemplar „Times" das er am Morgen um vier Pence gekauft hat, bezieht er oft zwei Pence Leihgeld während des Tages, und schickt dasselbe Exemplar am Abend an seinen Kunden in der Provinz, der ihm dafür den vollen Preis von fünf Pence zahlen muß. Somit gewinnt der News- vender an einem Exemplar, das er um vier Pence ein- gekauft hat, netto drei Pence, was doch gewiß ein un- geheurer Profit ist, zumal da er kein Risico und das Geld bei seinen Kunden nur Eine Woche oder Einen Monat außenständig hat. Es kömmt hier, wie bei je- dem anderen Geschäfte, blos darauf an, daß der Händ- ler viele Kunden, die kaufen und borgen, hat. Wie viele Newsvender in der City mögen nicht an jedem Tage über tausend Exemplare verschiedener Tageblätter verkaufen, und zugleich verborgen! Das wirft schon einen Gewinn von acht, möglicherweise auch zehn und zwölf Pfund täglich ab. Sagen wir nach Abzug aller Kosten blos sechs oder vier Pfund. Das ist doch auch so übel nicht.

Wenn wir oben sagten, der Newsvender habe bei seinen Geschäften gar nichts zu riskiren, so haben wir zu viel gesagt. Ein kleines Risico hat er doch. Es passirt ihm z. B. daß mehrere seiner Kunden, die täg-

lich in seinem Laden die „Times" zu kaufen pflegten, plötzlich ausbleiben, verreist sind, oder sich einem anderen Laden zugewendet haben. Es kömmt vor, daß Jemand, der eine Zeit lang täglich die „Times" kaufte, heute gerade das „Chronicle" nimmt, weil ein für ihn interessanter Artikel darin enthalten ist. Kurz, bei einem Zeitungsbetrieb, wie er hier im Gange ist, kann der geübteste Newsvender, der bedeutenden Absatz hat, unmöglich genau am Morgen berechnen, wie viele Exemplare er von jeder Zeitung am Tage absetzen wird. Er darf am Ende seinen Vorrath nicht gar zu klein anlegen, weil er Gefahr läuft, blank dazustehen, und mit dem ewigen Hin- und Wiederrennen zu den Expeditionen um kleinere Partieen nachzukaufen, ist's auch eine schwere Sache. So trifft es sich denn täglich, daß wenn die Poststunde heranrückt, wo die Journale für's Ausland und zum Theil für die Provinz auf die Post gehen müssen, dem Newsvender einige Exemplare von „Chronicle" zum Beispiel auf dem Hals geblieben sind, während er dagegen einige Exemplare „Times" zur Versendung kaufen muß, und umgekehrt. Die übriggebliebenen Exemplare vom „Chronicle" werden ihm in der Expedition dieses Blattes nicht zurückgenommen, das Geld wäre verloren, wenn nicht — die Newsvenderbörse vieles ausgliche.

Hier, an der Ecke von Katherinestreet, versammeln sich nämlich eine halbe Stunde vor Abgang der Post

alle Newsvendersjungen, und bringen alle Exemplare, die ihren Herren von diesem Tage übrig geblieben waren, zur Stelle.

Tom erscheint mit einem Paket „Times" unter dem Arme und hat für seinen Herren vier Nummern vom „Chronicle" zu kaufen; Jim bringt drei Exemplare von der „Morning Post" und zwei von „Daily News"; Dan hat eine ganz respectable Ladung vom „Herald" zu veräußern, die seinem Herren auf dem Halse geblieben sind u. s. w. Jeder der Burschen ruft laut, was er abzugeben hat, und zugleich was er dafür eintauschen möchte, und da die Tageblätter sämmtlich gleich theuer sind, ist der erwünschte Austausch bald gemacht. Tom ist einige seiner „Times" und Dan mehrere seiner „Herald's" losgeworden. Bleiben dem einen oder anderen noch einige unveräußerliche Nummern übrig, so ist der Schade doch immer geringer, als wenn er sie alle über die Poststunde hinaus hätte behalten können, und ist auf der Börse das Blatt das sein Herr noch heute zur Versendung braucht, gerade nicht zu haben, so bleibt ihm noch vor Abgang der Post Zeit, es an der Quelle — im Expeditionslocale des Journals — zu suchen.

Die Newsvendersbörse ist somit eines jener naturwüchsigen Handelsinstitute, wo die Waare je nach Bedürfniß und Ueberschuß der Käufer und Verkäufer wechselweise

umgetauscht wird. Sie hilft dem Newsvender seine übriggebliebenen Zeitungsexemplare ganz oder theilweise zu ihrem Kaufpreis zu veräußern. Und bleibt ihm trotzdem das eine oder andere Exemplar auf dem Halse, so bleibt ihm dafür noch immer die Chance, am folgenden Tage und oft noch später einen versprengten Käufer dafür zu finden, dem er einen billigen Preis macht.

Dies sind die hervorragendsten Momente des Newsvendersgeschäftes, das die Aufgabe hat, den Vertrieb der periodischen Presse zu besorgen. Was von den Tageblättern gilt, gilt auch von den Abend- und Wochenblättern, nur daß diese beiden seltener verborgt werden. Bei den ersteren ist dies der späten Stunde ihres Erscheinens, bei den letzteren ihres Volumens wegen nicht gut möglich. Literarische, artistische und industrielle Wochenschriften gehen ebenfalls zumeist durch die Hände des Newsvenders, während die größeren Monat- und Vierteljahrs-Revuen fast ausschließlich durch Buchhändler vertrieben werden. Nach Abgang der Abendpost ist das Geschäft des Newsvenders geschlossen. Nur am Sonnabend, wo die Wochenblätter erscheinen, und der Arbeiter sich von seinem Abends erhaltenen Wochenlohn oft noch spät sein Lieblingsblatt für die nächsten acht Tage einkaufen will, sieht man die Newsvenderläden in den schmutzigen Winkelgassen des „Strand" oft noch bis um Mitternacht hell erleuchtet. Tom und Jim und Dan und Jack haben ihren Wochenlohn bekommen, sind

entweder schon zu Hause bei ihren Eltern, oder streifen versöhnt durch das Gewühl von Clare Market, um einen Theil ihres Lohnes zu vernaschen, zu versaufen, oder nächtliche Abenteuer mit Bäcker- und Fischjungen aufzusuchen.

Zehntes Kapitel.

Vier und zwanzig Stunden im „Times-Office."

In dem vorigen Kapitel wurde der Versuch gemacht, eine Schilderung des Newsvendersgeschäftes zu geben, und den Mechanismus zu beschreiben, der die Londoner Zeitungen, wenn sie aus der Presse kommen, dem Publicum in und außerhalb des Landes zumittelt. Es wurde von den Journalen als fertiger Waare gesprochen, die den Weg nach dem Markte antritt, und es hat sich dabei gezeigt, daß die Methode des zu Markte Bringens in England eine von der in Deutschland eingeführten verschiedene ist. Von der Werkstätte der Journalistik, von der Vertheilung und Concentration der dabei thätigen literarischen Kräfte, mit einem Worte von den Redactionen war nicht die Rede. Und doch sind auch diese in ihrer Thätigkeit von den deutschen nicht minder als ihre Expeditionen verschieden. Und weil wir Deutsche bereitwillig zugestehen, daß die großen englischen Journale mit großer Umsicht, Gewandtheit, Genauigkeit und Sachkenntniß, mit großartigen geistigen und materiellen Mitteln redigirt werden, muß es für uns interessant

und nutzbringend zu gleicher Zeit sein, einen Blick in eines der Londoner Redactionsbureaus zu werfen.

Wir wählen das Office der „Times“ aus leichtbegreiflichen Gründen. „Times“ ist und bleibt das großartigste Zeitungsinstitut der Welt, in seiner Redaction wie in seiner Geschäftsleitung. Alle anderen hiesigen Blätter sind bei „Times“ in die Schule gegangen, haben der „Times“ manches Gute und auch manches Schlechte abgelauscht, loben und tadeln, vergöttern und verketzern sie um die Wette, und gestehen am Ende doch alle ein, daß in der „Times“ eine so colossale geistige Macht, eine so wunderbare Organisation stecke, wie sie kein anderes Blatt bis jetzt auch nur annäherungsweise erreicht hat. —

— — Es ist eilf Uhr Vormittags. An dem linksstehenden Obelisken zwischen Fleetstreet und Ludgate Hill ist das Deichselpferd eines vierspännigen Omnibus gefallen; die Passage ist dadurch für einige Minuten in Stockung gerathen; das arme Pferd gleitet mit dem Huf auf den feuchten Pflastersteinen aus, so oft es sich aufraffen will, und fällt wieder in seine frühere Lage zurück; es bleibt nichts Anderes übrig als die Widerhaltkette und die Stränge loszumachen. Wenn aber in Fleetstreet ein Wagen fünf Minuten lang nicht von der Stelle kann, spürt man die Stockung oft auf eine englische Meile in der Runde. Wir können, am Gitter des Obelisken gelehnt, vorne bis zu St. Pauls, rückwärts bis

zu Chancery Lane, links nach Holborn und rechts bis zu Blackfriars-Bridge sehen, und dieser ganze ungeheure Raum bietet einen verworrenen Knäul von stillstehenden Omnibussen, Cabs, Gigs, Pferden, Karren, Brauer-, Kohlen- und sonstigen Lastwagen, die hart an oder vielmehr in einander geschoben sind. Zwischen ihnen schlüpft zuweilen ein kecker Junge durch, springt hier über einen Karren, kriecht dort unter dem Bauch eines Pferdes fort, und gelangt mit Gefahr seiner Knochen an's jenseitige Trottoir. Wer nur irgend Zeit und sein Leben lieb hat, wartet. Es ist übrigens gar so schön, dieses Gewühl mit anzusehen, und wenn man nicht einmal Geduld haben sollte, ein paar Minuten ruhig zu stehen, wovon sollten denn die armen Londoner Taschendiebe leben!

Der Knoten ist bald gelöst. Zwei Policemen, vier müssige Kutscher, ein Dutzend Roßkämpen, von denen es an jeder Ecke wimmelt, ein paar zerlumpte Jungen, die glücklich sind wenn sie nur ein Pferd anrühren dürfen, haben die Kette gelöst, und die Stränge losgeschnallt, und das Kummet losgehakt, und wieder zugemacht und zugeschnallt und zugehakt, und alles ist in Ordnung. So ein gefallenes Pferd gibt immer einem paar Dutzend Menschen anregende Beschäftigung, und die anderen, die nicht mit Hand anlegen können, haben jederzeit einen guten Rath in der Tasche, als wenn der-

gleichen in London nur alle hundert Jahre einmal vorkäme. —

Jetzt können auch wir unsern Weg fortsetzen. In der Hälfte von Ludgate Hill, wo mitunter die prachtvollsten Kaufläden der City, und die Schaufenster mit den kostbarsten Stoffen und den schönsten indischen Shawls gefüllt sind, ist ein kleiner Thorweg, den wir passiren, um zum Times-Office zu gelangen. Es ist der Thorweg vom Glanz zum Schmutz, das Pförtchen, das uns in ein Labyrinth der elendesten, holprigsten, stinkendsten und engsten Gassen von ganz London führt. Wir stolpern über einige verdrießliche Bullboggen, die sich gerne auf dem Pflaster sonnen möchten, wenn's heute nur Sonne gäbe, dann über einige schmutzige Jungen, die Reif spielen, dann über einen Haufen Kehricht und zweimal über weggeworfene Orangenschalen, die sich breit machen, als lägen sie in Neapel. Endlich biegen wir in ein schmales Gäßchen nach links ein und gelangen auf einen kleinen Platz, der einem deutschen Hinterhofe zum Sprechen ähnlich ist. Auf demselben stehn zwei einsame Bäume hinter einem Eisengitter, und vor uns zur Linken steht auf einer Tafel „Times-Office" zu lesen. Wir sind am Ziele.

Ein Portier fordert uns aus seiner Fensterloge unsere Karte ab, ein kleiner Negerbursche zeigt uns den Weg, und jetzt ist es an uns, unsern Zauber auszuüben, um die Redaction der „Times" einen Tag lang zu belau-

schen, denn daß irgend Jemandem frei gestattet sei, einen Blick in's Laboratorium zu werfen, davon ist keine Rede*).

Es ist zehn Minuten nach eilf Uhr. Mr. Mowbray Morris, der Leiter (Manager), das Factotum, die Seele und zugleich der Souverain des Times-Institutes, ist seit zehn Minuten in seinem Bureau. Uns hat das unglückselige Deichselpferd aufgehalten. Doch es schadet nicht, wir haben nichts versäumt.

Also die Seele der „Times" sitzt bereits in ihrem Redactionsgehäuse. Wer ist dieser Menager, und was ist sein Amt?

Mr. Walter hat die „Times" gegründet; er hat sie größtentheils selbst geleitet, er hat sie großgezogen, hat sie organisirt, und zu dem gemacht, was sie heute ist. Er hat ihre jetzigen vielbewunderten Druckmaschinen bauen lassen, hat früher selbst allerlei Maschinen entworfen, hat sich daneben mit einer neuen Setzmethode viel geplagt, hat auch selbst geschrieben, und wenn's Noth that, auch am Setzkasten gestanden. Kurz der alte Mr. Walter war ein Universaltalent und ein bedeutendes obendrein. Aber der alte Walter ist seit 1847 todt. Seine Familie erbte die „Times," und der jetzige Mr. Walter ist Parlamentsmitglied und Haupteigenthümer des Blattes, das ist Alles, was sich von ihm sagen

*) Was wir in Folgendem aufzeichnen ist aus Quellen geschöpft, deren Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit wir vertrauen zu dürfen, überzeugt sind.

läßt. Ob die Walter'sche Familie alleinige Besitzerin der „Times" ist, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. Jedenfalls bezieht sie den größten Theil des Gewinnes, und das vielverbreitete Gerücht, daß das Institut in den Händen des Hauses Rothschild sei, ist eine Fabel. Es gab wohl einmal eine Zeit, wo der alte Walter aus allen Ecken und Enden Fonds auftreiben mußte, um sein Unternehmen durchzuführen. Die damals ausgegebenen Actien sind aber längst, wenn nicht sämmtlich, doch zum größten Theil in die Hände der Walter'schen Familie zurückgeflossen.

Der jetzige Mr. Walter hat mit der „Times" nichts zu thun, als den Nettoprofit, den sie abwirft, einzucassiren. Außer dieser angenehmen Beschäftigung überläßt er die ganze schwere Geschäftsführung seinem Manager, Herrn Mowbray Morris. Dieser ist weder das, was wir in Deutschland einen Redacteur, noch das, was wir einen Expeditor oder Rechnungsführer nennen; er ist eben Alles in Allem, der souveraine Gebieter im Bereich von Printing House Square.

Auf seinem Schreibtische liegt ein Stoß Zeitungen und Papiere, neben ihm sitzt der Redacteur du jour. Was dieser für ein Amt hat, wird aus Folgendem ersichtlich sein.

Die Redaction der „Times" ruht wie bei einigen unserer größeren deutschen Journale in den Händen mehrerer Individuen. Wo dies in Deutschland der Fall

ist, besorgt jeder der verbündeten Redacteure eine besondere Rubrik des Blattes; der eine z. B. redigirt alles, was in die allgemeine deutsche oder specielle Landespolitik schlägt, der andere übernimmt das Ausland oder einzelne Partien desselben; ein dritter redigirt das Feuilleton oder den literarischen und kritischen Theil. Nachdem sich diese deutschen bei einem Blatte brüderlich verbündeten Redacteure über die Hauptpunkte der allgemeinen Politik, die sie vertreten wollen, geeinigt haben, redigirt zumeist jeder unabhängig auf seinem ihm zugewiesenen Terrain. Bei gewichtigen Ereignissen findet natürlich eine neue Verständigung statt, und die Collegialität, durch welche die deutschen Journalisten, die an demselben Blatte arbeiten, in der Regel mit einander verbunden sind, läßt es nie an Gelegenheiten fehlen, wo sie ihre Ansichten austauschen, bekämpfen und einigen können.

Bei der „Times“ ist das Verhältniß der Redacteure zum Journal und zu einander von dem deutscher Redacteure verschieden. Bei der „Times“ sind außer dem Manager noch zwei Redacteure Mr. Delane und Mr. Dasent angestellt, denen einer der älteren Mitarbeiter als Unterredacteur an der Seite steht. Diese beiden Redacteure haben abwechselnden Dienst und nicht wie bei unseren deutschen Zeitungsinstituten getrennte Zweige zu verwalten. Jeder von ihnen hat abwechselnd die Pflicht, sich zu überzeugen, daß das Blatt so geordnet aus der Presse kommt, wie es im Concilium beschlossen

ist. — — Doch wir wollen nicht vorgreifen. Nachdem wir im Obigen angedeutet haben, wie die Redaction eingerichtet ist, können wir systematisch unsere unsichtbare Zuschauerrolle auf dem Times-Office fortführen.

Auf dem Schreibtische von Mr. Mowbray Morris, sagten wir, liegt ein Stoß von Zeitungen und Papieren, neben ihm sitzt der Redacteur du jour. Womit beschäftigen sich die beiden Herren? Sie lesen die bedeutendsten Journale des Tages, notiren das Bemerkenswerthe, und halten Conferenz über die zu treffende Auswahl derjenigen Gegenstände, die im morgigen Blatte in Form von Leitartikeln besprochen werden sollen. Aber nicht genug an dem. Ist der Stoff der Leitartikel gewählt, so wird meist über das Detail derselben berathen; es werden die einzelnen Momente, die besprochen werden sollen, — wenn es einem allgemeinen Stoffe gilt — flüchtig zu Papier gebracht, und nach Umständen die Richtung vorgezeichnet. In vielen Fällen ist dies freilich nicht nöthig, in anderen desto mehr. Man kennt die zuweilen so merkwürdigen und raschen Uebergänge der „Times" in Deutschland zur Genüge. Vielen, auch den meisten Engländern, ist die Politik der „Times" durch ihre Sprünge ein unerforschliches Räthsel, während sich dieses ganze große Räthsel einfach dadurch erklärt, daß sie jederzeit der Majorität des Landes entweder folgt, oder ihr nur dann widerspricht, wenn sie scharfsinniger als die meisten ihrer Collegen eine baldige Aenderung der

öffentlichen Meinung voraussieht, daß sie unausgesetzt das speciell kritische Interesse im Auge hat, mit eiserner Consequenz und mit merkwürdiger Nüchternheit, im Geiste dieses kritischen Interesses schreibt, und alles Andere diesem Interesse schonungslos opfert. Darin liegt das ganze Räthsel ihrer anscheinend wandelbaren Politik; sie greift rasch und unbeirrt nach dem was ihr für England demnächst als ersprießlich gilt, mag dabei die außerenglische Welt in Trümmer gehen. Sie ist menschlich, constitutionell, liberal, sogar sentimental für's Ausland, wenn dabei England gedient wird; sie ist aber auch im Stande, den Eisfeldern Sibiriens einen ewigen Frühling anzudichten, wenn eine Allianz mit Rußland dem Interesse Englands entspricht; sie könnte sich entschließen den Sclavenhandel zu vertheidigen, wenn sie überzeugt wäre, daß mit dessen Aufhören die Jacquards von Lancashire zur ewigen Ruhe verdammt würden. Man hat der „Times" ihre Sprünge vielfach zum Vorwurf gemacht — in und außer England —; aber es liegt in ihnen trotzdem eine starre, politische Consequenz, die zuweilen dämonisch ist, jedenfalls aber der mächtigste Hebel war, der „Times" ihre jetzige einflußreiche Stellung zu verschaffen.

Man wird hier den Einwurf machen, die „Times" habe gar oft Saiten angeschlagen, die mit dem englischen Interesse sehr schlecht harmonirten. Ja wohl, und es ließen sich dergleichen Fälle ohne viel Schwierigkeit

nachweisen. Aber es wurde im Obigen auch durchaus nicht behauptet, daß sie unfehlbar sei. Die Times, d. h. ihre Redaction hat sich bei all' ihrer Vor- und Umsicht oft genug in ihren Ansichten betrogen. Die besten Redactionen sind aber nicht allwissend, und Mr. Morris zumal hat westindisches Blut in seinen Adern, hat seine menschlichen Sympathien und Antipathien, die einem klaren, unparteiischen Urtheil zuweilen sehr ungesund sind. Es handelt sich hier auch nicht um einzelne Fälle. Wir wollen im Obigen bloß gesagt haben, daß der leitende, mit eiserner Consequenz durchgeführte Gedanke der Timespolitik die Förderung des englischen Interesses ist, daß sie dieser Consequenz zu Liebe die größten äußerlichen Inconsequenzen nicht schont, daß darin ihre ganze Räthselhaftigkeit verborgen liegt.

Die „Times" ist eben so wenig je Regierungs- wie Oppositionsblatt gewesen. Sie bewahrte sich stets ihre Unabhängigkeit, ging in einzelnen Fragen mit dem eben herrschenden Ministerium, stand zu gleicher Zeit in andern Punkten demselben als Gegner schroff gegenüber, machte nie Opposition der Lust zur Opposition wegen, und blieb nur dann unter allen Verhältnissen unbeugsam, wenn es sich um eine nationale Lebensfrage, z. B. um Freihandel und Schutzzoll handelte. Man kann wohl sagen, daß sie an keinem einzigen Principe bloß der Vortrefflichkeit von dessen Theorie wegen festhalte. Dagegen ist die erwiesene praktische Nützlichkeit der Glaube für

den sie kämpft, dem sie nie untreu wird. Aus allem dem erklärt sich's, warum sie in England eine muntere Vorfechterin jedes allmäligen, gediegenen, zopfabschneidenden, die materielle Entwickelung fördernden Fortschrittes ist, dagegen in ihrer auswärtigen Politik alte, erprobte Allianzen und durch die Zeit geheiligte Regierungssysteme mit sichtbarer Vorliebe an ihr Herz schließt; warum dieselbe „Times" die in ganz England mit Recht für ein gemäßigt liberales Blatt gilt, in liberaleren Kreisen auf dem Continent als gemäßigt reactionaires Organ verschrieen ist. Daraus erklärt sich's ferner, daß ihr protectionistische Blätter seit Jahren den Vorwurf machen konnten, sie habe sich mit Haut und Haaren dem Satan Demokratie und Manchester überliefert, während es bei vielen Radicalen aller Länder feststeht, sie stehe im Solde Oesterreichs, Rußlands und aller bösen Geister. Die „Times" ist aber eben so wenig demokratisch wie russisch, steht eben so wenig im Solde von Willich wie von Rothschild; sie wird unter allen Verhältnissen, aus leicht faßlichen politischen Gründen, immer mehr russisch als österreichisch, jederzeit mehr österreichisch als französisch und ewig vor allem englisch egoistisch, das heißt politisch sein. Wer von der „Times" oder von irgend einem mit Verstand redigirten politischen Blatte verlangt, daß sich deren Redactionen auf einen allgemeinen, rein menschlichen Standpunkt stellen sollen, daß sie ihre Urtheile über die Politik des Tages aus dem ewigen Buche der

Culturgeschichte und der Moralphilosophie schöpfen sollen, mit Einem Worte, daß sie Moral und nicht Politik machen sollen, der verkennt die Stellung eines politischen Blattes, der könnte mit demselben Rechte einem Diplomaten das strengste Abweichen von der Wahrheit zum Verbrechen machen, der müßte von einem politischen Blatte vor Allem fordern, daß es sich von den Interessen der Einzelstaaten loslöse, und, um desto unbeirrter moralphilosophisch sein zu können, sein Bureau nach einer der einsamsten Inseln des stillen Oceans verlege. Doch wo sind wir hingerathen! Der Leser möge diese Abschweifung verzeihen; die Verführung dazu war gar zu groß, und dann war's so natürlich, daß wir an die Richtung der „Times" dachten, während ihr Manager und Redacteur über die morgigen Leitartikel consultiren.

Die Berathung ist geschlossen. Sie haben das Resultat derselben in wenig Worten zu Papier gebracht, Einzelnes dazu notirt, und so für jeden Leitartikel ein mehr oder weniger bestimmtes Programm abgefaßt. Jedem einzelnen dieser Briefprogramme werden, wo es nöthig ist, Actenstücke, einzelne Briefe inländischer oder auswärtiger Correspondenten, die bei der Bearbeitung des fixirten Artikels allenfalls zu berücksichtigen sind u. dergl. beigelegt, dann jeder solche Brief an den bestimmten Leitartikelschreiber durch einen Boten geschickt, der nach einigen Stunden den fertigen Artikel abzuholen hat.

Mit diesen Leitartikelschreibern der „Times" hat es eine ganz eigene Bewandtniß. Bei deutschen Zeitungsinstituten fällt diese Arbeit zumeist den Redacteuren zu; bei der „Times" dagegen war es ursprünglich Grundsatz, daß die Redacteure nur zu redigiren, aber durchaus nicht zu schreiben haben. Der Grund dafür ist theoretisch wie praktisch gleich richtig. Es liegt in der Natur eines jeden Menschen, daß er für seine eigene Arbeit parteiisch ist. Es ist einem Redacteur zu verzeihen, daß er seinem eigenen Artikel vor andern den Vorzug gönnt, wenn er unter verschiedenen Arbeiten über denselben Gegenstand zu wählen hat, wie dies bei der „Times" und wohl bei jedem größern Zeitungsinstitute der Fall ist. Um die Redacteure dieser Versuchung zu überheben, und um ihnen Zeit zu gönnen, mit aller erforderlichen Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit zu redigiren, d. h. anzuordnen, zu wählen, zu sichten und zu ordnen, wurden die Redacteure des Schreibens ganz enthoben. Doch wird von dieser heilsamen Regel nicht selten abgewichen, und sollen die feuilletonartigen, mit so treffendem Witz und Humor geschriebenen Leitartikel (namentlich über Localangelegenheiten) aus der Feder von Mr. Morris selbst fließen.

Die Leitartikelschreiber bekommen das zu Stande gekommene Programm ihrer zu liefernden Arbeit, wie bemerkt, in ihre Wohnung geschickt, die oft meilenweit vom Times' Office entfernt ist. Wer diese Herren sind,

was sie außerdem für Stellung im Leben und Beschäftigung haben, weiß außerhalb des Redactionsbureau's Niemand zu sagen. Selbst alten, auf dem Times Office grau gewordenen Mitarbeitern ist dies ein unerschlossenes Geheimniß. In ihm liegt ein Theil des großen Nimbus, der die „Times" umgibt, und der wohl kaum in einer weniger ausgedehnten Stadt wie London zu bewahren möglich ist.

Diese Leitartikelschreiber setzen nie einen Fuß in's Times Office, es müßte sie denn ein ganz besonders wichtiges Geschäft hinführen. Diese Leitartikelschreiber haben sich verbindlich gemacht, sich nie als Autoren ihrer Artikel, auch nicht als Mitarbeiter der Times zu erkennen zu geben. Diese Leitartikelschreiber haben in ihrer Verborgenheit auf jede literarische Anerkennung und Berühmtheit verzichtet: Lob und Tadel ihrer Arbeit gehört der Times; diese hat die Ehre, diese hat die Verantwortung; der Schriftsteller hat nichts als die Bezahlung*), seine Arbeit hat er der Times verkauft, und mit ihr zugleich das Recht, seine Arbeit umzuarbeiten, hie und da einen Ausdruck zu ändern, umzumodeln, durch einen schwächeren, einen stärkeren zu ersetzen, oder auch die ganze Arbeit zu verwerfen. Der Artikel ist eine Waare; der Käufer behält sich das Recht vor, mit dieser zu machen, was ihm gut dünkt. Stimmt der Schrei-

*) Sie ist glänzend. Times zahlt fünf Pfund, nach Umständen 10, 15 und auch 20 Pfund für den Leitartikel.

der nicht mit der Tendenz der „Times" überein, so steht es ihm jeden Augenblick frei, das Band zu lösen. So lange dieses aber nicht der Fall ist, muß er sich's gefallen lassen, die Form seiner Arbeit dem kritisirenden Urtheil der Redaction zu überlassen. Die Redaction der Times redigirt, während unsere deutschen Redacteure schreiben und bloß sichten. Erstere Methode kommt unstreitig dem Blatte zu gute, letztere den Mitarbeitern. Das System der „Times" erfordert Bedingnisse, die in Deutschland vergebens gesucht werden: große Capitalsmacht, eine Riesenstadt wie London und englische Charaktere, das heißt Menschen, Schriftsteller von bedeutendem Talent, die im Stande sind, für blankes Geld auf Lob und Anerkennung zu verzichten. Liegt dieser Selbstverläugnung mehr als bloßer Gelderwerb zu Grunde? Ist es den Leitartikelschreibern der Times mehr um die Wirkung, den die Anonymität hervorbringt, also um die Sache selbst, die sie vertreten, mehr als um Celebrität zu thun? Sind sie die wahren Uneigennützigen, die deutschen Literaten dagegen selbstsüchtiger? Steckt die größere Moral hier oder drüben? Das sind schwer zu entscheidende Fragen, in die wir uns nicht weiter verwickeln wollen. Genug an dem Gesagten, woraus man sieht, daß auf dem Times' Office despotischer als bei uns in Deutschland regiert wird. Wir kommen auf dieses Thema übrigens weiter unten zurück, und wenden unsere Blicke wieder nach dem Bureau von Mr. Morris.

Neben den Zeitungen hat er noch einen mächtigen Stoß Papier vor sich. Das sind die letzteingelaufenen Briefe „an den Editor", von denen man täglich eine Auswahl im Blatte findet. Ihre Zahl ist Legion. Der Redacteur des Tages hatte sie früher in Empfang genommen. Was nicht in's Blatt taugt, hat er sofort beseitigt. Auf dem Bureau des Manager liegen bloß diejenigen, aus denen die weitere Auswahl getroffen werden soll, eine Arbeit, an der sich Mr. Morris jetzt betheiligt.

Mr. Walter war es, der diese Briefe „an die Herausgeber" in der englischen Presse zuerst in Aufnahme brachte. Es war ein glücklicher Gedanke, der sein Blatt blitzschnell hob und dessen sich jetzt sämmtliche englische Journale bemächtigt haben. Auch in Deutschland wurde diese Idee adoptirt, aber — verstümmelt. In England bilden diese Briefe den wichtigsten polemisirenden Theil des Journals, bei uns dagegen stehen sie auf der Stufe von Inseraten. Hier stützen sie die Politik des Blattes, dort bewegen sie sich in indifferenter Sphäre. In Deutschland werden sie vom Einsender bezahlt; hier nicht; ja „Times" sendet sogar jedem Briefschreiber die Nummer, in welcher sein Brief abgedruckt ist, gratis in's Haus und wohnte er am Westende Irlands. Diese Aufmerksamkeit schmeichelt dem Einsender. Er betrachtet sich gewissermaßen als Mitarbeiter der „Times", er nimmt Partei für sie, er gehört fortan zu den Getreuesten ihrer

Getreuen. Diejenigen, deren Briefe verworfen wurden, sind verletzt, werden der „Times" vielleicht spinnefeind, schimpfen gegen sie und — lesen sie aus Feindschaft desto versessener. Ein Blatt kann nur durch eine halbe Welt von Freunden und eine ganze Welt von Feinden — wenn man sich so unalgebraisch ausdrücken darf — groß werden. An Gleichgültigkeit geht es am schnellsten zu Grunde.

Aber abgesehen vom materiellen Interesse, den diese eingesandten Briefe für die englischen Zeitungsinstitute haben, knüpft sich an sie ein noch viel höheres allgemeineres. Es werden öffentliche Angelegenheiten auf diese Weise oft wirksamer besprochen; die öffentliche Meinung — durch Privatpersonen oder ganze Körperschaften ausgedrückt — kömmt rascher zum Vorschein; einzelne Mißbräuche werden aufgedeckt; Angelegenheiten, die von minder hervorragender Wichtigkeit und doch wieder, weil sie in's Alltagsleben einschlagen, für jeden Einzelnen bedeutend sind, werden zergliedert und discutirt; endlich liefern sie oft am schnellsten Mittheilungen über einzelne Vorkömmnisse aus entlegenen Landestheilen, aus Küstenstädtchen, Dörfern und Weilern, wo kein bezahlter Correspondent seine Hütte aufgeschlagen hat, wohin vielleicht noch nie der Fuß eines regelmäßigen Reporters gedrungen ist. So lange für Einsendungen dem Blatte gezahlt werden muß, können sie weder dem Blatte noch dem Publicum von nennenswerthem Nutzen sein. Freilich

gehört zur Annahme dieser englischen Methode auch das Riesenformat englischer Blätter, aber der Redaction steht ja eine passende Auswahl frei. Das günstige Resultat müßte sich, glauben wir, bald zeigen, denn locale Beziehungen, Angelegenheiten des engeren Heimathslandes oder der heimathlichen Stadt werden aus natürlichen, psychologischen Gründen ewig dem Publicum die heiligsten bleiben, weil sie ihm am nächsten stehen. Man möge es John Bullisch prosaisch nennen, aber es bleibt deshalb doch wahr, daß sich die große Masse der Leser (die gebildeten mit eingeschlossen) viel mehr für einen eingesandten Brief über eine vorgeschlagene Verbesserung der Stadtlohnkutschen als für einen noch so vortrefflich geschriebenen Artikel über das Verhältniß Rußlands zu Persien interessirt. Daß man uns um Gotteswillen hier nicht mißverstehe! Der Himmel bewahre, daß unsere deutschen Journale über ihre Localangelegenheiten Rußland vergessen sollen; aber es ließe sich beides zweckmäßig vereinigen. Man kann wohl der Times nicht nachsagen, daß sie sich nicht mit allgemeiner und höherer Politik befaßt, und trotzdem ist sie das gewissenhafteste, emsigste Localblatt von London, das auf einen Artikel über das französische Kaiserreich ohne Erröthen und mit eben so großem Talente über die Schmeerbäuche der Cityaldermen, über die Cloaken von Houndsditch spricht.

Also dieser Brief, und dieser und dieser und jene

beiden werden morgen eingerückt. Die anderen wandern in's Feuer. Mehrere werden zurückgelegt. Mr. Morris fliegt noch die mit der Morgenpost eingelaufenen Briefe der auswärtigen Correspondenten durch. Dann verabschiedet sich der Redacteur, um die ausgewählten Papiere der Druckerei zu übergeben. Es sind mittlerweile über das Consultiren und Durchlesen mehrere Stunden vergangen. Der Redacteur kann das Office verlassen; Mr. Morris hat noch vollauf zu thun.

Für ihn beginnt erst die materielle, geschäftliche Arbeit. Er besorgt die geschäftliche Correspondenz nach auswärts, die Zahlungen an die Leitartikelschreiber und auswärts angestellten Correspondenten, mit denen der Rechnungsführer des Hauses in keiner Berührung steht, von deren Gehalten er nicht in Kenntniß gesetzt ist, deren Besoldungen nicht in seinem Buche eingetragen werden, während die Bezahlung der übrigen Angestellten zu seinem Amte gehört*).

Ist dieses abgethan, dann kommen zur festgesetzten Minute: der Unterredacteur, der die Hauptleitung des Technischen hat, und seinen Rapport abstattet — dann der eigentliche Oberaufseher der Druckerei, der berichtet wie viele Exemplare der letzten Zeitungsnummer verkauft, wie viele in späten Tagesstunden nachgefordert wurden — dann präsentirt sich der Kassirer mit seinen Rechnun-

*) Mr. Morris allein hat die Signatur für den Banquier der „Times“.

gen vom vorigen Tage, die abgeschlossen sein müssen, und genau nachweisen, was an verkauften Exemplaren Geld gelöst wurde, wie viele Gratisexemplare (an Hauptmitarbeiter, ordentliche und gelegenheitliche Correspondenten u. dergl.) versandt wurden, wie groß nach Abzug der Stempel- und Annoncengebühren der Ertrag der verkauften Exemplare gewesen, wie viel die Inserate betragen u. s. w. Mr. Morris hat alle diese Rechnungen zu revidiren, zu vergleichen, in sein Privatnotizbuch einzutragen — darüber ist's fünf Uhr geworden. Der zweite Redacteur erscheint im Bureau; es gibt immer etwas, worüber man sich noch zu besprechen hat, entweder eine uneingelaufene Correspondenz, eine Tagesneuigkeit, oder auch etwas, was möglicherweise in den Abendstunden zur Parlamentszeit noch vorkommen könnte, jedenfalls das, worüber schon des Morgens mit dem anderen Redacteur conferirt wurde. Mit dieser Consultation ist das Tagewerk von Mr. Morris zu Ende; er verläßt das Office. Von jetzt an bis gegen neun Uhr bleiben die übrigen Geschäfte dem eben anwesenden Redacteur überlassen. Er liest die eingelaufenen Leitartikel, vertheilt die Manuscripte an die Druckerei, und nimmt alle einlaufenden Zuschriften in Empfang. An Arbeit fehlt's nie. Kaum daß sie ein einziger Redacteur bewältigen kann. Um neun Uhr ist deshalb auch der College, den die Reihe am Morgen getroffen hatte, wieder zur Stelle, um die weitere Nachtarbeit zu theilen.

Dieser bleibt längere oder kürzere Zeit, je nachdem für ihn Arbeit vorhanden ist. Einer der beiden Herrn verläßt jedoch das Office nicht bevor ihm der erste Abzug des morgigen Exemplars vorgelegt werden konnte, und er sein Imprimatur darauf geschrieben hat. Außerdem hat er noch zu bestimmen, wie viele Exemplare gedruckt werden sollen. Die Zahl ist nämlich nicht fixirt, und der Redacteur hat darüber, je nach der Wichtigkeit des Inhalts, sein Urtheil abzugeben*).

Was aber, wird man fragen, gibt es so spät noch zu thun? Unsere deutschen Redactionen sind selten bis nach Mitternacht beschäftigt, die französischen liefern ihr Manuscript gewöhnlich schon um acht Uhr Abends ab; was hält die englischen bis drei, vier Uhr Morgens wach?

Zum Theil warten sie telegraphische Berichte ab, um sie noch in's Morgenblatt zu bringen; während der Parlamentszeit dagegen läuft erst in den späten Nachtstunden der größte Theil des zu druckenden Materials ein. Sonst kömmt wohl nach Mitternacht kaum neuer Stoff, denn die letzten Berichte aus der Provinz, die irländische Post und andere sind um zehn Uhr mit dem letzten Eisenbahnzuge gewöhnlich schon eingelaufen**),

*) An den drei auf den Tod des Herzogs von Wellington folgenden Tagen setzte „Times“ gegen 12,000 Exemplare mehr als gewöhnlich ab.

**) Die großen Londoner Zeitungen stehen mit den meisten Provinzredactionen in Verbindung. Diese liefern ihnen, gegen ein gewisses Honorar, die wichtigeren Provinzneuigkeiten am selbigen

während der sogenannte City- oder Moneyartikel außerhalb des Timesoffice gearbeitet wird, und weder von Mr. Morris, noch von einem der beiden Redacteure redigirt und controlirt wird. — Die Berichte derselben müssen gewöhnlich erst gekürzt werden (was von einem emeritirten Reporter versehen wird); den Redacteuren bleibt blos die letzte Uebersicht. Sie haben oft alle Hände voll zu thun, um Leute zu empfangen, die in Geschäften kommen, darunter nicht selten Parlamentsmitglieder, die ihre Reden corrigiren wollen, die den Redacteuren ihre Ansichten auseinander setzen möchten, um nicht mißverstanden zu werden, und anderer sonderbarer Gäste mehr, von denen wir jedoch weiter keine Notiz nehmen wollen, weil ihre Angelegenheiten Redactionsgeheimnisse sind, und nicht immer vor's Publicum gehören. Genug — ein Redacteur der Times hat selten Zeit müssig zu sitzen. Es wird oft vier Uhr Morgens bis der letzte sich einen Cab aufsucht, um im Morgengrauen seine entlegene Wohnung aufzusuchen. —

Unseren Lesern wird's noch nicht so wohl. Sie müssen noch mit uns ein Weilchen im Times-Office bleiben, und abwechselnd einen Blick nach Westminster werfen, um zu sehen, wie englische Reporters arbeiten.

Vorerst müssen wir bemerken, daß ein englischer Reporter in literarischen Kreisen sowohl wie bei seinem

---

Tage, oft 24 Stunden bevor sie sie in ihrem eigenen Journale abdrucken können, nach London.

Journal eine bedeutende Stellung genießt, daß der Titel Reporter eigentlich nur den Parlamentsberichterstattern zukömmt, und daß zu diesem Posten bedeutende journalistische Fähigkeiten, große Gewandtheit, nicht gewöhnliche Sach- und Personenkenntniß gehört.

Lassen Sie uns eine kleine Spazierfahrt nach Westminster machen. In einem Hansomcab *) legen wir die Strecke vom Times' Office dahin in weniger als einer Viertelstunde zurück. Wir steigen an einer schmalen Bretterthür ab, die provisorisch zur Reportergallerie führt, gehen durch einen unausgebauten Hof, links durch ein gothisches Pförtchen, steigen ein paar Dutzend Treppen hinauf, öffnen eine Glasthüre und treten in ein kleines Gemach, aus dem uns die Hitze eines riesigen Kaminfeuers entgegenschlägt. Auf der Treppe, in den Corridoren, in dieser und in den anstoßenden Stuben sind die Lampen schon angezündet, obwohl es draußen noch helllichter Tag ist, denn es gehört zu den praktischen Schönheiten dieser, um den Preis von Millionen erbauten, so vielfach verfehlten Parlamentsgebäude, daß die Reporters in ihren an die Gallerie stoßenden Arbeitsstuben vom Tageslicht so wenig als möglich zu sehen bekommen.

Was aber der Architekt bei der Anlage verschuldete, hat man auf andere Weise wieder gut zu machen ge-

*) Nicht Handsome wie die Wiener zu schreiben pflegen. Denn der Name stammt vom Erfinder Hansom nicht von handsome nett, hübsch.

sucht. Die Localitäten für die Reporters sind — die Abwesenheit des Tageslichtes abgerechnet — so comfortable eingerichtet, wie es weder in Deutschland noch in Frankreich je in einer Kammer der Fall war. Das erste kleine Gemach, in das wir eingetreten sind, ist nicht umsonst mit einem riesigen Kamine versehen. Es ist das Vorzimmer und zugleich das Refectorium der Reporters. In der Ecke steht ein Tisch, darauf einige Schüsseln mit Backwerk und kalten Fleischspeisen, die ein nichts weniger als lucullisches Abendmahl liefern, aber doch hinreichen, einem genügsamen Journalisten, der nicht an der theuren Tafel des Parlaments=Traiteurs speisen will, den Hunger zu stillen. Auf dem Roste am Kaminfeuer stehen einige Kannen, darinnen siedet und brodelt das Wasser ganz vertraulich und ladet zum Thee oder Kaffee ein. Auf einer Holzbank, der Thüre gegenüber sitzen zwei Jungen, sichtlich sehr schläfrig und gelangweiligt und vom Kaminfeuer halb geröstet, die auf Manuscript warten. An dem erwähnten Ecktische sitzen zwei Herren mit den Hüten auf den Köpfen, leise plaudernd, und Thee aus großen Tassen schlürfend. Das sind Reporters, die eben abgelöst wurden; andere gehen fortwährend ab und zu; die kleine Glasthüre steht nicht einen Augenblick lang stille; auch der Diener, der in diesen Räumen waltet, scheuert, politisirt und Kaffee kocht, hat ewig ab- und zuzurennen. Es sitzt und plaudert sich trotz dieses Hin- und Wiederrennens ganz traulich in

dieser Stube, wenn man zu den Eingeweihten gehört. Diese englischen Reporters sind ganz stattliche, gesetzte Leute, denen oft die vierziger Jahre den Backenbart grau gefärbt oder den Scheitel kahl gefegt haben. Keine grünen Federvögel die auf der Gallerie erst die Feder halten lernen, keine jungen Bürschchen, die sich im Dictando-schreiben üben; so ein Engländer mit seinen langen Beinen und seinem glattrasirten Gesicht sieht — man mag sagen was man wolle — doch jederzeit solid aus, mag er nun Journalist oder Bauerknecht sein; es steckt einmal in der Race, im Blut, in der Erziehung — —

Vom Vorzimmer führt ein kleiner Corridor in eine zweite Stube, die durch eine Glasthüre mit einer dritten, durch einen andern kleinen Corridor mit der Gallerie des Hauses in Verbindung steht. Alle diese Räume vom obersten Treppenabsatz angefangen sind mit Teppichen dicht belegt, die Stuben rings herum von grünledernen Ottomanen eingefaßt, die Wände rings herum mit Eichengetäfel belegt, in den Fenstervertiefungen allenthalben Schreibtische angebracht, in den Marmorkaminen überall Feuer angezündet, so daß Alles solid, einfach und wohnlich aussieht. In dem Wandgetäfel befinden sich überdies Schränke für die Reporters um Oberröcke, Papiere u. dgl. zu versperren; in einem kleinen Seitengemache dagegen findet man jene Apparate, die der Engländer in seinen Privat- und öffentlichen Gebäuden gerne im Ueberfluß anbringt, die er auf dem Continente schmerz-

lich vermißt, deren Abwesenheit er in der Fremde mehr als irgend etwas rügt — ich meine eine Reihe von Waschbecken aus Porzellan in Marmorplatten eingesenkt, die sich in jedem Augenblicke mit frischem Wasser aus der Wasserleitung des Hauses füllen lassen.

Somit hätten wir die Parlamentsbehausung der Reporters beschrieben, die als Arbeitslocale, als Erholungsplatz und als Eingang zur Reportergallerie Dienste leistet. Von Letzterer ist wenig zu sagen. Sie befindet sich an der schmalen Seite des länglichen Sitzungssaales vor und unter der vergitterten Damentribune, gerade über dem Stuhl des Sprechers. Sie hat zwei Reihen Sitze, im Ganzen, wenn wir nicht irren, nicht mehr als vier und zwanzig und vor jedem Sitz ein kleines bequemes Schreibepult.

Diese Gallerie ist Jedem, der nicht Berichterstatter eines der großen Londoner Blätter ist, strenge verschlossen. Es gilt dieses Verbot nicht allein für Nichtjournalisten, sondern selbst englischen Provinzialzeitungen wurde es — zumeist wegen der Beengtheit des Raumes — nicht gestattet, Berichterstatter dahin zu senden. Von einer regelmäßigen Zulassung nichtenglischer Journalisten kann somit keine Rede sein. Bittgesuche dieser Art wurden einige Male eingereicht, jedoch entschieden wenn auch höflich abgewiesen. Bedenkt man, daß diese Gallerie blos vierundzwanzig Sitzplätze hat, daß man auf den zwölf in der zweiten Reihe befindlichen schon wenig sieht

und noch weniger hört, daß jedes der Londoner Blätter gegen zwölf Parlamentsreporters besoldet, daß der Stab dieser Berichterstatter somit über achtzig Mann stark ist, so wird man wohl zugestehen müssen, daß mit Recht über Raumbeschränkung geklagt wird. Wie dieser Stab eingetheilt ist, und seine Geschäfte besorgt, werden wir im Folgenden sehen, und wir halten uns wieder strenge an's Times' Institut, nach dessen Vorbild die Reportercorps fast aller übrigen Blätter disciplinirt sind. —

Die Times besoldet für's Ober- und Unterhaus zwölf Reporters *). Einige derselben sind blos für die Parlamentssachen engagirt; das sind zumeist angehende, mittellose Advocaten, sogenannte Barristers, die in sechs Monaten als Reporters so viel verdienen wollen, um die andere Hälfte des Jahres ihren Studien obliegen zu können, die überdies gerne das Reporteramt im Parlament übernehmen, weil es als eine tüchtige Vorbildung und Pflanzschule für junge Rechtscandidaten angesehen wird. Wieder andere haben bei „Times" ganzjährige Engagements, und diese bilden ihre verläßliche Parlamentsgarde, auf deren Tüchtigkeit sie zählen kann wie auf ihre Druckmaschinen. Ist die Saison zu Ende, so zerstreut sich das Corps nach allen Winden; die armen Barristers verkriechen sich in ihre Dachstuben von Gray's Inn und Lincoln's Inn, um mit dem, was sie in den

*) Ihr Gehalt wechselt von 4 zu 8 Pfd. per Woche ($4^{1}/_{2}$ Sitzungen).

schwülen Sommernächten der Parlamentszeit erschrieben haben, in den naßkalten Wintertagen leben und studiren zu können. Von den fixangestellten Reporters dagegen bleibt die eine Hälfte in London zur Disposition des Journals, das sie bei bedeutenderen Meetings, bei Reisen der Königin und andern außergewöhnlichen Gelegenheiten (Eröffnung der großen Ausstellung, Leichenfeier Wellingtons u. dgl.), wo die Dienste der alten Garde erspießlich sind, verwendet. Die andere Hälfte erholt sich in der Provinz, auf den Bibliotheken, in ihren Familienkreisen, auf dem europäischen, asiatischen, amerikanischen oder afrikanischen Continent. — Ein echter Engländer, behaupten alle Engländer, findet immer etwas Vernünftiges zu thun, wenn's auch noch so toll aussieht. —

An dieses, zwölf Köpfe starke, Reporterscorps der „Times" schließt sich ein dreizehntes Haupt an, das schon grau umrandet ist. Das ist der sogenannte Summaryman, derjenige, der die Ueberfichten der Sitzungen, wie man sie in jeder englischen Zeitung findet, im Hause selbst zu arbeiten hat. Er soll vom Anfang bis zu Ende der Sitzung, wofern sich nur einigermaßen bedeutende Redner betheiligen, auf seinem Platze sein, um den kurzen Auszug beim Schlusse sofort abliefern zu können. Er verhält sich der Würde nach zu den übrigen Reporters wie der Corporal zu den Gemeinen. Und weil wir schon eine militairische Rangordnung gelten lassen, wollen wir gleich unsere Leser mit dem Capitain des

ganzen Corps bekannt machen, mit Mr. Dod, dem Herausgeber des bekannten „Parliamentary Companion“, der das oberste Commando über sämmtliche Timesreporters hat, und dessen Autorität auch von den Berichterstattern der übrigen Londoner Blätter anerkannt wird.

Mr. Dod wird uns neugierigen Ausländern heute schon erlauben müssen, ihn mit seinem Corps Revue passiren zu lassen. Mr. Dod ist ein liebenswürdiger Herr mit stark grauen Haaren, der alle Parlamentsgeschichten am kleinen Finger hat, und bei dem sich mancher grüne Commoner Rath erholen könnte. —

Mr. Dod ist für die Times im Parlament, was Mr. Morris für sie im Office ist; er besorgt alles, was in's Fach der Parlamentsberichte schlägt; er engagirt, mustert, exercirt und commandirt sein kleines Corps; er schreibt im Office am schwarzen Brett Tag und Stunde der nächsten Sitzung an; er ist bald auf der Journalistentribune um den Reporters Winke zu geben, bald unten im Hause, um sich von den Mitgliedern oder Secretairen einen statistischen Ausweis oder ein Document zur Benutzung zu erbitten, bald im Bureau der Times, um die von den Reporters eingelieferten Bruchstücke zu überfliegen, zu kürzen und zu redigiren; kurz der ehrenwerthe Mr. Dod ist in Parlamentsnächten überall und nirgends das heißt immer auf der Wanderung zwischen Westminster und dem Times-Office.

Sein Corps theilt er gewöhnlich in zwei getrennte

Häuflein. Die Jüngeren arbeiten im Oberhause, die Garde sitzt im Hause der Gemeinen, wo die Arbeit schwerer ist, weil die Sitzungen länger, die Vorlagen und Reden bedeutender, die Debatten verwickelter sind, weil die Schwerkraft der parlamentarischen Thätigkeit doch zumeist in's Unterhaus fällt. Es gilt in beiden Häusern die Regel, daß die Reporters in einem regelmäßigen, gewöhnlich halbstündigen Turnus einander abwechseln. Mr. A. z. B. ist bei Beginn der Sitzung auf seinem Platze in der vorderen Bankreihe, neben ihm Mr. B., der ihn zunächst ablöst, so daß jedes der sechs Morgenjournale zwei von den zwölf Vordersitzen occupiren kann. Nach der ersten halben Stunde tritt Mr. A. ab; Mr. B. nimmt seinen Platz ein, und Mr. C. erscheint auf dem eben von Mr. B. verlassenen Sitze. Rückwärts sitzt der Summaryman. Am morgigen Abende wird der Turnus da wieder aufgenommen, wo er heute schließt, so daß jedem Reporter die Arbeit gleichförmig zugemessen ist.

Was aber thut Mr. A., nachdem er eine halbe Stunde auf der Gallerie geschrieben hat? Es bleiben ihm zwei Stunden bis die Reihe wieder an ihn kömmt, aber von diesen zwei Stunden bleibt ihm gar wenig Zeit zur Erholung. Er fährt in einem, die Nacht über immer bereitstehenden, Cab in die City in's Office, um das gehörig zu stylisiren, was er flüchtig mit Bleistift im Parlament aufzeichnen konnte. Auf jede, während

einer halben Stunde hingeworfene Skizze, rechnet man im Durchschnitt eine Stunde bis fünfviertel Stunden Arbeit. War es nöthig zu stenographiren — und jeder Reporter muß im Stenographiren geübt sein, obwohl er diese Kunst nur bei außerordentlich wichtigen Reden in Anwendung bringen soll — dann nimmt das Niederschreiben noch viel mehr Zeit in Anspruch. Es hängt eben Alles von der Wichtigkeit der Sitzung ab, und wird die Arbeit gar zu schwer, so beordert Mr. Dod ein oder zwei Reporters vom Oberhaus als Succurs nach der Journalistentribune der Gemeinen*).

Hat der Reporter seine Notizen im Times' Office geordnet, so wandert sein Elaborat in's Bureau der Redacteure. Hier wird es gewöhnlich stark zugeschnitten, wobei Mr. Dod, der von Zeit zu Zeit erscheint, sein Theil mithilft. Die redigirten Partieen kommen in die Druckerei, werden gesetzt, und wandern, auf langen Streifen abgeklatscht, nochmals zu den Redacteuren zurück, um beim Abschluß dem parlamentarischen Leitartikelschreiber vorgelegt zu werden, der jedoch bei wichtigen Sitzungen gewöhnlich selbst im Parlament anwesend ist, und beim Morgengrauen an die Abfassung des Leitartikels über die eben geschlossene Parlamentsdebatte schreitet, damit er wenige Stunden später dem Publicum vor-

*) Ein langer Corridor verbindet die Journalistentribunen beider Häuser. — Zur Abfassung der stenographischen Sitzungsberichte besteht ein eigenes Stenographenbureau der Regierung.

gelegt werden könne. Schließt die Sitzung um zwei Uhr nach Mitternacht, so wird es drei Uhr Morgens und oft später, bis der letzte Reporter und der Schreiber des parlamentarischen Leitartikels und einer der Redacteure ihre Arbeit vollendet haben. Das heißt doch schwer arbeiten, schwerer als die meisten Journalisten auf dem Continent sich's träumen lassen! Aber so geht's in allen Ständen. Der Engländer, ob Literat oder Handwerker oder Kaufmann, thut nichts halb, weil nichts halb gethan werden darf. Es gibt in keinem Lande der Welt ein so großes Feld für ernste Thätigkeit wie in England, aber man muß viel Kraft, Ausdauer und Entsagung mitbringen. Ein englischer Reporter auf Ferien, der am Züricher See bei Sonnenaufgang die Gegend in sein Notizenbuch einzeichnet, und die langen, mit Gamaschen bekleideten Beine so recht, recht weit von sich streckt, ist für einen deutschen Journalisten eine sehr beneidenswerthe Persönlichkeit. Freilich — man sieht's dem Manne nicht an, wie angestrengt er die letzten sechs Monate gearbeitet hat. —

Es ist drei Uhr Morgens; wir haben nun schon dreizehn Stunden im Times-Office zugebracht; von jetzt an arbeiten blos die Drucker und die beiden großen Druckmaschinen, die zusammen zehntausend Exemplare in jeder Stunde liefern, aber so müde und gelangweilt unsere verehrten Leser auch sein mögen, wir können sie

noch nicht entlassen. Es bleibt zur Vervollständigung noch Einiges zu sagen übrig.

Es war bisher nur von den Parlamentsreporters und ihrem Capitain die Rede. Es stehen aber noch andere Berichterstatter im Dienste der „Times" und eines jeden Journals, die wir nicht vernachlässigen dürfen.

Hierher gehören vor allem die stehenden Berichterstatter in London, die gelegentlich verwendet, sonst aber auf dem Bureau selbst beschäftigt werden, um Auszüge aus inländischen und fremden Journalen zurechtzumachen, übersichtliche Berichte aus Colonial- und überseeischen Blättern zusammenzustellen u. dgl. mehr.

An diese schließt sich der Berichterstatter und Kritiker auf dem Gebiete der Musik, während die Kritiken von Dramen, Vorlesungen und Büchern dem einen oder andern Mitarbeiter zufallen.

Für die Berichte aus den Gerichtshöfen besoldet die Times keine eigenen Reporters. Sie werden ihr durch Barristers, die an den verschiedenen Gerichtshöfen practiciren, geliefert.

Auch die Polizeiberichte werden nicht durch fixe Reporters gearbeitet, sondern, zugleich mit den übrigen Londoner Journalen, von einem Manne bezogen, der seine eigenen Leute in die Police-Courts schickt, für dieselben verantwortlich ist, und gegen eine bestimmte Bezahlung allen Blättern das Bedeutendere auf diesem Felde abliefert.

Für die Mittheilung sonstiger localer Ereignisse sorgen die sogenannten Penny-a-Liners, diese nomadischen

Journalisten, die Tag und Nacht auf den Beinen sind, die bei allen Polizeiwachen, in allen Diebshöhlen, bei allen Feuersbrünsten herumspuken, Notizen sammeln, sie möglichst breit treten, möglichst pikant machen, und dann an die einzelnen Journale verkaufen. Es sind dies ganz merkwürdige, rührige, zuweilen talentvolle, vielfach durch Wind, Wetter und Schenkenleben abgehärtete Persönlichkeiten, deren Blüthesaison außerhalb der Londoner Saison fällt, wo die Blätter mit dem Stoff nicht wählig sind, und wo diese Penny-a-Liners in Einer glücklichen Woche durch ihre „fürchterlichen Raubmorde," „höchst erschrecklichen Feuersbrünste," „ganz besonders waghalsigen Einbrüche," „wunderbare Freundschaften von Hunden, Kaninchen und Wasserratten" manchmal eine erkleckliche Summe Geldes verdienen. Leider werden ihre wunderbaren Beiträge von den Redactionen unbarmherzig zusammengestrichen, sonst wäre ihr Geschäft eines der einträglichsten in der reichen Stadt London.

Die letztgenannten drei Klassen von Journalisten dienen, wie man sieht, mehreren oder allen Blättern zu gleicher Zeit. Für ihre Ehrlichkeit bürgt ihr Interesse. Denn es versteht sich von selbst, daß sie ihre Kunden verlieren müßten, wenn sie absichtlich lügenhafte Berichte einlieferten. In diesem Bewußtsein steckt ihre ganze Organisation. Sie fußt, wie jedes Gewerbe in England, auf dem doppelten Systeme des materiellen Vortheils und der unbeschränkten Concurrenz.

Ueber die Organisation dagegen der fixangestellten Berichterstatter und Mitarbeiter, namentlich beim Institute der „Times", ließe sich Vieles sagen, was in den Ohren unserer deutschen Journalisten (die bei einem Journal fix angestellt sind) ganz fabelhaft klingen würde. Wir meinen die strenge Subordination in ihrem Dienste, deren sich keiner der Angestellten entziehen darf. Wir wollen hier nicht in Einzelheiten eingehen, die zu weit führen würden. Nur so viel als Fingerzeig, daß jeder Berichterstatter der „Times" in jedem Augenblicke bereit sein muß, eine Mission nach irgend einem Theile Englands oder des Continentes zu übernehmen, daß dem strengen Reglement zufolge, jeder derselben sogar Jahr aus Jahr ein, eine Reisetasche mit den allernöthigsten Effecten auf dem Office stehen haben solle, daß er des Abends nie für längere Zeit seine Wohnung verlassen darf, ohne zu hinterlassen, wo er zu treffen sei, im Falle er auf dem Bureau plötzlich gebraucht werden solle u. dgl. m.

Es sei dies blos erwähnt, um zu zeigen, wie streng geschäftlich hier auch die Journalistik betrieben wird. Von einer Collegialität ist wenig die Rede. Kaum daß die Reporters der „Times" mit einander je in nähere Berührung kommen. Mit den Redacteuren verkehren sie nur dort, wo das Geschäft es erheischt. Sie haben ihre Arbeit abzuliefern. Was weiter damit geschieht, kümmert sie eben so wenig wie den Schuster, der die Stiefel seinem Kunden bringt, und das Geld dafür ein-

steckt. Sie opfern ihre Individualität dem Zeitungsinstitute dem sie dienen, um entweder in dieser Stellung bis in ihr hohes Alter zu verbleiben, oder sich, wenn wirkliches Talent vorhanden ist, eine freiere selbstständigere Stellung in der Literatur zu verschaffen. Sie alle vom Leitartikelschreiber bis zum auswärtigen Correspondenten und dem Penny-a-Liner herab erkennen unbedingt die Despotie ihrer Redactionen an. Sie schreiben das, was sie zu arbeiten übernommen haben, und liefern es ab. Ob es gedruckt oder nicht gedruckt, gekürzt, geändert oder in den Papierkorb geworfen wird, darf sie nicht weiter kümmern. Welcher deutsche Journalist — und wäre er der grünste unter den grünen — würde sich eine solche Entweihung seines Talents gefallen lassen! —

Und nun — leb' wohl Times Office mit allen deinen Leitartikelschreibern, Redacteuren, Parlamentsreporters, Mitarbeitern, Setzern und Druckern. Es ist vier Uhr Morgens. Deine Riesenmaschinen klappern um die Wette bis sechs Uhr. Dann wird eine kleine Pause gemacht (stoppress) um die eine oder andere continentale, eben angekommene, Depesche einzuschalten, und dann wird wieder rüstig darauf losgedruckt. Hat die Druckerei und Expedition ihre Arbeit gethan, erscheint auch schon die Redaction wieder in ihren Bureaux. Die Thüre von Times' Office wird außer an Sonntagen nie geschlossen. —

Eilftes Kapitel.

Katzbalgereien am Kamin.

„Mr. Reif hat nichts zu essen!“ rief Sir John. „Ich sage: Mr. Reif hat keinen Bissen zu essen. Weib, Kinder! wie bedient Ihr Eure Nachbarn!“

„Aber lieber John,“ beschwichtigt die Hausfrau, „Dr. Reif ist kein neugeborenes Kind, er wird sich melden wenn er mehr will.“

„Nonsense, er vergißt's. Mr. Reif, Ihren Teller!“

Aber Reif überhört den alltäglichen Mahnruf, da ein hitziges Gespräch mit seinem Tischnachbar, Mr. Tremplin aus Paris ihn seit einer halben Stunde beschäftigt.

Mr. Tremplin ist ein ältlicher, sehr jugendlich frisirter kleiner Herr, mit rosigen Bäckchen und einem Urwald von graulichem Backenbart, der ihm ein ziemlich gefährliches Ansehen gäbe, wenn aus den kleinen schwarzen Aeuglein nicht eben so viel Gutmüthigkeit als Eitelkeit blickte. Seit zwanzig Jahren pflegt er bei Sir John auf eine Woche einzukehren, und jedesmal findet er

London düsterer und unausstehlicher. In der That nur seinen alten Gastfreunden zu Liebe bringt er das Opfer, sich aus seinem himmlischen Paris in den großen Rauchfang der Themse zu verbannen. Er ist jedoch liebenswürdig genug, seinen Mißmuth zu bekämpfen, ißt und trinkt wie ein Engländer, lacht und schäkert mit den Damen von früh bis Abend, und zeigt beim Abschiednehmen ein paar Thränen an den Wimpern. Wenn wir hinzufügen, daß Mr. Tremplin alljährlich verspricht, kommendes Jahr als Ehemann zurückzukehren, so haben wir das flüchtige Bild vollendet.

Nein — die Hauptsache haben wir vergessen. Er hat das Licht der Welt in Frankfurt am Main erblickt, und seine Stellung in der Welt, d. h. seine paar tausend Francs Renten, in der Passage de l'Opera zu Paris errungen; er gehört demnach zur weitverzweigten Gattung der Hyper- oder Doppelfranzosen, die ihre lumpige deutsche Abstammung durch den allerexquisitesten Enthusiasmus für Frankreich vergessen machen wollen.

Was zwischen ihm und Keif beim Roastbeef vorgefallen sein mag, wissen wir nicht, aber die Tischgesellschaft bemerkt, daß sie lebhaft gegeneinander gesticuliren, daß sie beide zugleich sprechen.

„Mr. Keif, Ihren Teller!" ruft Sir John zum zweitenmal.

„Er hört nicht" — flüstert Dame Bella — „wahrscheinlich spricht er wieder von Staatenpolitik."

„Ordnung!“ — herrscht Sir John zum drittenmal — „Mr. Reif, Mr. Tremplin, noch ein Stückchen Pudding.“

Aber die beiden Erz-Foreigners stottern eine Entschuldigung und wenden sich wieder einander zu.

„Ja ja“ — sagt Reif — „die Sonne geht im Westen auf.“

„Sie meinen die geistige?“

„Versteht sich, und der Westen das ist Paris.“

„A la bonne heure. So verstehn wir uns.“

„Nicht wahr, Mr. Tremplin, Ihnen aus der Seele gesprochen? Unbegreiflich, daß sich die Welt nicht auf die Bärenhaut legt, da doch Paris für sie denkt und schafft. Was bedarf es denn mehr zur allgemeinen Wiedergeburt als das Journal des Débats, d. h. die Aufklärung — die Rachel, d. h. die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts — und einige Chasseurs d'Afrique, d. h. die Freiheit?“ —

„Nicht übel. Sie haben französischen Esprit. Aber Sie schmeicheln.“

„Wirklich?“ — fährt Reif mit ernster Miene fort. — „Selbst im Pariser Cancan, so unmoralisch er scheint, steckt am Ende Anstand und Grazie genug, um damit einen halben Welttheil zu civilisiren. Nicht wahr? Und wenn La France einmal auf dem Stockhaus sitzt, so ist's, weil sie die ganze Nacht wie rasend zum Heil der unterdrückten Menschheit getanzt hat, und am Ende

ist ihre augenblickliche schwere Noth nur ein freiwilliger Geniestreich, dem die tiefste aller neuen Emancipationsideen zu Grunde liegt; denn — enfin, La France kann was sie will. Sie nimmt sich vor, im Angesicht von ganz Europa am hellen Mittag in der schmutzigsten Gosse zu liegen, und es gelingt ihr. Wehe den blinden Völkern, die es versäumen, sich hübsch geschwinde neben sie zu legen, die nicht sehen wollen, daß eine Gosse, in der La France sich wälzt, geradezu zur Erlösung führen muß." —

„Halt, halt," — entgegnet der Andere, sich endlich auf die Lippen beißend — „Was meinen Sie damit?"

„Ich meine ganz einfach, daß die Franzosen das eingebildetste und verrückteste Volk auf der Welt sind."

„Mais Monsieur!" — fährt der Deutschfranzose auf — „ich bin Franzose, ich — —"

„Schadet nichts" — fährt der Doctor mit gedämpfter, aber vor Aufregung heiserer Stimme fort — „Sie können nicht läugnen, daß die Franzosen auf Rechnung ihrer guten Natur lossündigen — lassen Sie mich ausreden — daß sie ein Volk von geistreichen Narren, genialen Lumpen, alten Gassenjungen und revolutionären Lakaien sind, die weder sich selbst regieren, noch auf die Dauer von Gottes Gnaden regiert werden können; daß sie folglich — erlauben Sie, lassen Sie mich ausreden — daß sie nach der vierten Revolution und dritten Republik einem orleanistischen oder legitimistischen Heiland zu Füßen

fallen und dann vermittelst des allgemeinen Stimmrechts sich an irgend einen romantischen Haarkräusler, Tanzmeister oder Kochkünstler versteigern werden. Ich für meine Person stimme für Soyer; der hat doch im hiesigen Reformclub eine solide Schule durchgemacht."

Die unverblümteste Gotteslästerung, der Großmutter eines anglicanischen Bischofs in's Ohr geschrieen, hätte ungefähr die Wirkung, welche die Artigkeiten des erhitzten Keif's auf die Nerven seines Nebenmannes hervorbringen. Es ergreift ihn anfangs eine Art Lähmung, dann ermannt er sich zu unaussprechlichem Erstaunen, dann steigt ihm die zornige Purpurröthe auf die Stirne hinauf, die Lippen öffnen sich zur Explosion — ja wenn er zu Wort kommen könnte! Aber Keif hat den unglücklichen Franzosen am obersten Frackknopf festgeentert, und während er ihm eine scharfe Lage nach der andern in's Ohr feuert, bewegt er die Rechte wie einen, die stürmische See magnetisirenden, Zauberstab unablässig gegen den Mund der nach dem Worte schnappt. — „Lassen Sie mich ausreden — erlauben Sie — ich weiß was Sie sagen wollen — —"

Armer Monsieur Tremplin! Vergebens rückt er hin und her, wirft den Kopf in den Nacken, schüttelt, Nein! Nein! Nein! wischt sich den Schweiß von der Stirn', will sich abwenden, will aufstehen — der Doctor kennt kein Erbarmen für einen geenterten Deutschfranzosen;

seine Hand hält den Knopf mit eisernem Griff, bis er endlich mit folgendem Gnadenstoß schließt:

„Verstehen Sie mich recht. Ich meine nur, daß die Franzosen — ohne Sie weiter beleidigen zu wollen — keine großen Sprünge mehr machen werden, weil sie sich das letzte Restchen Mark aus den Knochen — — gelogen haben. Das hindert aber nicht, daß sie noch im tiefsten Verfall, wie die Spanier, Italiener und Irländer, ein geistreiches, ergötzliches, höchst interessantes Volk bleiben."

„In — fi — ni — ment obligé!" ruft Mr. Tremplin laut, indem er aufspringend einen langen Kratzfuß zieht, und jeden Ausruf dreimal wiederholt. „Wie sagten Sie? Er — götz — lich! Infiniment obligé, Herr Doctor! Was doch Ihre deutsche Bescheidenheit für feine Complimente machen kann — —"

„Durchaus kein Compliment, Monsieur Tremplin!" — entgegnet Keif, der seine Verlegenheit durch groben Trotz zu maskiren sucht — „nichts als meine aufrichtige Meinung!"

Der Franzose läßt einen epigrammatischen Seitenblick auf den Doctor fallen, knöpft seinen Frack bis an's Kinn zu, als panzerte er sich zu einem großen Entschlusse, und ruft mit starker Stimme: „Sie sind" — lange Pause, die Gesellschaft erhebt sich in Verwirrung — „Sie sind nie in Paris gewesen?!"

„Und was dann!" frägt Dr. Keif.

„Das ist genug, mehr wollt' ich nicht wissen. Enfin..." und mit einem vernichtenden Achselzucken dreht Mr. Tremplin ihm den Rücken.

Zehn Minuten nach diesem Auftritt herrscht noch eine allgemeine Beklommenheit im Speisesaal. Man hört das Gas in der Ampel singen; die Mädchen flüstern, die Köpfe zusammensteckend in der Sophaecke. Die Hausfrau, die ob ihrer gründlichen Kenntniß des Dictionnaire de l'Academie Mr. Tremplin's besondere Hochachtung genießt, hat ihn in die Fensterbrüstung gezogen, und träufelt Balsam in seine Wunden durch die Versicherung, daß Dr. Keif allerdings an deutscher Verschrobenheit leide, aber im Grunde ein harmloser Sonderling sei, der in der Regel durch seine Heftigkeit sich selbst mehr als Anderen wehe thue.

Wirklich mißt Keif auf der entgegengesetzten Seite, gezwungen lächelnd, aber grün und gelb angelaufen, mit großen Schritten die Stube, augenscheinlich mit sich selbst keifend. Sir John dagegen ist allein am Tisch sitzen geblieben, und hält, das silberne Obstmesser wie einen Taktstock schwingend, mit halblauter Stimme einen lehrreichen Vortrag — dem leider Niemand zuhören will — über die musterhafte parlamentarische Ordnung bei den öffentlichen Diners in England. Wo fiele es da Jemand vor dem Nachtisch ein, von etwas Anderem zu reden als den häuslichen Tugenden der Schildkröte, der Steinbutte und des Kabliau's, der Zartheit des gebra-

tenen Lammes und Rehes, der Vollkraft des Portweins und den anderen guten Dingen der Erde, die geeignet sind, Whigs und Tories, Hochkirchliche und Dissenters, Baumwoll-Lords und Acker-Lords zu gegenseitigem Wohlwollen und zur harmonischen Einigung zu stimmen! Da steckt's. Das ist's, was die foreigners nicht lernen wollen. Sie thun nichts zur rechten Zeit und nichts ganz, daher essen sie Galle und brauen Gift.

Es mag manches Körnlein Wahrheit in des Baronets Worten liegen. Doch wir wollen dieses Thema nicht weiter verfolgen. Genug, selbst der Kaffee übt noch nicht den gewohnten geselligen Zauber. Keif und Sir John trinken ihn stehend, mit den Ellbogen auf das Kaminsims gestützt.

„Wissen Sie," sagt Letzterer, „daß Sie unseren französischen Freund empfindlich beleidigt haben? Wir in England erlauben es nie, eine Nation in Bausch und Bogen zu verkennen. Im Unterhaus kann Sie der Sprecher deshalb zur Ordnung rufen. Ich glaube, es gibt sogar eine Parlamentsacte —"

„Na, es wird nicht so gefährlich mit diesem Paragraphen der Geschäftsordnung sein. Man hat Beispiele von Exempeln. Aber ich könnte Ihre apokryphe Parlamentsacte für mich citiren. Ihr Engländer predigt gute Lebensart auch immer nur zu Gunsten von Nationen die sich durch Linienschiffe legitimiren können. Binden auch Sie noch mit mir an; ich bin just in der Stimmung —"

„Aber lieber Doctor, ich verstehe Sie heute nicht."

„Das werden Sie gleich. Ein Deutscher, glauben die Leute, muß ein Fell wie ein Nilpferd haben. Ich habe mich nicht im mindesten ereifert, sehen Sie, sondern bloß dem Gecken sein Kopfstück ehrlich gewechselt und in guter Münze auf Heller und Pfennig zurückbezahlt. Er ließ gleich bei der Suppe ein artiges Wort fallen, das ich nicht wiederholen mag. Genug er meinte, daß die Deutschen das Pulver nicht erfunden haben."

„Sehr unrecht das" — bemerkte Sir John, den Kopf nach der Fensterbrüstung wendend — „ich sag's ihm, er muß abbitten."

„Bleiben Sie, um Gottes Willen! Abbitte! Lächerlich! Ich schäme mich des kindischen Aufhebens, das ich von seiner gedankenlosen Phrase machte. Aber so geht es. In Deutschland lachte ich über unsere Nationalen, und hier bricht mir der Patriotismus wie eine Hautkrankheit an allen Gelenken aus, daß mich die geringste unsanfte Berührung aus der Fassung bringt."

„Bah! das Wort eines Franzosen" — rief Sir John — und suchte halb unbewußt, Keifs Lieblingsmarotte zu schmeicheln. Ich sage ein Franzose ist Niemand. Meinen Sie, mit dem Titel „kaiserlich" wird Frankreich im Cours steigen? Oder England ist es Ernst mit der Invasionspanik? Pure Kriegslist ha! ha! Wir stellen uns besorgt, machen uns klein, damit sie mit ihren blanken, neuen Schiffen herausrücken. Gute Pri-

sen das, Sir, kann ich Ihnen sagen. Wie sie nur Miene machen, ein Kriegssegel zu blähen, korken wir Cherbourg zu wie eine Brieftasche. Was im Canal schwimmt, wird in den Grund gebohrt, verbrannt oder eingesteckt. Vielleicht läßt man auch zehn bis zwölftausend Rothhosen absichtlich landen, damit sie lernen, wie Habeas Corpus schmeckt. Das wär' ein Sport für unsere Brauknechte; und die Häringsfischer, die Küstenwächter, die Bulldoggzüchter, würden die zugreifen! he!? Die reguläre Armee hätte bloß zuzusehen, und sich die Seiten zu halten, und die Officiere würden dabei große Summen verwetten. Mein lieber Sir, Sie haben keinen Begriff, noch keinen Schatten eines Begriffes von unseren Seeratten und Landdoggen. Wir bellen nicht viel, wir beißen gleich. Dann mögen sie schimpfen perfidious Albion. Eines hab' ich aus guter Quelle. Ein Gentleman, der von Portsmouth hereinkam, erzählte mir, daß man in den Docks bei der Arbeit wieder das alte Lied auf den Onkel seines Neffen, das Lied aus den Jahren 1808 und 1815 singt:

Ay, nasty Bony,
Bony, thy nasty
Dynasty be d—d!

Was sagen Sie dazu, he? — Jetzt wissen Sie, wie viel's geschlagen hat. Dafür gehorchen Sie aber fein und reichen Mr. Tremplin die Hand; kein Widerspruch! Ein Hausherr und ein Schiffscapitain sind unumschränkte

Herren auf ihren Dielen. Mr. Tremplin, auf ein Wort —"

In dem Augenblick, wo die Vermittlung und Versöhnung so weit gediehen ist, daß die beiden foreigners ihre Hände in einander legen, tritt George der „Tiger" mit einem Briefe auf einem Teller ein — „Mr. Reif, if you please, ein Brief von Mr. Bonypat."

Das schallende Gelächter, in welches die Gesellschaft bei diesen Worten ausbricht, hat mit Einem Mal das Eis geschmolzen und die munterste Gesprächigkeit wieder hergestellt. Alles schmiegt sich um den Kamin, und Reif wird im Lesen durch hundert neckische Fragen unterbrochen, z. B. ob ihn der Präsident als Minister des Raisonnements nach Paris berufe, ob er ihn zum Duell auf Kartätschen fordere, oder ob er ihm eine Pension anbiete, nur damit er ihn nicht mehr bei seinem Barbier in der City verklage — — Richtig, der Brief ist von ihm, schmunzelt der Doctor, das Billet einsteckend.

„Sie scherzen," ruft der Franzose lebhaft und sieht verwundert im Kreise umher, daß die Kleinen von Neuem zu kichern anfangen — „von Louis Napoleon selbst?"

„Und was wäre daran Wunderbares?" spottet Dame Bella. „Es gab eine Zeit wo der hoffnungsvolle Kaiser mit weniger respectabeln Leuten als unserem Reif correspondirte. Oder halten Sie es für unmöglich, weil der Doctor nicht französisch gesinnt ist? Ich bin über-

zeugt, Louis Napoleon hat von Ihren Landsleuten eine noch viel geringere Meinung als Mr. Keif. Dadurch hat er's so weit gebracht."

„Zur Ordnung!" ruft Sir John; „wer noch ein Wort Politik spricht, zahlt einen Schilling Strafe."

„Recht so," bemerkt der Doctor. „Ich werde Mr. Tremplin das Mißverständniß erklären, bevor ich gehe. Freund Frolick ist wieder in London, und verspricht mir ein Dutzend Abenteuer, wenn ich — —

„Freund Frolick?" fährt die Hausfrau auf, die sich in die Annoncen der „Times" vertieft hatte; „unser George wird doch täglich dümmer; jetzt fängt er schon an, gut englische Namen zu verdrehen. Denken Sie sich, Mr. Tremplin, unser George hat ein so stockenglisches Organ, daß er keinen ausländischen Namen richtig herausbringt. Bei unseren vielen deutschen Besuchen gab es daher schon die schrecklichsten Qui pro Quo's, wenn einer die Visitenkarte vergaß. Jetzt plagt er seine Zunge nicht mehr, sondern gibt jedem foreigner irgend einen beliebigen Namen, der ihm durch den Kopf fährt — —"

„Oder den er aus den Zeitungen hat" — unterbricht Dame Bella. „Der Doctor sitzt ja oft genug in der Hinterküche und kannegießert mit ihm. Ja, ja, Herr Keif, Sie verderben uns alle Domestiken. George hat eine Lesewuth, die eben keine Tugend ist für einen angehenden —"

„Aristokraten," ergänzt Keif; „bitte um Vergebung,

Livreebedienten wollt' ich sagen. Die Livree ist ja die steifste Aristokratie der Welt, und da George für sie begeistert ist, so denke ich, die wird meine propagandistischen Einflüsse schon neutralisiren."

„Kurz und gut", fährt die Hausfrau fort, „er treibt's zu weit. Er macht Ihnen aus Schulze Shelley, aus Fritze Sir Fitzroy, aus Müller Macaulay und aus Lehman Lord Palmerston, so daß die größten Leute fortwährend bei uns aus und ein gehen."

„Allerliebst," sagte Tremplin, „Scribe würde daraus ein classisches Lustspiel machen."

„Ladies und Gentlemen, ich kann heute das liebliche Gesumme der Theeurne nicht abwarten, da ich um neun Uhr im Cigardivan sein muß" — damit erhebt sich Reif.

„Halt, Sie haben" — dabei zieht Sir John seine Thurmuhr aus der Westentasche — „Sie haben noch volle 61 Minuten Zeit."

„Was so ein Englishman genau ist" — lächelt Mr. Tremplin — „61 Minuten! welcher Mensch in Frankreich würde sagen 61 Minuten! Ist's denn so wichtig, werther Doctor, daß es nach der Minute sein muß?"

„Gott bewahre," antwortet Reif, „bloß ein Spaß — eine alte Verabredung mit Mr. Frolick. Wir haben uns eine gemeinsame Wanderung durch das Theater-Viertel vorgenommen, werden wohl da und dort in's Parterre gucken. Da man nach neun bloß den halben Preis zahlt, kostet der Spaß nicht zu viel."

Aber der Franzose kann nicht gut begreifen, wie man in London während der todten Jahreszeit in's Theater gehen könne. Er hatte stets gehört, daß es in der Themsestadt nur zweierlei Bühnengenüsse für Leute comme il faut gebe; die beiden italienischen Opern und das französische Miniaturtheater in St. James'. Alle diese Herrlichkeiten seien ja in der todten Jahreszeit geschlossen. Die Königin beehre zwar einige Male im Jahre das eine oder andere der obscuren englischen Häuser, doch nur um das Nationalvorurtheil nicht vor den Kopf zu stoßen.

Das schöne Geschlecht erhob sich vierstimmig zu lautem Protest, ohne den Franzosen in seinem lächelnden und galanten, aber hartnäckigen Widerspruch zu erschüttern.

„Ueberhaupt Mes dames!" rief er, „Sie wissen gar nicht, was Sie in London entbehren. Wohl Ihnen, daß Sie nie in Paris waren, sonst wäre Ihnen zu Muthe wie der armen, aus dem Paradies verstoßenen Eva, die oft so gerne wieder ein Wörtchen mit der verführerischen Schlange geplaudert hätte. Par dieu, Paris! Dort ist ja das gewöhnliche Leben ein entzückendes Lustspiel; jeder Salon ist eine Bühne; jedes Gemach hat seine Coulissen, und Jeder vom Portier bis zum Herzog kennt seine Rolle auswendig. Das Schauspielhaus am Abend verklärt nur und beleuchtet mit magischem Licht die Komödie des Tages. Eure ehrlichen

Engländer können weder spielen, noch das Spiel auf der Bühne beurtheilen. Ein englischer Schauspieler ist ein eben so unnatürliches Geschöpf wie ein pariser Quäker. Wo findet man auch mehr Passion für die Kunst, hier oder bei uns? Paris hat kaum halb so viel Einwohner wie London, und um einige Theater mehr, und sie sind immer voll wie bei euch die Kirchen. Der ärmste Arbeiter kann nicht leben, ohne sich im Glanz der Bühne zu sonnen, und ist zweimal die Woche bei Milch und Brod vergnügt, um einige Sous für die Variétés oder Somnambules am Sonntag Abend zu sparen. Zeigt mir den Engländer, der einen Bissen von seinem blutigen Rostbeef für ein anständig Plaisir opfert. Geht, geht, Ihr strickt und spinnt, und dampft und hämmert, Ihr eßt und trinkt mit Gott weiß wie viel Pferdekraft, aber das Leben zu genießen versteht Ihr nicht. Hab' ich Recht Madame?"

Die Mädchen sehen einander an, ohne eine Antwort zu finden. Sir John sitzt kopfschüttelnd im Armstuhl und bemerkt kleinlaut: „Der Unterschied hat seine guten Gründe."

„Ah ça," fährt der Franzose triumphirend fort, „seine Gründe hat's, aber die Gründe sind abscheulich. Erstens: ein Theaterstück würde den Sonntag Abend entweihen; der Sabbath muß eben so langweilig beschlossen wie begonnen werden. Wenn man einem Engländer davon spricht, zieht er ein langes Gesicht und schwatzt

von der Moral des unteren Volkes. Wie moralisch das englische Proletariat ist!! Das sieht man am Montag, wenn die Besoffenen vor den dicken Lord Mayor geschleppt werden. Der Eine hat dem Constable zum Spaß die Nase abgebissen, der Andere hat sein Weib niedergehauen und auf ihrem Rücken einen Schottischen getanzt, dem Dritten hat seine Ehehälfte mit dem Feuerschürer den Kopf erweicht. Alles Moral und Branntwein. Aber Gottlob, im Theater sind sie nicht gewesen, so wenig wie in der Kirche. Redet mir nur nicht ein, weil Ihr mehr Kirchthürme habt als Tage im Kalender, daß Euer Proletariat zur Predigt geht. Für den Armen ist keine Bank in den Kirchen; da zeigen sich nur die respectabeln Philister und klimpern beim Gebet mit dem Geld in der Tasche. Dann gibt es wieder Tausende von Quäkern, Methodisten und andern Kopfhängern, die sich das Theater auch an Werktagen als eine schreckliche Sünde verbieten. Da soll ein Theater aufkommen! Endlich seid Ihr so verräucherte Ofenhocker und Schneckenhäusler, daß es Euch ein Opfer kostet, aus Euren vier Pfählen herauszukriechen oder Ihr habt so närrische Leidenschaft für's grüne Gras, daß Ihr an's Ende der Welt hinauszieht, wo man eine Equipage braucht, um beim Morgenroth vom Theater heimzukommen. Diese furchtbaren Entfernungen ruiniren den Beutel und hemmen die Civilisation. — Sehen Sie, Herr Doctor — mit einem siegesgewissen Seiten-

blick — Ihre vielbewunderten Engländer haben auch nicht alle Weisheit gepachtet. Aber ich bedaure sie nicht. Nur um die armen Töchter Albions ist mir leid. Auf Ehrenwort, es sollte Sie nicht reuen, Mesdames, wenn der schöne Traum Napoleons in Erfüllung ginge. Ha, ha! Das wäre ein Leben! Denken Sie sich, unsere große Armee springt eines Morgens an's Land. Ehe die Sonne aus dem Bett kriecht, sind die Braven in der City, sagen bon jour, siegen und sind besiegt, von den Reizen der blonden Angelsächsinnen nämlich. Unsere Soldaten verlangen nichts als Anerkennung. Behaltet eure Bank, eure Religion und euren Lord Mayor. Frankreich ringt nur nach dem ewigen Ruhm, den Drachen der englischen Langweile zu vernichten. Hand in Hand mit dem schönen Geschlecht vollbringt die unüberwindliche Armee das Erlösungswerk. Am ersten Abend ist großer Verbrüderungsball in Vauxhall; am nächsten Morgen erscheint ein Manifest im Namen der befreienden Armee, welches die Errichtung von wenigstens Einem französischen Vaudeville-Theater in jedem Kirchspiel als einzigen Siegespreis decretirt — —"

Die Mädchen auf dem Sopha hören mit vorgebeugten Köpfen zu. Der geschwätzige Deutschfranzose fährt mit großer Geläufigkeit fort.

„— — und nach ein paar Jahren, wenn diese neuen Institutionen fest im Herzen des englischen Volkes wurzeln, kehrt die Heldenarmee nach dem sonnigen Frank-

reich heim und ruft: Jetzt verstehn wir uns, jetzt wird ewiger Friede zwischen uns herrschen; die Wiedergeburt des lustigen Altengland durch normännisches Blut wird einige Jahrhunderte nachwirken. Fallt Ihr einst in die puritanische Hypochondrie zurück, so kommen wir wieder. — — Aber die Töchter Albions stehen auf der Kreideküste und ringen die weißen Arme ihren Befreiern nach. — — Was halten Sie von diesem Bilde? Ist es nicht chevaleresk? Ist es nicht voll der rührendsten Uneigennützigkeit? Und glauben Sie etwa nicht, daß es in tausend französischen Herzen lebt? Was sagen Sie dazu, Sir John? Erschrecken Sie nicht, es war nur — une idée.

Der Hausherr und die Hausfrau haben längst einen Ausflug in das Land der Träume unternommen, und sitzen in ihren Armstühlen, die Häupter auf der Brust wie Wächter der heiligen Feuerseite an den beiden Kaminenden einander gegenüber. Die Mädchen deuten lächelnd mit dem Finger auf die Lippen und Mr. Tremplin beginnt etwas leiser zu schwatzen.

„Parole d'honneur, mein voller Ernst," eifert er, den Doctor in die Zimmerecke drängend, da das Theebrett kömmt und die Mädchen genugsam beschäftigt; — „ist es nicht eine Sünde und Schande! Ist das eine Damendressur in England! Nicht wahr, die große Oper — das müßt am Ende auch Ihr deutschen Philosophen eingestehen — ist der Glanzpunkt, die hohe Schule, die

Blumenschau der schönen Welt, der Eleganz, enfin der Bildung? Eh bien, gehen Sie hin, nehmen Sie ein gutes Glas mit und — fahren Sie aus der Haut. Frauenschönheit finden Sie im Ueberfluß; jede Loge, jeder Parquetplatz, jede Bank auf der Gallerie ist damit überladen. Aber nehmen Sie nur gefälligst Ihr Glas. Sie haben den bloßen Rohstoff. Prächtige Race — nicht zu läugnen — etwas stark von Knochen — große Füße — schadet nichts — aber ein Teint — ein Haar — ein Fleisch! (Kußhändchen in die Luft werfend) — bin ich unparteiisch oder nicht? Mais, mon cher, das sind lauter ungeschliffene Diamanten. Das Herz blutet Einem, wenn man denkt, was aus diesem Weiberschlag zu machen wär. Und welchen Schatz diese brutalen Engländer vernachlässigen! Von der Toilette will ich gar nicht reden. Geben Sie einer Pariser Grisette dreiviertel Ellen Tülle und zwei ein halb Ellen Rosaband und sie erobert die Welt. Ihre Lady dagegen, die in Shawls und Diamanten ein kleines Californien am Leibe trägt, sieht wie ein behängter Kleiderstock aus. Wie gesagt, das Genie für die Toilette verlange ich nicht einmal. Ich setze voraus die blonde Gräfin dort mit den superben Locken im ersten Rang hat Verstand genug ihre Moden aus Paris kommen zu lassen, und vertraut, als constitutionelle Dame, vollständig dem Rath und Beschluß ihrer verantwortlichen Pariser Kammerzofe. Sie besteht nicht darauf einen scharlachrothen

Shawl auf einem zeisiggrünen Seidenkleid, mit dunkelgelben Volands nebst einem mit Straußenfedern aufgeputzten Cavaleriehut zu tragen. Nein, sie ist bonne enfant — sie nimmt Raison an — — Bon. Aber damit Doctor ist noch wenig erreicht. Geben Sie Acht. Bleiben wir bei der blonden Gräfin. Sie geht aus der Loge; ihr Wagen ist vorgefahren; sie steigt hinein — —; wie benimmt sie sich? Wirft sie einen jener schmelzenden, aufleuchtenden, gefährlichen Blicke, die sich billig erwarten ließen? ohne die das öffentliche Leben der größten Stadt keinen Funken dramatisches Interesse hat — die gewissermaßen das zarte Geschlecht, wo es erscheint, seiner Umgebung schuldig ist — denn wozu ist es da, als um die Erde zu verschönern?! — — Unsere blonde Gräfin! Die geht gradaus als hätte sie Scheuklappen an beiden Schläfen, geschäftig wie ein Student in's College, wie ein Geistlicher in seine Kirche, und an den paar Schritten, die sie macht, will ich unter Tausenden die Tochter der gestrengen Britannia erkennen. Von einem Schweben, von einem Gleiten, von einem Hüpfen keine Spur —; Cokettiren, daß Gott bewahre! sie sieht Ihnen, wenn Sie ihr entgegenkommen so frank und frei in's Gesicht, als wären Sie eine Statue oder ihr Mann — —; Acht gegeben, sie schlägt aus — — ohne Scherz, sie hebt die Ferse, daß man ihren Tanzmeister ohrfeigen möchte. — — Ja wohl so lange sie in der Loge sitzt! so lange sie sich als Statue verhält

— meine volle Achtung. Die tiefgeblößte Büste, klassisch — die feingeformte weiße Hand mit den langen schmalen Fingern edel, sehr edel wenn auch etwas zu mager — die Physiognomie voll reiner Hoheit — à la bonne heure — —; in den großen blauen Augen steckt sogar eine kleine Dosis Schwärmerei, und um die Lippen tändelt so etwas wie Lächeln das sich erkältet hat und sich nicht recht an die Luft wagt; die Stirne aber hebt sich mir etwas zu gelehrt. Dahinter liegt verwünscht viel Bibelbelesenheit, Weltgeschichte und Orthographie, vielleicht sogar Latein und Griechisch; die hübschen langen Fingerchen schreiben eine feste Hand, und mögen den Rhein, die Alpen und Italien in das goldverzierte Album der Gräfin gezeichnet haben, hämmern gewiß auch ohne musikalische Scrupel auf den soliden Tasten Broadwoods herum — — meinetwegen; aber wissen Sie was diese soignirten Finger nicht können? Keinen Fächer können sie regieren. Wissen Sie was die blendende Schönheit mit all' den Vortheilen ihrer Taille und ihrer üppigen Schultern nicht versteht? Keine Attitüde hat sie; zwei linke Arme hat sie und zwei linke Hände. — — Eine französische Taille versteht zu schmachten, zu lieben, zu hassen, zu lächeln, zu weinen. Unsere schöne Engländerin dagegen? Während des Spiels heftet sie das Aug' auf's Libretto wie auf's Gebetbuch; dann- und wann hebt sie den Fächer wie eine spanische Wand; und läßt sie sich einmal im Zwischenact zu einer

kleinen Coketterie herab — dergleichen kommt vor, Sie sehen ich bin unparteiisch — mon Dieu, wie ungeschickt! — Enfin, es fehlt ihr das je ne sais quoi. — — Und au bout du compte lesen Sie eines schönen Morgens in der „Morning Post", daß diese hochgebildete spröde Dame, sintemal sie die jüngste Tochter eines starkverschuldeten Hauses ist, mit einem rothbäckigen Hauskaplan oder Stallknecht „elopirt" das heißt durchgegangen ist. — — — Lehren Sie mich die Engländer kennen!" ruft Mr. Tremplin ausschnaufend und sich den Schweiß von der Stirne wischend, mit einem so selbstgefälligen Blick auf den geduldig lächelnden Keif, als hätte er eben die englische Flotte gefangen nach Cherbourg eingebracht. „Das ist die große Oper — —"

„Könnt in Paris doch kein solches Repertoire bezahlen" — fällt Sir John ein, der seit wenigen Minuten erwacht ist und zugehört hat. „Und was Anstand und guten Ton betrifft, so geht es bei Euch in den Tuilerien nicht übermäßig vornehm her. Kleinigkeit! In her Majesty's werden nur Gentlemen zugelassen — —"

— „Das heißt Fracks und schwarze Pantalons," lachte Mr. Tremplin. „Schade, daß nicht auch Haarbeutel und Puder vorgeschrieben ist. Sind doch, nach der „Morning Post" einmal sieben zarte Dämchen im ersten Logenrang in malerische Ohnmacht gefallen, weil sich ein foreigner mit einem farbigen Halstuche in's Parterre eingeschmuggelt hatte. Wohlgemerkt, er zahlte wie jeder

Andere seine blanken Victoria's an der Kasse. — — Lieber Sir John, der gute Ton ist Euch nicht angeboren, und weil Euch das Vertrauen auf den natürlichen Sinn dafür fehlt, macht Ihr Euch einen orthodoxen Anstands-Codex zurecht und beobachtet ihn, wie das Strafgesetzbuch streng nach dem Buchstaben des Gesetzes. Frack ist de rigeur, schwarze Beinkleider dito, aber Frack und Beinkleider dürfen alt, schmutzig, fadenscheinig sein. Ha ha ha! für mein gutes Geld mich von einem Theaterlakaien hofmeistern lassen! Das fiele mir ein. Solche Impertinenz kann man auch nur den in Demuth vor der hohen Aristokratie erstorbenen Engländern bieten. Den Fremden aber geschieht schon ihr Recht. Wozu drängen sie sich in Eure italienischen Opernhäuser? Können sie Rubini und Lablache und Tamburini nicht in Paris hören? Wir tischen freilich nicht alle Virtuosität Italiens, die für Geld zu haben ist, in einer einzigen Vorstellung auf: Wissen Sie warum? Weil unser Trommelfell nicht aus Pfundleder ist — —"

„Sie gehen einen Gedanken zu weit," bemerkt Reif vermittelnd; „nicht alle englischen Ladies gleichen Ihrer blonden Gräfin, und es gibt hier Musikkenner mit sehr feinem Ohr. Aber ich gestehe, die geistige Verdauungskraft des Publicums setzt mich oft in Erstaunen. John Bull kann zwei Symphonieen von Beethoven, eine Ouverture von Weber, zwei Fugen von Bach, zehn

Lieder von Mendelssohn und ein halb Dutzend Arien und Variationen obendrein auf Einem Sitz aushalten und schläft darauf wie ein Murmelthier. Oder er läßt sich nach einer Shakespeare'schen Tragödie noch ein dreiactiges Lustspiel aus dem Französischen, ein Ballet, und zum Schluß eine saftige Londoner Posse schmecken. Das verdirbt ihm durchaus nicht den Magen."

„Vortrefflich bemerkt! Wir werden uns noch verstehen," flüstert Mr. Tremplin. „Nichts imponirt ihnen, als die Quantität. Der Engländer wirft sein Goldstück hin und verlangt einen Centner Musik. Lieber Doctor, Sie sollten nach Paris kommen. — — Lächeln Sie nicht, und lassen Sie sich von unserem Freunde da — mit einem Seitenblick auf Sir John, der in seine erste Tasse Thee vertieft scheint — nicht gar zu sehr englisiren. Sir John hat das beste Herz von der Welt, ist aber — entre nous — ein Original, ein Kauz wie er im Buche steht. Sie dagegen, lieber Doctor, besitzen Geist, Sie sind nicht ohne Beobachtungsgabe — warum hier verbauern?! — Ich wette, ehe Sie zwei Paar Sohlen auf den Pariser Boulevards zerrissen haben, gehen Ihnen die Augen auf. Pardieu! Paris! Putzt sich doch die ganze civilisirte Welt mit den abgetragenen Kleidern von Paris. Es ist zum Lachen, wenn Ihr den Kopf darüber schüttelt, daß wir für den Moment das Constitutionspielen satt haben. Bah! Dafür zittert Europa vor uns. Und enfin! ça ne durera pas!

Wir können im Nu umsatteln. Constitutionen, eigene, selbstgemachte, kann Frankreich die Fülle aufweisen. Wir haben deren mehr gehabt als England, Deutschland und Italien zusammen. Was hat Paris nicht? Wollen Sie Religion? Da ist Lacordaire, da ist Lamennais, da ist der Univers. Religion von allen Sorten. — Sind Sie ein Liebhaber von Philosophie und Religion? Gehn Sie zu Proudhon. Offen gesagt, ich mag weder die Religion noch die Philosophie — beides ist mauvais genre — ich bin für den aufgeklärten Besitz, und Mr. Proudhon könnte ich aufhängen sehen; aber das hindert nicht, daß ich als Franzose stolz auf ihn bin. Mit einem Worte, Sie werden sich überzeugen — die Welt ist nur eine schlechte Nachahmung von Paris. — — Bei uns finden Sie Himmel und Hölle, Ordnung und Freiheit, die Romantik der Orgie und die Einsamkeit des Klosters in schönster Harmonie, in der großartigsten und zugleich elegantesten Form vereinigt. — — Eines vor Allem — und Mr. Tremplin legt mit dem Ernste eines Missionairs die Rechte auf die Schulter des erstaunenden Reif — Eines lassen Sie sich gesagt sein. Glauben Sie ja nicht, daß man anderswo als in Paris französisch sprechen lernt. Unmöglich. Den Accent erhaschen Sie nie. England aber ist für die Aussprache das gefährlichste Klima das es geben kann. Was wollen Sie mehr? Ich alter Pariser fühle noch den pestilentialischen Einfluß der hiesigen Jargons auf meiner

Junge, und so oft ich von London heimkomme, schäme ich mich vor der Tochter meines Portiers ...!"

„Monsieur Enfin," sagt Sir John, indem er den Doctor hinausbegleitet, „hat Ihnen den Kopf warm gemacht. Du lieber Himmel, was können Sie von einem Franzosen erwarten? Eine harmlose Seele, aber ein Kauz, man könnte ihn in Piccadilly für Geld sehen lassen. In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft nahm ich mir noch einige Mühe mit ihm und suchte ihm einen Begriff von England beizubringen, aber — wie man zu sagen pflegt — You cannot argue a dog's hind leg straight, des Hundes Hinterbein läßt sich nicht grad' raisonniren. — Mich werden Sie nie mehr mit ihm streiten hören — — na, kommen Sie nicht zu spät nach Hause."

„Der Eine schilt den Andern einen Kauz" — murmelt Reif lächelnd, als er die Hausthür hinter sich zuzieht — „ein kostbares nationales Pärchen!" — Der ehrenwerthe Doctor denkt gar nicht daran, daß er selber mit Kauz ist. — —

Mitternacht ist lange vorbei, und Reif kehrt von seiner nächtlichen Wanderung, deren Ergebnisse ein anderes Kapitel verzeichnen soll, zurück. George öffnet ihm das Hausthor so geräuschlos als möglich, denn die Familie ist zu Bett, und nur die Gentlemen, sagt er, „haben sich noch nicht vertagt." Ihre Stimmen klingen bis in die Halle herab. Wie Reif sich über das

Treppengeländer beugt, sieht er auf dem zweiten Treppenabsatz Sir John und Mr. Enfin vor den Thüren ihrer aneinanderstoßenden Schlafstuben stehn, beide ihre Leuchter mit herabgebrannten Kerzen in der Hand. Sir John ist eben, offenbar seinem Grundsatz untreu, bemüht, das Hinterbein des Franzosen grad zu raisonniren.

Leider aber hört Keif nur die Schlußpointe eines offenbar langen und verzweifelten internationalen Bekehrungsversuches.

„Enfin — die Literatur sollten Sie aus dem Spiele lassen, Sir John! Ihr habt keinen Schriftsteller, der eine Revolution verursacht hätte.“

„Hm! haben Sie nie von einem gewissen Shakspeare gehört?“

„Shakspeare! ich versichere Sie, Ihr Shakspeare hat in meinen Augen keine Kraft. Ich finde sie nicht. Roh — das laß' ich gelten. Aber Kraft! Nein! Wo? —“

„Und ich sage Ihnen, Eure Grisetten und Komödiantinnen haben keine Spur von Grazie. Eine Grazie muß vor Allem anständig und respectabel sein. Verstehen Sie mich? — —“

„Gute Nacht meine Herren,“ ruft Keif vorüberschlüpfend, „verschieben Sie den Schluß der Debatte auf morgen, damit ich Theil nehmen kann.“ —

Aber sie grüßen flüchtig und bleiben auf der improvisirten Tribune festgewurzelt. Erst eine Viertelstunde

später hört Reif in seiner Dachstube die letzten Protestlaute: — habt doch keine Grazie — hat doch keine Kraft — dann fallen unten zwei Thüren zu, und Reif wirft sich kichernd dem Traumgott in die Arme.

„Also Shakspeare hat in den Augen Mr. Tremplin's keine Kraft, und Sir John spricht den Französinnen die Grazie ab! Gottvolle Käuze das! — —" Damit ist der dritte Kauz eingeschlafen.

Zwölftes Kapitel.

Das Quartier der Theater.

Zwischen Oxfordstreet und dem Strand, den breiten Hauptverbindungsstraßen zwischen den östlichen und westlichen Stadttheilen Londons breitet sich ein Stadtviertel aus, wo es stellenweise nicht gut zu wohnen ist, wenn man seiner Visitenkarte Achtung verschaffen will. Andererseits muß man dem wißbegierigen Reisenden dringend empfehlen, diese Londoner Winkel fleißig mit offenen Augen zu durchstreifen, und nicht etwa bloß bei Gelegenheit eines Theaterbesuchs flüchtig zu berühren. Letzteres thut gewiß jeder Fremde, denn im Herzen der interessanten Region stehen die zwei ältesten unter den heutigen Schauspielhäusern Londons, Drury Lane und Covent Garden.

Recht ehrwürdige alte Häuser sind's, die mit den schwarzen Säulen und den rußigen hohen Mauern unbefangen in das Treiben der zweideutigen Nachbarschaft blicken. Ein Theater hat im prüden London ohnedies

keinen Ruf zu verlieren, und sie standen hier nie umfächelt von Gartenduft und höfischem Parfüme. Es ist nicht ihre Schuld, daß die Welt der Cavaliere und Schöngeister westwärts geflohen ist; aber selbst die neueren kleineren Mimentempel findet man zumeist am Saume dieser halbgenteelen Gegend. An den Ecken der Seitenstraßen des Strand stehen das Lyceum-, Strand- und Adelphitheater. Unsauber gar muß man die Ecke nennen, in die sich nicht weit von hier das Olympic schmiegt. Princeß's-Theater, welches auf den gelegentlichen Besuch der Königin stolz ist, hat sich nach Oxfordstreet geflüchtet, und das halb klassische Sadler's Wells ist noch nördlicher im ehrbaren wenn auch bescheidenen Islington gelegen. Aber erhebt sich nicht Her Majesty's Theater, in dessen Räumen die allervornehmste Welt die theuern Nachtigallen Italiens beklatscht, in wahlverwandter, wenn auch fashionabler Nähe von Leicestersquare, dem modernen Alsatien des jungen Frankreich? Wird man in der Umgegend von Haymarket nicht vor und nach der Geisterstunde von jenen zarten Wesen angefallen, die mit den Musen, Grazien und Feen nichts als die Unvermähltheit gemein haben? Ueberhaupt baut die gemeine Venus am liebsten in fashionabler Nachbarschaft ihr Schmarotzernest. Wenn daher John Dingsda Esq.'s Gesicht beim ersten Blick auf deine Adresse aus Long Acre sich moralisch erkältet, so geschieht dies weniger aus Besorgniß für deine Tugend als vor Schrecken über

die wahrscheinliche Unsicherheit oder Abwesenheit deiner Renten.

In Drury Lane selbst begegnet man der gemalten Wange seltener als in Haymarket; die Todsünden, welche da ihr Wesen treiben, tragen in der Regel keine Schminke und verführen nicht. Sie heißen: Armuth, Völlerei und Schmutz.

Quer gegenüber vom majestätischen Somerset House im Strand, halb versteckt vom umgitterten Vorplatz der Kirche, welche die Mitte der Straße verengt, windet sich ein schmaler Gang nach Drury Lane hinein. Diese zieht sich langschmal und uneben aufwärts bis sie unter anderem Namen in Neu-Oxfordstreet mündet. Ihre Breite ist sehr ungleich, aber zahllos scheinen die Sackgäßchen, Höfe und Durchhäuser auf beiden Seiten. Die mittleren Stockwerke der hohen, engbrüstigen Häuser, beherbergen offenbar einen kleinen Handwerker- und Krämerstand, den man vielleicht in anderen Ländern achtbar nennen dürfte, der aber hier nur für die ärmste Nothdurft arbeitet, und wie seine Kundschaft von der Hand in den Mund lebt; oder der mit der Armuth Wucher treibt und ihre krankhaften Gelüste ausbeutet, bis er den nöthigen Ballast in der Tasche hat, um die Anker zu lichten und unter „respectabler" Flagge ein besseres Fahrwasser weiter gegen Westen zu suchen.

Für den Comfort der Dachstubenbewohner wollen wir nicht gut stehen. Fast jedes Erdgeschoß hat seinen

Kramladen, wo bald schäbiger Frauenputz, grobe Eßwaaren und Bettelliteratur mit schauderhaften Illustrationen, bald derbes Schuhwerk, alte Kleider, entsetzliche Cigarren, kalte und warme Küche zu niedrigen Preisen feilgeboten werden. Die Hauptrolle jedoch spielen in der ganzen Drury Lane die Ginpaläste; und am stolzesten erheben sie sich in den Eckhäusern, die an den Kreuzungsstellen mehrerer Straßen stehen. Der Ginpalast contrastirt gegen die Nachbarhäuser beinahe wie die katholische Kirche gegen slavische Dorfwohnungen. Von weitem sticht er dem durstigen Notharbeiter wie ein Leuchtthurm in's Auge. Denn er putzt sich mit Spiegelscheiben und vergoldetem Dachgesims und hunderterlei vielfarbigen Inschriften grell heraus. Da sieht man am Fenster das Portrait eines Riesen aus Norfolk, der als Kellner im Hause dient — dort steht mit grüner Schrift auf der Scheibe „der einzige echte Brandy in London", oder mit rother „hier bekömmt man den berühmten, herzstärkenden, heilsamen Gin, den alle Doctoren empfehlen" — „Rahmgin — Honiggin — funkelndes Ale — Einziger Porter — Rum der den Teufel umbringt u. s. w." Manchmal sind die lackirten Thürpfosten des Ladens von oben bis unten mit diesen sinnreichen Sprüchen bemalt. Bezeichnend aber ist, daß die Schenken, die sich am grellsten aufgedonnert haben, im Innern die wüste Unbehaglichkeit selbst sind. Der Wirth verschanzt sich nämlich hinter der bar (dem Schenk-, Credenz- und

Zahltisch) wie in einer Festung vor seinen Gästen. Die Wände in diesem heiligen Orte enthalten eine Bibliothek großer und kleiner buntbemalter Fässer; der abgeschlossene Raum blinkt zuweilen von Sauberkeit und Comfort, und daneben labet ein Armstuhl zum Schlummern ein; aber den Gästen vor der Schranke ist ein enger schmutziger Stehplatz, dessen Annehmlichkeit durch die ewig auf- und zufliegende Thüre nicht erhöht wird, oder ein leeres Faß im Winkel als Sopha geboten. Dennoch findet der Palast stets würdige Gäste, die stehend, taumelnd, kauernd oder liegend, murmelnd, stöhnend oder fluchend, trinken und — vergessen.

Am nüchternen Werkeltag und bei leidlichem Wetter zeigt Drury Lane dem Blick des Uneingeweihten nichts Auffallendes. Manche kleindeutsche Residenz ist nicht so anständig gepflastert und schlechter beleuchtet. Das Elend ist diesem Quartier nicht so deutlich wie dem von Spitalfields, St. Giles', Saffron Hill und anderen Nothwinkeln London's auf die Stirne geschrieben. Aber es quillt ihm in bestialischen Perioden wie Mississippi-schlamm aus allen Poren. In voller charakteristischer Glorie erscheint Drury Lane an jedem Sonnabend nach der Feierstunde, jedem blauen Montag Abend und jedem Sonntag nach der Kirche. Ein Sonntag Mittag dagegen in Drury Lane kann einen Sanguiniker milzsüchtig machen. Der Tag des Herrn nämlich ist für den armen Taglöhner ein Bußtag ohne Kirch- und Spazier-

gang. Den Leinenkittel und die Barchentjacke scheucht der Respect vor der feinen Toilette, die sich in Parks und Kirchen drängt in ihre Kneipen zurück. Denn der englische Proletarier schämt sich seiner Lumpen und weiß sich nicht malerisch mit ihnen zu drapiren wie der spanische oder italienische Lazzarone, der die Bettelei für ein ehrliches Handwerk hält. Im tiefsten Elend hat der Engländer noch Stolz genug, um die Gesellschaft der einen halben Grad höheren Kaste zu meiden, und sich auf Seinesgleichen zu beschränken, unter denen er das Haupt frei erheben kann. Endlich haben Kirche und Park keinen Reiz für seine stumpfen Sinne. Für einen Ausflug auf's Land sind seine Beine zu müde, Boote, Omnibusse oder Dampfwagen zu theuer. Seine Kirche, sein Park, sein Club, sein Theater, seine Zuflucht vor dem Kloakendunst über dem er haust und schläft, ist der Ginpalast.

Vorsorgend nimmt er daher Sonntag Abend, gleich nach erhaltenem Wochenlohn das nöthige Feuerwasser ein, bevor es Mitternacht schlägt, denn Schlag zwölf schließt der heilige Sabbath die Thüren aller Wirthshäuser, und am nächsten Morgen darf sich das Bier- oder Branntweinparadies nicht vor ein Uhr Mittags öffnen, um von drei bis fünf Uhr wieder geschlossen zu werden. Daher die unheilige Stille, von der Drury Lane am Sonntagmorgen beklommen scheint. Die Majorität der Bevölkerung verschläft ihren Rausch oder ihre

Langweile. Alter, verhärteter Katzenjammer liegt auf den wenigen Gesichtern die sich vor den Hausthüren zeigen; Katzenjammer klingt aus dem schleppenden Schritt der Siebenschläfer, die lange vor Ein Uhr in erwartungsvollen Gruppen das geschlossene Wirthshaus umlagern; chronischer Katzenjammer scheint selbst die Atmosphäre zu drücken. Und bricht ein wohlmeinender Sonnenstrahl aus den Wolken, so fällt er auf die bloßen Lungerer und die trüben Fensterscheiben wie ein verirrter und unwillkommener Gast in einen unwirthlichen Haushalt, der sich nicht gerne einem vornehmen Besucher zeigt.

Im Ost- und Westende, im Strand und in Oxfordstreet löst ein Kirchthum den anderen mit frommem Glockenspiel ab. Wen sein Weg aber um diese Stunde durch das Quartier von Drury Lane führt, der denkt nicht daran, träumend zu schlendern und zu lauschen; eher beflügelt er seinen Schritt zur Eile; denn hier wird kein frommer, kein idyllischer und kein geselliger Sonntagsgedanke in ihm aufkommen.

Es ist Samstag Abend und die allwöchentliche Kirchweih in Drury Lane hat begonnen. — So mußt du aussehen, denkt Dr. Reif, der mit raschen Schritten durchfliegt, um nach dem Divan zu kommen; so mußt du aussehen, wenn man deine Reize vollkommen würdigen soll! Was für einen Höllenbreughel ein holländischer Maler nach diesem Modell pinseln könnte! —

Eine dicke Nebeldecke überdeckt die Gasse von Dach

zu Dach, eine Nebeldecke dunkelroth vom Widerscheine der vielen Gasflammen gefärbt; aber zwischen ihr und der tiefen Kothlage, die das Pflaster verdeckt, herrscht bald Halbdunkel, bald lichtere Dämmerung, bald heller Tagesglanz, je nach der Gaskraft, die hier in armlangen, freien Flammen vor einem Metzgerladen, dort wie ein schwacher Stern vom Laternenpfahl schimmernd, und anderswo aus der halboffenen Schenke brechend, mit Nacht und Nebel kämpft. Wer allzufeine Nerven hat, muß nicht allzunahe an den Kneipenportalen vorbeistreichen, denn wie die Thüre zufällig aufgähnt, strömt ein Wachholderschnapsduft heraus, der die Atmosphäre verpestet. Auch ist das Gedränge da am lästigsten. Die saubern Mägde, die mit schweren Körben am Arme nach dem nahen Fleisch- und Gemüsemarkte eilen, oder die spärlichen Besucher der Thee- und Kaffeehäuser von Drury Lane brechen sich mit groben Ellenbogenstößen Bahn durch den Menschenkehricht. Ein sündiges Wort das, aber leider paßt kein besseres für die Jammergestalten und bleifarbigen Physiognomien, auf denen der Hunger mit dem Durst und das Laster mit dem Siechthum um die Oberhand ringt.

Was für Hogarthiaden sich auf den Raum von vier bis fünf Pflasterquadern zusammendrängen! Welche Gier stiert aus den Augen dieses grauhaarigen Weibes, das ein rothbackiges kleines Dirnchen — vielleicht ihr eigenes Kind — in den Branntweinladen zerrt! Die

Kleine folgt mechanisch, hält aber die Hand fest im Busen, als fürchtete sie ihren Wochenpfennig zu verlieren, den sie wahrscheinlich durch harte Arbeit oder noch härteres Betteln erwarb, mit dem sie wohl besser einen Fetzen für ihren entblößten Nacken erhandelte. An der Schwelle stolpert sie, und wäre bald über ein paar Kinder gefallen, die fröstelnd am Boden kauern und auf den zechenden Vater warten. Jetzt kömmt er herausgewankt, und gibt zur größten Gefahr für sein Gleichgewicht der leeren Luft einen Fußtritt. „D — your bloody eyes, kein Moos mehr?" murmelt er in seinen Bart. Der Fußtritt galt seiner Ehehälfte, einer hagern Frau mit eingefallenen Pergamentwangen, der die struppigen Locken unter einem verschossenen Seidenhut vorquellen, während ihre strumpflosen Füße in zerrissenen Schlappschuhen stecken. Sie zählt beim Schein der Gaslaterne fünf kupferne Pence in der knochigen Hand, wirft einen Blick auf den wankenden Mann und die lockende Thüre, einen andern auf den Höker-Karren in der Mitte des Fahrweges, den einige Obst, Austern oder Mießmuscheln schmausende Arbeiter umstehen, und wird mit Zählen nicht fertig. Auch die faustgroßen Austern auf dem schmutzigen Karren sind lockend. Sie liegen drei, vier in Haufen beisammen und der kostet nur einen Penny. „Penny a lot! Oisters!" schreit der Höker und setzt seinen Schiebkarren in Bewegung; ein Dutzend lüsterner Augen folgen ihm nach.

Gruppen dieser Art wiederholen sich, mit mehr oder weniger Abwechslung alle zehn Schritte. Fast vor jedem Schnapshaus stößt man auf trunkene Weiber, oft mit Säuglingen im Arm, und überall hört man aus dem unarticulirten Gesumme und Gemurmel deutlich das eine Wort bloody heraus *).

Wir kommen heute Abend noch einmal nach Drury Lane zurück und bemerken für jetzt blos, daß Keif auf seinem raschen Gang durch die Gasse das liebenswürdige Wörtchen nicht weniger als neun und neunzigmal gehört haben will. — „Da haben Sie gleich ein Abenteuer," sagt Mr. Frolick, „lassen Sie es für Nummer Eins gelten."

Dr. Keif sitzt nämlich mit seinem Freunde auf einer Parterrebank im Olympic-Theater. Das Haus ist so klein, daß auch ein Kurzsichtiger leicht am Logen- und Galerieenpublicum seinen physiognomischen Scharfblick üben kann. Die Stammverwandten des toryistischen Schatzkanzlers sind heute, als an einem Samstag Abend auf allen Platzabstufungen stark vertreten. Parterre und oberste Gallerie jedoch füllt zumeist das sentimentale Geschlecht der Stubenmädchen und Köchinnen, untermischt mit kleinbürgerlichen Maitressen, die von unbärtigen Commis mit Gingerbier, Sodawasser, Limonade und

*) Bloody wird vom Pöbel nicht in der wörtlichen Bedeutung, sondern als ein fluchendes Beiwort — etwa wie verdammt oder verwünscht — vor jedem mißliebigen Hauptwort gebraucht.

Orangen bewirthet werden. Der Vorhang ist eben gefallen.

„Nun, wie behagt's?" frägt Mr. Frolick.

„Ich denke, wir haben an einem Aufzug genug," sagt Reif.

„Nur einen Augenblick Geduld," bittet Frolick; „ich muß Jemanden fixiren. Sie haben sich gelangweilt, wie?"

„Umgekehrt, königlich ergötzt hab' ich mich. Es geht nichts über ein tragisches Spectakelstück auf Euren englischen Bühnen."

„Vergessen Sie nicht, es ist ein Machwerk aus dem Französischen."

„Und doch tischt Ihr diese französischen Machwerke überall zu Dutzenden auf. Aber abgesehen vom Stück — das Spiel ist so ergötzlich. Wie Mrs. Lackaday dem jungen Roasy ihren ahnungsvollen Traum erzählt, und Roasy ihr darauf eine Liebeserklärung versetzt, das, gestehn Sie mir, konnten zwei Marionetten nicht besser machen — —"

„Ja, die Scene war süperb," lacht Frolick.

„Nicht wahr? der Bursche stand wie eine Schießscheibe, bis die Reihe an ihn kam loszuplatzen. Aber dann wälzte er auch die Augen, daß man's auf eine Meile sehen konnte, und warf abwechselnd den rechten und linken Arm gen Himmel, als wollte er den Mond ohrfeigen — und dann stand sie wieder wie eine Schieß-

scheibe und das Publicum klatschte wie besessen. Und schien's Ihnen nicht, daß Beide dieselbe Modulation und Declamation hatten, wie alte Eheleute, die mit der Zeit von einander Mienen- und Geberdenspiel annehmen? Zuweilen kömmt mir's vor, daß alle hiesigen Tragöden und Tragödinnen auf einem und demselben patentirten Leierkasten abgerichtet sind. Ihr Pathos ist gleichsam auf Noten gesetzt. Alle befleißen sich derselben endlosen Pausen zwischen Artikel, Beiwort und Hauptwort, und stoßen nach jedem Gedankenstrich das Wort mit einer Explosion heraus, daß jede Verszeile wie schlechtes Pelotonfeuer klingt. Wahrscheinlich ahmen sie Alle Macready nach."

„Das heißt," bemerkt Frolick, „sie carrikiren ihn." —

„Und wissen Sie denn, wessen altmodische Manier Macready nachgeahmt hat? Ich habe über Garrick, Kemble und die Siddons viel gehört und gelesen was mir blinde Pietät für sie einflößen sollte, aber ich kann mich des Argwohns nicht erwehren, daß auch im goldenen Zeitalter der englischen Tragödie nicht alles Gold war. Es ist zu viel unnatürlicher Respect vor dem traditionellen Bocksbeutel unter der Zunft. So rühmte mir unlängst Sir John, der seiner Zeit ein leidenschaftlicher Theaterfreund war, die orthodoxe Treue mit der Hamlet hier gegeben wird."

Allerdings die Scenirung des Stückes ist traditionell; sie hat sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, und

soll heut' zu Tage noch dieselbe wie vor bald zweihundert Jahren sein. Die Kirchhofscene ergreift gerade durch einen alterthümlichen Ton im Vortrag so sehr."

„Sehen Sie!" sagte Reif, „sehr schön, sehr poetisch das, aber es zeigt doch auch von wenig Selbständigkeit. Als Emil Devrient hier den Hamlet gab, fiel es den gebildeten Zuschauern und Kritikern auf, daß die Deutschen manchen kleinen Zug in dem wunderbaren Gemälde doch viel natürlicher deuten und darstellen, während die englischen Mimen sich glücklich preisen, eine zweihundertjährige Tradition copiren zu können. Shakspeare's Mitspieler wurden vom Prinzen von Dänemark in der interessanten dramaturgischen Scene wegen ihrer Coulissenreißerei verdonnert. Die Lection mag auch zweihundert Jahre lang zeitgemäß geblieben sein."

„Klingeln gehört zum Handwerk," erwiderte Frolick; ohne eine Portion Coulissenreißerei wird auch die trefflichste Tragödie hier nicht wirken. Der derbe Geschmack des Publicums verlangt — —"

„Ach!" fiel Reif ein; „und wie kömmt es, daß die Epoche der Garricks und Kembles und Siddons keinen bessern Geschmack ausgebildet und vererbt hat? Ist England in seiner Gesittung und Bildung zurückgegangen? Umgekehrt. Die tragische Darstellungskunst muß daher in früheren Zeiten an denselben Auswüchsen gelitten haben. Der Geschmack des Publicums ist eine lahme Entschuldigung. Ich sollte meinen, daß gerade

das englische Publicum einen bildungsfähigen Geschmack hat; es kritisirt nicht übermäßig viel, es ist nicht blasirt, vielmehr die Dankbarkeit selbst; es hat einen etwas rohen aber gesunden und ungekünstelten Sinn, der gewiß auch für Grazie und maßvolle Würde empfänglich wäre, wenn man sie ihm nur fleißig bieten wollte. Da ist Madame Celeste, die ich in einigen Melodramen hier im Olympic sah. Schwärmen nicht Logen, Gallerie und Parterre für sie, blos weil die Anmuth ihrer Bewegungen auf den Londoner Brettern eine Seltenheit ist?"

„Sie wissen," rief Frolick, „Madame Celeste ist eine Französin?"

„So? Warum nicht gar?"

„Ja wohl, eine Französin, die durch sonderbare Schicksale nach London verschlagen wurde. Anfangs wurden eigens für sie Stücke mit stummen Rollen geschrieben, aber sie declamirt jetzt auch englisch mit einem ganz leisen Anflug von französischem Accent, und auch diese Eigenheit gefällt."

„Ich muß sie hören," rief Reif. „Ein schöner und lieber Zug das vom englischen Publicum. Ich weiß nicht, ob das französische einen englischen Schauspieler so gastlich aufmuntern würde."

„Einen englischen Schauspieler schwerlich, aber — eine Schauspielerin gewiß, Sie naiver Mensch," lachte Frolick, „vorausgesetzt, daß sie hübsch ist. Jetzt aber kom-

men Sie, sonst geht der Vorhang auf, und Mr. Roary beginnt wieder sein Pelotonfeuer."

„Guten Abend, Mr. B***," flüsterte er im Hinausgehen, einem jungen Manne auf die Schulter klopfend, der auf der dunkelsten Bank im Hintergrunde saß, den Hut tief im Gesicht, den Oberrock bis über's Kinn zugeknöpft und einen dicken Shawl über den Mund geschlagen, als säße er auf einem Omnibus und nicht im heißen Theater. Der Angeredete sprang wie elektrisirt in die Höhe, feuerroth bis über die Brauen, und bearbeitete Mr. Frolick eine gute Weile mit krampfhaftem Händedrücken und inbrünstigem Gemurmel.

„Da haben Sie ein Abenteuer Nummer zwei," sagte Frolick, als sie auf der Straße waren. „Der lange Junge drinnen mit dem rothen Backenbart heißt Mr. Brimley, ist fünfundzwanzig Jahre alt, steht seines Vaters Geschäft in der City vor, hat eine Erbschaft von zwei- bis dreimalhunderttausend Pfund zu erwarten, und fürchtet sich wie ein Schulknabe, daß ihm der Papa hinter seine geheimen Sünden kommen könnte."

„Und was für Sünden sind's, wenn man fragen darf?"

„Rathen Sie. Das Verbrechen besteht darin, daß er heute zum erstenmal in seinem jungen Leben in's Theater ging."

„Nicht möglich!"

„Aber Thatsache. Ich kenne Peter Brimley Esq.

und kenne Mrs. Brimley und die ganze Sippschaft. Zwischen Themse und Clyde gibt es keine rechtschaffeneren, wohlthätigeren und lieberen Leutchen, aber wenn man in ihrem Hause erführe, daß Mr. Ebenezer Brimley — so heißt der Sohn, dem wir eben begegneten — seinen Fuß über die Schwelle der Frivolität und seine werthe Person auf die Bank unseliger Schaulust gesetzt hat, so erhöbe sich größeres Wehklagen und Heulen unter den Vettern und Tanten von Brimley-house als über einen Bankbruch der Firma Brimley u. Co. in der City. Es sind strenge Methodisten die Brimley's; und doch hat er es gewagt, der kühne Ebenezer; und weil gestohlene Wasser nicht nur süßer schmecken, sondern auch schlimmer berauschen als offen gekaufter Branntwein, so fürchte ich, Ebenezer trinkt gleich den Giftbecher bis zur Neige und elopirt morgen mit Mrs. Lackaday. Er hat wahrscheinlich keine Ahnung davon, daß sie das Schwabenalter erreicht hat, und schwärmt, wie mir's schien ganz gewaltig für ihre geschminkte Persönlichkeit. Nun, ich werde schweigen wie das Grab, ich hab' es ihm zugesagt. Schlafen wird er drum ja doch nicht, der arme fünfundzwanzig Jahr alte Knabe; es könnte mir ja ein unbedachtes Wort entschlüpfen."

„So hat Monsieur Enfin doch nicht ganz in's Blaue hinein raisonnirt!" sagte Reif.

„Ja," warf Frolick hin; „Ihr Franzose sieht nur nicht weiter als seine Nasenspitze reicht. Die Puritaner hau-

sen freilich noch mächtig in England, aber die Rundköpfe thun Noth, so lang die Cavaliere am Leben sind. Und à propos — verschweigen Sie den Namen B's in Guildford Street. — Hier herein Freund!" —

Durch eine niedrige Hausthüre, über der eine Gaslaterne mit rothen Scheiben prangt, gelangen unsere beiden Freunde in einen Vorsaal, wo Jedem ein Penny abverlangt wird. Ein Schenktisch mit Sodawasser, Limonade und einigen Obst- und Kuchenkörben erquickt einen Haufen ärmlich gekleideter Fabrikmädchen, während ein fünfzehn- bis sechszehnjähriger Cavalier, die selbstgefertigte Mütze aus braunem Packpapier auf den Hinterkopf geschoben, mit einer Armbrust nach einer Scheibe schießt, und nach jedem Schuß einen Farthing (1/4 Penny) auf das Buffet wirft. Aus dem Vorsaal gelangen sie durch einen engen Corridor in's Parterre des Pennytheaters, d. h. auf einen steingepflasterten Boden, der etwa fünfzig Personen fassen mag. Auch an Gallerieen fehlt es nicht. Es steigen nämlich ein Dutzend Holzbänke amphitheatralisch bis zur Decke auf, und merkwürdiger Weise sitzen rechts blos Damen, links blos Herren.

Diese Trennung der Geschlechter hat einen delicaten Grund. Die Herren — meistens Arbeiter und Lehrjungen — schwelgen nämlich während der Vorstellung im Wohlgeruch ihrer brennenden „Pickwicks", einem Kraute, von dem wir versichern können, daß es nicht

in Havanna wächst. Doch haben sie Galanterie genug, beide Flügel des Fensters auf ihrer Seite — des einzigen im Hause — weit zu öffnen.

Eben als unsere beiden Freunde eintreten, klettert der Theaterdirector, ein kleiner alter Krauskopf mit rothem Punchgesicht, vermittelst einer kleinen Leiter auf die Bühne, macht zwei ehrfurchtsvolle Bücklinge vor den Herren und Damen, und beginnt eine wohlgesetzte Rede zur Entschuldigung einiger Mangelhaftigkeiten seines Instituts. Bei jedem dritten Wort unterbrechen ihn die Cheers oder Glossen der Jünglinge, je nachdem ihm ein Wortspiel gelingt oder mißräth.

„Ladies und Gentlemen!“ ruft er — „mit einer Primadonna kann ich Ihnen heute nicht aufwarten. Jenny Lind schreibt mir so eben durch meinen unterseeischen Privattelegraphen um eine Urlaubsverlängerung. Wollen Sie der Nachtigall den Honigmond verkürzen? Gewiß nicht, es wäre grausamer als Thierquälerei. Madame Sonntag gesteht mir im Vertrauen, daß sie nicht den Muth hat, vor einem hochgebildeten Publicum, wie das von Nr. 17 Broad Street, London, aufzutreten, obgleich ihre Stimme noch für Yankee-Ohren gut genug ist. Die Wagner konnte ich haben — spottwohlfeil wie alte Makrelen — aber erstens: soll ich Ihr britisches Nationalgefühl beleidigen? Würde nicht jede Passage Sie daran erinnern, daß England blos wegen seiner großen Kupferpence zu schätzen ist? Zweitens stehe ich mit Mr.

Lumley zu gut — es gibt Rücksichten und Delicatessen — Sie begreifen wohl Ladies und Gentlemen. Drittens endlich ist Papa Wagner mit seiner Tochter unsichtbar geworden. Ihrer Majestät Kriegsdampfer „Seeschlange“ begegnete dem Alten, sein Kind auf dem Rücken auf dem Weg nach den diggings. [Zur Sache, zur Sache!] Sie wundern sich wohl, daß diese Bretter kein Teppich deckt, und daß kein gemalter Vorhang hier auf- und niederrauscht [Eine Stimme von der Gallerie: Versetzt? he? — Andere Stimme: Unsinn! Seine Frau hat sich aus dem Zeug einen Unterrock geflickt. — Allgemeine Heiterkeit].“

„Wie sehr verkennen Sie mich Ladies und Gentlemen!“ fährt der Director fort. „Erstens geziemt es sich, daß auch unsere Bühne um den großen Verlust traure, den der Tod des eisernen Herzogs [Stimmen vom Parterre: Kein Erstens von vorne! — Schlechter Witz! schofler Witz! — Kecker Hanswurst! — Blasphemie! — und andere Unterbrechungen]. Hören Sie mich Ladies und Gentlemen! Zwischen uns sei Offenheit und Klarheit. Bei mir darf Jedermann hinter die Coulissen sehen. Ladies und Gentlemen! Die Ouverture wird sogleich beginnen.“

Der Redner verschwindet durch eine Fallthüre, und statt seiner steigen zwei Burschen herauf, der eine als Irländer, der andere als Hochschotte maskirt, fassen einander gegenüber Posto und spielen einige Nationalwei-

sen; dieser auf einer schlechten Fidel, jener auf seinem Schwarzdornknüttel (Shillelah) sucht Flöte, Geige und Brummeisen nachzuäffen. Mitten im Spiel werfen sie einen Fetzen ihrer Tracht nach dem andern in's Parterre und verwandeln sich in amerikanische Pflanzer. Aus einer Versenkung reicht eine Hand ein paar breite Strohhüte hervor; damit vollenden sie die Metamorphose, laufen nach rückwärts und zerren einen Negersclaven auf die Bühne, den der Theaterdirector selbst vorstellt. Er hat zu dem Zweck das Gesicht berußt, eine wollene schwarze Krausperrücke aufgesetzt, Arme und Beine mit eisernen Ketten gefesselt. Auf der Brust trägt er überdies, um jedem Mißverständniß vorzubeugen einen Zettel mit der Inschrift: Uncle Tom. —

Etwa eine Minute lang knallen die beiden Pflanzer auf den Unglücklichen unbarmherzig los; da ruft er plötzlich: Freiheit! Freiheit! zerreißt seine Fesseln und — — steigt phlegmatisch in's Parterre hinab, während die beiden Pflanzer sich mit einigen kunstvollen Purzelbäumen empfehlen.

Verwandlung. — Aus der Hinterthür treten drei Gestalten; eine kolossale Frau, eine dreizackige Ofengabel schwingend, und ein goldpapiernes Diadem mit der Inschrift „Britannia" vor der Stirne; dann ein kugelrunder alter Herr mit rother Nase, der mit der Rechten einen Suppenlöffel zum Mund führt, und in der linken eine hölzerne, mit einer Schildkröte bemalte, Schüssel

als Schild trägt. Britannia setzt sich mit einem schweren Seufzer auf einen Schemel zur Rechten, und späht durch ein langes, schmutziges Fernrohr auf das Meer hinaus, während der rothnasige Lord Mayor von London ihr gegenüber niederkniet und in ein höchst energisches Heulen und Zähneklappern ausbricht. — Die dritte Figur ist ein etwa zwölfjähriger netter Schiffsjunge, in Südwester, braunem Jäckchen und weiten Leinenhosen. Der tänzelt, während der Lord Mayor heult, am Rande der Bühne eine lustige Hornpipe (Matrosentanz).

Jetzt kommt der Knalleffect des Abends. Mitten aus dem Parterre stürzt eine schauderhafte Masse gegen die Bühne los. Wir erkennen den Onkel Tom von vorhin, aber über dem berußten Gesicht und der wolligen Perrücke trägt er einen dreieckigen Hut; rothe Hosen und Courrierstiefel, so wie ein gewaltiger Säbel an der Seite verrathen den gefährlichen Mann; aber der größeren Deutlichkeit wegen hat er auf dem Rücken ein Plakat mit den Worten „Soulouque, Napoleon, Emperor" hängen. — Invasion! schreit der Schreckliche, und rennt, zum herzlichen Gelächter der Ladies und Gentlemen mit der Stirne zu wiederholten Malen gegen die hölzerne Kreideküste, daß er rückwärts taumelt. — Parli-vow-franci? quiekt der kleine Schiffsjunge über die Bühne hinunterblickend, und tänzelt ruhig weiter.

Da bemerkt der Eroberer die kurze Leiter am Boden, legt sie an und klettert entschlossen die vier Sprossen

hinan. Anfangs drückt selbst der kecke Schiffsjunge pantomimisch einiges Entsetzen aus, aber kaum ist der Erzfeind unter dem Geheul des Löffelträgers auf den Rand der Bühne gelangt, so dreht sich der Schiffsjunge flink um, und stürzt ihn mit einem kunstvollen Fußtritt auf jenen Körpertheil, den der Anstand zu nennen verbietet, in's Meer hinab [Endloses Hurrah des Publicums].

Eine feierliche Polka zwischen Britannia und dem Lord Mayor und ein God save the Queen! das der kleine Schiffsjunge anstimmt, beschließen dieses einfache Melodrama.

„Ein Glück, daß der französische Gesandte diese Spelunken des Volksvergnügens nicht mit seinem Besuche beehrt!" sagt Frolick, indem er seinen Freund durch das Gedränge neuankommender Herren und Damen hindurchbugsirt; „sonst gäbe es vielleicht diplomatische Noten. Wo der Lord Kämmerling noch seine altherkömmliche Theatercensur ausüben kann — sie gilt nur in einem begrenzten Weichbilde Londons — da hat ihn die auswärtige Diplomatie seit 1850 auch richtig zum Einschreiten mit Scheere und Rothstift gezwungen. Das hat man von Polizei-Privilegien. Die Moral gewinnt am wenigsten dabei. Eugen Sue's Mysterien und Jack Shepperd's Abenteuer oder die grausige Mordthat der Mannings dürfte man in Drury Lane und Coventgarden dramatisiren; die harmlose Fußtrittsscene dagegen, die

wir eben mitangesehen, würde aus den Weihnachtspantomimen erbarmungslos herausgeschnitten werden."

„Freut mich," entgegnet Reif, „daß dies einen gelinden Tory ärgert. Es ist Alles wie bei uns, obgleich nur im Kleinen, Dank Ihren Linienschiffen! — War die Vorstellung aus?" —

„Behüte; sehen Sie sich die Fortsetzung ein andermal an. Mir wurde die Atmosphäre zu duftig. Und doch ist dies eines der vornehmeren unter den hundert und aber hundert Pennytheatern."

„Ich dachte auch im Stillen", sagte Reif, „welch' ein weibliches Schauspielhäuschen man in einer deutschen Landstadt für das Geld herstellen könnte, das der Pennysammler drin für Gas und Miethe ausgeben mag."

„Ist nicht so arg als Sie denken. Mit achtzig bis hundert Pfund sind die Kosten reichlich gedeckt, und die Einnahmen geben jeden Sonnabend und Montag ein sichtbares Klümpchen Gold, da der Raum fünf bis sechs Mal des Abends sich mit neuen Gästen füllt. Die Vorstellung ist immer dieselbe, ohne daß der Director dem Autor Tantième zu bezahlen hätte. Benefiz-Abende und Schauspieler-Honorare drücken ihn auch nicht sehr; ja er kann auf unentgeltliche Gastrollen rechnen; denn was diese Betteltheater besonders charakterisirt, ist der kameradschaftliche Verkehr zwischen Parterre und Bühne. In der Regel wird in jeder Vorstellung eine oder die andere Improvisation eingeschaltet, in der diverse Damen

und Herren nur zu glücklich sind, ihr dilettantisches Genie leuchten zu lassen. Werden Sie noch behaupten, daß dem englischen Volke der dramatische oder theatralische Kunsttrieb abgeht?"

„Das, mit Ihrer Erlaubniß, hab' ich nie behauptet. Wir sprachen vorhin nur von den tragischen Schauspielern — was die Komiker betrifft, die find' ich köstlich. Es geht mir Niemand über Mathews im Lyceum-Theater oder über Mrs. Keeley. Da ist Naturfrische, Kraft, Leichtigkeit und Feinheit; alle Elemente, die den Punsch des Humors liefern, sind da in richtiger Mischung vorhanden. Unsere deutschen Lustspiele und Lustspiel-Vorstellungen kommen nie so recht vom Herzen; sie gemahnen mich immer an die obligate Heiterkeit eines Bücherwurms im Salon, und zwar ist bald der Dichter, bald sein Dolmetscher in seiner Herablassung zu sichtbar gezwungen; abgesehen davon, daß wir weder in Wien noch in Berlin oder Hamburg eine allgemeine typische Gesellschaft besitzen. — Provinzielle Volksstücke haben wir, das ist wahr, aber ihre Komödie vereinigt den festen, handgreiflichen Charakter und die Farbentreue des Volksstückes mit der höheren Tendenz der Kunstkomödie; und wenn es nicht immer gar zu hoch strebt, so sieht man dafür, wie natürlich und organisch es aus dem populären Element emporgewachsen ist. Na, Mr. Frolick, jetzt hab' ich mich wohl gehörig deutsch theoretisch ausgedrückt? Ich hoffe, Sie verstehen mich nicht? — —

Scherz bei Seite, der Unterschied läßt sich schwer in wenig Worten deutlich machen. Ich gestehe Ihnen nur offen meine Eindrücke. Als ich zum ersten Mal in Saddler's Wells Romeo und Julie sah, zerbiß ich mir die Lippen. Julie schien nicht aus einem italienischen Kloster, sondern aus einem Damenpensionat in Brompton zu kommen; das orthopädische Schnürmieder und Rückenbrett waren unverkennbar; dem Romeo hätte ich ohne Zögern einen Expreßtrain von lauter Locomotiven anvertraut, solche praktische Nüchternheit lag in seinem Wesen, so solid und scharfkantig war jede seiner Bewegungen. Und dasselbe empfand ich, wenn Mercutio, Tybalt oder Lorenzo auftrat. Nicht etwa, daß sie zu wenig Mimik und Vocalkraft entfalten; im Gegentheil — weil sie sich wie Rasende geberdeten und die ganze Stufenleiter menschlicher Töne vom Säuseln bis zum Brüllen auf- und abkletterten, war mir's nur zu deutlich, daß in diesen Herren keine tragische Passion lebt. Dieselbe Truppe hat mich später in Lustspielen entzückt. Je derber die Komödie, je härter sie an die Posse streift, desto natürlicher kömmt mir das Spiel vor. Lachen Sie mich nicht aus, aber einen herzlicheren Genuß als die vorjährige Weihnachts-Pantomime im Drury-Lane-Theater hat mir noch keine Bühne geboten. Das nenn' ich plastischen Spaß, Tollheit mit Methode, erbaulichen Unsinn, ein Kaleidoskop für große Kinder." —

„Da werden Sie plötzlich wieder allzudankbar", sagt

Frolick. — „Die Weihnachts-Pantomimen sind gewöhnlich aus alten Punch-Witzen und dergleichen Stoff zusammengestoppelt — —"

„Schadet nichts. Die Anordnung und geschickte Einflechtung der Thorheiten der Saison machen ein neues Product daraus. Ich glaube, es ist gar nicht so leicht, den geschriebenen Witz in ein so anschauliches und handgreifliches Tableau zu übersetzen. So blitzschnell und traumartig die Verwandlungen in einander greifen, geht doch keine Anspielung dem Zuschauer verloren; sie ist zu lapidarisch ausgeführt. Das Dachstuben- und Straßen-, das Kram- und Kellerleben London's zu einem Fastnachtszug zusammengeknüpft — ich sage Ihnen, es ist gar nicht so kunstlos. Am Ende hätte Hogarth das bunte Treiben nicht treffender, nur misanthropischer, gezeichnet. Und gespielt mag ich es noch lieber als gestochen. Bei solchen Stücken ist die mechanische Virtuosität Ihrer Landsleute recht am Platze. Wenn der junge Gentleman im Salon uns steif erscheint, ist der Clown auf den Brettern dafür das Ideal quecksilberner Beweglichkeit. Der Junge hat Uhrfedern in jedem Gelenke. Deutlich erinnere ich mich noch des einen Tausendkünstlers, der in der ersten Scene als Abcschütz zur Schule fährt, zwei Minuten darauf im Wirthshaus seinen Cameraden aus dem Bett, aus dem Zimmer, und sich selbst aus dem Fenster hinausbort, gleich darauf an der Spitze einer Compagnie Bloomers alle Policemen, die

ihm in den Weg kommen, durchprügelt, in's Loch gesteckt wird, und in einem Gewürzladen wieder auftaucht, wo er dem frommen Spezereihändler Sand in den Zucker und Schnupftabak in den Kaffee mischt, und den Lehrjungen in's Syrupfaß steckt. Unsere sogenannten englischen Reiter sind Holzpuppen gegen diesen Clown. Das Stück beschäftigte aber zwanzig solcher Clown's, die einer den anderen überhüpften. Leider, leider hatte die glänzende Pantomime einen argen Schandfleck. Zwanzig bis dreißig weibliche Engländer vom vollen Grenadiermaß, zehn Minuten lang Ballet tanzen zu sehen, ist ein Genuß, von dem man sich nur langsam erholt. Noch heute lebe ich der festen Ueberzeugung, daß die würdigen Jungfrauen nicht im Entferntesten daran dachten, einen Kunsttanz zum Besten zu geben, sondern daß ihre langen Beine geometrische Werkzeuge waren, mit denen sie die Lehre vom spitzen Winkel, von der Hypotenuse und der Quadratur des Zirkels praktisch ergründen wollten. Man weiß ja, daß englische Damen sich gern mit den strengsten wissenschaftlichen Studien abgeben."

„Sie sind und bleiben ein unverbesserlicher Kritikus!" lachte Mr. Frolick. „Das Classificiren und Generalisiren ist Euch Deutschen so schwer auszutreiben. So beliebt es Ihnen, in die kindische Weihnachts-Pantomime einen Tiefsinn hineinzudichten, an den kein Londoner Theaterdirector je gedacht hat. Und weil Sie zufällig zwei, drei Coulissenreißer sich an Shakspeare versündigen

sehen, wagen Sie es, am Genie Garrick's, Kemble's, Kean's und der Siddons zu zweifeln. Ueber den Punkt, wo der deutsche und der englische Geschmack aus einander gehen, ließen sich Bände sprechen. Genug, unsere Tragik trägt eben so derb auf wie unsere Komik. Dort mißfällt Ihnen, was Ihnen hier gefällt. Ich gebe zu, daß man im Coulissenreißen heut' zu Tage etwas weit geht, aber nicht so weit als es Ihnen vorkömmt, der Sie an das beschauliche, ewig monologisirende Pathos der deutschen Künstler gewöhnt sind. Unsere Helden dürften zuweilen etwas sanfter brüllen, aber dafür kann man ihnen nicht so oft vorwerfen, daß sie einschläfern. Und am Ende trifft der Vorwurf physischer Uebertreibung nur eine Seite des Spiels. Ich habe mich an Hamlet und Romeo und Julie auf deutschen Bühnen aufrichtig erbaut, zum Theil mehr als hier; dagegen müssen Sie Richard III. und Fallstaff nur in England sehen. — Lassen wir das Thema; die Blüthezeit der Bühne ist hier wie in Deutschland vorbei; bei Euch aus Mangel an Stoff, an gesunder Luft und Bewegung, bei uns aus überwältigender praktischer Thätigkeit. Es wirken noch hundert andere Ursachen mit, die man nicht mit einem Blick übersieht. Lassen Sie mich nur Eins hervorheben, und behalten Sie es stets im Auge, wenn Sie Vergleichungen anstellen. Bei uns hat man mit der dramatischen Kunst nie den Götzendienst getrieben wie in Deutschland; man hat sie nie als ein so hoch-

stehendes nationales Bildungs-Institut, als eine Schule der Gesittung wie bei Euch betrachtet. Erst in neuerer Zeit beginnt man von manchen Seiten diesen Standpunkt geltend zu machen. Ich begreife was Euch die Bühne seit Lessing war, und was sie alles ersetzen mußte. Ihr habt aus dem was die Blüthe des Nationallebens sein mag, Samen und Wurzel machen wollen. Zuweilen sogar ist sie Euch als die Frucht und der Zweck des nationalen Lebens erschienen. Der ideale Spiegel war Euch mehr als das Dasein und Wirken, welches sich darin abspiegeln soll. Ich mußte gar oft lächeln, wenn ich Eure ästhetischen Patrioten nach einer Flotte oder nach einem Reichs-Kaiser schreien hörte, blos um des lieben Drama's willen; oder wenn sie im vollen Ernste klagten, daß aus Deutschland nichts werden könne, so lange die vaterländische Bühne verdammt sei, sich vom französischen Abfall zu nähren. Unsere Theaterdirectoren importiren französische Genrestückchen und Vaudevilles in ganzen Schiffsladungen, und die patriotische Presse rümpft wohl die Nase, erschrickt aber darüber so wenig wie über die Einfuhr französischer Schnürmieder und Culs de Paris."

„Ich will Ihnen mehr sagen" — fährt Mr. Frolick nach einer kurzen Pause fort — „es gibt Tausende guter Engländer in Stadt und Land, die ihren Shakspeare wie die Bibel, das Theater aber gar nicht kennen, und Kunstfreunde gibt es, denen man schwarz auf weiß den

unaufhaltbaren Verfall der englischen Bühne nachweisen könnte, ohne daß es ihnen einfallen wird, deshalb das foreign office anzuklagen. — Bei Euch pflegen, hätscheln und gängeln einige dreißig Höfe das Theater; bei uns ist jede Bühne eine Privatspeculation wie jedes andere Unternehmen. Wenn die Königin im Prinzeß's oder Coventgarden eine Loge nimmt, so hat sie Alles gethan, was man von der Kunst-Gönnerschaft der Majestät erwartet. Sie werden dieselben Bretter, auf denen heute Desdemona ihr Schwanenlied singt, morgen von einer Kunstreiter-Truppe oder von indischen Gauklern besetzt finden. Wenn Jemand deswegen über Entweihung des Musentempels klagt, macht er sich bei uns lächerlich. Der Hund des Aubry, welcher Göthe's und Schiller's heiligen Zorn erregte, wird jeder hiesigen Bühne ein willkommener Gast sein, wenn er die Kasse füllt. Das gebildete Publicum weiß darum doch zwischen Poesie und Spectakel zu unterscheiden; unsere Schauspieler treten in der Gesellschaft als Gentlemen auf, obgleich sie nicht den „Charakter von Staatsbeamten" haben; unsere dramatischen Autoren schreiben keine oraculösen Vorreden zu ihren Werken, denn sie glauben sich nicht verpflichtet die Propheten Israel's zu spielen, sondern vor Allem zu unterhalten. Eine poetische Unterhaltung ist an und für sich veredelnd; Poesie aber die nicht unterhält schneidet sich selbst die Möglichkeit jeder höheren Wirkung ab. Ich gebe zu, daß wir seit

Sheridan keinen genialen Komödiendichter, und seit länger — seit Otway kann man sagen — keinen glücklichen Tragödiendichter aufweisen. Shelley's Beatrice Cenci, obgleich bühnen-unfähig, verräth dramatisches Genie, aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Die englische Kritik bedauert dies, beklagt es aber nicht als ein Nationalunglück; sie zieht daraus keine trostlosen Schlüsse auf die geistige oder sittliche Richtung der Nation; sie weiß, daß die dramatische Schöpfungskraft sich nicht commandiren noch durch Tendenz-Guano zwingen läßt, sondern sie hat die bescheidenen Gaben von Cumberland, von Knowles, Bulwer und Andern mit Dank aufgenommen, statt an jeden hübschen Versuch den höchsten Maßstab anzulegen, und zu schmollen, weil der Canarienvogel durchaus kein Adler, und das Eichhörnchen kein Löwe sein will. Altengland blüht deshalb doch in Macht und Ehren. Aber .... halt! wir haben uns nach Seven-Dials verirrt. Eine schlechtere Ausgabe von Drury Lane. Kehren wir um; der Hexensabbath wird jetzt seinen Höhepunkt erreicht haben und eines flüchtigen Blickes würdig sein." —

„Ich sehe," hub Dr. Reif nach einer Weile an, während sie durch ein finsteres Quergäßchen hinter einander stolperten; „ich sehe, Sie haben lange eine tüchtige Last Moral für mich auf dem Herzen gehabt. Ihre Anspielungen treffen die morsche Seite des deutschen Treibhauslebens, aber, aber — — das werden Sie mir nicht

ausreden, daß der Bühnengeist auf den Geist und Geschmack der Gesellschaft deutet; und von Mr. Frolick, dem kunstsinnigen Gemüth, hätte ich am allerwenigsten die nüchterne Predigt erwartet. Mich dünkt, meine paar deutschen Anwandlungen haben Sie halb und halb in die Manchester-Schule getrieben. Schön können Sie doch unmöglich die einseitige, utilitarische Richtung des heutigen Englands nennen? — —"

„Schön?" wiederholt Frolick mit einem Seufzer; „hab' ich sie schön genannt? Nein — aber die Nothwendigkeit, lieber Doctor, ist eine mächtige Göttin. Ach, wir Dilettanten hätten vielleicht besser gethan, frühzeitig ein bischen Land- und Staatswirthschaft oder ein tüchtiges Gewerbe zu studiren. Dasselbe läßt sich von ganzen Völkern sagen. Was nutzt es, dem Schönen und Erhabenen nachzujagen, wenn man es nicht versteht, der Schönheit ein dauerhaftes Kleid, und der Erhabenheit Licht und Obdach zu verschaffen? Seien Sie aufrichtig. Ging es nicht Euren deutschen Himmelsstürmern drüben so, als ein Erdbeben ihnen die Schlüssel des Hauses in den Schooß warf? Bestand die Mehrheit nicht aus verwöhnten Träumern, poetisirenden Kannegießern, die den Gang der Ereignisse nach dem Effect beurtheilten, und mit einem Kopf voll hoher Plane für die Veredlung des Volkes, mit einem Herzen voll tiefem Gefühl für seine moralischen Leiden, keinen Begriff davon hatten, wie man's anfängt eine Armee zu gewinnen, eine Casse

zu mehren, die materiellen Interessen in den Bund der guten Sache zu drängen, mit der Zeit zu wirthschaften und die unabweisliche Noth des Augenblickes zu erkennen? An diesen hausbackenen Tugenden und Fähigkeiten gebrach es überall. Was haben die Genien des Schönen und Erhabenen dabei gewonnen?"

„Aber Mr. Frolick!" rief Keif, „ich erkenne Sie nicht mehr. Quäker Bright und Papa Brimley könnten nicht trostloser moralisiren. Meinen Sie wirklich, daß Deutschland an keiner andern Klippe Schiffbruch litt als an der Lectüre von Schiller und Göthe? oder daß England nur deßhalb auf einen grünen Zweig kam, weil Kunstsinn und Geschmack hier das Privilegium der Vornehmen und Reichen sind, und weil das Leben Ihrer Mittelklassen im plattesten Materialismus aufgeht?"

„Sie mißverstehen mich," entgegnete der Gentleman. „Jede Einseitigkeit ist traurig, aber wenn ich die Wahl habe, ziehe ich die britische Einseitigkeit der deutschen vor. Was unsern Materialismus betrifft, so ist dabei viel continentale Uebertreibung. England hat eine große Familie zu ernähren, und muß dabei den standesgemäßen Glanz und Staat einer alten Aristokratie und Krone aufrecht erhalten. Die Nation ist in den letzten zweihundert Jahren fruchtbar gewesen und hat sich über die Maßen gemehrt; unsere Insel dagegen ist weder größer noch viel fruchtbarer geworden; wir müssen den Ocean beherrschen um unser kleines Land zu schützen. Man

nehme uns unseren Reichthum und wir sind verloren. Aber man wird uns diesen Reichthum nimmer rauben, weil er in unserem prosaischen, materialistischen Charakter liegt — wie Sie es nennen; in schlichtes Englisch übersetzt, weil er in der unbezähmbaren Thatkraft und ruhigen Einsicht des Volkes besteht. Der Engländer sieht die nationale Nothwendigkeit eines eisernen, materiellen Fleißes ein, und die Hingebung an diese Nothwendigkeit ist ihm zur zweiten Natur, ja zur Leidenschaft geworden. Die Arbeit, lieber Freund, hat auch ihre bildende und veredelnde Seite. Ueberlegen Sie sich Ihre Worte genauer und Sie werden es kindisch finden, vom platten Materialismus einer Nation zu reden, deren Scharfsinn die Elemente unterjocht, und von den Geheimnissen der Natur täglich den Schleier einen Zoll weiter lüftet. Daß der Nützlichkeitstrieb alles Streben der heutigen Generation — zum Theil selbst die schöne Literatur beherrscht, wer leugnet dies? Aber die Stirne, die im Dienst des Nützlichen dient, frohnt, nicht ohne Bewußtsein, im Dienste der Menschheit. Unser Mittelklassen-Publicum, welches in seinen Theatergenüssen nicht so wählig wie das deutsche sein mag, wird von einer Menge anderer Schauspiele gefesselt und erhoben. Mischen Sie sich unter die festliche Menge, die der Taufe eines Riesendampfboots in Southampton, in Liverpool, in Glasgow oder Blackwall beiwohnt, und aus tausend begeisternden Augen werden Ihnen stolze

Gedanken entgegenleuchten, nicht bloß Nabob-Träume und Goldfracht-Speculationen, wie man bei Euch meint, sondern Zukunftsahnungen edlerer Art, Hoffnungen für den friedlichen Verkehr und Fortschritt aller Völker, Bilder aufkeimender Gesittung in verwilderten Weltgegenden, kurz Gedanken, deren sich kein Kunstphilosoph zu schämen brauchte. Gehen Sie in unser polytechnisches Institut ......"

In Drury Lane hatte sich der Nebel verzogen, wie das gegen Mitternacht in London gewöhnlich der Fall zu sein pflegt*); der Mond späht hinter dem Kirchthurm im nachbarlichen „Strand" herfür, und ein Policeman steht an jeder Gassenecke. Wo unsere Spaziergänger einbiegen, ist der Fahrweg verbarricadirt. In der Mitte hat sich um ein boxendes Amazonenpaar ein Ring von zerlumpten Jungen gebildet, die den besoffenen Grazien Hohn- und Hetzworte zurufen. Die Faustkämpferinnen fochten indessen mehr mit der Zunge als mit dem Arm, und gellten sich ein „bloody" über's andere mit heiserer Kehle in die Ohren. Ihr habt keine Courage, ihr Hundstöchter ihr, schreit ein kleiner Schlingel, indem er zwischen sie springt, daß der Koth alle Umstehenden bespritzt. Lachend und fluchend löst sich der Ring, und läuft einer Tragbahre nach, die von

*) Ein deutscher Astronom versicherte den Verfasser, daß die Londoner Nächte, ihrer Klarheit wegen, den Himmelsbeobachtungen im Durchschnitt günstiger als die Berliner seien.

zwei Policemen getragen, aus einem finstern Thorweg auftauchte. Auf der Bahre, mit Kopf und Füßen überhängend, liegt eine lange, schwindsüchtige Mädchengestalt mit aufgelöstem Haar. Sie wird nach der Polizeiwacht geschafft, denn, arme Seele! — ruft ein Weib, das, die brennende Thonpfeife im Mund, an einem Eckstein lehnte, mit irischem Accent und Pathos — der gesegnete Tropfen ist solch ein Fremdling in ihrem Magen; arme Poll! — glauben Sie mir Gintlemen! es ist nur der Hunger was sie berauscht hat, nur der Hunger, oh! —

Mitten durch das Gellen, und Stöhnen und Murmeln bringt von Weitem ein disharmonisches Concert zweier Leierkasten; einer dudelt im kläglichsten lendenlahmsten Tempo die Marseillaise, der andere die Melodie von there's a good time coming boys! Wait a little longer! — Ein paar Schritt weiter hat ein barfüßiger Bettelknabe im dicksten Schmutz des Fahrwegs Posten gefaßt, und singt mit bebender Fistelstimme eine schottische Ballade. Niemand achtet auf ihn, denn in der nächsten Seitengasse ziehen zwei fahrende Künstler das taumelnde Publicum an. Sie scheinen Brüder und arbeiten in Compagnie. Der Jüngere, ein winziges Bübchen mit altklugem Gesicht, gibt den Hörern pikante Räthsel und Wortspiele auf. Warum gleicht unsere allergnädigste Königin einem notorischen Taschendieb? schreit er im Schulmeisterton. — Während der Ueberlegungsfrist die

er dem Publicum gestattet, ahmt der ältere Bruder bald den Wachtelschlag, bald den Lerchentriller nach. Because she is often confined*) antwortet der Kleine rasch. Und wieder pfeift der Vogelsteller und hält den Hut hin, zuweilen einen Penny erhaschend, und so geht es fort.

„Und dies ist klassischer Boden, lieber Freund!" sagt Mr. Frolick. „Dem Alterthümler wenigstens, dem Verehrer des sogenannten lustigen Altengland muß dieses ganze Quartier heilig sein. Wenn ich die Augen schließe und — nebenbei bemerkt — mir Ohren und Nase verstopfe, seh' ich Nell Gwynn, die lustige Freundin Karls II., im Negligé und ihr Schooßlamm unter dem Arm, aus der Hausthür hüpfen; sie verschwindet durch das grüne Pförtchen in Lord Craven's Garten. Die Sonne vergoldet noch die Giebel der Landhäuser im „Strand" und spielt auf den Dachstubenfenstern Dryden's des Dichters, aber die Cavaliere kommen schon aus dem Theater, und Kynaston in der Damentracht, die er als Juliet auf der Bühne trug, fährt in Gesellschaft vornehmer Ladies auf's Land spazieren."

„Ein heiteres Bild!" bemerkt Reif. „Schließen Sie nur weiter Nase, Mund und Ohren, und fahren Sie fort! —"

„Ein andermal, lieber Reif! oder ich sende Ihnen

---

*) Confined: entbunden und eingesperrt.

morgen einige treue Chroniken aus jenen Tagen. Interessant werden Sie das Bild des damaligen Theaterlebens gewiß finden, aber im Ganzen doch mehr lehrreich als reizend. Sie denken vermuthlich nur an ein Zeitalter ohne Prüderie, aber die natürliche, gesunde Heiterkeit, die uns aus Shakespeare anweht, war längst verflogen. Die Restaurationszeit war frech, nicht heiter. Von den Hofsitten jener Periode haben Sie wohl eine dunkle Vorstellung. Daß die Cavaliere roh waren, damit ist wenig gesagt; die höheren Stände waren im siebzehnten Jahrhundert überall roh. Aber die unsrigen vereinigten barbarische Rohheit mit mehr als wälscher Verdorbenheit. Bunt genug sieht das Treiben der letzten Stuarts in der Erinnerung aus. Denken Sie sich nach Russel-street nebenan, und folgen sie im Geiste dem Schwarm der Cavaliere und Damen in langen Kräusellocken à la Vallière in's Schauspielhaus. Wie sie aus der Sänfte, aus dem Wagen oder vom Pferd steigen, ziehen sie die Maske über das weinerhitzte Gesicht — fast das ganze Publicum ist verlarvt. Die Sitte stammt noch aus der Puritanerzeit, wo man heimlich in's Theater schlich wie in ein Spielhaus. Der leichtsinnige zweite Karl, mit dem ewig düstern Zigeunergesicht, kommt eben noch zur rechten Zeit, um mit Mühe eine Rauferei zwischen dem Herzog von Buckingham und dem Schauspieler Killygrew zu schlichten; der Letztere hat dem Herzog die Klinge aus der Hand und die Scheide um's

Ohr geschlagen. Buckingham wird morgen ein paar Banditen besolden und den Schauspieler halb todt prügeln lassen — ein Schicksal, das selbst den armen Dryden traf. — Das Spiel beginnt, unterbrochen von dem Gebrüll besoffener Edelleute, die den Vordergrund der Bühne usurpirt haben, der Schauspielerin ein Bein stellen, den ersten Liebhaber in's Orchester stoßen oder anderen Unsinn treiben. — Freilich gehörten die Mimen jener Zeit nicht immer den respectablen Klassen an, wenn auch wieder nicht alle, wie Mr. Goodman, sich rühmen konnten, daß sie auf der Heerstraße manchem reisenden Pfäfflein die Börse oder das Leben abgefordert hatten. — Se. Majestät liebäugelt mittlerweile vor seinem getreuen Volke mit einer seiner zahlreichen Maitressen, und flüstert den Orangenmädchen Zoten mit so leiser Stimme zu, daß man sie auf der Bühne hören kann, der er den Rücken gekehrt hat. Das ist ein Stück des lustigen Altenglands — —"

Plötzlich erlöschen die Lichter in den Ginpalästen, die Leierkasten verstummen, das freche Geschrei wird zum heisern Gesumme, und das Menschengewühl verliert sich allmälig wie schmutziges Regenwasser, das bergab in die Gassenlöcher läuft. Die Masse ist bald todtenstill und einsam, nur eine hohe Gestalt kömmt mit langen, klanglosen Schritten aus einer Seitengasse heraufgestiegen. Sie wirft einen Blick nach rechts und links — kein Policeman zu sehen. Da schreitet sie rasch vor un-

sere beiden Freunde hin, und fixirt sie stumm mit verglasten Augen.

Es ist nicht der Geist der Mitternacht, es ist kein Gespenst, aber auch keine Gestalt von Fleisch und Blut; sie besteht nur aus Haut und Knochen. Und der volle Mondschein zeigt auf ihrem Arm einen Säugling, dem die knochige Hand ein hartes Sterbelager zu sein scheint. Einige Secunden starrt sie die beiden Spaziergänger an. Sie legen ihr rasch einige Silbermünzen in die Hand. Ohne Ueberraschung über die reiche Gabe, ohne Wort des Dankes entfernt das Weib sich langsamen Schrittes.

„Der heilige Sabbath ist angebrochen," sagt Keif, nachdem sie eine Zeit lang schweigend fortgegangen waren, „der puritanische Sabbath, an dem das Elend sich doppelt und dreifach verlassen fühlt."

„Lieber Freund," entgegnet Frolick, „vor fünf und zwanzig Jahren konnten Sie mit Gestalten wie jene dort Oxfordstreet pflastern. Heute muß man sie in einem Winkel von Drury Lane aufsuchen. Und der jetzige Puritanismus ist ein rosenfarbener, sanguinischer Weltmann gegen den der Rundköpfe; er ist nichts als eine natürliche Reaction gegen den ausschweifenden Cavaliergeist, den die finstere Kopfhängerei vor der Restauration erzeugte, und der sich bis in den Anfang dieses Jahrhunderts fortgepflanzt hat. Das englische Naturell muß ein Extrem durch das andere heilen. Entweder lustig und toll oder fein und prüde; Säufer oder Kaltwasser-

Enthusiasten; Raufbolde oder Friedensfasler. Ja, wenn das harmonische, maßvolle Wesen, wenn der Instinct für Formenschönheit uns angeboren wäre, dann wären wir auch nicht der zähe, schwerarbeitende, einseitig gewaltige John Bull, oder wir hätten Ihr deutsches Wahrwort widerlegt, daß die Bäume in keinem Boden unter dieser Sonne bis an den Himmel wachsen. — Gute Nacht, Doctor, und auf Wiedersehen!"

Dreizehntes Kapitel.

Sir John an Dr. Keif.

Hydevale-Cottage, 15. November.

Mein lieber Doctor!

Ich schicke Ihnen hiemit die Aushängeexemplare des II. Theils der „Wanderungen durch London" mit herzlichem Danke zurück, obwohl ich ganz gut weiß, Sie haben dieselben nicht in der Absicht für mich ausgeborgt, um mir ein Plaisir zu verschaffen, sondern damit ich noch vor Erscheinen des Buches mir ein wenig mein Portrait ansehe, und mir die vielen Stiche und Hiebe zu Gemüthe führe. Never mind — wir Engländer können schon ein wahres Wort vertragen, und wenn Sie mir versprechen, einige Ihrer deutschen Hartnäckigkeiten abzuschwören, mach' ich mich gerne verbindlich, nie wieder eines Franzosen Hinterbein grad raisonniren zu wollen. Das war — unter uns gesagt — am Ende doch die größte Lächerlichkeit, die unser Freund von mir aufgezeichnet hat. Alles Andere will ich vor Gott, der Königin und meinem Volke vertreten.

Was aber das vorliegende Buch unseres Freundes betrifft, das zu Weihnachten in der gebildetsten Stadt Deutschlands, wie er mir sagte, in Berlin erscheinen soll — — hören Sie, lieber Doctor, damit ist's auf meine Ehre eine schlimme Sache. Wie sollen sich die Deutschen um's Himmelswillen aus diesen magern zwei Bänden einen Begriff von London machen? Manches ist darin geschildert und manches ist mir aus der Seele gesprochen, aber wie viel fehlt? Gerade das mitunter, wo Ihr Deutschen von uns lernen solltet. Kein Wort von unseren Gallerien, die doch ohne Unparteilichkeit die ersten in der Welt sind! kein Wort vom British-Museum, von Bridgewater-Vernon und der Hamptoncourtgallerie! — Kein Wort von St. Pauls! keine Sylbe vom Kolosseum, von Madame Tussaud, von Barclay und Perkins! keine Erwähnung von unseren schönsten Straßen, von Regents- und Bondstreet, von Belgravia und Westbourne-Terrace! nichts von den Riesenconzerten in Exeter-Hall! nichts von unseren Märkten, von Coventgarden, von Billingsgate, von Hungerford? Den zoologischen Garten, den botanischen Garten, Kew, Richmond, Windsor, die Kunst, die Literatur, die Wohlthätigkeitsanstalten, kurz Alles, Alles wie vergessen! — — Lieber Doctor, sagen Sie selbst, wenn diese Dinge nicht ausführlich besprochen werden, wie soll dann ein Foreigner etwas von London lernen? Am Ende wird man in Berlin gar glauben, wir Engländer haben keine Gallerien, he,

he! und keine Spitäler he, he, he!! — Noch zehn solche Bände und der Stoff wär' noch immer nicht erschöpft. Nicht wahr, da stimmen Sie doch mit mir überein? Wo steckt da die deutsche Gründlichkeit? Ich kann mir's gar nicht erklären und muß mit Ihnen darüber reden, wenn Sie zu uns heraus kommen.

Hier auf dem Lande ist's gottvoll. Wo finden Sie noch so ein Grün und so eine milde Luft im November wie in meinem England? Ich gehe im Frack spazieren, und denk' mir: drüben über'm Wasser bei Euch liegt schon hoher Schnee und die Wölfe gehen im Kölner Dom aus und ein. Abends und Morgens ein wenig feucht — nun da sitzt man am Kamin und liest Zeitung. Comfortable ist man am Ende doch nur bei uns auf dem Lande. Kommen Sie und sehen Sie sich unser Cottage an; die Kinder erwarten Sie mit Sehnsucht, ich nicht minder. Ihr u. s. w.

P. S. Ich rathe Ihnen bei dieser feuchten Jahreszeit täglich des Morgens ein Gläschen Cognac zu trinken — es müssen noch einige Flaschen im Keller liegen — und jeden Abend eine von meinen Pillen zu nehmen — Sie finden eine Schachtel auf dem Kamin in meiner Arbeitsstube. — Seien Sie nicht wieder eigensinnig, Sie wissen gar nicht, wie gefährlich die jetzige Jahreszeit in England ist.

Dr. Keif an Sir John.

Guildford Str., 16. November.

Mein werther Sir!

Vor Sonntag wird es mir kaum möglich sein, Sie in Ihrer reizenden Landeinsamkeit heimzusuchen. Doch kann ich es nicht unterlassen, Ihnen schon heute über die von Ihnen so sehr beklagte Unvollständigkeit von unseres Freundes „Wanderungen durch London" die gewünschte Erklärung zu geben.

Ein derartiges, auf wenige Bände begrenztes Werk könnte wohl alles Bemerkenswerthe Ihrer großen Hauptstadt berühren, aber dann auch nur berühren; oder der Verfasser greift lieber einzelne Punkte heraus, bei denen er dann länger verweilen kann. Letzteren Plan hat offenbar unser gemeinschaftlicher Freund bei seinen Schilderungen aus London befolgt. Es mußten dadurch nothwendig viele Glanzpunkte Londons unberücksichtigt bleiben, und Sie haben als Engländer ein Recht darüber

Klage zu führen. Aber, mein werther Sir John, vergessen Sie gefälligst nicht, daß dadurch auch gewisse und gar viele englischen Ohren unliebsame Dinge unberührt geblieben sind. Manches ist darin geschildert, und manches ist mir aus der Seele gesprochen, aber wie viel fehlt? Gerade das mitunter, wo wir Deutsche uns an Euch, so Gott will, für alle Zeiten ein abschreckendes Beispiel nehmen wollen. Kein Wort von Euren rohen Hunds- und Rattenhetzen! Kein Wort von dem niedrigen Standpunkt Eurer Bildhauer- und Malerkunst! Keine Sylbe von Eurer musikalischen Barbarei, die doch ihresgleichen nicht auf der Welt hat! Keine Erwähnung von der massiven Prostitution, dem Schmutz, der Lüderlichkeit, Bestialität und moralischen Versunkenheit in den untern Themsequartieren und der Borough! Keine ausführlichen Schilderungen Eurer Ginpaläste und Matrosenkneipen! Eure drei ehrsame Facultäten: die Jurisprudenz, die so verworren ist, daß Tausende von Advocaten sie glorreich auszubeuten nöthig sind — Eure Medicin, der die Quacksalberei über den Kopf gewachsen ist — Eure verrottete, salbungsreiche, vom Mark des Landes dickgefütterte Hochkirche, die dem armen Manne jede Stunde unschuldiger, geistesbildender Erholung versagt — Eure beiden bigotten Landesuniversitäten, Oxford, Cambridge, die Bornirtheit Eurer höchsten Aristokratie und der Snobismus (weil dafür schon kein besseres deutsches Wort es gibt) Eurer gesammten Bourgeoisie — kurz

Alles, Alles wie vergessen! — Lieber Sir John, Sie haben Recht, noch zehn solche Bände und der Stoff wäre noch immer nicht erschöpft. Nicht wahr, da stimmen Sie doch mit mir überein? Unter uns gesagt — wenn unser Freund vielleicht einmal seine „Wanderungen" fortsetzt — — wer weiß, ob's Ihrem englischen Herzen besonders wohl thäte! —

Hier in London ist's fürchterlich. Wo finden Sie noch so einen Nebel und eine so pestilentialische Atmosphäre im November wie in Ihrem London? Daß im Kölner Dom die Wölfe im Winter aus- und eingehen, ist eine Anschauung Ihrer britischen Phantasie, und weil Sie vom Frack sprechen — — die Engländer marschiren auch durch den deutschen Winter im schwarzen Frack, aber sie sind schlau genug, darunter mehrere Lagen Flanell zu tragen. Haben Sie den Ihrigen denn über Bord geworfen? — — Daß Sie in Ihrem Landhause comfortable sind, daran zweifle ich nicht, dagegen habe ich nie gestritten. Ich komme nächsten Sonntag, mir die Herrlichkeit anzusehen. Viel Grüße an Sie und die Ladies des Hauses. Ihr u. s. w.

P. S. Ihren medicinischen Rath befolge ich seit heute Morgen, und will mich darnach halten, das heißt — theilweise. Den Cognac habe ich gefunden

und werde ihn pünktlich einnehmen. Ihre Pillen dagegen werden Sie unangetastet auf dem Kamin finden; ich brauche sie nicht; ich lese seit einigen Tagen wieder regelmäßig französische Zeitungen, die haben ganz dieselbe Wirkung, Sie dürfen mir's glauben. —

Druck von George Westermann in Braunschweig.

